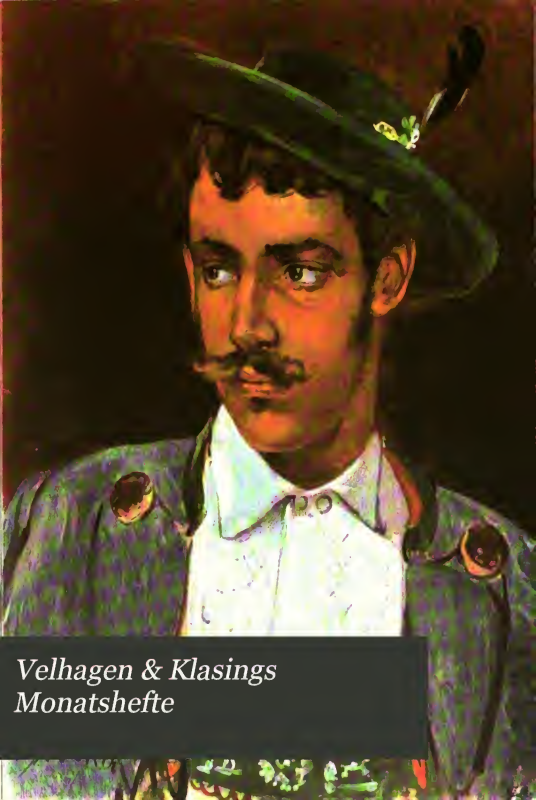

Velhagen & Klasings
Monatshefte





Schuhplattler aus Schliersee. Nach einer Ölstudie von Carl Böker.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 10, Juni 1896.

Misere.

Roman
von
H. von Kahlenberg.

Schlag ein Uhr mußte die Suppe auf dem Tische stehen im Hartensteinschen Hause. Der Oberstleutnant hielt mit striktester militärischer Pünktlichkeit darauf. Es war das eine Art „Dollpunkt" von ihm, auf den der ganze Haushalt eingedrillt war. Ein Verstoß gegen diese Generalregel war etwas Unerhörtes. Die ganze Maschine geriet ins Stocken.

Heute war es schon zehn Minuten nach eins, und noch immer stand die dampfende Suppe in der Terrine draußen auf dem Herde. In dem engen dunklen Gange, der von der Küche zum Eßzimmer führte, lief der Bursche ratlos auf und nieder, jeden Augenblick ein Klingelsignal erwartend. Um den gedeckten Tisch war schon die ganze Familie versammelt. Vater, Mutter und die älteste Tochter. Die jüngste fehlte noch.

„Das ist nun schon das zweite Mal in dieser Woche," schimpfte der Oberstleutnant, der wie ein gereizter Tiger, mit der Uhr in der Hand, vor dem Büffett auf- und abrannte. „Eine Liederlichkeit und Unverschämtheit sondergleichen von dem Frauenzimmer! Was hat sie jetzt noch da draußen rumzubummeln? Warum sputet sie sich nicht gefälligst, wenn sie weiß, daß ich warte? Lasse ich etwa auf mich warten? He?" . . . Er sprach mit der schnarrenden, überlauten Stimme, die den alten Militär kennzeichnet, jeden Satz einzeln herausschnappend mit einem kurzen Knurren hinterher wie ein alter bissiger Köter . . . „Zwölf Minuten nach eins! Wenn sie um Viertel nicht da ist, kann sie sehen, wo sie was zu essen bekommt. Soll ich etwa bis Mitternacht hier in dieser Hundekälte stehen und hungern, bis mein Fräulein Tochter geruht zu erscheinen?" . . . Er sah seine Frau streng und herausfordernd an, was für eine Entschuldigung sie wohl vorzubringen haben würde für das unverantwortliche Benehmen „ihrer" Tochter.

Frau von Hartenstein war ein kleines, schattenhaft dünnes Persönchen, so dünn, daß man es mit der Angst kriegen konnte, sie würde sich im nächsten Moment ganz in nichts auflösen. Das alte, dunkelgraue Kleid hing in schlotternden Falten um ihren Körper . . . es war nach gar keiner Mode gemacht, von oben bis unten gleich weit und in der Taille durch einen schwarzen Gürtel zusammengehalten wie ein Nonnengewand. Ihr Haar war vollständig ergraut, trotzdem sie erst eben die Mitte der Vierzig überschritten hatte. Auch die Hände und der Hals waren welk und eingeschrumpft wie bei einer Greisin. Die Augen, von einem matten verblichenen Blau, blickten fast erloschen aus ihren tiefeingesunkenen

Höhlungen. Man konnte nicht sagen, daß sie geradezu krank aussah, wenigstens nicht nach einer bestimmten, definierbaren Krankheit, auch nicht gerade als ob sie ein Herzeleid mit sich herumtrüge, aber irgendwie machte sie stets einen abgehetzten, verängstigten Eindruck. Ihre Hände befanden sich in fortwährender nervöser Thätigkeit, glättend oder zurechtzupfend. „Tilly steht so kurz vor dem Examen," versuchte sie jetzt die Abwesende zu entschuldigen. Sie entschuldigte immer. Es lag schon so in ihrer Stimme, die an den dünnen Klang eines alten Spinettchens gemahnte. „Vielleicht hat Fräulein Müller die Selektanerinnen noch zu irgend etwas Besonderem zurückbehalten nach der Klasse . . ." —

„Ach, papperlapapp! So 'ne Lehrerin wird den Teufel thun und sich noch länger mit den dummen Göhren hinstellen, als sie's gerade nötig hat. Pünktlichkeit muß sein in der Schule, wie beim Militär. Sonst geht alles drunter und drüber, und die ganze Geschichte ist keinen Schuß Pulver wert. Ich will dir sagen, was es ist — Lieschen, die Marjell hat mal wieder gebummelt, sich rumgetrieben, wie sie das so sehr liebt. Ich kann ja warten! Ich habe Zeit! Das gnädige Fräulein erscheinen, wann es Ihnen beliebt! Vielleicht geruht sie erst um vier Uhr, vielleicht kommt sie heute mal gar nicht nach Hause . . . Ist alles schon dagewesen, Lieschen. Natürlich, den Eltern wird dann was vorgeflunkert. Lügen können sie alle wie gedruckt . . . Wenn die Mädchen erst anfangen den ganzen Tag auf der Straße rumzuliegen . . ." Der Oberstleutnant hatte eine fürchterliche Phantasie, sobald er einmal lanciert war: „Du sollst sehen . . . erst scharwenzelt und nach den Leutnants geguckt, dann Brieschen geschrieben und sich Rendezvous gegeben, hinterher, wenn's zu spät ist . . ."

„Da kommt sie schon," sagte die älteste Tochter, die bis jetzt am Fenster gestanden und hinausgeguckt hatte, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Sie war auch klein und zierlich wie die Muter, der sie überhaupt ähnelte: ein zartes, angenehmes Gesichtchen, die Profillinie so fein und sauber geschnitten wie bei einer Gemme . . . schöngezeichnete graue Augen, aschblondes Haar mit überaus anmutigem, welligem Ansatz in der Stirne . . . In animierter Stimmung und vorteilhaft angezogen, konnte Gertrud Hartenstein gewiß reizend aussehen. Für gewöhnlich hatte das Gesicht etwas Unfrisches, Farbloses, das sie verblüht erscheinen ließ über ihre zweiundzwanzig Jahre hinaus. Die Hautfarbe war sehr blaß, fast grau — der Teint der Bleichsüchtigen — die Augen blickten glanzlos, und um die Mundwinkel lag ein gewisser, gespannter Zug, den man sonst oft bei späten Mädchen bemerkt . . . halb Resignation, halb Bitterkeit. Auch die ganze Haltung des Mädchens hatte etwas Schlaffes, Unjugendliches. Sie trug ein grünschottisches Kleid nach der Mode von vor zwei Jahren, mit verschlissenem Samtbesatz an Kragen und Ärmeln. Das viel zu weite Korsett markierte sich deutlich unter der Taille. Der Rock hing schlapp um die zu schmalen Hüften. Die Hände waren klein, zierlich geformt, aber rot und abgearbeitet wie die einer Magd und von Frostbeulen entstellt. Am vierten Finger der linken Hand trug sie einen Verlobungsring. Sie war Braut — seit drei Jahren schon — mit einem Referendar von Teuben verlobt . . .

Unten hörte man die Hausthüre zufallen, dann eilige Sätze die Treppe hinauf. Es war genau ein Viertel nach eins. Der Oberstleutnant grunzte und machte ein noch wütenderes Gesicht! Seine Frau warf ihm flehende Blicke zu. Dadurch reizte sie ihn immer erst recht. Seine Weiber sollten vor ihm zittern. Das war nötig von wegen der Disciplin. Gertrud klingelte.

Die Angekommene hatte sich im Entree rasch ihres Hutes und Mantels entledigt. Ganz außer Atem mit von der Luft purpurn geröteten Backen und blanken Augen trat sie ein, eine Brise frischer Schneeluft mit sich wehend. Ein blühendes, hübsches Mädchen von 17 Jahren, breitschulterig, vollbusig, mit sehr zierlicher Taille über runden Hüften. Durchaus keine Schönheit, diese Tilly Hartenstein: die Nase z. B. war entschieden zu kurz geraten, eine echte Stubsnase, und der große Mund mit den dicken, aufgeworfenen Lippen mußte sogar als häßlich verurteilt werden, vom klassischen Schönheitsstandpunkt . . . gab aber dem Gesicht einen gewissen sinnlichen Reiz, der noch gehoben wurde durch die

prachtvollen Zähne und die prächtige, frische Farbe der Backen. Köstliche Backen, weich und rundlich wie reife Äpfel, förmlich herausfordernd zum Küssen. Sie wußte auch, daß sie gefiel, und wollte auch gefallen ... es lag schon in den Augen drin, wie sie die Menschen anguckte. Dunkle, muntere Augen mit sehr langen Wimpern, unter deren Schutze sich dreister ein bißchen Feuerwerk riskieren ließ. Auch im Anzuge — einfach wie er war — verriet sich eine gewisse Koketterie. Die dunkelblaue Tricottaille saß wie angegossen, ohne ein einziges Fältchen. Die Stirnlöckchen waren sehr sorgfältig gekräuselt, das mittelste als accroche-coeur tiefer herausgezupft. In dem üppigen dunkelbraunen Toupet saß keck ein hellblaues Schmetterlingsschleifchen. Ein eben solches bildete hinten im Nacken den Abschluß des Amibändchens.

Sie fing sofort an, sich zu rechtfertigen, ohne erst den Sturm abzuwarten, mit einem kuriosen Gemisch von Unterwürfigkeit und beleidigter Unschuld nach ihrem erzürnten Vater hinäugend: „Herr Klärk zeigte uns noch an der Tafel was, etwas furchtbar Schweres — Quadratwurzel ausziehen. Martha Weber konnte es durchaus nicht kapieren. Das dauerte so ewig. Nachher rief mich Fräulein Müller noch: ich sollte die Extemporalien mitnehmen für Grete Koch und Anna. Ich mußte warten, bis sie fertig korrigiert hatte. Zuletzt war es eins, ich bin gerannt, was ich konnte. Es thut mir schrecklich leid, daß ihr gewartet habt, aber ich konnte wahrhaftig nichts dafür" ...

Das alles wurde mit größter Zungenfertigkeit heruntergehaspelt, ohne auch nur einmal Atem zu holen, während sie dabei angelegentlich an den Knöpfen ihrer Taille herumnestelte.

„So? ..." machte der Alte, die buschigen Brauen noch drohender zusammenziehend. „Hast dich doch nicht etwa auf der Eisbahn oder in Konditoreien rumgetrieben? Was, he?" ...

„O Papa!" schmollte das Mädchen, die dicken, roten Lippen aufwerfend.

„Na, morgen bist du um Punkt eins da. Schule oder nicht Schule. Sonst wird ohne dich angefangen, und du kannst in der Küche nachexerzieren. Verstanden? ... Jetzt marsch, an die Suppe!" ...

Der Bursche trug sie soeben auf, sehr vorsichtig wegen des angekitteten Henkels an der Terrine. Alle stellten sich an ihre Plätze und falteten die Hände. Tilly als Jüngste sprach das Tischgebet. Sie sagte es rasch in einem leierigen, geschäftsmäßigen Tone. Jeder sah einen Moment starr und ernsthaft vor sich nieder: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen."... Frau von Hartenstein schöpfte die Suppe aus, die übliche magere Fleischsuppe der nicht mit Glücksgütern gesegneten Familie. Der Vater bekam zuerst seinen vollen Teller und machte sich auch gleich geräuschvoll an das Auslöffeln. Es war nur noch ein sehr kleiner Rest Suppe in der Terrine, nachdem die beiden Mädchen auch jede ihren Teil erhalten hatten. Frau von Hartenstein aß immer merkwürdig wenig. Das erklärte vielleicht die Magerkeit.

Der Oberstleutnant war zuerst mit seiner Suppe fertig und schob den Teller zurück, die letzten Tropfen aus seinem triefenden Schnurrbart aufsaugend. Der Schnurrbart war schon etwas silberig, aber stark und wohlgepflegt mit langen Enden — sein Stolz, dem zuliebe er sich bis zu der ganz unerlaubten und unmännlichen Eitelkeit des Tragens einer Bartbinde verstieg. Auch sein Haar fing an, etwas spärlich zu werden. Sonst war er für seine 54 Jahre recht gut konserviert. Er sah mindestens um zehn Jahre jünger aus als seine Frau. Er hielt auch etwas auf sich. Zum Beispiel kam er stets in Uniform zu Tische. Er war nur mittelgroß, mehr Haut und Knochen wie Fleisch, aber zäh und kerngesund wie einer, der an Strapazen gewöhnt ist und immer mäßig gelebt hat. Das Gesicht war braun gebrannt und verwettert. Die Haut von unzähligen, feinen, rötlichen Äderchen durchzogen, unter denen die großen, blauen Schlagadern an Stirn und Schläfen dick hervortraten. Die Augen etwas verquollen und stechend über scharf gebogener Adlernase. Das Kinn eckig, gedunsen vom beständigen Tragen des steifen Uniformkragens. Auch in Civil hätte man ihm auf den ersten Blick den Offizier angesehen — den Offizier und den Edelmann. Es war Rasse in dem kleinen, mageren Kerl mit dem Raubvogelgesicht ... gute, altpreußische Herrenrasse.

Die Hartensteins stammten ursprünglich aus Ostpreußen, da waren sie auch ansässig gewesen vor Zeiten. Aber der Grundbesitz der Familie war schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stark zusammengeschmolzen und in den Notjahren 1806 bis 1813 vollends überlastet worden. Der preußische Adel hat nie gekargt mit seinem Blut und Gütern, wo es das Vaterland galt. Der Ruin vieler alter Familien schreibt sich aus der Zeit. Auch der Großvater des Oberstleutnants konnte aus dem schließlichen Zusammenbruch seines Stammgutes nichts retten als die blanke Ehre des alten Namens und seinen guten Degen von Leipzig und Waterloo. Seitdem waren die Hartensteins preußische Soldaten, die Väter und die Söhne. Aus einem altangesessenen Geschlecht war wieder einmal eine Janitscharenfamilie geworden, Söldlinge, Heimatlose im Norden und Süden! . . . Der Oberstleutnant wußte kaum, wo er geboren war . . . irgendwo in einem oberschlesischen Neste, wo seine Mutter zwischen vier kahlen Wänden niedergekommen war, während sein Vater schon wieder am Rhein Dienst that beim Regiment. Mit zehn Jahren war er ins Kadettencorps gekommen, mit siebzehn Jahren als Fähnrich eingetreten und seitdem in der Welt umhergeworfen worden. Von Bartenstein nach Wesel, von Kosel nach Königsberg, aus dem polackischen Grenznest ins Barackenlager im Reichsland. Dazwischen die beiden Feldzüge 1866 und 1870. Er war mit Leib und Seele Soldat, eine echte Landsknechtnatur vom alten Schlage. Viel gelernt hatte er nicht. Interessen, außer für Dienst- und Armeeangelegenheiten, gar keine. Wie's sein Vater mit ihm, so hatte er's mit seinen Jungen auch gemacht. Sie waren beide Kadetten gewesen, Potsdamer, dann Lichterfelder. Der Älteste stand bei einem Infanterieregiment in der Mark. Er hatte mit glänzendem Erfolge die Kriegsakademie durchgemacht und war seit Jahresfrist zum Großen Generalstabe in Berlin kommandiert. Das war der Renommiersohn, der Stolz des Vaters. Der Jüngere hatte ihm viel Sorge gemacht. Er war verschiedentlich sitzen geblieben in den Klassen und jetzt erst mit 21 Jahren so weit, wie der andere mit 17 gewesen, daß er zur Offizierwahl stand in seinem Regiment . . . einem neuformierten Linienregiment mit sehr hoher Nummer unten im Reichslande. Die Mutter hätte ihn gern näher gehabt, er war eigentlich ihr Liebling . . . und man könnte doch versuchen, Konnexionen dafür in Bewegung zu setzen. Der Oberstleutnant hatte davon nichts wissen wollen: ein Soldat gehört dem Könige. Wo Seine Majestät ihn gebrauchen kann, da geht er hin und damit basta! . . .

Man schrieb den 22. Dezember. Beide Söhne wurden wie alljährlich auf Weihnachtsurlaub zu Hause erwartet; Hans noch zum letztenmale von der Kriegsschule in Hannover aus. Von Viktor war mit gewohnter Pünktlichkeit Nachricht eingetroffen, daß er am 24. nachmittags ankommen werde. Der Fähnrich hatte nichts wieder von sich hören lassen seit der Postkarte, die kurz sein bestandenes Examen nach Hause meldete. Dieser höchlich zu mißbilligende Umstand fiel dem Oberstleutnant wieder ein, während er sich sein Bier eingoß. Er bekam jeden Mittag sein Fläschchen Bier, die Frauen begnügten sich mit Wasser. „Es ist doch eine unerhörte Rücksichtslosigkeit von dem Bengel, daß er noch immer nicht schreibt!“ . . .

Frau von Hartenstein hatte sich auch schon über das rätselhafte Ausbleiben von Nachricht geängstigt. Dennoch versuchte sie zu besänftigen, ihrer Rolle gemäß: „Es kommt sicher heut nachmittag noch ein Brief, Gustav. Er hat doch noch nie vergessen sich anzumelden. Womöglich ist auch eine Karte verloren gegangen“ . . .

„Kommt nicht vor unter Stephan, Lieschen. Seine verdammte Liederlichkeit und Faulheit ist's. Er hat's einfach verlottert! Zulage schicken und Rechnungen bezahlen, dazu ist der Alte gut. Dann ist er da, dann denkt man schon an ihn. Wollte doch mal sehen, was er für ein Gesicht schnitte, wenn ich ihn mal vergäße am Ersten! . . . hab' sowieso noch ein ordentliches Hühnchen mit dem Mosjöh zu rupfen wegen der Stiefelrechnung, die mir der Kerl . . . der kaiserlich königliche Hofschuster, oder wie er sich tituliert, da von Berlin aus über den Hals schickt. Ich werd' den Teufel thun, dem Jungen seine Stiefel zahlen. Ich brauch' selbst Stiefel! Wozu hat er denn seine Zulage? Er hat ja mehr wie ich . . . Na, ich hätte meinem Alten

mal so kommen sollen mit unbezahlten Rechnungen. Da waren wir doch anders. Donnerwetter ja! Totgeschossen hätten wir uns, verhungert wären wir, eh' wir auch nur einen Pfennig von ihm genommen hätten. ‚Jungens,‘ sagte er damals, als das Malheur passiert war, ‚so und so steht's. Der Zandt ist nach Amerika durchgegangen, hat sich als ein Hundsfott erwiesen, aber ich habe für ihn gut gesagt, und was ich gethan habe, hab' ich gethan. Zehntausend Thaler bleiben uns von der seligen Mutter, das ist euer Geld so gut wie meins. Entweder ich werd' ein Hundsfott, oder wir hungern!‘ . . . ‚Wir hungern,‘ sagten wir alle vier und durchgehungert haben wir uns — das weiß Gott! — War aber doch ein ganzer Kerl — der Alte, und ein Gentleman. Wie der Fritz gefallen war bei Königgrätz . . . er hatte Schulden, der Fritz, ein paar hundert Thaler . . . die reine Lumperei, aber für ihn war's keine. Der König wollt' sie bezahlen. Der Alte hat's nicht angenommen. ‚Das war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß er sich totschießen ließ, Majestät. Ein Hartenstein läßt sich sein Blut nicht bezahlen.‘ Wenn der uns anblitzte . . . dann fuhr's uns durch alle Knochen. Stramm gestanden hab' ich vor ihm als alter Hauptmann noch! . . . Die Sorte stirbt aus in der Welt. 's ist kein Zug und kein Muck mehr drin heutzutage!“ . . . Der Oberstleutnant wurde immer warm, wenn er von seinem Vater sprach. Der strenge schroffe Mann, von dem sie mehr Hiebe als sonst was bekommen hatten, war das Ideal aller seiner Kinder, dessen sie auch noch in späteren Jahren stets mit größter Pietät, fast mit Zärtlichkeit gedachten. Frau von Hartenstein hatte gezittert vor ihrem schrecklichen Schwiegervater. Er war zuletzt Oberst eines Hu-

Aus unserer Studienmappe:



Genie. Handzeichnung von François Boucher im Dresdener Museum.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

sarenregiments gewesen und nun schon lange Jahre tot.

Der Bursche trug die Gerichte auf: gewärmten Schmorbraten vom Tage vorher, Rotkohl und Kartoffeln. Der Oberstleutnant nahm sich zuerst, langsam die besten Stücke herausstochernd und die Sauce abschöpfend. Das war sein gutes Recht als Mann und Vater, das keinem einfiel zu kritisieren. Frau von Hartenstein schielte ängstlich zu ihm hinüber, während er den ersten Bissen zerkaute. Sie zitterte immer, daß er etwas auszusetzen fände an den Speisen — aber er sagte nichts. Gott sei Dank! — Keiner sprach während der Mahlzeit. Alle waren hungrig. Man hörte nur das Geklapper der Gabeln und das Geräusch der arbeitenden Kiefern. —

Draußen klingelte es. Das war etwas Ungewöhnliches um diese Stunde. Die ganze Familie geriet in eine gewisse Aufregung.

„Können sie einen nicht mal seine paar elenden Bissen ungestört runterwürgen lassen," brummte der Oberstleutnant. „Sicher wieder so eine verdammte Bettelei. Ich schmeiße den Kerl mit seiner Liste die Treppe hinunter . . ." Er hätte ohne weiteres einem bedürftigen Kameraden hundert Thaler geborgt, aber mit seinen Groschen war er ein Harpax. Man mußte die raffiniertesten Kunststücke anwenden, um ihm eine Briefmarke zu entlocken, und Bettler waren seine spezielle Antipathie . . .

Diesmal war es doch keiner, der Bursche kam mit einem Telegramm zurück, dessen Adresse er augenscheinlich nicht recht entziffern konnte, wenigstens zögerte er es abzugeben — bis es der Alte ihm mit einem fürchterlichen: „Zum Donnerwetter noch mal, so geben Sie doch her, Kerl!" aus der Hand riß. Der Mensch stotterte etwas von „die gnädige Frau" und sah hilflos zu ihr hinüber . . .

Eine Depesche war ein Ereignis in der Familie. Frau von Hartenstein fing sofort an zu zittern: „Wenn nur kein Unglück passiert ist." Sie dachte bei allem immer gleich an ein Unglück . . . an Hans.

„Vielleicht haben wir etwas geerbt," bemerkte Tilly hoffnungsvoll. Es existierte kein Mensch, von dem sie möglicherweise was hätten erben können, aber Tilly hoffte immer auf einen Glücksfall.

„Von Hans" warf der Alte stirnrunzelnd hin. Er sah nicht mehr so recht ohne Brille . . . aber plötzlich fuhr der gelbe Zettel auf den Tisch und seine geballte Faust darauf nieder, daß sämtliche Gläser und Teller aneinander klirrten. Frau von Hartenstein stieß einen Jammerlaut aus, nach dem rollenden Deckel der Kartoffelschüssel haschend. Die Mädchen blickten mit verstörten Augen auf den Vater, dessen Gesicht kirschrot angeschwollen war, während die blauen Adern wie Stricke hervortraten. „Schockschwerenot noch mal! Ist der Lümmel verrückt geworden oder wo sticht ihn der Haber, daß er sich sowas untersteht: ‚Schicke sofort per Draht fünfzig Mark. Komme am 24 sten' . . . Da" — er schleuderte ihr das Blatt über den Tisch hin zu. „Den Teufel werde ich ihm thun! Kann er von den vierzig Mark, die ich mir hier vom Munde abknapse, die lumpige Fahrt von Hannover nicht selbst bezahlen . . . Gut! dann reist er eben nicht auf Urlaub, dann bleibt er, wo er ist, auf der Straße meinetwegen. Fünfzig Mark! höchstens zehne kostet's ihm auf Militärbillet. Aber der Herr Fähnrich werden wol erster Klasse fahren. Er hat's ja dazu . . . Wie kann man überhaupt Geld telegraphieren? Ich hab' mein Lebtag keine fünfzig Mark telegraphiert bekommen. Wird wol auch so eine verfluchte neumodische Erfindung unter den Lümmels sein, um ihren Alten das Geld noch rascher aus der Nase zu ziehen. Na, wenn er Geld hat zum Telegraphieren, ich habe keins! Das fehlte noch, daß ich mir hier das Hemd vom Leibe ziehe und den gehorsamen Diener mache, wenn es meinem Herrn Sohn beliebt, vor seinen grünen Jungens da auf der Kriegsschule den Grandseigneur zu spielen . . ."

Die Mutter hatte das ominöse Telegramm aufgenommen und ahnungsvoll sofort nach der Adresse gesucht. „Frau von Hartenstein C . . . . ." nur daß das „Frau" etwas undeutlich geschrieben war mit einem langen lateinischen F, ohne Haken über dem u . . . Handschriften entziffern war nicht Augusts starke Seite . . . er machte immer Dummheiten. Auch die Mädchen hatten die Sachlage natürlich sofort durchschaut. Tilly trat Gertrud unter dem Tische auf den Fuß . . . dann sahen sie beide die Mutter an. Aber alle drei muckften

nicht. Frauen haben erstaunlich viel Corpsgeist in solch kleinen Dingen, wenn es gegen den gemeinsamen Feind geht.

Irgend etwas mußte Frau von Hartenstein doch sagen, schon damit er nicht Verdacht schöpfte, und weil er es von ihr erwartete: „Man kann doch noch nicht wissen, lieber Gustav, sicher ist etwas ganz Besonderes passiert . . .“

Nun fuhr er auf sie los: „Natürlich du nimmst ihn in Schutz, hast ihm ja immer das Wort geredet, wenn er mit den miserabelsten Zeugnissen vom Corps nach Hause kam. Viel zu wenig Prügel hat der Junge bekommen, darum kitzelt ihn jetzt der Übermut. Fünfzig Mark! Als ob ich fünfzig Mark auf der Straße fände! Wahrscheinlich hat er Schulden und sitzt fest . . . Natürlich hat er den ganzen Buckel voll — gesoffen — Hazard gespielt — sich rumgetrieben . . . Ich kenne das . . . Womöglich will er auch damit auskneifen wie dem Schmittow seiner — über die Grenze gehen. Das fehlte noch, ein Deserteur in der Familie! . . .“ Seine Einbildungskraft war wieder mal auf einem Höhepunkt angelangt. Er hielt erschöpft inne . . .

Sie riskierte es die Pause zu benutzen, nicht gerade mit Glück: „Die Kriegsschule ist immer so teuer, Gustav. Sie brauchen alle mehr als nachher beim Regiment.“

„Das sind ja alles faule Redensarten, teuer für den, der sich's teuer macht. Ich kann auch in Hinter-Posemuckel mein Geld verplempern, wenn ich's darauf ablege und 's zum Fenster rausschmeiße. Darauf kommt's gar nicht an. Ein preußischer Offizier kann mit gar nichts existieren — überall — mit gar nichts — sag' ich! Und wenn er mal nichts zu essen hat . . . Gut, dann hungert er eben. Hungern ist keine Schande. Ich hab' mich auch mit fünf Thalern monatlich durchgeschlagen und des Abends mein trocknes Brot mit Käse gegessen und mich keinen Deut schlechter gedünkt als andere, die ihre tausend Thaler hatten und alle Tage Champagner tranken . . . Und ich hab' welche gekannt, die noch weniger hatten, die sich hungrig zu Bett legten, und 's sind Generäle und tüchtige Kerls draus geworden. Aber natürlich dazu gehört Schneid, wirklicher Schneid . . . Zum Schuldenmachen und Renommieren gehört gar nichts . . .“

„Zu unseren Zeiten war alles billiger!“ wagte sie einzuwerfen.

„Ach was — billiger! Anspruchsloser waren wir, tranken unseren sauren Mosel und Weißbier, wo sie jetzt Sekt saufen müssen, und machten uns nicht zu Narren vor den Leuten mit albernen Modefatzkereien . . . Sieh den Viktor an, der ist doch auch einer von der neuen Generation und immer patent, immer Gentleman. Hat der noch einen Pfennig von Hause genommen, seit er beim Generalstab ist, in dem teuren Berlin? Zurückgeschickt hat er mir die Zulage gleich im ersten Monat. Das ist eben einer, der weiß, was er will . . . der die Courage hat zu sagen: Ich mache nicht mit. Ein Windhund, ein erbärmlicher Waschlappen ist der andere, hat ja sein Lebtag nichts gethan als gefaulenzt und sich auf den Baron gespielt . . . Mich wundert nur, daß sie ihn nicht längst schon rausgeschmissen haben, wird aber wohl auch noch kommen. Paß nur auf! Na, ich rühre keinen Finger für ihn“ . . .

„Papachen!“

Gertrud hatte ihm bittend die Hand auf den Arm gelegt, er schüttelte sie unsanft ab: „Und wenn ihr alle vor mir auf den Knieen rumrutschtet, das Geld kriegt er nicht. Keinen roten Heller davon. Kann ja probieren, ob ihn die Bahn umsonst mitnimmt auf sein hübsches Gesicht. Ich will ihn gar nicht sehen. Mir ist die ganze Festfreude gründlich versalzen, jetzt schon . . .“ Er ballte seine Serviette in einen unförmlichen Knäuel zusammen und stieß den Stuhl unter den Tisch: „Wenn ihr noch essen könnt, ich habe den Appetit verloren.“

Die Thür schlug krachend hinter ihm zu. Tilly machte zuerst ihren Gefühlen Luft. Sie war an häusliche Stürme gewöhnt. Man duckte sich, solange es dauerte, und schüttelte sich hinterher: „Nee, daß aber auch gerade Papa die Depesche in die Finger geraten mußte! Es war zu dumm von Hans! Jetzt kann er sehen, wie er sich wieder aus der Patsche zieht . . . der Unglücksrabe. Ich bin nur froh, daß ich's nicht bin. Papa ist schöne wütend . . .“

„Dazu hat er auch ein Recht,“ sagte Gertrud aufrichtig entrüstet. „Ich finde die Zumutung sehr stark, nach allem was die

Eltern für ihn thun. Es ist einfach gemein von ihm ..."

„Ach Gott! Er hat sich doch gar nichts dabei gedacht," jammerte Frau von Hartenstein! „Ich kenne doch den Jungen! Er ist so unpraktisch und überlegt sich nicht vorher. Wahrscheinlich bildet er sich ein, er müßte so viel haben zur Reise. Wenn er mir doch nur vorher geschrieben hätte, daß er Geld nötig hat."

„Schick's ihm doch heimlich!" schlug Tilly vor. Sie hatte sich gemächlich den Rest Bier aus der Flasche des Vaters eingegossen und leerte jetzt das Glas in einem Zuge: „Er kann ja sagen, zur Reise hätte er noch genug gehabt. Er hätte nur die Zulage für Januar schon haben wollen auf alle Fälle ..."

„Pfui, Tilly!" rief Gertrud empört.

Frau von Hartenstein schien den Vorschlag ihrer Jüngsten gar nicht so empörend zu finden: „Er hat das Geld sicher dringend nötig und verläßt sich nun auf mich! Es ist doch immer noch besser, daß er zu mir kommt damit, als wenn er sich's von einem Juden borgte und Schulden machte. Fünfzig Mark sind doch auch schließlich noch keine so große Sache für einen jungen Menschen, der noch gar keine Erfahrung hat, wie er sich einrichten muß. Natürlich, Hans ist nicht Viktor!" Sie sagte das mit einer gewissen Empfindlichkeit; das beständige Herausstreichen ihres ältesten Sohnes auf Kosten des jüngsten reizte sie.

„Ach Viktor! der ist ja überhaupt gar kein Mensch!" rief Tilly wegwerfend.

„Weil er arm ist und keine Mittel dazu hat," sagte Gertrud sehr scharf. Sie konnte scharf sein, dies kleine Geschöpf mit den resignierten Augen. „Er macht sich vielleicht gerade so viel wie Hans aus Luxus und feinen Sachen, gerade er, der so stolz und eigen ist in allem! Aber weil er sich's nicht bezahlen kann, ist er eben ehrenhaft und charaktervoll genug, sich alles zu versagen."

„Ja, er kann das eben. Er ist so angelegt. Er saß als Junge ja schon immer über den Büchern und hatte nie Sinn für was andres ... aber Hans mit seiner liebenswürdigen geselligen Natur und seinem Äußeren. Der arme Junge muß sich doch so wie so schon genug versagen in der großen Stadt unter all den anderen, die mehr haben ... Er ist doch auch bis jetzt immer ausgekommen. Noch zu meinem Geburtstag schickte er die schönen Rosen ... Er denkt immer an mich, mein armer treuer Junge." Sie konnte nicht weitersprechen vor überhandnehmender Bewegung.

Tilly, sofort mitgerührt, umarmte sie stürmisch ... „Nicht wahr, Muttchen, wir schicken ihm das Geld? Ich gehe gleich damit zur Post ... noch eh die Schule anfängt. Papa merkt gar nichts davon ..."

Gertrud sagte kein Wort. Frau von Hartenstein sah sie hilfesuchend an: „Zwanzig Mark, was meinst du, Trudchen? Zwanzig Mark könnte man ihm doch schicken ..."

Das Mädchen preßte die Lippen zusammen: „Thut, was ihr wollt."

„Pfui! Wie geizig und eklig von dir!" rief Tilly. „Wenn's Viktor wäre, gäbst du's sicher ..."

„Weil ich wüßte, daß es dann nicht weggeschmissen wäre," sagte sie herb. Im nächsten Moment bereute sie ihre Heftigkeit.

Frau von Hartensteins Backenknochen hatten sich mit fliegender Röte überzogen. „O Gertrud! Wie hart du bist ... wie ungerecht ... Wenn dein Bruder dafür nach Hause kommt ... Es ist das letzte mal, daß er auf Militärbillet reisen kann ... Nachher können Jahre vergehen ... und vielleicht sehe ich ihn überhaupt nie wieder ... vielleicht ... ist es der letzte Weihnachten ..." Sie brach in Thränen aus ...

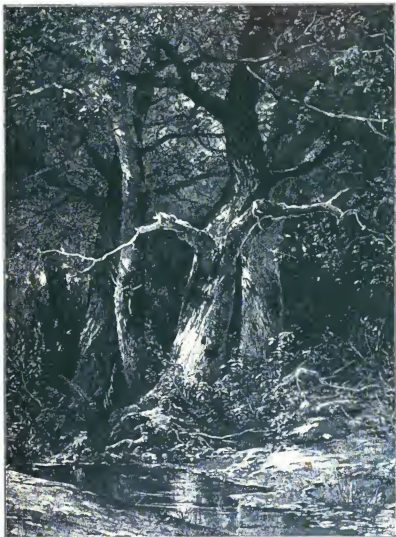
„Geizkragen," schimpfte Tilly wütend. „Es ist nur, weil du Hans nun mal nicht leiden kannst" ...

Gertrud beachtete sie gar nicht. Aber das wehe, krampfartige Schluchzen der Mutter schnitt ihr ins Herz. Sie kam sich jetzt selbst hart vor. „Laß ihn kommen, Muttchen! Ich will auch noch zehn Mark geben von meinem ... aber sagt's Papa. Er ist nie so schlimm, wie er redet ... wenn der erste Ärger verraucht ist ..."

„Ach natürlich! Papa wird schon wieder gut sein, wenn Hans nur erst da ist," tröstete Tilly leichtsinnig. „Gib du mir das Geld, Muttchen. Auf der Post sagen sie mir schon, wie man's macht mit dem Telegraphieren. Ich gehe jetzt rauf und ziehe mich schnell an ..."

Als sie ein paar Minuten später zum

Aus unserer Studienmappe:



Waldlandschaft. Nach einer Zeichnung von Ludwig Willroider.

Ausgehen fertig die Treppe herunterkam, fand sie die Mutter schon im Korridor wartend. Sie steckte ihr selbst das Geld ins Portemonnaie. „Verlier's auch ja nicht, Kind." Es war doch ein Fünfzigmarkschein. Tilly lächelte verständnisinnig . . . „er braucht es sicher notwendig und kommt sonst in Verlegenheit. Papa ist so streng mit ihm — und — und Gertrud braucht's nicht zu wissen . . . vorläufig . . ."

„I wo!" Das Mädchen nickte ihr lachend zu und sprang die Treppe hinunter.

— — — — — — — — — — — — — —

Die ganze Familie war am Bahnhof, um die Jungens abzuholen. Sie kamen mit demselben Zuge von Berlin, stiegen aber aus verschiedenen Coupés aus. Hans behauptete, Viktor nicht gesehen zu haben bei der Abfahrt. Wahrscheinlich hatte er es vorgezogen, mit zwei Kriegsschulkameraden zu fahren, die auch in C . . . . zu Hause waren. Es bestand nicht allzu viel Sympathie zwischen den Brüdern. Überdies fuhr Viktor zweiter Klasse. Es war ein Grundsatz von ihm, daß ein Offizier seinem Stande nichts vergeben dürfe.

Der Oberstleutnant begrüßte den Fähnrich, der in militärischer Haltung vor ihm stand, sehr kurz: „Na — doch hergefunden? Ein andermal geht das nicht so. Wird wohl wieder irgend ein Unterrock dahinterstecken. Ich habe kein Geld für leichtsinnige Verschwender und Modegecken . . ." Das letzte galt dem gutsitzenden, seinen Tuchpaletot, den der Fähnrich trug statt des ihm noch zustehenden, gelieferten Kommißmantels: „Jetzt geh nur zur Mutter. Sie hat sich genug um dich gesorgt . . ."

Sie hing sich sofort glückstrahlend an den Arm ihres Lieblings. Sie war nur mitgekommen, um den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn abzuschwächen, und zitterte nun, daß Rieke zu Hause die Kräpfel zu braun werden und den Kaffee kochen ließe.

Der Oberstleutnant ging mit Viktor und Gertrud voraus.

Sie glichen sich sehr wenig, diese beiden Brüder und Söhne einer Mutter. Es würde schwer gewesen sein, auch nur die geringste Familienähnlichkeit zwischen ihnen herauszufinden. Hans galt als die beauté des Hauses, und in der That mußte er schon dem oberflächlichsten Beobachter auffallen als ein ganz besonders von der Natur begünstigtes Exemplar der Gattung Mensch. Er war nur mittelgroß, aber wunderbar proportioniert bis ins kleinste Detail — mit jener beinahe weiblichen Weichheit und Grazie der Formen, die die griechischen Bildhauer ihren Götterstatuen zu verleihen wußten. Zu dem schönen Körper paßte der Kopf: ein griechisches Profil in wie aus Marmor gemeißelter Reinheit — große, mandelförmig geschnittene Augen mit schweren Lidern, rote volle Lippen, um die ein krauses Bärtchen üppig sproßte, dichtes blondes Haar, das sich trotz vorschriftsmäßiger Kürze und Scheitelung immer wieder ringelte über der Stirn. Ein vom Sockel gestiegener Antinous, den die steife, dunkele Uniform mit den unnatürlich breiten Schultern und geraden Knopfreihen in seltsam grotesker Weise entstellte. Jeder Künstler wäre über diese barbarische Karikatur eines Meisterwerkes der Natur in heiligen Zorn geraten. Sogar dem Oberstleutnant kam es manchmal vor, als wenn sein Jüngster so recht nicht in die Uniform hineinpaßte. Natürlich suchte er den Fehler in ihm, beileibe nicht in des Königs Rock: „Der Junge hat keine Haltung, keinen militärischen Schick . . .! Weiß der Teufel und ist doch gutes, altes Soldatenblut in ihm . . .!"

Viktor war ganz und gar ein Hartenstein, mehr noch dem Großvater ähnlich als dem Vater, der kleiner und beweglicher war von seiner polnischen Mutter, einer geborenen von Slowinska her. Derselbe hagere, aristokratische Typus, eine gewisse Soigniertheit und Farblosigkeit in der ganzen Erscheinung, langgliedrige, etwas steife Figur, vom künstlerischen Standpunkte vielleicht ebensowenig schön als etwa ein trainiertes englisches Rennpferd, aber denselben Eindruck von guter Rasse und Eleganz hervorrufend. Trotz seiner 27 Jahre ging er etwas nach vorne gebeugt, sein Gesicht war fahl, eher gelb wie braun. So ein Gesicht, das mit 24 gerade so aussieht wie mit 50 Jahren. Er sprach wenig und schien übermüdet.

Gertrud hatte sich an seinen Arm gehängt. „Du hast gewiß wieder zu viel gearbeitet, Viktor!" sagte sie, ihn besorgt betrachtend.

„Wenn man heutzutage vorwärts kommen will und nicht als Kronprinz geboren ist, kann man nicht faulenzen.

chen. Wenn ich Brigadekommandeur bin, kann ich mich ja ausruhen."

„Wie ist's denn mit deinen Aussichten für den Generalstab? Behalten sie dich?" ...

Er zuckte mit den Achseln. „Man muß auf alles gefaßt sein und das Seine thun."

„Aber du denkst doch sicher?" ...

Er schnitt ihr die Frage ab. „Was hilft das Denken! Ich arbeite, Schwesterchen." Er war immer sehr zugeknöpft über seine Projekte und liebte es nicht, „ausgequetscht" zu werden. Sie gingen eine Weile nebeneinander. Der Weg nach der Hartensteinschen Wohnung führte an dem sogenannten „alten Schloß" vorüber, der früheren Residenz eines hohenzollernschen Markgrafen. Jetzt diente es der Festung als Kommandantur. Im ersten Stock hatte der Generalleutnant Graf Wertheim seine Dienstwohnung. Viktors Blick streifte die lange, hohe Fensterreihe, auf der blendend die Abendsonne lag. Es war niemand am Fenster. Gertrud war seinem Blicke gefolgt.

„Sie geben einen Ball am 27., zu dem wir mitgeladen sind. Du gehst doch natürlich, Viktor?" ...

Die Sache schien ihn sehr zu verstimmen: „Ich bin todmüde. Die paar Tage, die man zu Hause ist, möchte man sich ausruhen ... schlafen. Überdies habe ich Arbeiten mit, alle Hände voll zu thun. Solche Tanzereien sind mir ein Greuel! Warum hast du nicht gleich für mich abgesagt?"

„Stephanie war selbst bei uns. Ich glaube, Graf Wertheim nähme es sehr übel. Wir sind doch so intim und gerade du, Viktor" ... Sie wagte nicht mehr zu sagen, weil er die Stirn runzelte. „Es würde sehr auffällig sein" ...

Darauf antwortete er nichts. Auf einmal, als sie schon weit weg war mit ihren Gedanken, fragte er: „Ist sie noch nicht verlobt? ... Stephanie, — die Comtesse — ich hörte so etwas in Berlin." ...

„Sie will nicht. Sie hat schon einige sehr acceptable Partieen abgelehnt, und ich glaube nicht, daß sie jetzt daran denkt. Der Graf ist ganz unglücklich darüber. Es scheint ihm viel daran zu liegen, daß sie sich reich verheiratet. Sie sollen sehr derangiert sein. Es wird hier so allerlei erzählt. Glaubst du, daß was Wahres dran ist?" ...

„Ich glaube es, leider! Der Graf war immer ein schlechter Geldwirt, und Curt treibt es toll genug in Potsdam. Ich würde mich nicht wundern, wenn's bald mal einen Krach gäbe" ...

„Gott! das wäre schrecklich für Steffi, sie paßt gar nicht in kleine Verhältnisse hinein — — gerade sie!" ...

Sie sprachen nicht weiter über den Gegenstand, da der Oberstleutnant sich zu ihnen gesellte. Er machte Viktor auf Neubauten an den Forts aufmerksam. Die Unterhaltung wandte sich militärischen Angelegenheiten zu. Es war ganz komisch, wie der Alte trotz seines beständigen Räsonnierens über „Stubengelehrsamkeit" und „öde Tintenkleckserei in den Bureaus" doch auf Viktor hörte, sich von ihm erklären ließ.

Als sie sich, zu Hause angelangt, einen Moment allein befanden, nahm der Oberstleutnant den Arm seines Sohnes: „Hast du mal ein bißchen gehorcht in Berlin ... wegen des Regi ... Was sie mit mir vorhaben, Viktor?"

Die Frage sollte ganz degagiert klingen, man hörte aber doch die zitternde Spannung heraus.

„Ich habe nichts erfahren, Vater, aber unser junger Herr! ... Es muß Platz und frische Luft geschaffen werden. Man ist sehr bei der Hand mit Verabschiedungen oben". ..

Der Oberstleutnant wurde ganz blaß unter seiner braunen, wetterharten Haut. „Du meinst doch nicht ... man hat dir doch nicht angedeutet, Viktor"... stammelte er, den Arm des Sohnes fester umklammernd.

„Nichts, nichts, lieber Vater. Ich sage nur, man muß als Soldat auf alles gefaßt sein heutzutage. In unserm Corps haben sie reinen Tisch gemacht, vom Kommandierenden bis zum ältesten Hauptmann in meinem Regiment. 's ist ein undankbarer Beruf!"

„Aber ein schöner und der einzig wahre für einen preußischen Edelmann," sagte der Alte warm. „Siehst du, mir könnten sie den Reichskanzlerposten anbieten, eh' ich den bunten Rock mit einem schwarzen vertauschte. Und ich hab's wahrhaftig nicht leicht gehabt, bin kein Flieger gewesen. Keiner,

der's verstanden hat, sein Licht anzublasen und den Buckel krumm zu machen. Na, wenn sie mir das Regiment noch geben, zwei, drei Jährchen, mich auch noch mal nach meinem Kopf regieren lassen, nachdem man so lange von den anderen gezwiebelt und chicaniert worden ist. Meinetwegen können sie mich in ein Grenznest schicken, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Mehr verlange ich ja gar nicht . . . so'n alter Troupier wie ich! Die 40jährige Dienstzeit und das Regiment! So hat's mein Alter auch gemacht . . dann könnt' ich ruhig abgehen! . . Aber wenn's damit nichts wäre, wenn sie's mir machten wie dem Dörfel und Heiduck! . . . . . Ihr wißt das nicht, ihr junges Volk, wie's einem alten Kerl zu Mute ist, der sein Leben lang seine Pflicht gethan hat und seine Knochen dreimal zu Markte getragen hat . . . und dann wird er weggejagt wie ein Hund: Platz da, oller Krippensetzer! mit einem Tritt in den Rücken ohne einen Grund, ohne ein gutes Wort . . . das macht böses Blut. Wir Alten reißen das Maul nicht drüber auf und frondieren nicht, das ist keine preußische Soldatenart. 's wird keiner fehlen, wenn man uns mal wieder ruft . . . aber weh thut's doch . . . bitter weh!" . . . .

Das Weihnachtsfest verlief nach einem ganz bestimmten, althergebrachten Programm im Hartensteinschen Hause. Um halb sieben ging man in die Kirche, nur die Mutter blieb zu Hause, um die Bescherung zu rüsten. Eins oder das andere der Kinder half dabei. Gewöhnlich war es Hans. Den ließen die anderen schon ihr zu Liebe da.

Als sie mit dem Korbe voll runder, roter Äpfelchen aus der Küche kam, fand sie ihn in ihres Mannes Lehnsessel, finster vor sich hinstarrend und rauchend. Der Oberstleutnant hielt immer ein Kistchen mit besseren Cigarren für Gäste. Das hatte

Aus unserer Studienmappe:



Karl V. Nach einer Zeichnung von Cl. Schraudolph.

er neben sich gestellt und bediente sich daraus. Sie sah es mit Schrecken, sagte aber nichts.

„Hast du Kopfschmerzen, mein Liebling?“ fragte sie, ihn über das Haar streichend. „Du siehst gar nicht recht froh aus?“ . . .

„Froh! Das Leben ist auch gerade danach. Erst die Schinderei mit dem Examen und dann, wenn man nach Hause kommt, brummige Gesichter und spitze Redensarten. Wahrhaftig! ich ginge am liebsten nach Afrika oder sonst wohin, wo man das gelbe Fieber kriegt und schnell abgethan ist. Ich habe die Geschichte hier satt . . . zum Brechen satt!“ . . .

Sie sah ihn betroffen nnd unsicher an. Sie kannte solche Stimmungen und wußte, woher sie kamen: „Du hast Sorgen . . . Reichst du denn nicht mit deiner Zulage, Hans?“

„Es ist ja einfach unmöglich, reinweg ausgeschlossen mit den paar Pfennigen auszukommen, Muttchen! Wer kommt überhaupt aus, welcher Leutnant? Sie machen alle Schulden. Alle, das gehört zum Handwerk. Man muß doch wie ein anständiger Mensch auftreten, wenn man den bunten Rock trägt und einem Regimente angehört. Ich kann mich doch nicht immer und ewig lumpen lassen. Das ist ja eben das Elend. Da sind welche, die haben das Zehnfache, das Hundertfache von dem, was man selbst hat, und die geben den Ton an, und wer nicht mitthut, ist ein Duckmäuser, wird über die Achsel angesehen . . . dann muß man sich natürlich revanchieren. Ich sage dir, ich habe mich eingesperrt, Hunger gelitten, tagelang kein Abendbrot gegessen“. . .

„Mein armes Jungchen. Das sollst du nicht, nein, nein, das darfst du nicht! Nächstesmal schicke ich dir noch mehr mit im Wäschekorb, Würste oder Schinken. Sag mir nur, was du gerne ißt.“

Er hörte gar nicht auf sie. Ihre Zärtlichkeit machte ihn oft ungeduldig. „Wenn ich jetzt Papa damit komme, giebt's natürlich einen Heidenradau,“ fuhr er im Tone tiefbeleidigter Würde fort. „Man wird abgekanzelt, als hätte man das größte Kriminalverbrechen begangen. Viktor setzt sich aufs hohe Pferd. Natürlich, der ist ja ein Musterexemplar, der steht ja himmelhoch über uns armen Sterblichen. Ich bin nun mal nicht so . . . habe mich doch nicht selbst geschaffen. Das Beste ist, ich mache bald ein Ende irgendwie, schieße mich tot oder gehe nach Amerika und werde Stiefelputzer. . .“

Sie strich noch immer sachte über seinen Kopf: „Wie viel brauchtest du denn? — Ist es sehr viel, was du nötig hast, Hansi?“ . . .

„Ach, du hast es ja doch nicht, Muttchen“ . .

„Vielleicht hab' ich's doch. Sag's mir, ich könnte vielleicht etwas finden. . . .“

Er sah sie zum erstenmale doch etwas aufmerksamer an: „Na, so'n 100 Thaler, damit käme ich vielleicht aus dem Gröbsten heraus.“

„Hundert Thaler!“ wiederholte sie sehr erschrocken. Auf eine so hohe Summe war sie nicht gefaßt gewesen.

Er wurde gleich wieder unwirsch: „Na, was ist denn das! Hundert Thaler sind doch wahrhaftig noch kein Rittergut, daß du mich angucktst, als wäre ich ein Mörder! Andere haben das Zehnfache. Mein Freund Lochius hat 10000 Mark Schulden. Zehntausend Mark, sag ich dir, und kein Huhn und kein Hahn kräht danach. Der Alte fühlt sich womöglich noch geehrt, daß der Sohn so ein nobler Kavalier ist. . .“

Ihr gingen noch immer die 100 Thaler im Kopfe herum: „Und dann könntest du auskommen? Du hättest genug, wenn ich dir die hundert Thaler . . .?“

„Du! du wolltest mir das Geld geben, Muttchen!“ Nun wurde er doch zärtlich, faßte sie um den Hals und küßte sie ab. „Einziges, goldenes Muttchen. Ja, wenn ich dich nicht hätte! Wenn du nicht da wärst! Denkst du noch, wie oft du mir schon aus der Patsche geholfen hast? . . . die Fünfmarkscheine in den Briefen . . . und die Geschichte vom Zwiebackholen, wenn ich nachsitzen mußte und der Vater es nicht merken sollte . . . . Ich mußte sehr oft Zwiebäcke und Citronen mitbringen in der Zeit. . . .“

Sie strahlte. Sie strich ihm die Locken aus der jetzt faltenlosen Stirne: „Ich hab's heimlich zurückgelegt, wenn mal einer krank werden sollte oder für was Außergewöhnliches. Tante Linchen schenkte mir ja früher immer zum Geburstag und

ich brauche so gar nichts. Der Papa weiß nichts davon," erzählte sie wichtig.

„Wie viel hast du denn zusammengeheimst, kleines, schlaues Muttchen?"

„Es sind beinah fünfhundert Mark!"

„Aber Muttchen, da bist du ja der reine Krösus! . . . Es ist dir doch ganz gewiß kein Opfer? Sonst nehm ich's nicht an. Du darfst es nicht entbehren!" . . .

„O, wenn Papa erst das Regiment hat, spar ich's schon wieder raus."

„Aber du solltest dir selber was Gutes damit thun!"

„Kann ich mir was Besseres thun, als daß ich meinen lieben Jungen wieder froh damit mache?"

Hans war in der That auf einmal wieder ganz mobil geworden. Er folgte ihr zum Schreibtisch, den Arm um ihre Taille gelegt. Sie zählte ihm das Geld auf. Zwei Hundermarkscheine, ein paar Goldstücke und dann lauter kleine Münze, wie sie es wochenweis zusammengespart. Er guckte ihr über die Schultern in das Fach des Schreibtisches: „Aber, da hast du ja Kassenscheine!" . . .

„Das ist das Geld für Gertruds Aussteuer, was sie von Tante Linchen geerbt hat. Sie war ja ihr Patenkind. 600 Thaler, jetzt sind's 2000 Mark mit den Zinsen."

Er riß die Augen auf: „Und die hast du hier so rumliegen?"

„Es kann ja niemand an den Schreibtisch. Rieke ist ehrlich wie Gold. Überdies schließe ich immer ab und lege den Schlüssel hier unter das Tintenfaß. Sieh nur mal den seltsamen kleinen Schlüssel." Sie hielt ihn hin in der Hand. „Ist er nicht merkwürdig? Der Schreibtisch ist noch von der seligen Großmutter. Sie sagen, die Königin Luise hätte einmal einen Brief daran geschrieben, als sie auf der Flucht nach Memel bei den Großeltern in Colbitten Nachtquartier machte. Ist das nicht eine hübsche Erinnerung? Großmütterchen hatte auch zwei schöne Pastellbilder von ihr und dem hochseligen Könige, eigenhändig verehrt. Die hebe ich auch auf. Viktors Frau soll sie mal bekommen, wenn er heiratet. Eigentlich müßten sie ja in der Retzowschen Familie bleiben, aber ich konnte mich nicht entschließen sie Klotilde zu geben . . . siehst du" . . . Klotilde war ihre Schwägerin, die Frau ihres einzigen Bruders, eine geborene Fräulein Meyer, Erbtochter einer Knopffabrik, von derem großen Vermögen er sehr behaglich als Major a. D. in Wiesbaden lebte. Frau von Hartenstein hatte ihm die Partie eigentlich nie so recht vergeben und sich etwas steif mit der Schwägerin gestellt. Sie war sehr stolz auf ihre Familie, ein uraltes, märkisches Adelsgeschlecht, das sich rühmen konnte, schon vor den Hohenzollern im Lande gewesen zu sein. Der Oberstleutnant neckte sie oft mit dieser kleinen Schwäche, wenn er bei guter Laune war.

Hans hörte gar nicht mehr zu. Er sah auf den krausen, kleinen Schlüssel, den sie unter das Tintenfaß versteckte. „Aber es könnte doch sehr leicht einmal gestohlen werden — das Geld!" . . .

Sie lachte. „Ach bei uns vermutet keiner was; das ist das Gute, wenn man nichts hat, daß man vor Dieben und Neidern sicher ist!" Sie war fast übermütig jetzt, so glücklich fühlte sie sich in ihrem hübschen, großen Jungen, der jetzt voll Zärtlichkeit war und allerlei Allotria trieb beim Aufbauen. Sie suchte ihm gute Stücke aus, Marzipan und Chokoladen, und er sperrte den Mund auf wie ein kleiner Junge. Er war immer ihr Lieblingskind gewesen, dasjenige, das ihr am allermeisten gehört hatte. Viktor hatte ihr der Oberstleutnant gleich abgenommen. Er war der Ansicht, daß nur der Älteste erzogen zu werden brauchte. Der zöge dann die anderen nach und „Weiber verstehen einmal nichts von Erziehung." Er war ein strenger Lehrer. Der Junge mußte aufs Wort parieren und unerbittlich stillsitzen. Das Resultat war glänzend. Viktor brachte nur musterhafte Zeugnisse nach Hause, alles, was an besonderen Auszeichnungen zu gewähren war, wurde ihm zuteil im Corps. Nur der Mutter that manchmal das Herz weh, wenn sie sah, wie er finster und verschlossen wurde, wie er sich abquälte in seinem krankhaft überreizten Ehrgeiz. Das Corps hatte ihn ihr ganz entfremdet. Sie wagte nie kleine Zärtlichkeiten gegen ihn. . . Nie kam er zu ihr mit irgend einem Wunsche oder um sein Herz auszuschütten. Vielleicht war er respektvoller und aufmerksamer wie ihre anderen Kinder, aber sie fühlte, daß er sie

nicht brauchte, daß sie keinen Teil an ihm hatte.

Um halb acht war Bescherung. Der Christbaum wurde angezündet. Gertrud setzte sich ans Klavier und spielte: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ — Alle sangen mit, außer Viktor, sogar der Oberstleutnant mit einem grundfalschen detonierenden Baß, was Hans und Tilly immer außerordentlich zum Lachen reizte. Von auswärts waren ein paar Kisten eingegangen. Frau von Retzow aus Wiesbaden schickte jedes Jahr ein paar Kleinigkeiten für die Schwägerin und die Nichten, billige, bunte Sachen, wie sie die Bazare einem augenscheinlich tief gefühlten Bedürfnis ensprechend um die Weihnachtszeit millionenweis auf den Markt werfen. Auch ein charakteristisches Zeichen der Zeit dies: es soll nach was aussehen und nichts kosten! Dazu der entsprechende liebevolle Brief, der Frau von Hartenstein ermahnte, sich doch ja zu schonen — mal einen Winter in Italien zuzubringen, und Tilly zur bevorstehenden Saison dringend einlud. „Aber sie wissen doch ganz genau, daß ich Ostern das Examen machen muß und nicht fort kann“, sagte das große Kind arglos und sehr betrübt... Dann die Geschenke der Tante Stiftsdame, Häkeleien, Sofaschoner und eine Flasche selbstfabrizierten Rosenlikörs für den Bruder, alles etwas unsauber mit jenem undefinierbaren muffigen Parfüm von Verwelktem, ungelüfteten Zimmern und Katzen, der alte Damen in bedrängten Umständen stets umschwebt.

Gertrud hatte von ihrem Bräutigam einen prachtvollen Schmuckkasten aus oxydiertem Silber mit eingeschliffenem Doppelwappen bekommen. Papa Teuben war erst geadelt worden, deshalb kultivierte man das Wappen so energisch. Das eingelegte Schreiben war nur kurz. Lange Briefe waren nicht Willys Sache, der sich ungern überanstrengte.

Charlottenburg, d. 22. Dez.

Liebes Schätzchen!

Die Gestrenge hat sich doch noch erweichen lassen. Ich habe ihr durch konstantes Purren und zusehendes Dümmerwerden meinerseits — glücklich zwei Tage Urlaub abgebettelt. Es war harte Arbeit, das kannst Du mir glauben, und sie brummt noch immer. Aber ich sehe nicht ein, wozu man überhaupt verlobt ist, wenn man gar nichts voneinander haben soll. Fürs Examen pauken kann ich ja hier gerade so wenig in all dem Trubel von Tanten und Basen. Der Mensch kann auch nicht immer pauken, muß auch mal was fürs Herz haben. Ich komme also den zweiten Feiertag, freue mich riesig auf Dich und Eure delikate Gänseleberpastete. Du bereitest mir doch eine zum Empfange, kleine Maus? und zwar eigenhändig, hörst Du, nach Mamas erprobtem Rezept. Gruß und Kuß! Bald mündlich mehr von letzterer Sorte!

Dein getreuer Willy.“

„Wie gut von ihm! Wie lieb!“ jubelte sie auf, den Brief an die Lippen drückend. Sie hatte den Gedanken an ein Wiedersehen zum Fest schon ganz aufgegeben gehabt. Frau von Teuben hielt die Verlobten sehr knapp in der Beziehung trotz der geringen Entfernung. Und in diesem Punkte fand sie einen Verbündeten in dem Oberstleutnant. Ihm war die Gegenwart des Schwiegersohns im Hause immer höchst unbequem. Auch jetzt hatte er nur ein ziemlich abfälliges Grunzen für die Ankündigung seines Besuches. „Das ist ja hübsch! Das ist ja eine große Überraschung!“ sagte Frau von Hartenstein freundlich. Sie dachte an ihr überlastetes Budget. Der Schwiegersohn war ein verwöhnter junger Herr, der gern gut aß und trank . . .

Nach dem Abendbrot — natürlich gab es Karpfen in Bier — saß man noch beim Punsche zusammen in des Vaters Zimmer. Das war der einzige Abend im Jahre, an dem Frau von Hartensteins fleißige Hände ruhten. Sie saß ganz still in ihrer Sofaecke. Immer wieder glitten ihre leuchtenden Blicke zu Hans hinüber. Tilly hatte sich neben ihn postiert in den Ofenwinkel. Die beiden hatten beständig zu kichern und zu flüstern. Hans brachte immer massenhaft Wippchen und Schnurren mit. Tilly amüsierte sich himmlisch bei seinen Anekdötchen etwas gemischter Natur. Nur ab und zu warf sie einen verstohlenen Blick auf den Vater, ob er auch nicht zuhörte. Guckte er gerade hin, so stellten sich die zwei ganz unbefangen und sprachen laut von etwas Alltäglichem. Das war dann wieder furchtbar lächerlich. Tilly platzte fortwährend heraus, trotz der brüderlichen Kniffe und Püffe. Hans mußte dann einen

unverfänglichen Grund für ihre Heiterkeit erfinden. Er war groß im Lügen.

Der Alte konnte im allgemeinen die „Dalberei“ nicht leiden ... aber heute war er besonders guter Stimmung, das gehörte zum Feste, und das Pünschchen, in das er für sich einen extra Arak goß, machte ihn gesprächig. Zum Abschied küßte er alle seine Kinder, auch Hans, der sich etwas zögernd näherte: „Laß gut sein, mein Junge! Wir haben alle uns die Hörner abstoßen müssen. Du trittst jetzt als fertiger Mann ins Leben hinein. Der Offizier hat keine Lehrzeit. Er muß lehrend lernen. Vergiß nicht, daß Armut keine Schande ist, daß du im Gegenteil berufen bist, in einer Zeit, die mit dem Geldsack mißt, ein Beispiel zu geben, daß man auch als armer Mensch ein Ehren- und ein Edelmann sein kann! ‚Nichts zu besitzen ist vornehm‘, sagte mein alter Regimentskommandeur, in dem Sinne verstanden, hatte er recht.“

Der Fähnrich nahm diesen kleinen Speech schweigend, mit gesenkten Augen hin. Sowie er mit Tilly allein war, reckte er sich laut gähnend und warf die Arme in die Höhe: „Uff! Das war mal wieder ein Weihnachtsabend, christlich-patriarchalisches Familienidyll mit Tannenduft und Wachskerzen, zum Schluß wird ein Lobpsalm auf die allein seligmachende Misere angestimmt. 's ist wahrhaftig wahr, je kürzer man die Bestie hält, desto zahmer frißt sie aus der Hand. Ich ersticke in dieser Atmosphäre!“ ...

„Ich auch!“ seufzte Tilly. „Aber was soll man machen? Wir können's uns doch nicht aus dem Ärmel schneiden.“

„Ja, wir haben's von vornherein verfehlt. Warum heiraten sich Leute, die keinen Heller haben, und setzen Kinder in die Welt, die auch wieder zur ewigen Hungerleiderei verdammt sind? Ich für meine Person fühle mich ihnen nicht übermäßig verpflichtet für das Pläsier“ ...

„Aber Hans, die guten Eltern“ ...

„Na ja, na ja ... Ich sage nur, wenn der Staat doch endlich so vernünftig würde und 's mit seinen Unterthanen machte, wie der Bauer mit dem lieben Vieh, da bleibt nur leben, was sich satt fressen kann ... und das ist das Wahre. Für die ganze übrige elende Kanaille, ein Schlag auf den Kopf, eh der Magen anfängt zu knurren.“ Er goß sich aus der Flasche den Rest Arak in sein Glas, das er mit einem Zuge leerte. „Ja — ja, Teckelchen. Denk nicht drüber nach. Es nutzt doch nischt“ ...

Hans fand Viktor noch unausgezogen in dem kalten niedrigen Mansardenzimmer auf- und abgehend. Die Lampe brannte auf der Kommode. „Ach du schläfst noch nicht?“

„Ich wartete auf dich. Ich habe mit dir zu reden.“

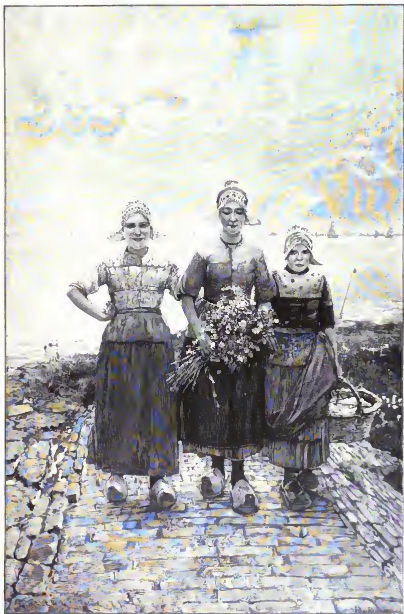
Der Junge schnitt eine Grimasse. „Du auch noch! Na — der Abend scheint ja immer heiterer zu werden, und ich bin müde wie ein Bleisack“ ... Er warf sich gähnend auf einen Stuhl und fing an seine Uniform aufzuknöpfen, während er die Beine von sich spreizte. „Wenigstens habe die Güte, dich etwas kurz zu fassen in deiner Litanei. Ich möchte schlafen“ ...

Der andere sah ihn nur immerfort fest an: „Du gefällst mir ganz und gar nicht, Hans.“

Der Junge zuckte gleichmütig die Achseln: „Ich hatte nie den Vorzug und habe mich längst in deine allerhöchste Verachtung ergeben. Glücklicherweise gibt es ja noch weniger kritisch beanlagte Menschen in der Welt, denen meine Physiognomie mehr zusagt, und ich bin gern bereit deine brüderlichen Gefühle aufs äußerste zu schonen. Wenn du deine Großinquisitormiene ablegen und mir gestatten wolltest, friedlich meine Kissen aufzusuchen, wäre uns beiden geholfen“ ...

„Wir sind nicht hier, um uns mit spitzen Redensarten herumzuzanken wie ein paar alte Weiber,“ sagte der andere streng. „Die Sache, um die es sich handelt, ist ernst genug. Du thätest gut, jetzt deine üblichen Spiegelfechtereien und Impertinenzen aus dem Spiele zu lassen. Sei einmal offen, Hans, wenn dir das überhaupt möglich ist. Um des Namens willen, den wir beide tragen, um unserer alten Eltern willen, sage mir die Wahrheit ... Mich täuschst du ja doch nicht. Ich kenne dich zu genau und du weißt, ich habe scharfe Augen, die ich offen halte über dir und deinem Treiben ...“

Der Junge lachte höhnisch auf: „Natürlich! Du bist ja allwissend, allgegenwärtig!



Drei Grazien. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

Was willst du überhaupt noch von mir erfahren, das deine Spürhunde nicht längst ausgeschnüffelt hätten? Sag's mir doch lieber gleich auf den Kopf zu, daß ich ein Monstrum von Leichtsinn und Undankbarkeit bin, die Familienschande, ein verlorenes Subjekt, und was sonst noch die üblichen Ehrentitel sind, mit denen du mich bei jeder Zusammenkunft beglückst" . . .

Er sah Viktor frech und herausfordernd an . . . der musterte ihn in schweigender Verachtung. „Also ist es doch wahr?" . . . sagte er endlich. „Nun, ich dachte es mir!" . . .

Der Cynismus des Jungen hielt nicht stand, er mußte reden. Das reichlich genossene Getränk wirkte in ihm. „Was ist wahr? Was dachtest du dir? daß ich lebe wie ein Mensch und meine Freiheit genieße . . . daß ich mich nicht absperre und zu Hause hungere, wenn die anderen lustig sind, daß ich vor einem niedlichen Mädchen, das mir zulacht, nicht drei Kreuze schlage und davonlaufe wie ein wahnsinniger Heiliger des Mittelalters . . . Ja, das ist wahr . . . und das wird nie anders werden — nie! Das gehört zu mir und das ist mein Recht! Meine Natur schreit danach als nach ihrem Lebenselement. Ich verschmachte nach Freiheit, Schönheit, Genuß! Das ist wie ein Feuer in meinen Eingeweiden. Ich muß mich ausleben, oder dran verbrennen — verbrennen, sage ich dir" . . .

„Du wirst dich zu Grunde richten!" . . .

„Warum nicht? Ich weiß selbst, daß es so nicht lange gehen kann, daß eines Tages der große Krach kommen muß. Aber ich kann nicht anders, es ist stärker wie ich . . . Lieber ein Ende mit Schrecken, lieber eine Kugel in den Kopf, als diese Existenz, diese Misere." Sein heißer trunkener Blick glitt über die kahlen Wände der Mansarde, die dürftige, zusammengestoppelte Einrichtung: „Es widert mich an, es macht mich wahnsinnig! Das ist wie die Marterkäfige, von denen sie uns als Jungens erzählten, man kann nicht stehen und nicht liegen drin, ohne sich überall den Kopf einzurennen . . . Ich halte das nicht aus . . . sag' ich euch" . . . Er bog und reckte sich mit knirschenden Zähnen, als fühlte er's wirklich so, die Enge und das Eisen. „Warum habt ihr mich hineingezwängt in diesen Beruf, den ich verabscheue, der mich tötet mit seinem ekeln Einerlei, seiner stumpfsinnigen Nüchternheit und geschraubten Unnatur. Schon das Corps! Ah! Wie ich es haßte, das Corps, diese grauen Mauern, diese langen Korridore mit den Nummern über den Thüren. Sogar unsere Mützen und Stiefel waren numeriert, unsere Hemden! . . . Und dies Antreten auf die Minute, diese Spaziergänge im geschlossenen Gliede und diese Fütterungen, diese regelmäßigen, viehischen Massenfütterungen . . . Großer Gott! und man ist doch auch ein Mensch, man hat doch Blut in den Adern, Ideen! Warum gehen denn so viele von uns vor die Hunde jedes Jahr, mehr wie in jedem anderen Berufe? Diese Langeweile ist's, das Brachliegen jedes freien und individuellen Gedankens und die Lüge, diese gräßliche, dumme, immerwährende Lüge, die sie schließlich auffrißt wie die Bestie den berühmten spartanischen Jungen, das Champagnertrinken, wenn man zu Hause hungert, der Thaler Trinkgeld, wenn man seine Stiefel nicht bezahlt hat, die ganze säbelrasselnde, sporenklirrende Herrlichkeit, die den Pöbel verblüfft, während darunter der Magen knurrt . . . Gibt es eine widerlichere, dümmere Farce!"

Viktor hatte ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen. „Du bist betrunken," sagte er jetzt sehr kühl. „Du phantasierst . . . und nichts von allem, was du da vorbringst, entschuldigt dich im allergeringsten. Wenn dich die Misere drückt, in der du geboren bist, arbeite dich heraus, tritt sie unter dich. Erwirb dir das Recht auf die Genüsse, ohne die du nun einmal nicht existieren zu können glaubst . . . aber stiehl sie nicht. Das, was du jetzt thust, ist Diebstahl, ganz gemeiner, ehrloser Diebstahl an denen, die dir die Nächsten sind . . . Es ist ungeheuer bequem, gegen das Allgemeine zu wüten, sich als bejammernswertes Produkt der Umstände hinzustellen, wenn man selbst zu schlapp und feige ist, die Umstände zu meistern" . . .

„Schlapp und feige!" Hans fuhr wütend auf gegen ihn. „Du beleidigst mich. Ich bin kein dummer Junge mehr, wie du zu denken scheinst. Ich bin Offizier wie du, und ich dulde diesen Ton nicht länger von dir. Ich dulde ihn nicht, Viktor! Verstehst du mich?"

„Deine moralische Entrüstung ist mir gegenüber wenig am Platze. Ich dächte, wie wir beide zusammenstehen . . .“

„Schweig!“ schrie der andere zornglühend, sich windend unter dem eisigen Hohne der letzten Worte . . . „Ich ertrage das nicht. Muß ich mich ewig von dir treten lassen wie ein Hund, weil ich als einfältiger Junge von zehn Jahren mal einen dummen Streich . . .“

„Dummer Streich ist wohl kaum der richtige Ausdruck dafür. Wenn jemand stiehlt . . . ein Kadett, der des Königs Rock trägt“ . . .

„Teufel du!“ Der Junge war emporgeschnellt, wie ein gereizter Panther, und stand ihm nun mit glühenden Augen und geballten Fäusten gegenüber. „Mußt du mir das wieder unter die Nase reiben?“ stieß er keuchend hervor, „das — immer wieder das! . . . Ich sage dir ja, ich war ein Junge von zehn Jahren, ein elendes, schwaches, heimwehkrankes Geschöpf, und ich hatte Hunger. Sie hatten mir nichts zu essen gegeben als Strafe, und in der Kantine gab's Brot und Wurst zu kaufen. Der andere hatte Geld. Es lag lose und uneingewickelt in seinem Schranke. Gut, ich nahm's, ich kaufte mir zu essen dafür. Keiner hatte es gesehen, keiner riet auf mich, nur du, du sahst Geld in meiner Hand. Du zwangst mich zu gestehen. . . Mit deinem Seitengewehr drangst du auf mich ein. Ich spüre noch deine Hände an meinem Halse, wie du mich würgtest . . . und in der Todesangst gestand ich es. Du verkauftest deine Uhr. Ich legte das Geld zurück, und du schwiegst. Du mußtest ja schweigen, weil ich dein Bruder war. Du konntest mich auch nicht töten, obgleich ich den Mord in deinen Augen las in der Stunde und immer seitdem . . . leugne es doch, wenn Du's wagst! . . . Du wurdest mein Dämon, mein verkörpertes böses Gewissen. Ich wagte nur zu atmen, wenn ich dich fern wußte, dann war ich frei — gut — Mensch! Vor dir war ich feige, gemein, ein Hund! Ah, wie ich vor dir gezittert habe, wie ich mir die Fäuste zernagte in ohnmächtiger Wut und Scham! Und wie ich dich haßte, wie ich dich hasse heute noch! . . . Wenn ich ein Lump bin, wenn ich ein Verbrecher werde, du, du trägst die Schuld daran. Mit meinem letzten Atemzug will ich dir's in's Gesicht schreien: du hast mir meine Ehre aus dem Leibe gerissen und zertreten. Von dir fordere ich meinen Stolz, meine Mannheit. Was hast du aus mir gemacht . . Satan du! . . . Ungeheuer . . .“

Seine Lippen schäumten. Er suchte vergebens nach dem Wort der krönenden Beleidigung, das den Funken schlagen mußte aus dem Steine vor ihm, und unfähig, sich länger zu halten, halb rasend vor Wut und Trunkenheit stürzte er sich mit geballten Fäusten auf den Bruder. Mit einer einzigen Bewegung packte ihn Viktor an den Gelenken, daß sie knirschten. Und nun entstand ein lautloses, fürchterliches Ringen zwischen den beiden, bis der Ältere den Jungen auf den Boden zwang, daß er in die Kniee knickte und laut aufschrie vor Schmerz, während sein eben noch dunkel gerötetes Gesicht sich totenbleich färbte. Viktor stand ganz ruhig: „Du solltest doch wissen, daß ich der Stärkere bin,“ sagte er eisig. — „Nun kommst du vielleicht endlich zur Sache. Du stehst im Januar zur Offizierswahl und mußt dein Ehrenwort abgeben, schuldenfrei zu sein. Wie hoch belaufen sich deine Schulden?“ . . .

Hans biß sich in die Lippen . . . aber unter dem drohenden festen Blick des anderen gab er nach, grollend und tückisch wie ein wildes Tier unter der Peitsche seines Bändigers: „Acht- bis neunhundert Mark. Ich weiß es nicht genau.“

Viktor sah schweigend die Rechnungen durch, die der Junge in einem unordentlichen Paket vor ihm auf den Tisch warf. „Das sind erst vierhundert Mark! Und das übrige? Spielschulden natürlich! Du hast einen Wechsel unterschrieben?“ . . .

„Der Wechsel war im Februar fällig, von Lochius mitunterzeichnet.“

Viktor notierte sich Namen und Adresse des Gläubigers. „Und wieviel hast du heut abend von der Mama erbettelt?“

Der andere zuckte zusammen, glühendrot. „Ich verbitte mir den Ausdruck.“ . . .

„Er ist der einzig zutreffende. Wieviel?“ . . .

Er nannte die Summe, er wagte nicht weniger anzugeben. Aber seine Zähne setzten sich knirschend aufeinander, und unter den gesenkten Lidern glühten seine Augen, todfeindlich. Viktor hatte seinen Koffer auf-

gerissen und ein Portefeuille herausgezogen, aus dem er Geldscheine nahm... „hier sind fünfhundert Mark, um den Wechsel aus der Welt zu schaffen. Die Rechnungen nehme ich an mich, auch die hundert Thaler von Mama, mit denen ich sie bezahlen werde. Du behältst keinen Pfennig mehr in den Händen, als du zur Reise brauchst. Jetzt wirst du diesen Schuldschein auf fünfhundert Mark unterzeichnen, den ich behalte, hier!“ . . .

Hans hatte sein Thun mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt: „Wie? . . . Du wolltest . . . du hast Geld . . .?“ Er verschlang das Portefeuille mit gierigen fragenden Augen.

„Das ist meine Sache. Unterschreibe!“... Das war schnell besorgt. Ebenso schnell waren alle Papiere und das Geld bis auf zwanzig Mark in Viktors Händen und verschlossen.

Der Junge vermochte kaum seinem Glücke zu trauen: „Du willst das wirklich... Ich brauch' gar nicht mit dem Vater“ . . . die Angst vor dem Vater lag ihm in den Gliedern . . . noch aus der Kinderzeit her, wo er seine schwere Hand gefühlt hatte. „Das ist nobel. Das ist großartig von dir, Viktor! Ich vergesse dir das nicht, wenn du nur wolltest“ . . . er streckte ihm die Hand hin, einem Elan wirklicher, aufrichtiger Dankbarkeit folgend. Der andere übersah die Bewegung . . . Er prüfte noch einmal den Schuldschein am Lichte, ehe er ihn zusammenfaltete: „So, und nun gibst du dein Ehrenwort, daß du keine Karte wieder anrührst.“

„Mein Ehrenwort!“ der Junge sah ihn starr an . . . „Aber du weißt ja doch, daß ich es nie halten werde . . .“ Er schlug sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirne. „Ach ich kapiere. War es nicht ein Vater, der seinem Sohn die Pistole in die Hand drückte, weil er sein Ehrenwort gebrochen hatte? — Ein Vater oder ein Bruder?“ — Er lachte laut auf: „O du edler, großmütiger Bruder. Ich schwöre!“ . . .

Er warf sich auf sein Bett, nach ein paar Minuten schlief er auch schon, tief und regelmäßig atmend. In Viktor begann jetzt erst die Erregung des eben stattgehabten Auftritts nachzuwirken. Er ging mit großen, ruhelosen Schritten im Zimmer auf und ab. Einmal unterbrach er sich und trat an das Bett. Wie schön der Junge war, so lässig dahingegossen mit den vom Schlafe geröteten Wangen und halboffenen, schwellenden Lippen. Jetzt lächelte er, irgend ein verliebter Traum: „Nunnu! . . Närrchen, warte du, Schelm“... Viktor wandte sich ab. Er hatte zu arbeiten . . . das Tagebuch eines sehr wenig federgewandten, berühmten Mannes über den letzten Krieg, das gesichtet und dem Publikum verdaulich gemacht werden sollte. Er kam nicht vorwärts mit der Arbeit heute. Es war nicht Müdigkeit; er war gewöhnt, die halben Nächte aufzusitzen, aber seine Gedanken wollten sich nicht konzentrieren. Sie entschlüpften ihm immer wieder, so sehr er sich bemühte sie festzuhalten. Er zwang sich weiterzuschreiben trotzdem. Die Arbeit hatte Eile, er konnte nicht auf Stimmung warten, er forcierte sie, aber die Buchstaben fingen an zu tanzen vor seinen Augen, es lag wie ein Brett vor seinem Kopfe, er fand keinen klaren Gedanken, kein zutreffendes Wort mehr. Mit einem Fluche warf er die Feder hin und trat ans Fenster. Er öffnete. Die eisige Nachtluft that ihm wohl. Unter ihm lag die Stadt mit ihren Dächern und Schornsteinen, schräg über hob sich dunkel und massig gegen den sternenklaren Himmel der turmlose Kolossalbau des Schlosses. Da brannte noch Licht hinter einem Fenster der ersten Etage. Das Licht fascinierte ihn. Er starrte regungslos darauf hin. . . . Nun wußte er auch, was ihm durch den Kopf ging und ihn am Arbeiten verhinderte. Der Ball! und ob er hingehen sollte, am Freitag? . . Er hatte das Haus gemieden in letzter Zeit . . . beinah instinktiv, ohne Grund eigentlich. — Sie mußten das unhöflich finden. Im Sommer war er täglich dagewesen, hatte mit der Comtesse geritten und Tennis gespielt. Er galt ja fast als ein Bruder von ihr. Sie schrieben sich und nannten sich beim Vornamen, nur das „Du“ hatte aufgehört zwischen ihnen.

Die Freundschaft zwischen den beiden Familien stammte von Königsberg her, wo sie sechs Jahre lang in demselben Hause gewohnt hatten. Der Graf, der damals als Major bei den Kürassieren stand, hatte die erste Etage inne und das

Parterre mit großem schattigem Garten, in dem die Kinder nun täglich zusammen spielten. Die Königsberger Jahre waren für die Hartensteins die glücklichsten ihrer ganzen Jugend gewesen; sie schwelgten immer noch gern in den Erinnerungen. Das verwöhnte Prinzeßchen von unten teilte treulich mit den Freunden: Spielsachen, Näschereien, Spazierfahrten in ihrer eignen reizenden Ponyequipage. Auf des Grafen besondere Bitten nahm Gertrud an Stefanies Unterricht bei der englischen Gouvernante teil. Viktor war währenddessen mit dem gleichaltrigen Kurt Wertheim zusammen im Corps, und die beiden Jungen waren gute Freunde geworden trotz großer Verschiedenheit der Charaktere. Der Graf freute sich über diese Freundschaft, der er auf alle Weise Vorschub leistete. Er hoffte viel von dem Einfluß des ernsten, zielbewußten Kameraden auf seinen etwas leichtlebigen Sohn, überdies interessierte ihn der sehr begabte, ehrgeizige Junge, für den er eine Zukunft voraussah. Auch später, als der Dienst die beiden Familien längst wieder getrennt hatte, begleitete Viktor seinen Freund noch häufig auf Urlaub, jedesmal wie ein Sohn des Hauses empfangen. Dem weitreichenden Einfluß des Grafen war es gelungen, dem ganz unvermögenden Offizier, der Königszulage bekam, die Aufnahme in sein jetziges Regiment zu verschaffen, ein Regiment, das als halbe Garde betrachtet wurde, dessen hoher Chef sein persönlicher Freund war.

Dann war im August der Vetter Wertheim, der Majoratsherr, zu Besuch gekommen. Nun ritten sie zu dreien aus, und beim Tennis spielten Egon und Stefanie gegen Kurt und ihn. . .

Sie waren eigentlich ganz vergnügt zusammen gewesen, aber eines schönen Tages nahm ihn Kurt beiseite: „Du hast so viel Einfluß auf Steffi, Viktor. Sie gibt alles auf dich . . . rede du ihr doch zu, daß sie Egon nimmt. Sie will nicht 'ran, und dem Alten liegt's sehr am Herzen, daß aus der Partie etwas wird. Im Vertrauen gesagt, unsere Finanzen stehen kippelig. Egon könnte helfen. Er ist ein guter Kerl und verliebt in sie. . . . Thu mir den Gefallen, alter Freund. Du hast's immer am besten verstanden, mit ihrem Trotzkopf fertig zu werden, und es wäre die größte Unvernunft von ihr, wenn sie jetzt ‚Nein‘ sagte . . .“

Viktor fand es etwas wunderbar, daß man gerade ihn mit dem delikaten Auftrag betraute. Irgendwie kam er sich lächerlich, in falscher Position vor, während er das Thema bei ihr aufs Tapet brachte. Er machte seine Sache schlecht, er wußte das . . . und das Resultat war danach. „Das sagen Sie mir, Sie, Viktor!“ . . Und ihm war's wirklich, als hätte er den indignierten Vorwurf verdient. Er stotterte verwirrt eine Entschuldigung. „Es ist gut . . Ich bin vielleicht sehr unvernünftig, sehr thöricht — aber ich lasse mich nicht verkaufen!“ Er war in wunderlicher Stimmung nach Hause gegangen, verwirrt, unzufrieden mit sich, zu jeder Thätigkeit unfähig, wie heute abend.

Seitdem nahm er sich in acht. Frauen hatten nie eine Rolle in seinem Leben gespielt. Alles, was von Leidenschaft in ihm steckte, war aufgesogen durch die eine, allmächtige — seinen Ehrgeiz. Er fürchtete alle Sentimentalitäten, alles, was ihn in seinem rücksichtslosen Vorwärtsstreben beirren konnte. . . Gewissen, Familie, Weiber! . . Eigentlich verachtete er sie, sie standen bei ihm in derselben Linie mit etwa dem Hazardspiel oder Morphium, nur daß sie noch viel gefährlicher waren durch die unendliche Verschiedenheit, die gefällige Form, in der die Versuchung herantrat. Im besten Falle waren sie doch Bleigewichte, die an dem Manne hingen und einen Teil seiner Kräfte lahm legten. Überdies hatte er ein Grauen vor der Häuslichkeit in ihrer Beschränkung und Kompliziertheit. Ein Ballast von tausend unnützen Dingen, den man überall hinter sich herschleppt . . . Dienstbotengeschichten ohne Ende . . . eine nervöse, unselbständige Frau, häusliche Verstimmungen, schreiende Kinder! Nein, er war kein solcher Thor! . .

Er schloß ganz beruhigt das Fenster: „Warum soll ich nicht hingehen? Man muß der Gefahr ins Auge sehen, um sich zu überzeugen, daß sie gar nicht existiert. Ich werde freundschaftlich und höflich sein wie immer. Ich bin ja doch nicht verliebt in sie. . . .“ Der Gedanke war so lächerlich, daß er darüber lachte. Dann schrieb er unausgesetzt bis drei Uhr und

schlief sofort ein, als er im Bette lag, vor schierer Erschöpfung. — — — — — —

Hans hatte abgelehnt, mit auf den Wertheimschen Ball zu gehen. Ein Fähnrich spielt da doch keine Rolle, und das ewig Weibliche in Atlastaillen und weißen Glaceehandschuhen hatte für ihn keine besondere Anziehungskraft. Lieber verabredete er sich mit den zwei Kriegsschulkameraden zu einer Kneiperei. Vorher begleitete er noch Tilly, die zu ihrer Busenfreundin Grete Manders zum Kaffee eingeladen war. Es hatte eines großen Aufwandes von Bitten und Thränen und Gelöbnissen bedurft, um Frau von Hartenstein die Erlaubnis für den Besuch abzuschmeicheln. Der Verkehr war ihr nicht angenehm. Sie fand ihn unstandesgemäß für ihre Tochter. Aber Tilly hatte eine Art, mit dickgeschwollenen Augenlidern herumzugehen und bei jeder Gelegenheit aufzuschluchzen, die schließlich so unerträglich wurde, daß alles klein beigab, sogar der Oberstleutnant. Glücklicherweise würde ja auch die baldige Versetzung dem anstößigen Verkehr von selbst ein Ende bereiten.

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Räuber.

Der alte Manders galt für den reichsten Mann der Stadt und war auch auf allen Gütern der Umgegend eine bekannte Persönlichkeit. Viehhändler und Getreidespekulant im großen. Man taxierte ihn rundweg auf eine Million Thaler, obgleich er ziemlich bescheiden lebte und keinerlei Aufwand trieb. Natürlich behauptete der böse Leumund, daß es bei der Ansammlung seiner Schätze nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, und seine Kunden, die Herren Junker, wenn sie beim Champagner zusammensaßen, schimpften nicht schlecht auf den alten Gauner und seine Wuchertricks, durch die er ihnen das Geld aus der Tasche zöge. Direkt etwas Unehrenhaftes, wodurch er mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen wäre, konnte ihm keiner nachweisen. Blieb nur die unleugbare Thatsache bestehen, daß er ein Jude war, zwar ein getaufter . . . aber Jüd' bleibt Jüd', und wenn er zehnmal in Weihwasser getaucht wird! — und daß er immer reicher zu werden schien und sich Baugrundstücke in Berlin kaufte, während seine gräflichen und freiherrlichen Kunden die ererbte väterliche Scholle immer bedenklicher unter sich wanken und krachen fühlten.

Gesellschaftlich spielte Herr Manders gar keine Rolle, hatte auch allerdings nie einen Versuch dazu gemacht, weder sich in irgend ein Kasino aufnehmen zu lassen noch die Offiziere in sein Haus zu ziehen. Fräulein Grete war seine einzige Tochter, die mit der Erbschaft, die sie von ihrer Großmutter mütterlicherseits zu erwarten hatte, ihre runden zwei Millionen repräsentierte. Natürlich bildete sie deshalb, obgleich man ihr nicht offiziell vorgestellt war, einen Gegenstand lebhaftesten Interesses für die Herren Leutnants. Aber Fräulein Manders

gab ihnen wenig Gelegenheit zur Annäherung. Dies „Judenmädel" schien sehr genau zu wissen, was es wert war, und trug seine Nase dementsprechend hoch.

Hans war nicht ohne Absicht mitgekommen. Ein zwei Millionen schwerer Backfisch lohnt sich immerhin der Mühe, und er besaß eine sehr hohe Meinung von seiner Anziehungskraft für das schöne Geschlecht. Fräulein Manders empfing die Geschwister am Gartenthore, so daß er auch Gelegenheit fand, ihr rasch ein paar kühne Schmeicheleien und schmachtende Blicke angedeihen zu lassen.

„Ist er nicht reizend?" fragte Tilly begeistert, während die Freundinnen Arm in Arm dem Hause zuwandelten. „So lustig und flott! Du glaubst nicht, wie sich alle in ihn verlieben, sogar verheiratete Frauen. Er hat mir eine Photographie gezeigt von einer Schauspielerin — aber ausgeschnitten — sag ich dir . . ."

Die galanten Abenteuer des schönen Jungen schienen Fräulein Manders nur mäßig zu interessieren. Sie war ein großes, etwas mageres Mädchen von siebzehn Jahren, fast einen Kopf größer als Tilly, die sehr jung und kindlich aussah neben ihr . . scharfgeschnittenes Gesicht mit starker Nase, das die jüdische Abstammung trotz einer gewissen Klassizität der Linien nicht verleugnen konnte . . großer Mund mit dunklem Schatten um die Oberlippe, die matte gelbliche Hautfarbe ihrer Rasse und prachtvolle Augen, kalt blickend und doch feurig. Sie ließen auf wenig Gemüt und viel Temperament schließen. Im ganzen ein auffallend kluger energischer Kopf, der ebensogut einem Manne gehören konnte, wie einem Mädchen. Sie war einfach, aber nicht ohne einen gewissen Chic angezogen, blaues Tuchkostüm mit schmalem bräunlichen Samtvorstoß, dazu eine kostbare, mehrmals verschlungene Pelzboa, die getreue Kopie von Stefanie Wertheims Promenadentoilette:

„Ja, er sieht gut aus," meinte sie jetzt. „Für einen Mann fast zu hübsch."

„Ich wollte, du heiratetest ihn, Grete. Er thäte es sofort."

„So, meinst du?" .. das große Mädchen lachte laut auf. „Auch wenn ich keinen Pfennig hätte, nicht wahr? Aus purster Liebe! . . ."

„Er sagte es doch, daß du Chic hättest, und deine Augen findet er wundervoll," schmollte Tilly.

„Sehr freundlich von ihm. Sage ihm wieder, ich fände seine Augen auch wundervoll, und er gefiele mir sehr gut. Aber siehst du, ich habe nun mal ein anderes Genre. Er ist ja auch noch ein Junge. Dein ältester Bruder zum Beispiel, der gefällt mir. . . . ."

„Viktor? Ach geh, Grete, das sagst du mir, weil du mich ärgern willst, wegen Hans. Viktor ist doch gar nicht hübsch und so langweilig und froschig. Überhaupt Viktor, der nimmt auch sicher nur eine Gräfin. . ."

Grete war jetzt gar nicht mehr gleichgiltig. All ihre Züge spannten sich. „Stephanie Wertheim?" fragte sie rasch zurück . . . „o, du brauchst dich gar nicht zu verstellen. Ich weiß längst, daß sie rasend in ihn verliebt ist."

Sie fixierte Tilly scharf . . . die lachte ihr hell ins Gesicht: „In unsern Viktor! Steffi? . . Nein, das ist zu komisch. Wie kommst du nur darauf, Grete?"

„Ich weiß, was ich weiß. Vorgestern in der Kirche ließ sie kein Auge von ihm. Einmal sah er auch auf. Ich merkte gleich, daß was zwischen ihnen ist, was Besonderes. . ."

Tilly hatte den größten Respekt vor Gretes allwissender Klugheit und ordnete sich ihrer Meinung immer willenlos unter, aber dies von Viktor, dem ernsthaften, gelehrten Viktor, erschien ihr denn doch gar zu ungeheuerlich. . . „Der denkt doch überhaupt nur an seine gelehrten Geschichten, und wie er vorwärts kommt. Er kann sie doch auch gar nicht heiraten, Grete, er hat doch nichts. . . Und sie kann auch nur einen furchtbar reichen Mann nehmen. Ich habe selbst gehört, wie der Graf mal mit Mama davon sprach. . . ."

Grete zuckte die Achseln. „Ich sage ja auch gar nicht, daß sie sich gleich morgen heiraten werden. Aber haben möchte sie ihn. Das weiß ich!"

„Gott! das wäre schrecklich," seufzte Tilly. „Die arme Steffi! Kriegen können sie sich doch nie! . . Du hast es wirklich gut, Grete, du kannst heiraten, wen du willst, mit deinem vielen Gelde . . ."

„Wen ich will? . . . Aber du mußt auch rechnen, daß ich ein ‚Judenschicksel‘ bin

und mein Vater Kaufmann ist . . . Eine Schönheit wie sie bin ich auch nicht . . . Ich finde, die Partie ist ziemlich egal zwischen uns."

Sie gingen schweigend nebeneinander her bis zum Hause. Gretens Augen hatten einen ihr eigentümlichen, fixen, in die Ferne zielenden Blick, den Tilly kannte. „Du hast gewiß wieder irgend einen Plan, Grete. Sag's mir auch. . ."

Vielleicht hatte Fräulein Manders ihren Plan, jedenfalls fand sie es nicht nötig, das große Kind an ihrer Seite in ihn einzuweihen. „Ach, Unsinn! . . . Ich dachte nur an unsere Schlittenfahrt. Wir fahren nämlich nachher Schlitten. Alle zusammen. Ob ‚sie' auch am Forsthaus sein werden? . . Benachrichtigt sind sie. . ."

„Sie" waren zwei hoffnungsvolle Jünglinge, trotz der Cerevismützchen und des gigerlhaften Gebarens leider immer noch Primaner, die Tilly und Grete „nachliefen," wie in der höheren Töchterschule von Fräulein Müller der technische Ausdruck lautete. Tilly hatte immer so eine kleine Liebelei im Gange, irgend einen Jüngling, der fürchterlich errötete, wenn sie ihn ansah, und ihren Spuren folgte, wenn sie spazieren ging. Das war ihr Lebensbedürfnis.

— — — — — — — — — — — — —

— Zu halb acht war geladen, aber schon von sieben Uhr an befand sich der Oberstleutnant in immer wachsender Aufregung, ob seine Familie auch pünktlich sein und der Droschkenkutscher zur Zeit kommen würde. Die Droschke war vorgefahren. Gertrud und Viktor standen in Hut und Mantel bereit . . nur Herr von Teuben ließ noch auf sich warten. „Natürlich so'n Bummler vom Civil. Parfümiert sich wohl erst noch und brennt sich die Schmachtlocken. So'n Aktenwurm und Tintenklecker hat ja den lieben langen Tag nichts zu thun, als dem Herrgott die Zeit zu stehlen. Davon wird er auch so feist wie'n Abt. Na, der sollte mir als Einjähriger unter der Fuchtel gestanden haben. . . ."

Überpatente Kleidung war wirklich ein kleines Faible des Herrn Referendars von Teuben. Das starke Chypreparfüm, das seine wohlgewaschene und frisierte Persönlichkeit ausströmte, entlockte dem Oberstleutnant ein mißbilligendes Schnüffeln: „Hier hat sich wohl 'ne Katze den Schwanz versengt. . ."

„O, o, bitte sehr!" Herr von Teuben lächelte etwas sauersüß. Er fühlte sich stets gekniffen in Gegenwart seines martialischen Schwiegervaters, den er immer im Verdacht hatte, sich über ihn zu mokieren. Er entschuldigte sich sehr wegen des Wartenlassens, während er sich im Schweiße seines Angesichts bemühte, die viel zu engen perlgrauen Handschuhe über die wohlgepflegten Hände zu ziehen, wobei ihm fortwährend der Kneifer von der Nase fiel. . . .

Die Gesellschaftsräume im Schloß bestanden aus einem sehr großen, vierfenstrigen Festsaal, in dem getanzt wurde, und einer Suite ineinander gehender Salons, die auch alle geöffnet und hell erleuchtet waren . . . das Ganze machte einen überaus vornehmen und doch wohnlichen Eindruck. Die Möbel paßten in den altertümlichen Rahmen, es waren viele kostbare Stücke von historischem Wert darunter, schön gearbeitete Schränkchen und eingelegte Tische, Konsolen aus alten Wertheimschen Schlössern. Die zierlichen französischen Möbel, Rokoko und Louis XV, die die Gräfin geliebt hatte, pfirsichfarbene, gelbe und lichtgrüne Seide über weißem, mit Gold verziertem Holzwerk. Stephanie hatte eine besondere Vorliebe für Blumen. Überall waren aus Palmen und blühenden Gewächsen malerische Gruppen und Lauben gebildet. Die Comtesse stand lachend und plaudernd im ersten Salon, wo sie gewöhnlich empfing, innerhalb einer dreifachen Mauer von Uniformen. Sie verstand in hohem Grade die Kunst, aufmerksame, jedes Detail erwägende Wirtin und glänzender Mittelpunkt des Festes zu sein.

Ihr Bruder, ein schlanker, junger Gardeulan sekundierte ihr. Er war ein recht hübscher, gut gewachsener Mensch, der nur einen komischen Eindruck machte durch die abscheuliche, feudale Manier, seine Arme o-artig abzuspreizen und die Haare senkrecht tief in die Stirne hineinzukämmen. Prinz X. Y. Hoheit bevorzugte diese Frisur à la brebis, Simpelfransen sagt der Volksmund, und in der That haben sie die Eigenschaft, auch das intelligenteste Gesicht dumm und weibisch zu machen. In der Kleidung des jungen Kriegers war es dem Genie des Schneiders gelungen, Gigerltum und starre militärische Vorschrift in glücklichster Weise zu vereinen. Die Hose so

weit, als die Taille eng war. Herkulesschultern und ein zierliches Lackstiefelchen, dessen sich das selige Aschenbrödel nicht zu schämen gehabt hätte. Kurt Wertheim war natürlich außerordentlich stolz auf diesen chic supérieur, auf seinen Berliner Jargon und einen gewissen blasierten blinzelnden Blick — auch einem illustren Vorbilde abgeguckt, mit dem er die „kleinen Mä'chens“ musterte. Im übrigen war er ein herzensguter Junge, offen und warmblütig, sobald er einmal das hohe Vorbild und den Gardetic vergaß. Er stürzte sich sofort auf Viktor, dem er die heftigsten Vorwürfe machte, daß er ihn, seit er in Berlin war, so unerhört schnitte. „Alles, was recht ist, aber ich fange doch an, dir das krumm zu nehmen — Alter!“ . . .

„Das darfst du nicht, Kurt! Du weißt, wie hoch ich dir und den anderen eure Freundschaft anrechne, aber ich habe dir von vornherein gesagt: Ich muß sehr vorsichtig leben, meine pekuniäre Lage gestattet mir keinerlei Extravaganzen. Von euren Festen laßt mich aus. Du weißt selbst, daß in der Beziehung einmal nicht keinmal bleiben kann, und ein Schuldenmacher oder ein Schmarotzer will ich nicht werden. Ich hoffe, du verstehst mich und nimmst meine Zurückhaltung nun nicht mehr krumm.“

Der andere schüttelte ihm die Hand: „Na ja, na ja . . . Wollt', ich wäre viertels so vernünftig wie du. Meinem Alten wäre auch besser damit gedient . . .“ er seufzte. Im nächsten Augenblick war er schon wieder mitten im lustigsten Flirten mit den Damen.

Graf Wertheim, der Vater, war eine stattliche, echt aristokratische Erscheinung mit wohlgepflegtem wallendem Vollbart, sehr kleinen Füßen und schmalen weißen Händen, eine Persönlichkeit, die eigens zu Repräsentationszwecken geschaffen schien. Sein eigentliches Feld war das Parkett des Hofes, er war jahrelang Adjutant beim Prinzen XX Königliche Hoheit gewesen, dem er auch äußerlich sprechend ähnlich sah. Seine Versetzung nach C . . . hatte ihn hart getroffen. Sicherlich rechnete er, durch seine Vergangenheit sehr verwöhnt, auf eine weitere glänzende Karriere; vielleicht hätte man ihn auch im aktiven Dienst gelassen, wenn seine pekuniären Verhältnisse nicht zu sehr derangiert gewesen wären. Es war ein ziemlich öffentliches Geheimnis in der Armee, daß man dem Grafen die gut dotierte Stellung als Kommandant der großen Festung gegeben hatte, um ihm aufzuhelfen, damit er sich wieder rangieren könnte. In C . . . waren einfache Verhältnisse, nur Infanterie und Artillerie. Man war nicht verwöhnt in geselliger Beziehung, der Luxus des gräflichen Haushaltes, die Equipagen, die vier Diener, die Toiletten Stefanies verblüfften und stießen die guten C.....er vor den Kopf. Schon der „Graf“ und Flügeladjutant war den zum größten Teil bürgerlichen Offizieren und ihren Damen ein Dorn im Auge. Trotzdem sie sich bemühten, sehr liebenswürdig zu sein, und viel zu vornehm waren, um zu renommieren, blieben die Wertheims doch im ganzen unpopulär. Sie standen nun einmal von vornherein in dem Verdacht, „hochmütig“ zu sein. „Wir sind ihnen nicht gut genug“ sagten die C.....er Damen, es wurde sogar eine Art Ehrenpunkt unter ihnen, Männerstolz vor Königsthronen zu zeigen, obgleich niemand ein Attentat auf ihre Würde beabsichtigte. Die Comtesse besonders wurde mit Argusaugen beobachtet von Müllers und Meyers; jedes Wort, jedes noch so leise Lächeln beklatscht und aufgemutzt. Sie war oft ganz unglücklich über so viel kleinliche Gehässigkeit: „Herrgott, ich kann mich doch nicht in Lehmann umtaufen und mir das Gesicht zerkratzen, um's den Leuten recht zu machen. Wenn sie wüßten, wieviel Sorgen ich habe, und wie klein und gottsjämmerlich ich mich manchmal fühle! Können einen diese Menschen denn wirklich nur ertragen, wenn man so weit ist, daß sie einen bemitleiden können . . .?“

Der Graf wandte sich sofort sehr liebenswürdig an Gertrud: „Das ist recht, Herr von Teuben, daß sie sie uns auch mal wieder gönnen. Sie hüten ihr Kleinod gar zu eifersüchtig. Der alte Blumenfreund hat sein Maiglöckchen sehr vermißt in der diesjährigen Blütenschau . . .“ Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der zierlichen, anmutigen Erscheinung. Gertrud sah wirklich allerliebst aus. Das Tüllkleid war wieder ganz duftig und schneeig geworden durch fleißiges Waschen und Plätten, und das Glück hatte Farbe in ihre Wangen und Sonnenschein in ihren Blick gezaubert. Vielleicht hätte sogar Frau von Teuben, der es immer unbegreiflich geblieben, was

Aus unserer Studienmappe:



Leibjäger Hermann Schulz. Nach einer Zeichnung von Anton von Werner.

ihr Sohn an diesem „faden unbedeutenden Dinge“ finden konnte, ihn heute begriffen. Sie glich wirklich einem Maiglöckchen, tanzte auch sehr hübsch, ein bißchen zu dezent, aber mit Hingebung an die Musik und angeborener Grazie. Sie tanzte als Braut natürlich nur Extratouren. Alle großen Tänze und das Souper gehörten Willy. Sie standen oder saßen zuerst meist ziemlich stumm nebeneinander. Gertrud dachte oft darüber nach, wie es käme, daß sie sich eigentlich so wenig zu sagen hatten, trotz ihres seltenen Beisammenseins. Sie wunderte sich, ob das bei allen Brautleuten so wäre, oder ob es bloß an ihr läge, weil sie nichts erlebte und keine Gedanken hatte, außer dem einen, an ihn und die Zukunft. „Wie weit bist du denn mit dem Examen, Willy?“ fragte sie jetzt schüchtern. Sie wußte, daß ihm das Thema nie angenehm war, aber die Frage brannte ihr schon den ganzen Tag auf dem Herzen . . .

„du sagtest doch voriges Mal, im April dächtest du . . .“

Sie sah ihn angstvoll gespannt an. Er zuckte die Achseln. Sein rundes vergnügtes Gesicht sah mit einem Male entschieden „angeödet“ aus: „Ja, weißt du, Herzblatt. Ochsen thue ich ja genug. Ich hocke Tag und Nacht über den Büchern . . . aber ich hab' mir überlegt, es ist doch wohl besser, ich gehe erst im Herbst vor. In der Frühjahrskommission ist der eklige Kerl, der Sauver, der legt jeden rein, und mir speziell ist er nicht besonders grün gesinnt, von Posen her. Na, und durchplumpsen riskiert man doch nicht gern, besonders wenn man einen süßen Schatz zu Hause hat, der sich auf große Thaten spitzt und sich hinterher die Augen ausweint, wenn es damit Essig ist. . .“

Er sah sie zärtlich an, ihre Finger in den seinen drückend, aber sie hatte das Köpfchen gesenkt und erwiderte den Druck nicht. Sechs lange Wartemonate mehr! Und wie leicht er davon sprach . .! Er merkte gar nichts von ihrer Niedergeschlagenheit. „Man hat auch zu viel Abhaltung in H.,“ fuhr er fort. „Alle Abend ist was anderes los. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für eine gesuchte und fetierte Persönlichkeit so'n armer Referendarius in dem Posemuckel ist. Ich bin Mitglied von drei Musik- und Gesangvereinen, weiß der Teufel, wie sie's rausgekriegt haben, daß ich in schwachen Stunden Cello sündige . . . Vorstand in der Erholung, Vortänzer bei allen Lämmerhupfen, erster Held des Liebhabertheaters. Wahrhaftig, ich müßte mich geradezu vierteilen, um allen Anforderungen der guten Spießbürger zu genügen. Ihr habt natürlich hier auch eine ganze Masse vorgehabt . . .?“

„Ich habe gar nichts mitgemacht,“ sagte sie leise. „Du weißt doch . . . die Eltern finden es nicht passend für mich als Braut, und dann habe ich auch gar kein Bedürfnis nach Vergnügungen, wenn du nicht dabei sein kannst.“ —

„Kleines Schmeichelkätzchen du . . .! Siehst du, das ist ja sehr hübsch und lieb von dir, Schnuckelchen, aber ein bißchen amüsieren, das gehört nun mal zum Leben, sonst versauert man und fängt Grillen. Du bist mir auch viel zu blaß und ernsthaft, Kleines . . .“

„Ja wenn man das so in der Gewalt hätte, die Sorgen und das Traurigsein . . .“ Die Thränen traten ihr wider ihren Willen doch in die Augen. Sie griff hastig nach ihrem Taschentuche.

Er schüttelte mißbilligend den Kopf: „Ta-ta — du machst dir zu viel Gedanken. Kannst du denn das Grübeln und Unken sogar im Ballsaal nicht lassen — du kleines sentimentales Närrchen, du?“

Sie machte einen tapferen Versuch, ihre Thränen hinunterzuschlucken. „Ich bin ja auch gar nicht unglücklich — wenn du nur glücklich bist . . .“

Sie sah flehend zu ihm auf. Er lachte: „I warum sollte ich wohl nicht glücklich sein! Ich habe ja alles, was mein Herz begehrt, und mein süßes Schätzchen sitzt neben mir. Mit dem verfluchten Examen werde ich mir doch nicht jetzt schon das Leben verbittern.“

„Ist es denn so sehr schwer, das Assessorexamen?“ Sie hatte eine tiefe Ehrfurcht vor dem überlegenen Wissen des männlichen Geschlechts und immer eine geheime Angst, daß sie nicht klug genug für ihn wäre.

„Fürchterlich!“ Er seufzte mit tragischem Pathos. „Ihr glücklichen Mädels habt von solcher Tierquälerei gar keine Ahnung. Ihr sitzt ruhig zu Hause, häkelt Spitzen für die Aussteuer und lest Liebesgedichte, während so ein armer geplagter Mann . . . Wie sagt doch der große Schiller, ‚muß wetten und wagen, erraffen, erjagen.‘ Wahrhaftig, wenn ich mir das vorher so überlegt hätte, ich wäre Offizier geworden oder Landwirt oder sonst was Gutes, wo's mit dem Einjährigen abgethan ist. War wieder mal so 'ne Idee von der Mama, daß sie mich absolut als Reichskanzler sehen will, als wenn ein armer Kerl auf der Welt zu nichts weiter da wäre als zum Büffeln und Streben. Ja, die ehrgeizigen Frauen. Puh! das ist was Schreckliches! Die reinen Vampyre . . .! Du bist nicht ehrgeizig, was, Trudchen? Du willst nicht partout Excellenz werden und hast deinen Willy auch als simplen Referendar ganz gern?“

Sie schüttelte das Köpfchen und lächelte zu ihm auf: „Ach, ich bin gar nicht ehrgeizig. Ich wäre schon ganz zufrieden, wenn ich erst mit dir in unserem hinterpommerschen Nest säße als wohlbestellte Assessors oder Amtsrichters mit 800 Thalern Gehalt.“

„800 Thaler! Aber ich brauche jetzt schon tausend und komme nie aus.“

Sein Entsetzen amüsierte sie: „Das laß mich nur machen. O wir Frauen sind Hexenmeister in der Beziehung. Denk mal, wie es mein Mütterchen versteht . . ."

Der Hinweis stimmte ihn keineswegs hoffnungsvoller. „Aber 800 Thaler, das geht wirklich nicht, denke doch, du mußt Toilette machen. Wir müssen auch mal Gäste bei uns sehen, dann die Gesellschaften, mein Frühschoppen, mein Schneider, meine Cigarren."

„Fürchtest du dich so davor, Willy?"

„I wo fürchten! Wenn's nach mir ginge, führte ich dich jetzt stracksweg zum Standesamt und dann auf und davon nach Italien oder sonst wohin, wo's schön ist.. Na, zwei Jahre ist noch lange hin. Hoffentlich stirbt zwischendurch irgend ein alter Onkel, oder der Staat geht in sich und verdoppelt die Beamtengehälter! Warum soll man sich jetzt schon den Kopf über die Zukunft zerbrechen . . . Freuet euch des Lebens, so lang' das Lämpchen glüht . . . Sag' mir lieber, wer ist die niedliche Kleine mit den Apfelblüten! Du gestattest doch mal einen Augenblick, Schatz . . ." Er flatterte davon.

Das Tanzen war jetzt im vollen Gange. Natürlich war ein beträchtlicher Überschuß an Herren vorhanden, wie in allen großen Garnisonen. Viele hatten keine Damen mehr gefunden, vielleicht auch nicht gesucht. Wenn man so durchschnittlich fünfmal in der Woche das Tanzbein schwingen muß, kühlt sich der Eifer allmählich ab. Sie saßen im Rauchzimmer oder standen zwischen den Thüren, an den Wänden herum, Bemerkungen austauschend über die Toiletten und Schultern der Tänzerinnen. Die Bemerkungen waren außergewöhnlich bitter heute, es bestand eine gewisse Pique bei den Herren von der Infanterie wegen der unverkennbaren Bevorzugung, die ihre Damen den als Gästen anwesenden Kavalleristen zu teil werden ließen. Die ihrerseits gerierten sich als Helden des Festes und ließen alle Korken springen, um sich angenehm und extra forsch zu zeigen.

Der Damenflor bestand aus der üblichen guten Mittelware, zumeist Offizierstöchtern der verschiedenen Regimenter. Graf Borna hatte recht, wenn er die Comtesse gegen einen früheren Kameraden von den Dragonern als den „Schwan" unter der Gänseschar bezeichnete. Stefanie Wertheim war wirklich ein sehr schönes Mädchen, über mittelgroß, schlank und kräftig gewachsen wie eine junge Tanne, mit jener exquisiten, durchsichtig feinen Blütenfrische der Haut, die vielleicht ein Erbteil ihrer englischen Mutter war. Der Kopf war klein, zierlich und edel aufgesetzt, ein Rassekopf, der einem die Idee gab, wie gut er eine Krone tragen würde, große, kühn geschnittene Nase. Die traditionelle Wertheimsche Nase mit haarscharfem Rücken und feinen beweglichen Flügeln. Die Lippen nicht zu voll in etwas hochmütigem Bogen nach oben geschwungen. Unter der freiliegenden weißen Stirn, an der man deutlich die blauen Adern durchschimmern sah, ein Paar schöne, ehrliche Augen, klar und leuchtend wie der Sommerhimmel, in denen Licht und Schatten überraschend schnell wechselten. Sie trug ein Kleid aus weißer flockiger Seide in Empirestil gehalten, lose, volle Falten, nur unter dem Brustausschnitt durch ein paar altertümliche Goldspangen zusammengehalten; ein Diadem mit wundervollen Brillanten im Haar, das zu dem reichen Schmuck ihrer verstorbenen Mutter gehört hatte. Die anderen jungen Mädchen mit ihren kleinen, zerschnürten Figuren und aufgepufften Reizen dienten ihr absolut nur als Folie. Man mußte sie einfach ansehen, sogar die Damen.

Viktor fand sich nach ein'paar höflichen Worten, die er mit den älteren Herrschaften gewechselt, ziemlich isoliert. Von den Herren kannte er wenige. Zum Tanzen hatte er keine Lust. Er tanzte überhaupt nur, wenn er mußte, wenn er irgend einen Zweck dabei verfolgte, aber dann gut und sicher. Er fand es nötig und nützlich, daß man „dergleichen" gut verstand. So war er ein ausgezeichneter Reiter und Turner und zog sich immer vorzüglich an.

Von seinem Platz aus, halb in der Thür stehend, konnte er den ganzen riesigen Saal überschauen. Es waren da etwa hundertundfünfzig Personen, die tanzten oder herumstanden: das bekannte Ballbild. Er hatte es zu oft gesehen, um ihm irgend welchen neuen Reiz abzugewinnen. Im Grunde seiner Seele fand er dies zwecklose Drehen und Hüpfen außerordentlich kindisch und langweilig. Überdies war er ganz unmusikalisch. Das war ein angeborener Mangel bei ihm. Vielleicht lag es im

Temperament. Er sah nur Stefanie. Sie tanzte mit einem der Ulanenoffiziere. Es fiel ihm auf, wie schlecht der Leutnant tanzte, steif, mit krummen Knieen und ohne eine Idee vom Takt. Er sah häßlich aus, und Viktor ärgerte sich darüber für sie, die eine vollendete Tänzerin war. Es kam ihm vor, als ob der große Ulan, Leutnant von Brauer, auffallend viel an ihrer Seite wäre und man darüber in der Gesellschaft spräche. Er sah den Menschen zum erstenmale, wußte aber Bescheid über ihn wie jedermann im Saale. Sein Vater, der Millionenbrauer, wie er allgemein hieß, war ein durch Grundstückspekulationen immens reich gewordener Berliner Seifenfabrikant. Jetzt nannte er sich Geheimer Kommerzienrat, Hochwohlgeboren, Ritter pp. . . . und residierte in dem ältesten und feudalsten Schloß der Provinz, das er mit der dazu gehörigen Herrschaft dem letzten durch Spiel und Ausschweifung gänzlich ruinierten Erben des berühmten Namens für einen Spottpreis abgekauft hatte. Der Leutnant war sein einziger Sohn neben zwei Töchtern, der jetzigen Gräfin Adelnau und der Baronin von Sacken-Genzburg. Da der Alte bei jeder Gelegenheit seine hochkonservative Gesinnung eifrig zur Schau trug und auf seinen Gütern Normalarbeiterwohnungen bauen ließ, war es unschwer gelungen, ihm das Adelsprädikat zu verschaffen. Seit der Zeit trug er sich mit Fideikommißgedanken, wartete nur noch auf die Schwiegertochter aus dem besten Blute des Landes, der es beschieden sein sollte, die Dynastie Brauer fortzusetzen. Um einen Korb für seinen Sohn, selbst von einer Fürstin, war ihm nicht bange, der Erbe des Millionenbrauers konnte anklopfen, wo er wollte.

Natürlich war ihm auch nach C. . . . . sein Ruf schon vorausgegangen. Geschichten von fünfzig Paar Lackstiefeln, Rennpferden zu fabulösen Preisen und sybaritischen Zimmereinrichtungen, die er von einer Orientreise mitgebracht hatte . . . Der große vierschrötige Mensch mit dem kurzen Stiernacken und dem roten, gedunsenen Gesicht, um das die strohblonden Haare wie Borsten standen, war entschieden der eigentliche Held des Tages. Bei der Damenpolka konnte er sich kaum retten vor Engagements. Die älteren Damen fanden ihn distinguiert aussehend und sehr geistreich in der Unterhaltung. Übrigens schien er sich seines Wertes voll bewußt zu sein. Es lag etwas Selbstgefälliges, Brutales in seinem ganzen Auftreten, in der Art, wie er quer durch den Saal stampfte, ganz rücksichtslos auf sein Ziel zu . . . die schönste und vornehmste Dame in der Gesellschaft . . . in der unverschämten, familiären Sicherheit, mit der er sich immer wieder neben ihr niederließ . . . ihren Fächer nahm, sie anstarrte. Besonders gesprächig schien er nicht zu sein. Ein paarmal sagte er etwas zu ihr, es kam stockend heraus mit einer rauhen Bierstimme. Jedenfalls Komplimente, denn er lächelte und sah sie wohlgefällig an, während er sich den Schweiß von der Stirne trocknete und die Beine von sich streckte.

„Unausstehlicher Bauernlümmel!" dachte Viktor, unwillkürlich seine eigne, elegante Figur höher reckend. Der Mensch war ihm widerwärtig. Er hätte hingehen und ihm eine Beleidigung ins Gesicht schleudern mögen. Ohne daß er es wußte, musterte er ihn mit drohenden, wütenden Blicken.

„Abgekartete Geschichte!" sagte einer neben ihm. „Der Alte hat Kleingeld höllisch nötig, und der Brauer hat genug für die ganze liebe Familie. Aber doch schade d'rum. Sie ist wirklich Vollblut, first rate . . . und so'n oller Seifensieder . . ." „Venus und Vulkan! Das ist nun mal das Los des Schönen auf der Erde!"

Diese Bemerkungen, die er deutlich hörte, ärgerten Viktor noch mehr. Er befand sich in einer eigentümlich gereizten Stimmung, die ihn furchtbar quälte. Er verhöhnte sich selbst deswegen: „Was geht mich die ganze Geschichte an . . . Im Gegenteil, es wäre ein großer Coup für sie, und ich würde mich freuen. Wahrhaftig, ich würde mich freuen!" Er zwang sich, das Paar wieder anzusehen, ganz wohlwollend, objektiv, wie er sich schmeichelte, dabei zitterte er vor Zorn, ein unsinniges, heißes Gefühl, das ihn an der Kehle würgte, rein physisch . . . Der Ulan hörte nicht auf, in sie hineinzureden. Er rückte ihr dabei so nahe, daß er in ihren Ausschnitt sehen konnte, sein Atem mußte ihr Gesicht berühren . . . Er hätte ihn schlagen können, er konnte sich kaum noch halten, aber er lächelte . . . während seine Nägel sich schmerzhaft in die Handflächen ein-

Aus unserer Studienmappe:



Eine Heilige. Nach einer Zeichnung von Fritz Zadow.

gruben. In diesem Augenblick hob sie die Augen und begegnete dem seltsamen, verzerrten Ausdruck in seinem Gesicht. Eine Sekunde nur . . . dann hatte er sich umgewandt . . .

Er durchschritt den Salon und ein anderes gleichfalls ganz leeres Zimmer, in dem Musikinstrumente standen. Nun hörte er die Musik nur noch ganz schwach, diese unerträgliche, aufdringliche Walzermusik. Das Feuer im Kamin war heruntergebrannt. Es war kühl in dem Zimmer und nicht sehr hell. Nur zwei rote Ampeln brannten, da man den Kronleuchter nicht angesteckt hatte. In einem Winkel hob ein schwarzer Leonberger den klugen, zottigen Kopf bei seinem Eintritt, ließ sich aber nicht stören im Schlafe. Sicher hatte man nicht damit gerechnet, daß Gäste sich bis hierher verirren würden; nach der anderen Seite zu, im Rauch- und Billardzimmer war es voller. Er atmete auf, wenigstens war es kühl hier . . . nicht mehr die heiße, gepreßte Luft des Ballsaales, dies Geflimmer von Licht und Staub, weißen Schultern und dieser Geruch . . . dieser atemraubende, wollüstige Geruch von Parfüm und Menschenleibern in Bewegung . . . Das war's

auch, das machte ihn toll, ihn mit seinen von der Nachtarbeit überreizten Nerven ... Es war Stefanies eignes Zimmer, in dem er sich befand, ihr Boudoir. Er kannte jedes Stück in dem Raume, wo sie nur ihre vertrauten Freunde empfing. Das Gobelingewebe an der einen Querwand, ein altes Familienstück, das eine Episode aus dem Städtekriege darstellte, wie Graf Heinrich Wertheim den Zug der erbeuteten Wagen und Gefangenen nach seiner Burgfeste führt ... er selbst hoch zu Roß in voller Rüstung mit wallendem Federbusch, inmitten seines reisigen Trosses. Aus einer Palmengruppe hob sich in leuchtender Weiße die Marmorstatue der Venus von Milo, ein Meisterwerk, das sich die Comtesse aus Italien mitgebracht hatte. Ein paar Lieblingsbilder: der zerbrochene Krug von Greuze, eine Madonna von Murillo neben einem Christus unter den Kindern von Uhde, das Porträt des Fürsten Bismarck nach dem Originale von Lenbach. Zwei sehr schön ausgeführte Ölgemälde, ihren Großvater darstellend und seine Gemahlin, eine Prinzessin aus regierendem Hause, die durch das herzogliche Diadem und den wallenden Hermelinmantel natürlich den kleinen Leutnantsfrauen in C..... gewaltig in die Augen stach. Die andere schöne hochblonde Frau in Weiß, deren Medaillonbild darunter hing, war die verstorbene Mutter der Comtesse, Lady Evelyn Morgan. Der Graf hatte sie während eines Aufenthaltes seines Prinzen am englischen Hofe kennen gelernt und sich wahnsinnig in die schon verheiratete Frau verliebt. Sie erwiderte seine Leidenschaft, setzte die Scheidung von ihrem Gatten durch und folgte ihm nach Deutschland. Die Geschichte hatte seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Nur durch seine hohen und allerhöchsten Konnexionen konnte der Graf sich halten. Sie war schon mit 27 Jahren gestorben, bei Stefanies Geburt. Die allgemeine Ansicht war, daß dieser Todesfall für den Grafen ein Glück gewesen sei, sie hätte ihn unfehlbar ruiniert durch ihre Verschwendungssucht und Extravaganz. Das Gut Hohenfelde, das ihm bei der Teilung mit seinen fünf Brüdern als Jüngstem zugefallen war, hatte er gleich nach ihrem Tode verkaufen müssen ...

Viktor hatte sich in einen der bequemen Korbsessel fallen lassen, die überall herumstanden neben kleinen Tischchen, auf denen Photographien und Bücher lagen. In einem Album, das er wahllos in die Hand genommen, fand er auch eine Photographie von sich, blaß, hohlwangig und mit hungrigen Augen und abstehenden Ohren ... als zwölfjähriger Kadett ... daneben eine von ihr im weißen, gestickten Kleidchen mit wehenden Locken und rundem lachendem Gesichtchen ... Er blätterte weiter. Die Erinnerungen verwirrten sich in seinem Gehirn, ein Chaos von Bildern und Empfindungen, und immer sie, immer sie, so schön, so hochherzig, so trotzig und lieb ...

„Großer Gott!" sagte er ganz laut mit einem Male. „Großer Gott! Liebe ich sie denn ...?" Die Erkenntnis kam ihm wie ein Blitzstrahl, zugleich mit dem Bewußtsein der furchtbaren Gefahr, in der er schwebte. Wenn er sie liebte, und wenn sie ihn wiederliebte ...? Und er wußte in diesem Augenblick, daß sie ihn liebte, längst schon liebte. Er allein war blind gewesen und tollkühn in seinem wahnsinnigen Stolze, der sich vermessen, dem ewigen Naturgesetze zu trotzen. Nun erhob es sich dräuend ... nun rächte es sich ... Er fühlte sich wie zerbrochen in allen Gliedern. Seine Stirn glühte. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust ... Er hörte nicht, daß hinter ihm die schwere goldgewirkte Portiere gehoben wurde und wieder zusammenrauschte. Erst das Knistern der seidenen Schleppe dicht neben ihm ließ ihn auffahren.

Sie sah sehr schön aus ... und sehr elend, mit weiten fieberischen Augen, trotz des leichten, spöttischen Tones, zu dem sie sich zwang: „Warum tanzen Sie nicht, Herr von Hartenstein? Hat von unseren Tänzerinnen keine einzige Gnade vor Ihren Augen gefunden ...?"

Er fand irgend eine Entschuldigung, seine Worte klangen ihm selbst wie aus weiter Ferne, und all die Zeit spürte er dasselbe seltsame, unerträgliche Singen und Sausen in den Ohren und kalte Schauer den Rücken hinunter, die Krisis nahte ...

„Ich bin nur aus Zufall hier eingedrungen, die Hitze im Saale ... die Damen waren ja alle versagt. Ich kenne niemanden ..."

„Und mich ...? Mich kennen sie auch nicht, Viktor ...?"

„Comtesse . . .!“

Sie standen sich jetzt Auge in Auge, drohend, gewappnet wie zwei Kämpfer, die sich messen, ehe sie sich aufeinander stürzen im Ringen auf Leben und Tod . . . Im Ballsaal stimmte die Musik die Lancierquadrille an. Die lauten, schmetternden Töne klangen hell wie Fanfaren in die schwüle Stille zwischen den beiden. Das erinnerte ihn an die Menschen da drüben. Der Ulan mit seinem roten, lüsternen Gesicht, die schnöden Bemerkungen der Gaffer fielen ihm ein. „Man wird Sie im Saale vermissen, Comtesse. Ihr Tänzer wartet gewiß und würde untröstlich sein . . .“

„Mein Tänzer kann warten. Aber, wenn Sie gehen wollen . . . gehen Sie doch, Herr von Hartenstein . . .!“

Er blieb. Warum ging er nicht? Ein alter Kavalier, ein Gönner hatte ihm mal gesagt: „Es gibt Fälle, mein Lieber, wo auch der Tapferste die Flucht ergreifen darf.“ Er wußte, daß er vor einem solchen Falle stand; aber er ging nicht. Ein Windstoß fuhr in die verlöschende Glut im Kamine, daß sie hoch aufloderte in roten, knisternden Flammen . . . Auf einmal sank ihr schöner stolzer Kopf gegen das Marmorsims . . . Sie weinte . . . ohne Thränen, lautlos. Er sah es nur am Zittern ihres Halses und der Bewegung ihres Busens, der sich rascher hob und senkte unter der weißen Seide ihres Kleides . . . Sie weinte . . . Sie konnte einfach nicht anders. Es war keine Spur von Koketterie in Stefanie Wertheim . . . aber wäre sie die raffinierteste Kokette gewesen, sie hätte nichts anderes finden können, um ihn aus der Fassung zu bringen, als dies leise, klaglose Weinen.

„Stefanie . . .“ murmelte er außer sich . . „Steffi . . .“ und dann zurückweichend mit beiden Händen seine berstenden Schläfe haltend . . . „Lassen Sie mich gehen . . . jemanden rufen . . .“ „Großer Gott . . .!! Weib . . .! Willst du, daß ich ehrlos werde an mir und dir . . .?“

Seine Stimme klang hart und drohend. Sein Gesicht war totenbleich, fast schrecklich in seinem Ausdruck von Zorn und Qual.

Sie hörte nur das eine, den Herzton. „Du liebst mich, Viktor! Du liebst mich doch . . .!“ jubelte sie auf. Und dann lag sie an seinem Herzen, und er hatte nicht mehr die Kraft, sie zurückzustoßen, und einen kurzen seligen Augenblick lang hielten sie sich so, Brust an Brust und Lippe auf Lippe . . . und er küßte sie wild, lange, er hielt sie an sich gepreßt und flüsterte ihr Worte zu, unsinnige, abgebrochene Worte . . .

Sie sah selig zu ihm auf durch die schimmernden Thränen. „Und darum flohest du mich, darum warst du so kalt und fremd? Und ich litt! Wenn du wüßtest, was ich gelitten habe, und all die Zeit zu lächeln, zu tanzen und den Kopf hoch zu tragen für die Neugierigen und Schadenfrohen . . . Aber nun ist ja alles gut. Nun bist du doch gekommen, du Stolzer, du Böser, und ich halte dich fest. Ich lasse dich nicht wieder . .“

Mit einer übermenschlichen Anstrengung hatte er sich losgerissen. Jetzt war er zusammengesunken in die Kniee. Die Hände vor dem Gesicht, um nicht zu sehen, und die Stirn gegen den kalten Marmor, um nicht zu fühlen: „Narr, Narr!“ stöhnte er. „Wahnsinniger Thor, der ich war! Ich wußte, daß ich fliehen mußte, fort, so weit fort, als ich konnte . . .! Stefanie! Ich, ich habe kein Recht, um Sie zu werben. Ich bin nichts. Ich habe nichts, eine ungewisse Zukunft voll Kampf und Entbehrung, an die ich kein Weib fesseln darf. Das Glück ist nicht für mich; daß ich es dennoch wagte, die Hand nach ihm auszustrecken, das war Frevel, Hochverrat an dem, was mir das Teuerste und Höchste in der Welt ist. Vergessen Sie . . . wenn Sie können, verzeihen Sie, was ich selbst mir nie verzeihen kann. Lassen Sie mich gehen, Stefanie . . .“

Er schwankte . . . der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirne. Sein Gesicht war eingefallen, zerrüttet wie das eines Kranken . . .

Sie sah, daß er litt, furchtbar litt, aber alles in ihr empörte sich gegen dies Leiden. Mit einer gebieterischen Handbewegung hielt sie ihn zurück: „Bleiben Sie, Viktor! Ich verzeihe Ihnen nichts. Es gibt Schulden, die zu erlassen falsche Scham, Feigheit ist. Man fordert sie ein — mit Gewalt, wenn es sein muß. Das ist unweiblich, vielleicht sehr ungroßmütig in diesem Augenblick! Aber ich habe nie gelernt, mich zu fügen, zu heucheln. Ihr habt mir ja alle immer den Willen gethan . . . auch du! Auch du, Viktor! Willst du nun klagen, daß ich stolz und trotzig bin, daß ich kämpfe, mich wehre bis aufs Blut, wenn man mir entreißen

will, was mir gehört? Und du bist mein! Du gehörst mir, Viktor Hartenstein! Nicht durch die paar elenden Worte von vorhin, die du zurück haben möchtest, die werf' ich dir vor die Füße ... Du bist mein nach höherem, besserem Recht. Von Gott — von dir selbst gehörst du zu mir — wie ich dir gehöre. Und davon können wir nicht los — nicht du — nicht ich — auch wenn wir selbst wollten. Und ich will nicht, hörst du ...!"

Sie stand mit flammenden Augen vor ihm ... keine Spur von Schwäche oder Thränen mehr in ihrem weißen Gesicht ...

„Es muß sein," sagte er nur — und dann noch einmal, sehr weich und bittend: „Es muß ja sein, Steffi ..."

„Muß!" wiederholte sie stolz. „Gibt es denn überhaupt ein Muß für Menschen, die wollen — für Menschen, wie wir beide, die jung, stark und gesund sind! Und wir sollten die Welt nicht zwingen können! Wir sollten die Waffen strecken vor dem feigsten, erbärmlichsten aller Feinde ... den zwanzigtausend Thalern Kommißvermögen, dem Huhn im Topfe und dem Plüschsofa in der guten Stube ... Zwei Menschenherzen ... zwei unsterbliche Seelen gewogen und wiedergewogen gegen einen Sack voll Geld ...! Ich kann warten. Ich kann arbeiten, Viktor! Wenn es nicht anders ist, lassen Sie uns nach Amerika gehen. Ein Mann wie Sie findet überall sein Brot, seinen Wirkungskreis. Ich fürchte die Armut nicht. Ich denke es mir schön, arm zu sein, zu arbeiten, zu schaffen für mein Glück ...! Ach glauben Sie nicht, daß ich schwärme, Viktor. Sehen Sie doch nicht auf diesen Flitterstaat, diese Steine, dies Kleid."

Sie packte es mit beiden Händen unter der Brust, als ob sie es herunterreißen wollte ... „Das ist alles Außenwerk, Lüge. Ich hasse es, weil es Sie blendet, weil Sie mich anders sehen darin, als ich wirklich bin ... Du fürchtest dich doch nicht auch vor der Gräfin Wertheim, dem verwöhnten, anspruchsvollen Geschöpf, das nichts weiter kann, als sich bedienen lassen und schön sein wie die Puppen, die man zum Angaffen ins Schaufenster stellt? Kennst du mich so wenig, du auch, Viktor, daß du mir nicht zutrauen willst, was jedes niedrigste, schlechteste Weib kann: entbehren, hungern für seine Liebe ...!"

Sie war hinreißend in ihrem schönen Feuer, anbetungswürdig in ihrer stolzen Hilflosigkeit. Nie hatte er sie herrlicher und begehrenswerter gefunden als in diesem Augenblick; nie aber auch den Abstand zwischen ihr und sich bitterer gefühlt. „Sie sind jung, Stefanie, und auf der Höhe aufgewachsen im Sonnenschein. Sie kennen die Armut nicht. Aber ich — ich kenne sie. Ich weiß, was es heißt, arm sein: hungern und unten stehen, sich verzehren in Neid und ohnmächtiger Ungeduld — vorwärts kriechen auf allen vieren und lügen und Almosen nehmen und schlechter, härter und gemeiner werden mit jedem Tage, um dann vielleicht doch nichts zu erreichen durch den Satanspakt — wieder abzustürzen mit zerschmetterten Gliedern ... Das, das bin ich, das hat die Misere aus mir gemacht ... Und sehen Sie, was Bessere wurden, eine Heilige wie meine gute Mutter, all diese Männer und Frauen, die große, stumpfe, abgetriebene Herde, die doch auch einst frohe, warmherzige Kinder waren. Alles, was schön, erhaben, menschlich in ihnen war — tot, zerschunden in dem unbarmherzigen, täglichen Ringkampf mit gemeiner Not des Lebens, der Sorge um das tägliche Brot, das Dach überm Kopfe und das Kleid auf dem Leibe ... Glauben Sie nur, Stefanie, es sind die bittersten Leiden nicht, aus denen man Tragödien und Romane macht, und wie ich Sie jetzt vor mir sehe, so schön, so hochherzig, so liebenswert, ein Geschöpf von Gottes Gnaden an Leib und Seele — ich könnte ertragen, Sie tot zu sehen, hier vor meinen Füßen ... aber Sie mit hinabzuziehen da hinein ... in meine Misere, bei Gott! das, das ertrüge ich nicht. Ich beginge ein Verbrechen an Ihnen, grausamer und feiger als Mord ..." Sie hatte ihm schweigend zugehört.

„Und daß Sie mir das Herz aus der Brust reißen, ist keins? Daß es vielleicht dabei doch blutet und zuckt und nachher tot ist, tot und kalt und leer, für ein ganzes, langes Leben. Das thut nicht weh, nicht so weh als ein bißchen hungern ...? O Sie sind barmherzig und großmütig, Herr von Hartenstein."

Er antwortete nicht.

Sie sah ihn lange an, fast verächtlich. „Sie kennen die Frauen schlecht, Herr von Hartenstein. Haben Sie nie welche



Schlechter Tausch. Nach dem Gemälde von V. Irolli.

gekannt oder doch gelesen von ihnen, Fürstinnen und Prinzessinnen darunter, die denen, die sie liebten, gefolgt sind in Not und Schmach — nach Sibirien, aufs Schaffot? Und sie waren glücklich! Es gibt eben solche Närrinnen . . . Mich dünkt die Misere, an der wir kranken heutzutage, liegt anderswo als da, wo Sie sie suchen. Wir wurden sehr arm, in der That, wenn wir mit dem Kinderglauben an den Gott über uns auch den Glauben an das Göttliche in uns verloren . . .!"

Er biß sich in die Lippen. „Sie haben recht, Gräfin," sagte er sehr ruhig aber mit unendlicher Bitterkeit. „Die Misere erzieht keine Helden. Wir lernen zu zeitig uns fügen und ducken. Sie ist wie der Stein, der auf dem Keime liegt... wenn der Baum wachsen will, kann er es nur in einer einzigen Richtung. Der Ehrgeiz ist die einzige erlaubte Leidenschaft des Armen. Wundern Sie sich, daß ich ein Streber wurde, weil ich kein Wurm bleiben wollte . . .?"

Sie sah ihn zornig an: „Ich . . . ich möchte Sie hassen! Das ist so häßlich, was Sie da sagen, so traurig! Ach, gehen Sie, lassen Sie mich allein, Viktor! Ich gebe Sie nicht auf . . . aber ich will nicht zum Schauspiel werden für die Neugierigen da drüben . . .!" Er verbeugte sich stumm und ging.

Schon nach wenigen Minuten trat sie wieder in den Ballsaal, um das Zeichen zu geben, daß serviert war am Büffette. Der große Ulan war sofort wieder an ihrer Seite. Er machte ihr Vorwürfe über ihr Verschwinden, die im Stich gelassene Quadrille. Sie fand es nicht der Mühe wert, sich mit ihren Hausfrauenpflichten zu entschuldigen . . . was die Gräfin Tante dafür um so reichlicher besorgte . . . Herr von Brauer fand sie etwas apathisch während des Cotillons, sie ließ seine endlosen, stockenden Renommiergeschichten und plumpen Schmeicheleien über sich ergehen, ohne ihn auch nur ein einziges Mal durch eine ihrer gefürchteten sprühenden Bemerkungen aus dem Konzept zu bringen. Er war entzückt von seiner Eroberung, ganz das, was sein Papa ihm immer vormalte, als für Rassezüchtung wünschenswert . . . die paar tausend Thaler, die man einem zukünftigen Schwiegervater oder Schwager vielleicht zu pumpen haben würde, kamen nicht in Betracht und machten die Frau gefügiger in der Ehe . . . Bei allem Respekt vor „Rasse" hatte er doch ein starkes unbehagliches Vorgefühl, daß dies schlanke blasse Vollblutgeschöpf an seiner Seite nicht immer so matt und traitabel sein würde wie heute abend.

Es war vier Uhr, als die letzten Gäste sich verabschiedeten, unter ihnen Herr von Brauer, dem Graf Wertheim ganz besonders herzlich die Hand schüttelte. „Sie wissen nun den Weg, lieber Freund, und ich hoffe, Sie finden ihn bald wieder . . ."

Graf Kurt hatte zugesagt, morgen die mitgeführten Gäule zu besehen und dem nachfolgenden Frühstück im Deutschen Kaiser beizuwohnen. Er schien schon ein Herz und eine Seele mit Brauer, den er unter den Arm nahm und in eine nahe Weinstube entführte. Die Herren beschlossen, die einmal angebrochene Nacht nun auch ganz darauf gehen zu lassen.

Vater und Tochter waren allein. Sie stand unter dem Kronleuchter gedankenvoll mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen. Er war wie von ungefähr am Fenster stehen geblieben: „Doch ein netter höflicher Mensch, dieser Brauer..."

„Aber Papa! Er ist furchtbar, der echte Parvenu, frisch aus dem Wruckenacker ausgebuddelt und auf silberner Schüssel serviert . . . daß solche Leute überhaupt Offizier werden können!"

„Nun, nun . . ." Der General runzelte die Stirn und blies ein Confettistäubchen von seiner ordengepanzerten Brust. „Ich dachte, er gefiele dir . . . Du tanztest viel mit ihm. Ich habe ihn aufgefordert, uns mal beim Reiten zu begleiten. Ich möchte, daß du dich liebenswürdig gegen ihn zeigtest, Steffi . . ."

Das Mädchen sah ihn starr an: „Warum ermahnst du mich, liebenswürdig gegen ihn zu sein? Soll er mir etwa gefallen? Papa . . .! Papa . . .!" Sie stürzte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen, während sie angstvoll in seinem Gesichte forschte. „Das ist dein Ernst nicht, das meinst du nicht . . . Du mein lieber, schöner, vornehmer Papa und der . . . der Mensch . . .!" Sie brach plötzlich in nervöse Thränen aus und verbarg schluchzend den Kopf an seiner Brust: „So weit sind wir gekommen, so weit herunter!"

Er streichelte ihr sachte den Kopf: „Ja, mein liebes Steferl, mein gutes Kind . . . das ist nun mal nicht anders in der Welt. Man muß auch an die Zukunft denken. Ja, wenn ich dir ein Vermögen lassen könnte . . . aber es ist nichts da, nichts, und ich bin ein alter Mann. Der Junge braucht auch viel. Ich weiß nicht, wo er's hinthut. Aber in jedem Brief klagt er, und dann kommen Rechnungen, ganze Stöße von Rechnungen, die da in meinem Schreibtisch liegen und nicht bezahlt sind. Ich weiß nicht mehr, wo aus noch ein . . . der Haushalt ist auch so kostspielig. Ich schlafe schon des Nachts nicht mehr deswegen, und wenn nicht bald Hilfe kommt . . ." er schüttelte verzweifelt den grauen Kopf.

„Wir können uns einrichten, Papa. Ich will sparen, du sollst sehen, wie sparsam ich sein werde. Ich kann mir alle meine Kleider selbst nähen und mein Zimmer in Ordnung halten. Ich brauche gar keine Jungfer. Wir sind ja nur wir zwei und können ganz gut nur einen Gang essen, wenn wir allein sind. Den Fritjof schaffen wir auch ab und den Groom. Ich habe ja noch die Bella zum Reiten, und der alte Josef kann mitkommen . . . Und die Diamanten von der Mama: wir haben ja noch all die Schmucksachen, wozu brauche ich Diamanten?" Sie griff nach dem Diadem in ihren Haaren, um es herauszureißen. „Diamanten kosten doch so viel Geld . . ."

Er lächelte trübe: „Goldenes Närrchen, du, armes Ding, du weißt gar nicht, was einschränken heißt. Wir Wertheims haben's nie verstanden. Sie verstehen's alle nicht in unseren Kreisen. Wir haben den Respekt nicht vor dem blinkenden Zeuge, wir werfen's weg, solange wir's haben . . . und wenn wir keins mehr haben . . . Es nützt ja auch alles nichts. Wenn ich jetzt in meiner Stellung zurückstoppte, das gäbe nur Gerede, und 's wäre doch nur eine Handvoll Sand ins Meer."

„Doch, doch, Papachen! Es nützt, es nützt sicher. Laß mich nur machen. Du sollst sehen, ich werde Wunder thun und Kurt muß auch vernünftig sein. Ich werde ihm morgen gleich eine Pauke halten . . . Er muß einfach . . . Nächsten Monat sind ja die Gesellschaften vorbei, dann spare ich jede Woche im Haushalt, und davon bezahlen wir die Rechnungen, immer eine nach der anderen, und von den bezahlten machen wir Freudenfeuer! Siehst du, nun lachst du wieder . . . Nun bist du wieder froh! Und nicht wahr, du sprichst mir nie, nie wieder von dem schrecklichen Menschen mit dem roten Kartoffelgesicht . . . Denk dir doch, den hier! den Seifenmann. Wie würde die Großmutter auf dem Bilde die durchlauchtigste Nase rümpfen, und alle alten Wertheims und Morgans drehten sich im Grabe herum. Monsieur Brauer, fi donc! Mir kommt's vor, als röche es noch nach Schmierseife überall, wo der Edle geweilt hat . . ."

„Brüskier' ihn nur nicht, Kind! Er verkehrt nun mal hier und du darfst ihn nicht vor den Kopf stoßen."

„Nein, nein! Ich thue ihm schon nichts, Goldväterchen. Ich krümme ihm kein Härchen von seinem Borstkopfe, aber eigentlich ist es doch eine bodenlose Frechheit von dem Menschen, wenn er sich wirklich so was einbildet. Diese Figur, dies Gesicht! Nur weil er ein paar Groschen im Sacke hat. Stefanie Brauer! das klänge doch nun zum Totlachen. So lache doch, Papachen, lache doch mit . . ."

Ihr eignes Lachen klang nervös, unnatürlich. Der Graf sah gar nicht aus, als ob ihm lächerlich zu Mute wäre: „Ach, Kind, Kind! Unsere Zeiten sind vorüber. Der große Namen und der gute Degen thun's nicht mehr. Das Geld regiert jetzt die Welt, und wir müssen paktieren mit ihm oder untergehen!"

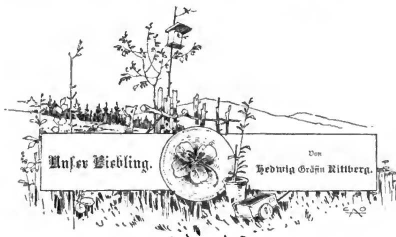
Sie warf den schönen Kopf zurück, die forcierte Lustigkeit war wie verflogen: „So laß uns untergehen! Wenn unsere Zeit wirklich vorüber ist. Warum gehen wir nicht von selbst . . . aber adelig mit steifen Nacken, wie wir gelebt haben! Warum werfen wir in zitternder Todesangst Opfer auf Opfer dem Moloch in den feurigen Rachen, um uns die bequeme, faule Drohnenexistenz zu sichern? Er verschlingt uns doch, wie er unsere Güter, unsere Rechte, unsere Ehre verschlungen hat. — Untergehen? Warum nicht . . .? Nur nicht uns wegwerfen, ihnen den Triumph gönnen, daß sie uns auch moralisch untergekriegt haben, uns, die man die Besten und Edelsten der Nation nennen durfte. Wenn wir das noch sind, wenn noch der alte adelige Geist in uns

ist, der lieber sterben mag als in Unehren leben . . . laßt uns sterben, laßt uns zurücktreten in das Volk, aus dem wir uns einst durch Mannesmut und Herrensinn emporgehoben, laßt uns arbeiten und hungern mit ihnen und kämpfen . . .! Warum kämpfen wir nicht mit ihnen? Ihre Sache ist unsere auch . . ."

Er unterbrach sie streng: „Was sind das für tolle Ideen, Kind! Ich habe dir doch zu viel Freiheit gelassen, du überschreitest die Grenzen. So darf die Tochter eines preußischen Generals nicht reden."

Sein Vorwurf traf sie nicht. Sie hob den Kopf noch stolzer: „Und warum nicht, Vater. Ist es nicht ein guter heiliger Kampf, dieser Kreuzzug gegen das goldene Kalb, den Götzen, den menschliche Selbstsucht und Begehrlichkeit errichtet hat dem Gott der Liebe und den Geboten der Natur zum Trotz? König, Priester und Ritter dürfen nicht fehlen in ihm. Und wehe ihnen, wenn sie fehlen! Wehe uns, wenn wir zaudern und schachern in schwächlicher Verblendung, bis eine neue Sintflut hereinbricht und uns alle hinwegfegt in einem furchtbaren Rachesturm: die Götzen und die Götzendiener, die Käufer und die Verkauften . . .!" — — —

(Fortsetzung folgt.)



Es hat ein Engel vom Himmelszelt
Still eine kleine Seele getragen —
Da haben sich unbewußt der Welt
Zwei lächelnde Augen aufgeschlagen.
Mit ihnen kam heller Sonnenschein
Das ganze Haus verklärend zu grüßen, —
Dies Körperchen, so schwach und so klein,
Wie kann es nur so viel Glück umschließen?

Im weichen Bettchen es reckt und streckt
In süßem Schlummer die runden Glieder,
Von heißem Mutterkuß aufgeweckt,
Heben sich träumend die zarten Lider.
Härchen, so licht wie gesponnen Gold,
Bäckchen, wie Rosen in Maientagen, —
Wie kann nur dies Köpfchen, so fein und hold,
So viel unendliche Liebe tragen?



Die Hauptindustriehalle (Arkaden: „Café Bauer“). Architekt: Bruno Schmitz.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

I. Die Architektur auf der Ausstellung.

Von

Alexander Wehling.

Mit 16 Abbildungen von Curt Agthe.

Mitten in einen riesigen grünen, hochstämmigen Park hineingebettet ist die Berliner Gewerbeausstellung. Das ist der eine große Vorzug des gewählten Geländes. Der zweite, kaum minder bedeutende, beruht darin, daß sich dieser Prachtpark längs eines größeren Flußlaufes hinzieht, der vielgeschmähten Spree, die, um ein oft gebrauchtes Bild noch einmal zu benutzen, hier bei ihrem Eintritt in Berlin noch ganz dem Schwan gleicht — und daß das Ausstellungsgelände selbst durch große natürliche und künstliche Wasserflächen vielfach unterbrochen und belebt ist.

Der schöne Park, die reizvollen Wasserflächen boten der Architektur wesentliche Unterstützung, und die drei leitenden Baumeister der Ausstellung — die Herren Grisebach, Hoffacker und Schmitz — haben diese Unterstützung durch die Natur mit äußerstem Geschick schon bei dem Grundplan der ganzen Anlage benutzt. Sie haben es verstanden, die Hauptgebäude in meisterlicher Weise in die landschaftliche Umgebung hineinzupassen, wobei sich allerdings die Schwierigkeit ergab, daß der Baumbestand des Treptower Parkes nach Möglichkeit geschont werden sollte.

Es wird sicher der ungeheuren Mehrzahl aller Besucher sich dieselbe Überzeugung aufdrängen, die ich immer und immer wieder gewann, daß sich in der Nähe einer europäischen Großstadt, nicht nur Berlins, kaum ein landschaftlich schönerer Rahmen für eine Ausstellung finden lassen dürfte, als er hier

vorhanden war. Schon wenn man, den Wasserweg oder die Stadtbahn benutzend, sich der Ausstellung nähert, macht ihre Spreefront mit dem grünen Saum, der von vielgestaltigen Bauten unterbrochen, von glänzenden Kuppeln, Dächern und Türmen weit überragt ist, einen geradezu überraschend schönen Eindruck. Aber auch im Innern des Ausstellungsparkes enthüllen sich immer aufs neue landschaftliche Bilder von ungemeinem Reiz. Der Blick von den Arkaden des Hauptgebäudes aus über die weite, grünumsäumte Seefläche, die Sicht auf die Front desselben Gebäudes etwa von dem Platz der Marineschauspiele aus, die Umgebung des sogenannten Karpfenteiches, an dessen Ufer sich hier die trotzigen Mauern von Alt-Berlin, dort die phantastischen Bauten der Kolonialausstellung anlehnen, während von fern die Moscheetürme von Kairo farbenfreudig herüberschimmern, endlich die Aussicht von den Hallen der Fischereiausstellung weithin über die Spree müssen in dieser Beziehung besonders erwähnt werden.



Vase vor dem Hauptindustriegebäude als Arkadenschmuck.

Der schöne Rahmen also war vorhanden. Auf der anderen Seite aber hatten die bauleitenden Architekten mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Hier muß vor allem der leidige Kostenpunkt erwähnt werden. Die Berliner Ausstellung ist die Ausstellung der Industrie einer einzigen Stadt; nur in wenigen Fällen hat sie sich über diese selbstgezogene Grenze hinaus erweitert, z. B. durch die Aufnahme der Hochseefischerei. So groß nun auch diese Stadt und ihre Gewerbethätigkeit sind, die Mittel, die hier zur Verfügung standen, reichen selbstverständlich bei weitem nicht an jene heran, die von Großstaaten für Weltausstellungen aufgewendet wurden. Es galt also, sich eine weise Beschränkung aufzuerlegen, während andererseits der Raum, der zur Verfügung stand, größer war als der aller bisherigen internationalen Ausstellungen auf europäischem Boden. Daß dies der Fall, dürfte überraschen: die bedeutendste dieser Weltjahrmärkte, die Pariser Ausstellung von 1878, verfügte über einen Raum von 675000 Quadratmeter, die Berliner Ausstellung dagegen über mehr als 1250000 Quadratmeter!



Gruppe vor dem Hauptindustriegebäude.

Sehr richtig wurde daher von vornherein das Hauptgewicht nicht auf äußerlich imposante Größenverhältnisse der einzelnen Bauten gelegt, obschon diese

immerhin noch, wie wir sehen werden, ganz gewaltige Abmessungen zeigen. Den Hauptnachdruck legten die Architekten aber auf die liebevolle Ausgestaltung aller Einzelheiten, auf eine Durchbildung der Architektur, welche, neben aller Rücksichtnahme auf den praktischen Gebrauch, der künstlerischen Ausschmückung einen weiten Spielraum einräumte.

Unser Jahrhundert hat gerade für die Ausstellungsbauten ein ganz neues Gebiet der Baukunst geschaffen. Auf diesem Gebiete selbst aber haben die Anschauungen in den letzten Jahrzehnten eine vollständige Wandlung erfahren. Der ehemalige „Große Industriepalast" hat sich überlebt. Wenn man auch immer noch die größere Anzahl der Ausstellungsgruppen in einem gemeinsamen Hauptgebäude vereinigt, so weist man anderen doch besondere Baulichkeiten zu — zum Vorteil nicht allein der Übersichtlichkeit, zum Vorteil vielmehr auch der Gesamtanlage, des, ich möchte sagen, malerischen Totaleindrucks. Und bei diesen Einzelbauten hat man endlich den alten, ewig wahren Semperschen Grundsatz wieder zu Ehren zu bringen gelernt, daß jeder Bau in seiner Erscheinung den Charakter seiner Bestimmung zum Ausdruck bringen muß. Wohl ist bei derartigen Anlagen der Phantasie des schaffenden Künstlers freieste Entfaltung zu gönnen; er kann seine Motive aus den verschiedensten Stilarten wählen, kann diese selbst, solange er nur gefällig bleibt, willkürlicher verschmelzen, als bei einem Bau, der für dauernden Gebrauch bestimmt ist. Immerhin aber soll darüber die Rücksicht auf die Verwendungsart des Gebäudes nicht aus den Augen verloren werden.

Nicht nur die Anschauungen über die Gesamtanlage einer Ausstellung haben sich aber gewandelt, in vielleicht noch höherem Grade hat die technische Ausführung der Bauten sich verändert. Es schien eine Zeit lang, als ob der modernste aller Baustoffe, als ob das Eisen — in Verbindung mit Glas — sich auf diesem Felde die Alleinherrschaft erringen würde. Das ist heute schon wieder ein überwundener Standpunkt, der reine, stets eintönige Nützlichkeitsbau ist erfreulicherweise bereits in den Hintergrund gedrängt. Wohl bleibt das Eisen noch immer das wichtigste Material. Aber es gibt gewissermaßen nur noch das Gerippe her. Für die neuen Aufgaben sind ganz neue Baumethoden ersonnen worden, und die Architekten begnügen sich nicht mit einer Art der Ausführung, sie wählen für die so verschiedenen Zwecke auch verschiedene Mittel. Um das gleich hier vorweg zu nehmen: der Fachmann kann gerade auf der Berliner Ausstellung reiche Studien machen, wie die moderne Technik auf recht mannigfachen Wegen die Aufgabe löst, mit verhältnismäßig geringem Aufwand und mit einer geradezu staunenswerten Schnelligkeit Bauten emporwachsen zu lassen, die nur für die Dauer von wenigen Monaten bestimmt sind, aber doch — ohne jede kulissenartige Blend-



Wasserturm mit Hauptrestaurant (Dressel & Adlon) am „Neuen See." Architekt: Bruno Schmitz.

wirkung — den Eindruck des Dauernden, Stattlichen, um nicht zu sagen Monumentalen hervorrufen. Bei einem Teil der Bauten, vor allem bei dem Hauptgebäude, fand die sogenannte Rabitzmethode Anwendung; die Wände sind durch cementbedecktes Drahtgeflecht hergestellt, das in Platten auf die holzumkleideten Eisengerippe aufgenagelt wurde. In Alt-Berlin würde ein mit Gips überzogenes Rohrgeflecht benutzt, in Kairo Cementplatten, andere Baulichkeiten, so in glücklichster Weise das Gebäude für die Fischereiausstellung, sind in Holzarchitektur errichtet. Ungemein interessant, nicht nur für den Fachmann, sind auch die Dachkonstruktionen. Da finden wir auf weiten Eisenspannungen Holzbedeckung, auf Holzträgern Ziegeldächer, dann Bekleidung mit Segelleinwand, andererorten Pappe; bei den zum Teil überraschend großartigen Kuppelbauten endlich auch Aluminium u. s. w. Überall ist die



Detail vom Hauptrestaurant am Wasserturm. Von Bruno Schmitz.

Uniformität der äußeren Erscheinung vermieden, im Gegenteil kommt die Individualität der Bauleiter in schönster Form zur Erscheinung.

In erster Linie nimmt natürlich das Hauptindustriegebäude das Interesse in Anspruch. Es bedeckt einen Raum von mehr als 50 000 Quadratmeter, ist also ungefähr so groß wie der ganze Berliner Gendarmenmarkt und liegt ziemlich in der Mitte der Ausstellung an der einen Querseite des großen künstlichen Sees, in den der ehemalige Spielplatz des Treptower Parkes umgewandelt wurde. Dadurch, daß gleichsam als Pendant zu dem Hauptgebäude an der gegenüberliegenden Querseite der Wasserfläche ein anderer Riesenbau, das Hauptrestaurant, in einer gewissen Einheitlichkeit der Anlage errichtet wurde, ließ sich hier ein ungemein günstiges, der Großartigkeit nicht entbehrendes architektonisches Gesamtbild erzielen.

Die künstlerische Meisterschaft des Erbauers, des be-



Das Gebäude für Chemie, Optik, Photographie ꝛc. Architekt: H. Griesebach.



Giebelausläufer an der Fischerei-Ausstellung.

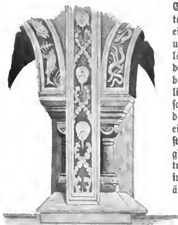
sonders durch das in diesen Tagen zu enthüllende Kyffhäuserdenkmal bekannt gewordenen Bruno Schmitz, hat sich meines Erachtens am glücklichsten in der Gestaltung der Hauptfront bewährt. Halbkreisförmig umspannt zunächst eine reichgegliederte Arkadenhalle, die rechts und links in zierlichen Pavillons endet, den vor dem See gebliebenen Platz, dessen künstlerischer Schmuck in einem schönen Fontänenaufbau gipfelt. In der Mitte der Arkaden öffnet sich das dreiteilige Portal, überragt von der kleineren Kuppel einer Vorhalle, über die hinweg die Riesenkuppel des Ehrensaals emporsteigt, flankiert von zwei schlanken Türmen. Das Ganze wirkt zumal durch die enge Angliederung dieser Türme, die in strenger Geschlossenheit, fast ohne Öffnungen im Mauerwerk aufstreben, an die Kuppel, zunächst etwas fremdartig; aber gerade das Phantasievolle, durchaus Originelle in der Komposition bringt einen eignen Reiz in die Schöpfung.

Äußerst gelungen ist auch der Ehrensaal unterhalb der großen Kuppel, in den man vom Portal aus durch die erwähnte Vorhalle, die ein köstlicher Brunnen im romanischen Stil schmückt, eintritt. Hier hat die dekorative Kunst ein Meisterwerk geliefert. Gewaltig wölbt sich hoch oben die Rundung, im Zenith tiefblau getönt, während sich die Färbung nach unten zu mehr und mehr abschwächt und in Wolkengebilde mit allerlei phantastischen Gestaltungen übergeht; eine zierliche Galerie schließt die Kuppel ab, deren Bekrönung der in Goldschrift ausgeführte, an vier Stellen von dem Kaiserwappen unterbrochene Vers bildet: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis.“ Vier Nischen des unteren Raumes füllen riesengroße allegorische Gestalten: Pallas, Ceres, Vulkan, Merkur als Sinnbilder der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie und des Handels; jeder dieser Gestalten ist eine Begleitfigur beigegeben, so z. B. der Pallas die Personifikation des Buchdrucks, dem Vulkan die des Maschinenbaues. Und wieder oberhalb der Figuren rankt sich aus den Nischen bis zur Kuppel ein Geäst empor, das die Thätigkeit der Göttergestalten versinnbildlichen soll; der Lorbeer gehört zur Pallas, Apfel- und Weinlaub zur Ceres, zum Merkur die Pinie, zum Vulkan die kernige deutsche Eiche; im Astwerk ruhen die Wappen der Gewerke, gekrönt vom Reichsadler, der — die gestrengen Heraldiker werden entsetzt sein — in den Klauen das bekannte Wahrzeichen der Ausstellung, die hammerbewehrte Männerfaust, trägt. Die ganze, fast überreiche Ausschmückung des Kuppelraumes ist von dem Bildhauer August Vogel entworfen.



Gebäude für Fischerei, Nahrungsmittel, Sport. Architekt: R. Hoffacker.

Vom Ehrensaal führt eine breite Freitreppe in die 200 Meter lange Mittelhalle hinab, die meinem Geschmack nach durch die vielen, an sich zum Teil reizvollen Einbauten verloren hat. Schließlich ist sie, gleich den Seitentrakten, ja auch mehr ein Nützlichkeitsbau, und der Baumeister hat immerhin zu ihrer künstlerischen Ausschmückung gethan, was sich thun ließ.


Ornamentdetail (Holzschnitzerei) an der Fischerei-Ausstellung.

Während sich rechts von dem Hauptgebäude das in einfacheren ansprechenden Formen gehaltene Gebäude für Wohlfahrtseinrichtungen und Unterricht erhebt — bemerkenswert u. a. durch eine höchst originelle Zweiteilung des Innenraums —, lagert sich ihm gegenüber, wie bemerkt, das Hauptrestaurant an die zweite Schmalseite des Sees. Der mächtige Bau, den die Hoftraiteure, um das offizielle, recht unschöne Wort zu gebrauchen, Dressel und Adlon, mit einem Kostenaufwande von einer halben Million errichteten, stimmt sich dadurch ungemein glücklich in das Gesamtbild, daß er gleich der Front des Industriegebäudes einen halbkreisförmigen Arkadenbau aufweist, während den ragenden Kuppeln und Türmen jenes hier, harmonisch und doch grundverschieden, ein ungeheurer massiger Rundturm entspricht. Von seiner Zinne hat man den wohl schönsten Ausblick über den ganzen Park, über die Spree und weithin über das Häusermeer der Weltstadt.

Das meiner Ansicht nach architektonisch interessanteste Bauwerk der Ausstellung ist aber nächst dem Hauptgebäude der Bau für wissenschaftliche Industrien, vor allem für Chemie, Optik und Photographie. Durchaus eigenartig im Grundriß und in allen Einzelheiten läßt sich die Schöpfung des Architekten Griesebach, dem das neue Berlin schon so viele seiner schönsten Bauten verdankt, noch am meisten einer Basilika mit zwei stattlichen Türmen vergleichen. Der ganze Bau trägt, seine Bestimmung in glücklicher Weise schon äußerlich verratend, eine gewisse Würde zur Schau, die andererseits wieder sich dadurch in den Charakter der Ausstellung hineinschmiegt, daß der Baumeister Wand- und Dachflächen zum großen Teil farbig behandelt hat.

Das Innere gliedert sich in einen Vorraum, in dem täglich wissenschaftliche Vorträge gehalten werden und der architektonisch der Apsis der Basilika entspricht, und einen dreischiffigen Langbau, der die eigentlichen Ausstellungsräume enthält. Es ist das eine von Säulenreihen getragene, gewölbte lichtdurchflutete Halle von einer Feinheit der Abmessungen, einer Schönheit aller Einzelformen und einer Zartheit des dekorativen Schmucks, daß, wenn irgendwo, man es hier bedauern muß, in einem Raum zu stehen, dem nur eine halbjährige Dauer zugemessen ist. Wie hier die Farbe an den lichten Wänden behandelt ist, wie die Glasmalereien der mächtigen Fenster — nicht zuletzt die prächtige Frau Sonne als Allegorie der Photographie — wirken, wird alle Kenner bezaubern.

Ganz anders und doch kaum von minderem Reiz ist das benachbarte Gebäude



Ausläufer an den Giebeln der Sport- und Fischerei-Ausstellung.

der Fischereiausstellung, der sich der Sport angliedert, entworfen und ausgeführt. Baumeister Hoffacker hat sich hier wieder einmal als einer unserer gestaltungsreichsten Architekten erwiesen und den Ruf bewahrt, den er sich durch sein köstliches deutsches Haus auf der Ausstellung in Chicago begründete. Der nordische Holzbau, der sich jetzt auch im Binnenlande immer mehr Freunde erwirbt, ist von ihm mit schöpferischer Kraft verwendet worden. Bis unmittelbar an das Spreeufer hinanreichend, wie es die Zwecke sowohl der Fischereiinteressenten wie wenigstens des Wassersports verlangten, gliedert sich das Gebäude in zwei weite luftige Hallen, zwischen welche sich ein arkadenumschlossener Hof mit großem Wasserbassin einschiebt, und einen Querflügel, der dem Sport im besonderen geweiht ist. Schon ein Blick auf unsere Abbildung zeigt, wie, mindestens scheinbar, unregelmäßig der Grundriß und auch der Aufbau gestaltet wurde; gerade aber diese Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung trägt zu dem reizvollen Gesamteindruck des Baues wesentlich bei, weil sie dem Charakter des Holzbaues so recht eigentlich entspricht. Und so verschieden die Wasserfronten der beiden Flügel gestaltet sind, so hat der Architekt doch auch nicht unterlassen, ausgleichende Momente zu berücksichtigen; dem stattlichen Wasserturm, der sich an den nördlichen Flügel anlehnt, gab er z. B. für den südlichen einen Widerpart in einem kräftigen und doch ungemein zierlichen Giebelaufsatz. An und in dem ganzen Gebäude ist vor allem aber das Anheimelnde, Warme, Gemütliche, das der Holzarchitektur eigen, zum Ausdruck gebracht, an den Brüstungen, an den Balkenköpfen, an den Fensterumrahmungen und den Thüren sind mit oft überraschend einfachen Mitteln die hübschesten Wirkungen erzielt worden. Der äußere Eindruck des Gebäudes endlich gewann wesentlich durch den markigen dunklen Holzton, in dem es gehalten ist, und der trefflich mit der sattgrünen Färbung der Dächer kontrastiert.



Städtische Kanalisationsanlage, dahinter der Hessersche Pavillon.

Pavillon der Stadt Berlin. Architekt: Stadtbaurat H. Blankenstein.

Aus dem Anbau für Sport glaube ich besonders auf die hübsche Anlage der inneren Freitreppen und das schöne Jagdzimmer im Oberstock aufmerksam machen zu müssen. Georg Koch, der ausgezeichnete Sportmaler, führt hier die Geschichte aller ritterlichen Übungen in einer Reihe von Gemälden vor.

Zu der gleichen Gruppe von Baulichkeiten gehört auch der Pavillon der Stadt Berlin, ein langgestreckter, geräumiger Holzbau, vom Stadtbaurat Blankenstein entworfen. Mir persönlich hat das Innere des Pavillons, das manche schöne Einzelheit aufweist, besser gefallen wollen als das Äußere, dem durch die etwas gesucht originelle Kuppelkrönung ein wenig gewaltsam,



Bauten der Kolonialausstellung vom Wendenhaus aus gesehen.

wie mir scheint, der Charakter des Stattlichen gegeben worden ist.

Eigenartiger und interessanter, aber freilich nicht zu den offiziellen Ausstellungsanlagen gehörend, sind zwei benachbarte Bauten.

Der eine ist die riesige Nachbildung eines Lloyddampfers, die zum Teil in das Wasser hineingebaut ist; der andere das höchst eigenartige Alpenpanorama des Malers Rummelspacher. Beide zu schildern liegt eigentlich außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen, denn bei beiden ist von der Lösung architektonischer Aufgaben ja erst in zweiter Reihe die Rede. Der Fachmann wird allerdings besonders an dem Panorama interessante Studien machen können, denn hier ist die Kunst nicht nur der Panoramenmalerei, sondern auch des Panoramenbaues, man darf wohl sagen, in der Vollendung vorgeführt. Wie hier der Besucher auf einer Zahnradbahn — ohne Zahnräder — an wundervollen Landschaftsbildern vorüber bis zur ersten Station hinauffährt, um dann mittels eines Aufzugs — der sich aber nicht von der Stelle rührt — scheinbar noch um einige hundert, es können auch tausend Meter sein! bis zur Schutzhütte emporgehoben zu werden, das ist höchst amüsant.

Zu dem architektonischen Gesamtbilde der Berliner Ausstellung werden die ihr angegliederten Gruppen der Kolonialausstellung mit ihren seltsamen Eingeborenenbauten, werden Alt-Berlin und das prächtige Kairo, denen die Monatshefte eine besondere Besprechung widmen wollen, wesentlich beitragen. Denn der Reiz des Ganzen beruht nicht zuletzt auf der bunten Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungsformen und auf der glücklichen Art, wie diese in die Gesamtheit eingefügt wurden, so daß der Übergang von der einen zur anderen nicht verwirrt, sondern das Auge stetig aufs neue



Ausschank des „Münchener Bürgerbräu.“



„Wendenhaus" (Patzenhofer Ausschank) von Alt-Berlin aus gesehen.

zelner Aussteller und — Restaurateure, Brauereien, Likörfabrikanten und Wursterzeuger eingegangen sind; hier und dort schiebt sich ein keder Pavillon recht aufdringlich vor. Im großen und ganzen aber haben die Einzelaussteller und auch die oben genannten Durst- und Hungerstiller weder Kosten noch Mühe gescheut, würdig und gefällig in die Erscheinung zu treten. Höchst stattlich gibt sich das Gebäude der offiziellen Ausstellungsnachrichten, so daß es trotz seiner etwas bedenklichen Nähe am Hauptgebäude nicht stört, ein Prachtbau dient den Zwecken eines unserer größten Tabaksfabrikanten, und mehrere kleinere Bauten, wie z. B. das Wendenhaus, in dessen unteren Räumen eine Brauerei regiert, sind ungemein ansprechend, andere, zumal einige zierliche Holzpavillons, können als geradezu mustergültig bezeichnet werden. Ich glaube überhaupt, daß die Holzarchitektur von der Ausstellung reichen Gewinn davontragen wird, nicht nur in dem Sinne, daß die ausführenden Firmen zahlreiche Bestellungen ernten werden, vielmehr vor allem in künstlerischer Beziehung durch die Fülle von Vorbildern und Anregungen, die hier geboten sind.

anregt. Die trennenden Wasserflächen boten auch in dieser Beziehung günstige Gelegenheit; wie Alt-Berlin nicht unmittelbar an die offiziellen Hauptbauten angeklebt, sondern durch Garten und Wasser von ihnen geschieden ist, so trennt wieder ein breiter Seespiegel Alt-Berlin von der kolonialen Gruppe, und Kairo erhebt sich mit seiner phantastischen reichen Architektur jenseits der Grenzen des Ausstellungsparkes völlig als eine Stadt für sich und doch nur durch eine Wegbreite von ihm entfernt.

Zu der Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes aber tragen unstreitig auch die von einzelnen Firmen errichteten Bauten in erfreuender Weise bei. Es mag dahingestellt bleiben, ob die leitenden Persönlichkeiten aus Rücksicht auf den Garantiefonds nicht vielleicht zu bereitwillig auf die Wünsche ein-



Das „Deutsche Sekthaus" von Kloß & Förster in Freiburg a. d. U.

Die Spuren der Sintflut.

Von

Julius Stinde.

Es gibt fast kein Volk der Erde, das nicht von einer großen Flut wüßte, die in grauer Vergangenheit vernichtend einbrach und nur einigen wenigen Menschen das Leben ließ, die dann Stammeltern eines neues Geschlechtes wurden. Diese Sagen, von Lücken in seinem trefflichen Werke „Die Traditionen des Menschengeschlechtes" gesammelt, sind in ihren Grundzügen so verwandt, daß man annehmen möchte, ihnen allen läge ein und dieselbe Thatsache zu Grunde. Daß jedoch eine große Überschwemmung jegliches Festland der Erde mit einem Male bedeckt hätte, als sie bereits bevölkert war, leuchtet schwer ein, und viele Gründe sprechen dagegen. Andererseits ist es ein Rätsel, wie Europäer, Asiaten, Sudanneger, Hottentotten, Altmexikaner, Indianer Nordamerikas, Peruaner und selbst Bewohner australischer Inseln in den Besitz der Flutsage zu einer Zeit kamen, in der der Verkehr ein recht mangelhafter war, Europa noch nichts von Amerika wußte und umgekehrt. Es bleibt daher nur der Ausweg übrig, die einzelnen Flutsagen auf große örtliche Überschwemmungen zurückzuführen, die einen so gewaltigen Eindruck machten, daß sie nicht vergessen, sondern in mehr oder minder dichterischer Auffassung zur Überlieferung wurden. Und auch hierbei läßt sich die Frage nicht zurückdrängen: Warum waren die ungeheuren Überschwemmungen in alter Zeit überall? Weshalb wiederholen sie sich nicht auch jetzt hin und wieder? Denn wenn auch irgendwo heute ein Unwetter Wassersnot bringt: zu einer Sintflut, einer völkervernichtenden, steigt sie nicht an.

Nach Rudolf Falbs Anschauungen sind jedoch in der Vorzeit Bedingungen vorhanden gewesen, die eine andere Verteilung des Wassers durch Regen veranlaßten als in der geschichtslosen, nachsintflutlichen Zeit. Es führt nämlich der aufsteigende Äquatorialstrom den Wasserdampf, der sich durch Verdunstung in der heißen Zone bildet, nach kälteren Gegenden, wo der Dampf in Gestalt von Niederschlägen verdichtet wird. Je größer diese Verdunstung ist, desto mehr Feuchtigkeit enthält jener Strom, und um so größer ist dann auch die Regenmenge, die er hervorbringt.

Die Verdunstung wird durch die größte Nähe der Sonne an der Erde befördert durch den senkrecht auf den Boden fallenden Sonnenstrahl. Gegenwärtig steht uns die Sonne jedoch nicht am nächsten, wenn die Wassermassen am Äquator senkrecht von ihren Strahlen getroffen werden, am 21. März und am 23. September. Vor viertausend Jahren aber fiel die Sonnennähe auf den 23. September, und der Äquatorialstrom mußte zu jener Zeit feuchter und die Regenmenge größer gewesen sein. Falb nimmt daher an, daß um das Jahr 4000 vor unserer Zeitrechnung Wolkenbrüche und starke Überschwemmungen nicht nur in größerem Maßstabe, sondern auch viel häufiger eintraten, und daß in Gegenden, wo das Wasser nicht so rasch ablaufen oder in die Erde dringen konnte, sich Wassermengen ansammelten, die das Land unbewohnbar machten und die Bevölkerung vertrieben.

Wohin vom steigenden Wasser bedrohte Menschen sich retten, darüber geben Sagen ebensowohl Kunde, wie von dem Untergange ganzer Völkerschaften.

Alexander von Humboldt schreibt in dem Tagebuche seiner amerikanischen Reise, daß ein paar Meilen von Encamerada mitten in den Savannen ein Fels steht, den die Eingeborenen wegen der eingemeißelten Tierbilder und symbolischen Zeichen den Tepumereon oder den gemalten Felsen nennen. Diese Figuren sind in einer solchen Höhe angebracht, daß man nur mittels sehr hoher Gerüste zu ihnen hinaufgelangen könnte. Fragt man nun die Eingeborenen, wie es möglich gewesen sei, die Bilder einzuhauen, so erwidern sie lächelnd, als sprächen sie eine Thatsache aus, mit der ein Weißer nicht bekannt sein kann: „Zur Zeit des großen Wassers seien ihre Väter so hoch oben im Canoe gefahren."

Die Sage der Chinesen lautet: „Die

ungeheuren Wasser der Flut haben sich ausgebreitet und alles überschwemmt und versenkt. Die Gebirge sind in ihrer Tiefe verschwunden, und die Hügel unter ihnen (den Wassern) begraben. Als die große Flut sich zum Himmel erhob, als sie die Berge umgab und über die Hügel sich emporhob, da erstarben die bestürzten Völker in den Wassern."

Die persische Sage berichtet: „Von Süden stieg ein großer feuriger Drache auf. Alles wurde durch ihn verwüstet. Der Tag verwandelte sich in Nacht. Die Sterne schwanden, der Tierkreis war von dem ungeheuren Schweife bedeckt. Nur Sonne und Mond konnte man am Himmel bemerken. Siedendheißes Wasser fiel herab und versengte die Bäume. Unter häufigen Blitzen fielen Regentropfen von der Größe eines Menschenkopfes. Das Wasser bedeckte die Erde höher, als die Länge eines Menschen beträgt. Endlich, nachdem der Kampf des Drachen 90 Tage und 90 Nächte gewährt hatte, wurde der Feind der Erde vernichtet. Es erhob sich ein gewaltiger Sturm; das Wasser verlief, der Drache versank in die Tiefe der Erde. — Es kam alsbald eine rauhe Winterzeit, die anfangs jährlich nur fünf Monate, doch allmählich wachsend bald zehn Monate anhielt. Da konnte das Land seine Bewohner nicht mehr ernähren, und sie zogen in die südlichen Ebenen hinab."

Auch das alte Urvolk der Basken kennt eine Höhle in einem hohen Berge in seiner Sintflutüberlieferung, und bei den Araukanern in Chile findet sich sogar die Sage von Bergen, welche auf dem Wasser geschwommen seien.

Falb sagt ferner, daß der Faden der alten Geschichte in die Nähe des Jahres 4000 vor unserer Zeitrechnung zurückführt, dann aber zerreißt. Trotzdem finden wir dort nicht die Vorstufen der geistigen Entwickelung, sondern sehen eine ziemlich vorgeschrittene Kultur plötzlich aus der historischen Dunkelheit auftauchen. Selbst die ältesten ägyptischen Bauwerke zeugen von einer Summe von Können und Kenntnissen, die auf ein langes Völkervorleben hinweisen.

Trieb die etwa 6000 vor Chr. beginnende Versumpfung der Ebenen die Menschen allmählich auf die unwirtlichen Höhen der Gebirge, so gestattete der Nachlaß der Regenverhältnisse ihnen die Rückkehr. Sie stiegen wieder von den Höhen herab, bauten sich neue Wohnstätten, und unter günstigeren Verhältnissen entwickelte sich die nicht vergessene Kultur zu der Bedeutung, die wir Lebenden noch in ihren uns überlieferten Trümmern bewundern.

Regengüsse, steigendes Wasser und die Rettung von Menschen und Tieren in hochgelegenen Höhlen und auf Berge bilden den eigentlichen Kern der Flutsagen.

Abweichend von den meisten Überlieferungen verhält sich die persische: das siedend heiße Wasser, Blitze, bei denen Regentropfen von der Größe eines Menschenkopfes fallen, das feurige Wesen der ganzen Erscheinung lassen sich nicht mit einer allmählichen Verregnung der Länder in Einklang bringen. Graf von Pfeil sieht hierin die volkstümliche Schilderung von dem Zusammentreffen eines Kometen oder eines kometischen Meteoritenstromes. Durch den Anprall der Massen aus dem Himmelsraume stieg der Ocean plötzlich, wurden Länder in den entlegensten Teilen der Erde überflutet und Gestaltungen des Festlandes verändert. Nach seinen Berechnungen findet Graf von Pfeil (Kometische Strömungen, 4. Auflage), daß der jüngste Komet den Stillen Ocean in einer Explosionsbreite von 150 Meilen traf, das Meeresbecken zwischen Amerika und Asien bis auf den Grund entleerte und das Wasser nach beiden Seiten, namentlich aber nach Norden schleuderte. Die plötzlich hereinbrechende Überschwemmung ertränkte die unermeßlichen Mammutherden, daß die Tierleichen, noch ehe sie verwesen konnten, strandeten und einfroren.

Die nach der Überschwemmung auftretende Kälte deutet auf das Schmelzen großer Eismassen, auf das Vorrücken riesiger Gletscher. Dem heißen kometischen Regen folgte eine durch Austreibung der Gletscher bewirkte Kältezeit.

Die beiden in ihren Grundzügen angedeuteten Anschauungen geben eine Erklärung von der allgemeinen Verbreitung der Flutsage; welche die rechte ist, das bleibe der Forschung überlassen: ob der Äquatorialstrom den unendlichen Regen von oben brachte, oder ob ein Komet die Flut von unten in die Höhe schleuderte? Aber selbst wenn die Endgültigkeit der einen oder der

anderen erwiesen wäre, würde dennoch nicht ausgeschlossen sein, daß örtliche Überschwemmungen ebenfalls Anlaß zu Flutsagen gegeben haben.

Professor Sueß ist der Meinung, daß dem von den modernen Geologen als Märchen behandelten biblischen Berichte über die Sündflut ein wirkliches Naturereignis zu Grunde liegt, das freilich nicht allgemein, sondern örtlich aufgetreten sei. Die mit Keilschrift bedeckten Thonscherben der königlichen Bibliothek von Ninive enthalten ein um 670 v. Chr. niedergeschriebenes Gedicht in zwölf, den Zeichen des Tierkreises entsprechenden Gesängen, die den Lebenslauf des Helden Jzdubar schildern. In dem elften, dem Zeichen des Wassermannes unterstehenden Gesange findet Professor Sueß einen Bericht über die Sintflut, der nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft erläutert werden kann, und zwar sind die mit dem Gedicht übereinstimmenden Ursachen der Flut ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des persischen Meerbusens und das Auftreten eines Wirbelsturmes während der heftigsten Stöße: so daß Hebung des Meeresbodens und Sturm das Gewässer hoben und eine verheerende Überflutung der mesopotamischen Niederung verursachten. Diese Überflutung ist es, von der die Bibel spricht, und die auch in den Bruchstücken der Schriften des babylonischen Priesters Berosus (330 bis 260 v. Chr.) erzählt wird. Sie ereignete sich nach Berochus, der sich auf alte heilige Schriften beruft, unter der Regierung des Xisutheos, dem der Gott im Traum verkündet, daß am 15. des Monats Daisos alle Menschen durch eine Flut zu Grunde gehen würden. Er befielt ihm, die Schriften zu Siggara, in der Stadt der Sonne, zu vergraben, dann ein Fahrzeug zu bauen, es mit Nahrungsmitteln zu versehen, es mit seiner Familie und seinen Freunden zu besteigen und vierfüßige und fliegende Tiere mitzunehmen. Xisutheos befolgte die Gebote, die Flut kommt, bedeckt das Land und fällt; er läßt Vögel fliegen, um sich über den Zustand der Erde zu vergewissern, landet auf einer Höhe und bereitet mit seiner Familie den Göttern ein Opfer. Xifutheos wird zum Lohne seiner Frömmigkeit zu den Göttern erhoben und zwar mit seiner Frau, seiner Tochter und dem Steuermanne. „Von dem Schiffe des Xisutheos," so schließt des Berosus Niederschrift nach der Wiedergabe durch Alexander Polyhistor, „das endlich in Armenien stehen geblieben war, ist noch ein Teil in den kordyrischen Bergen, und die Leute scharren das Erdpech ab, womit es außen bekleidet war, und benutzen es als Amulet gegen Krankheit. Und als die anderen zurückgekehrt waren nach Babylon und die Schriften zu Siggara wiedergefunden hatten, erbauten sie Städte und errichteten Tempel, und so wurde Babylon wieder bevölkert."

Auch in dieser der Noaherzählung sehr ähnlichen Sage kommen die Völker — die anderen — wie anzunehmen von den Höhen wieder und erneuern in Stadt- und Tempelbau und Studium der Schriften die alte Kultur.

Daß die Sündflut der Bibel jedenfalls mit einem in Asien stattgehabten Naturereignisse zusammenhängt, bezweifelte man nicht, wohl aber wuchsen nach und nach so viele Bedenken gegen die von Professor Sueß aufgestellte Anschauung, nach der Erdbeben und Wirbelsturm das Wasser des persischen Golfs auf das Land geworfen haben sollte, daß man sie ablehnte, wozu noch kam, daß sie schlecht in den Rahmen der allgemeinen Flutsagen hineinpaßt. Neuerdings jedoch hat Franz von Schwarz auf seinen für den russischen Generalstab ausgeführten asiatischen Reisen eine Entdeckung gemacht, die deutlicher als alles Bisherige zu den Spuren der Sündflut führt, es ist dies die Auffindung der Markzeichen, die ein ehemaliges mongolisches Meer hinterlassen hat. Dieses mongolische Meer nahm die ganze Dschungarei und die mit ihr in Verbindung stehenden Mongolei, Wüste Gobi und das Tarimbecken ein, und zwar erreichte sein Wasser eine beträchtliche Höhe, wie an den Auswaschungen, Zerklüftungen und Verwitterungen an den Abhängen des Alatau und Tjanschan, an den sogenannten Wassermarken ersichtlich ist. Es bedeckte das ganze Centralasien und hatte etwa die Ausdehnung des Mittelmeeres.

Wie Herr von Schwarz zu dieser Annahme kam, das hat er in überaus spannender Weise in seinem Werke „Sintflut und Völkerwanderungen" beschrieben, der knappe Raum verbietet leider das Eingehen auf

die Fülle der Beweise. Er erzählt, wie er in dem Felsengebirge, das sich vom dschungarischen Alatau abzweigt, eine wüste Schlucht entdeckt, durch die jetzt nur ein Bächlein rinnt, die aber derart zerrissen und ausgewaschen ist, als habe gewaltige Brandung hier gehöhlt und zerstört, wie der Kosak ausruft: „da kann man sehen, wie weit die Sündflut hinaufgereicht hat“, und wie ihm anfangs ganz schwindlich zu Mute wurde, als ihm die Tragweite seiner Beobachtungen klar ward, daß hier ein großes Wasser verheerend durchgebrochen sei — die Sintflut der Bibel und der asiatischen Sagen.

Nur die eine Wassermarke findet sich so weit in den Thälern, wodurch bewiesen wird, daß dies Meer nicht langsam austrocknete, sondern plötzlich abfloß und sich durch die Niederungen ergoß.

Ob Erdbeben den Durchbruch veranlaßten, oder ob das mongolische Meer durch die Niederschläge der Regenzeit stieg und eine schwache Stelle im Gebirge — jene Schlucht — dem Drucke nachgab, das ist schwer zu sagen, es können auch beide Ursachen zusammengewirkt haben. Als jedoch der Wasserstrom in einer Breite von 20 bis 30 Kilometern und einer Tiefe von 4000 bis 5000 Fuß austrat mit einer rasenden Geschwindigkeit von fast 400 Fuß in der Sekunde, vollzog sich ein so furchtbares Ereignis, daß die Erinnerung daran bei den überlebenden Völkern nicht verloren ging. Zur Zeit des mongolischen Meeres mußte das Klima Sibiriens so milde sein, daß es Mammut und Nashorn beherbergen konnte, nach dem Abfluß verschlechterte sich das Klima, und die Thiere starben aus. Sie kamen wahrscheinlich in Schneestürmen um. Durch die Überschwemmung selbst wurde fast die gesamte Bevölkerung der Balchaffebene und der Aralokaspischen Niederung vernichtet. Die spätere Verschlechterung des Klimas und des Bodens zwang die meisten Bewohner Centralasiens zur Auswanderung über die ganze Erde. Mit dieser Völkerwanderung begann eine Änderung der Verhältnisse, und nicht mit Unrecht behauptet von Schwarz, daß die Folgen der Sintflut noch in der Gegenwart fortdauern, daß alle seither erfolgten Wanderungen und die meisten der Kriege, die seit den ältesten historischen Zeiten bis auf die Gegenwart geführt worden sind, nur eine notwendige Folge der durch die Sintflut herbeigeführten Störung des Gleichgewichts in der ursprünglichen natürlichen Schichtung der Rassen und Völker waren.

Soviel von den Spuren der Sintflut, denen nachzugehen die Aufgabe der Forscher ist, sei es nun, daß sie das einstige mongolische Meer zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen oder der Überlieferung folgend, den Kern dichterischer Darstellungen mit den Naturgesetzen in Übereinstimmung zu bringen suchen. Die Wassermarken der asiatischen Gebirgszüge sagen dem Geologen von alten Geschehnissen, der Umstand, daß der elfte Gesang vom Izdubar unter dem Zeichen des Wassermannes steht, sagt dem Astronomen, daß die Flut mit Regen verbunden war, die Völkerwanderungen vom Osten her führen den Historiker auf ihre gewaltige Ursache, als die wir die Flut annehmen dürfen. So haben wir Spuren der Sintflut im Stein, im Zeichen des Tierkreises am Himmel, in Sage und Geschichte in der Rede der Völker, und das „Märchen“, über das vermeintlich Aufgeklärte selbstbewußt die Achsel zucken, gewinnt immer mehr die feste Gestalt einer unleugbaren Thatsache.

Frühestes Erwachen.

Noch ist es draußen dunkle Nacht
Und schimmert der Mond von Oben,
Kein Mensch hat sich noch aufgemacht,
Die Vöglein aber sind erwacht
Und singen, den Herrn zu loben.

Martin Greif.



Der Raucher. Gemälde von Jan Mienſe Molenaer im Staedel'ſchen Kunſtinſtitut zu Frankfurt a. M.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.



Kinderlieb.

Von

A. Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

Das Gesindedienstbuch von Luise Szoppa aus Gohra, Westpreußen, enthielt folgendes Personale: Alt 16 Jahre (also jetzt 27, kalkulierte die gnädige Frau, die das abgegriffene Büchlein vorsichtig, mit den Fingerspitzen, durchblätterte; 11 Jahre im Dienst, gut, man will zu Kindern ja was Erfahrenes!) Ferner, Statur: schlank, mittelgroß. Augen: blau — und „ausdrucksvoll," ergänzte die Gnädige, „wenn die Person so die langen Wimpern aufschlägt —". Nase und Mund waren gemeinsam als „gewöhnlich" charakterisiert. Haare: dunkelblond. Es gefiel der Gnädigen gleich, daß sie glatt angestrichen waren, Ponys und künstliches Gekräusel bedeuten bei Dienstmädchen flatterhaften Sinn und Vergnügungssucht. Besondere Merkmale: keine.

Das Dienstbuch war fast vollgeschrieben, allerlei Herrschaften hatten attestiert, in verschiedenen Stadtteilen Berlins, auch ein paarmal auf dem Lande. „Sie waren nirgends sehr lang," bemerkte die Gnädige. Und im Ton eines Untersuchungsrichters, während das verräterische Aktenstück zwischen den Fingerspitzen der schwedisch gantierten schlanken Hand pendelte, fuhr sie die Person an: „Warum nicht?"

„Gnädige Frau, wenn man sie so weit groß gebracht hat, so wird ein Fräulein verlangt, und — und —"

Luise stockte und senkte die Wimpern — „und man muß gehen!" Als wenn der Trennungsschmerz von so viel süßen, liebgewordenen Kindern ihre übrigens sympathische, altartige Stimme durchzitterte.

Das gefiel der gnädigen Frau. „Sie sind kinderlieb?" fragte sie.

„O gnädige Frau —"

Die Vermieterin, resolut wie es diese Art ist, fuhr dazwischen: „Na, sonst gingen Sie doch nicht bei Kinder, was?"

„Sie war doch auch als Hausmädchen," wagte die gnädige Frau zu erwidern.

„Weil doch diese Branchen oft eins in eins gehen," gab die Vermieterin Bescheid, indem sie mit einem kräftigen Ruck ihrer Rechten die schwarze Perrücke über ihrem feisten, stark inkarnierten Gesichte zurechtschob.

Luise schwieg. Sie hätte es doch sagen sollen: es war die Sehnsucht, die sie immer wieder zu den Kindern zurückgetrieben — obgleich ... Ja, daß sie überhaupt ihren Mund nicht aufthun konnte! Daß das Leben sie lehren mußte, alles geduldig zu ertragen, von Kind an!

Aber sonst: „treu, ehrlich und fleißig —" überall stand es. Die Dame zögerte nur noch kurz und griff dann mit den Fingerspitzen herzhaft in das parfümierte Plüschportemonnaie, um dem Mädchen den Mietsthaler einzuhändigen. Sie erläuterte dabei: „Ein reizender Knabe von fast einem Jahr. Sie werden ihn schon lieb haben, Luise! Alle haben ihn lieb." (Es war so selbstverständlich!)

„Ich danke, gnädige Frau!"

Danke? Wieso? Wofür dankt sie? Daß der Knabe so süß ist? —

Und es war so. Schön wie seine Mama. Das aber thut's allein nicht! Sie hat schon häßliche, ganz kümmerliche gehabt, arme Geschöpfchen, die kaum das bißchen Luft wert waren, und gerade von denen hatte sie sich am schwersten getrennt.

Die schöne Mutter reichte ihr den schönen Knaben. Luise nahm ihn, wollte etwas sagen, sagte aber nichts, sah das Kind an — und nur ein kurzer Versuch, das herzige Köpfchen, das für sein Alter so erstaunlich viele Haare hatte, an ihre Brust zu drücken. Der Versuch gelang nicht. Sie bringt so was nicht fertig vor den Leuten! Und wenn das Kerlchen sie etwa abwiese . . .

„Gnädige Frau wollten mir noch Bescheid sagen wegen der Milch."

Gnädige Frau waren verschnupft. Weswegen? Luise hat den süßen Knaben nicht mit Jubel begrüßt. Alle Welt bewundert ihn doch, es ist das herrlichste Kind, das seit langem auf der Welt gewesen, und diese Person verzieht nicht einmal eine Miene! Empörend!

„Die Milch wird in versiegelten Flaschen ins Haus gebracht," war der barsche Bescheid. „Sterilisiert, das Beste, was es an Milch gibt, von allen Medizinalräten empfohlen. Sie sehen ja, wie sie ihm anschlägt."

Jetzt wäre es noch Zeit gewesen, den „gewöhnlichen" Mund aufzuthun: „Ja, ja, ja, er ist großartig bei Fleisch! Und die Farben, weiß und rot, die hat er von der gnädigen Frau —" eine indirekte Schmeichelei. So muß man es machen, Luise Szoppa, wenn man sich warm einbetten will in einem Dienst! Aber nichts davon!

„Kinderlieb — ich weiß nicht," sagte die beleidigte Mutter zu ihrem Gatten.

„Sie hat Wölfchen nicht in den Himmel erhoben!" spottete der — „so ein Verbrechen!"

„Na, wir wollen weiter sehen, Gustav."

Treu, ehrlich, fleißig, ja das traf zu, und noch verschiedene gute Eigenschaften. Nur das „Kinderlieb" wollte sich nicht einstellen, und das war doch ausdrücklich mitgemietet! Der Knabe war freundlich und zuthunlich, und merkwürdig, wie ihm die neue „Nenna" trotzdem gefiel!

„Luise, ich habe Sie noch nie lachen gesehen!"

„O doch —" und ein wehmütiger Hauch, der nur ganz ferne Verwandtschaft mit einem Lächeln hatte, zitterte um den „gewöhnlichen" Mund. Wenn sie sich doch ein Herz fassen und der gnädigen Frau beichten dürfte . . . ihr trauriges Elternhaus, ihre sonnenlose Jugend — der Vater trank, die kränkliche Mutter hatte eine Hölle zu ertragen. Als Kinder sind sie oft hungrig auf den durchgelegenen Strohsack gekrochen. Und sie vergißt es nie: wie sie mehrmals, vom Vater durch Prügel gezwungen, im Thorwinkel gekauert, das jüngste Schwesterchen auf dem Schoß, und mit ihrem kläglichen Stimmchen die Vorübergehenden angebettelt . . .

Liebe gnädige Herrschaften mit den duftenden Plüschportemonnaies, wie macht man es doch, um das Lachen zu erlernen?

Sie versuchte zu singen. Da es mit dem Lachen nicht gehen will! Von ihren simplen widersinnigen Armeleutsliedern. Es klingt so melancholisch. Und die Fröbelschen singen gar so amüsante Sachen.

Jedesmal, wenn Luise den Namen „Fröbel" hörte, schlug ihr die Angst aufs Herz. Fröbel, so heißt der unbarmherzige Engel, der sie schon öfter aus dem Paradies vertrieben. Es wird ein „Fräulein" verlangt und man kann gehen . . . Auch jetzt zückt er schon wieder sein Schwert, der Engel: „Singe lustig und amüsant, oder . . ."

Ja, ein Wunder, daß das Wölflein sie lieb hat! Vollständige Zärtlichkeitsmarotten. Jetzt will er sogar die Flasche mit der berühmten Sterilisierten von niemand anders mehr annehmen. Trommelt wütend mit den Fäustchen, zetert nach seiner „Nenna." Ein merkwürdiges Kind! Die gnädige Frau begann eifersüchtig zu werden.

Wenn sie gewußt hätte, woher diese Wölflein-Liebe! Denn wenn Luise mit ihrem Pflegling allein war und unbelauscht, da öffnete sich ihr Herz thorweit und ließ alles herausströmen, was es an „Kinderlieb'" barg. Da stellten sich die Worte und Töne ein, herzliche, hätschelnde, überschwengliche — ja, da betete sie das Knäblein an — ihr Knäblein! Denn auf die Nachtstunden wenigstens gehört es doch ganz ihr zu eigen; das Kinderzimmer lag entfernt von dem der Herrschaft. Dennoch, pscht! leise! recht vorsichtig, mit verhaltener Stimme, damit das Verbrechen ja keiner entdeckt!

Jetzt raschelt es in dem eleganten Himmelbettchen, das unweit von ihrem Lager steht. Ihr Schlafen ist ja nur ein Horchen und Aufpassen mit geschlossenen

Augen, und sie merkt schon, wenn sich dort nur ein Fingerchen bewegt. Also sofort heraus und mit bloßen Füßen hin ans Bettchen — ein besorgtes Kuscheln und Zurechtstreicheln, ein beruhigendes Wörtchen — so, jetzt schläft er wieder wie ein Jesuskindlein, und sein kräftiger Atem belebt die tiefe Nachtstille.

Aber noch lange bleibt sie an dem Bettgitter stehen und betrachtet ihr Kleinod. Und siehe da, es schimmert wie eine Verklärung über ihre Züge, der „gewöhnliche" Mund beginnt zu lächeln, wie die Gottesmutter gelächelt haben mag in jener heiligen Sternennacht . . .

Plötzlich fährt ihre Hand gegen die Augen und sie seufzt auf. Es war, als hätte zu Häupten des Bettchens der Erzengel Namens Fröbel gestanden, derselbe, der einfache Kindermädchen, die „Kinderlieb'" nicht wissenschaftlich erlernt haben, immer aus dem Paradies verjagt. Kummervoll suchte sie ihr Lager auf. Dort in dem Kissen nisteten auch schon andere Sorgen. Die eine Schwester ist an einen Schneider verheiratet, der für grauenhaften Hungerlohn schuften muß; sie sind da immer in Not mit ihren vier Kindern. Es muß geholfen werden. Die andere Schwester ist kränklich und sie wechselt immer vom Dienst ins Krankenhaus. Dann die alte Mutter, die einen Winkel im Armenhaus hinter einem Töpfchen voll unsäglich dünnem Kaffee innehat... Helfen! Helfen! Luise muß helfen!

Horch, hat es nicht „Nenna" gerufen? —

Ja, die Milch war gut, sie schlug dem Kleinen prächtig an, er gedieh zusehens. Der Mann, der täglich von der Anstalt aus die Portionen in sauber etikettierten Flaschen ablieferte, hatte selber seine Freude daran. Er kannte die Gewichts-, Appetits- und Verdauungsverhältnisse aller seiner kleinen Abnehmer. Die Köchin hatte ein Auge auf ihn geworfen: ich bitt' euch, ein Witwer, ansehnlich, freundlich, ungemein propper, und die Trinkgelder regnen nur so auf ihn herab. Aber von Köchinnen wollte er nichts wissen; es war ganz außerhalb der Branche. Was kann es auch eine Köchin interessieren, daß er drei Kinder hat — vier, sechs und acht Jahre?

Während die Köchin stutzte bei diesem Bekenntnis, fragte Luise besorgt: „Wer wartet sie denn?"

„Det muß sich schon alleene versorgen, Fräuleinken. Meine Achtjährige kocht schon die scheensten Suppen. Un' die Nachbarn sin keene Unjeheier nich. Also morgen eine Pulle mehr? Adieu, meine Damens!"

Und indem er sich das kecke Stutzbärtchen strich, das eher einem Wachtmeister gebührte als einem Milchmann, schob er ab.

Herrgott, vier, sechs und acht Jahre — und sie müssen sich selber behüten! — und wenn die Nachbarn nicht kinderlieb wären... Es ging Luisen stark im Kopf herum, es erinnerte sie an ihre eigne Jugend, wo sie auch mit acht Jahren schon Suppe gekocht, wenn es dazu da war.

So wäre alles geblieben, wenn auch Luise nicht ganz das gesuchte Ideal war. Bis eines Tages eine Tante der gnädigen Frau das Haus mit ihren Ratschlägen heimsuchte. Sie war nie verheiratet gewesen, spielte sich aber in allem, was Kindererziehung anbelangt, als Autorität auf. Sie kannte „das Kind von der Wiege bis zur Schule" auswendig und wußte nach Preyer ganz genau, am wievielsten Lebenstage ein normaler Kindermund „Kartoffel" deutlich auszusprechen habe. Sie fand nun seit ihrem letzten Besuche das Wölfchen sehr verändert.

Wieso?

Nun, damals lachte er doch fleißig, und schon ganz herzhaft wie ein Alter. Warum thut er's nicht mehr? „Lache mal, Wölfi!" Aber der Kleine sah die gestrenge Großtante mit seinen klaren Guckerln starr an — patschte dann mit dem Händchen in die Luft, sagte „Bä-bä!" (d. h.: das Gesicht da gefällt mir nicht!) und warf sich seiner lieben Nenna an die Brust.

Die Tante war sehr erbost und sie schleuderte einen Vernichtungsblick auf Luise, der dem Mädchen das Blut erstarren machte. Und als sie mit ihrer Nichte allein war, fuhr sie los: die Wärterin hätte das Kind angesteckt mit ihrer Armeleutslarve. Nun hat es das Lachen verlernt! Fröhlichkeit ist die Sonne für ein Kind. Und Lachen ist so wichtig für die Verdauung, da die Würmchen doch noch nicht Gymnastik treiben. (Sie selbst turnte natürlich „schwedisch" nach Angerstein.) Es verkommt, es verkommt!

Um Gottes willen! Es war der helle Alarm. Tante Ermelina hat recht: es

fehlt der Sonnenschein! Von „Kinderlieb“ keine Spur — es ist das pure Gegenteil! Andere haben das auch schon gesagt. Sie muß kein Herz haben, diese Person! Sie thut ihre Pflicht fürs Geld, damit genug. Kein Herz — um's Himmelswillen! — es steckt an. „Unser Kind ist in Gefahr!“

Zufällig hatte die Tante auch schon einen Ersatz in petto. Eine geprüfte Kindergärtnerin natürlich; in der Theorie der praktischen Kindererziehung hatte sie Nr. 1 und sie kennt rund zweihundert pädagogisch geprüfte Kinderlieder. Die Offerte wirkte verblüffend auf das um das Gedeihen ihres Kindes besorgte Mutterherz, und so hob denn Erzengel Fröbel sein Schwert und dekretierte: hinaus aus diesem Paradies!

Luise empfing die Aufsage, wie sie schon manche andere empfangen hatte. Nur daß sie diesmal den Schlag vors Herz heftiger empfand — ja bis zum Atemvergehen. Sie senkte den Kopf und sagte nichts — aber eine Bewegung durchzuckte sie, ihren Liebling, von dem man sie fortjagte, an ihre Brust zu pressen; sie hielt damit inne: — nein, nicht so was vor den Leuten, mag geschehen, was will . . .

Aber in der Nacht saß sie an dem Bettchen und schluchzte, schluchzte, den Mund mit dem Tuche zugepreßt, damit es niemanden weckt. Fort! Auch von dem da! Ein Stück von ihrem Herzen bleibt hangen diesmal! Ohne das Wölflein, sie kann es sich nicht vorstellen. Und keins wird sie mehr lieb haben wie das, keins! Man wird es ihr anmerken, diese Trennung und all' den Schmerz. Nein, besser nicht mehr zu Kindern! Wenn man sie liebgewonnen, so muß man dann gehen. Es ist so ungeheuer grausam . . .

„Wölfchen, wirst du . . . wirst du mich auch nicht vergessen . . .“ so schluchzt sie gegen das schlafende Engelsköpfchen hin.

Am anderen Tage sagte sie es dem Milchmann, und seltsam, diesmal zuckte es schmerzlich um ihren Mund, als wenn er nicht zu den Leuten gehörte, vor dem sie ihr Herz verbergen müßte. „Nie mehr zu Kindern, nie mehr —“

„O!“ sagte er und setzte das Drahtgeflecht voll leerer Flaschen, das er gerade in der Hand hielt, auf den Küchentisch. „Sie gehen . . . und . . . und . . .“ stotterte er, ganz verblüfft durch die Nachricht.

Er hat so gute, treue, brave Augen; wenn von Kindern die Rede war, da leuchteten sie. Sie hätte gern einmal seine Kinder gesehen. Und es war schon, halb Scherz, halb Ernst, verabredet worden, daß er ihr die vorführen wollte an einem ihrer Ausgehnachmittage. Draußen, ganz ehrbar auf der Promenade — ja, das wollten sie thun! Sie hatte sich schon darauf gefreut, denn an den seltenen Ausgehtagen, die ihr bisher vergönnt gewesen, hatte sie nur Not und Jammer gesehen, bei den Schneiders, bei ihrer Schwester im Krankenhaus. Dies würde ihr erster wirklicher Sonnentag werden! Damit ist es nun auch vorbei! Denn sie will nur fort, fort . . .

„Wohin denn nur, Fräulein?“

„Nur fort, aufs Land, ich weiß nicht — nur keine Kinder mehr sehen . . .“ Ihre Stimme wankte.

„O! Bitt' Sie eenen Menschen! Wenn ick't mir nu so zu Herzen nehmen dhäte! An die zehn Jahre bring' ick nu schon die Milch herum. Un 'hab' meine helllichte Freide, wie dat bei die Jöhren ansetzen dhut. Als wenn't meine eignen wären. Un vergeht keen Dag nich, wo mich nich einer abbestellt wird. Wat soll'k dhun? Sie können nämlich nich immer fortwährend sterilisierte trinken, Fräulein.“

„Nein, das können sie freilich nicht,“ bestätigte sie mit halbem Schluchzen.

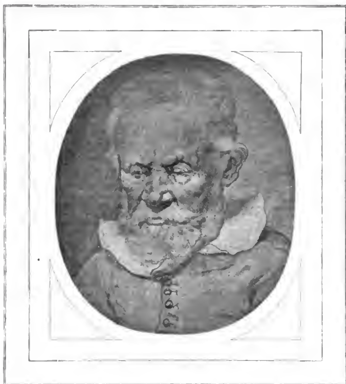
„Na also, Kopf hoch, Freileinken!“ Damit nahm er seine Flaschen und tapfte die Treppe hinab, langsamer als sonst, denn er war voll Gedanken — und es waren keine sterilisierten Milchgedanken. —

Der Abschied! Der Abschied! Man macht es kurz vor den Leuten. Man nimmt sein Buch, darin nun einmal mehr verzeichnet steht: „treu, fleißig und ehrlich“ — reicht die Hand und geht, und niemand als der liebe Gott weiß davon, in welchen Schmerzen man die langen Nachtstunden an dem Himmelbettchen verbracht. —

Sie gedachte eine Stelle als Hausmädchen nach außerhalb zu suchen, fand aber nichts und schlupfte einstweilen in einem Schwesternstift unter, wo man sie mit Waschen beschäftigte. Viel lieber am Waschtrog stehen und sich die Knöchel wund reiben! Arbeiten, arbeiten und alles vergessen!

Es sollte ihr noch ein Korb von ihren Effekten nachgeschickt werden. Dies geschah

Aus unserer Studienmappe:



Porträtstudie. Handzeichnung von Cornelis de Vischer in der Dresdener Galerie.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

nicht. Wie ein Wink, daß sie noch einmal hin müßte. Nur bis zur Küche, nicht weiter — vielleicht, daß sie sein Stimmchen hörte. Keine Kinder mehr sehen! aber daß sie nicht noch einmal sein süßes Stimmchen vernähme, von ferne, nein, das wollte sie sich nicht anthun! Was habe ich verbrochen, daß ich so büßen muß?

Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe hinan. Die gnädige Frau war zufällig in der Küche und nötigte sie in die Stube. Es sollte noch einmal sein! Durch den Erker flutete Frühlingssonnenschein. Mit goldigem Licht übergossen spielte dort der Kleine an dem Sessel. Wie süß! Wie herzig! Seine großen blauen Christkind-Augen! Seine wunderschönen seidigen Haare — nein, so schön hatte sie ihn nicht einmal im Gedächtnis! Es übermannte sie — fort mit der Leuteschen! Mögen sie ihr Herz einmal aufjubeln hören! Sie streckte die Arme nach ihm aus: „Wölfchen! liebes Wölfchen!" rief sie. Wollte sich bücken, ihn aufheben, ihn herzen, wie sie ihn noch nie geherzt . . .

Was ist das? Der Knabe guckt sie mit seinen blauen Augen starr an. —

„Wölfchen . . ."

Guckt sie an und nicht eine Spur der Freude huscht über sein Gesichtchen. Starr und fremd und fragend: Wer bist du denn? Du da? Ja, als wenn er Angst vor ihr hätte! Zwischen seinen Augen steht ein Fältchen, das er zu machen pflegt, wenn etwas oder jemand „Bä-bä!" für ihn ist.

Und jetzt — jetzt macht er sich mit den Händchen von dem Sessel los und mit dem unbeholfenen Gestapf seiner Erstlingsschrittchen (sie selbst hat ihm dies Gehen beigebracht!) eilt er auf jemand zu, der dort steht und — — nicht seine Mutter ist.

Das neue Fräulein! Die von Fröbel! Lachende Zähne und lächelnde Grübchen in den Wangen. Die ganze Erscheinung wirkt schon wie ein Sonnenschein. Die kann gar nicht ernst sein, die da, und in „Kinderlieb" hat sie Nummer eins!

„Appa Reilei!" (Auf den Arm, Fräulein!) fleht sein Stimmchen. Und Fräulein nimmt ihn „Appa" und er legt sein Köpfchen an ihre lächelnde Wange und schaut sich um, angstvoll, ja fast entsetzt: — Wer ist die fremde Person, die ihn soeben greifen wollte? Was steht sie da — stiert ihn an mit ihren weit aufgerissenen Augen? Er hat sie nie gesehen — nie! nie! Was will sie hier?

„Aber Wölfchen, kennst du deine Nenna nicht mehr?" ruft die Mama.

Nein, er kennt sie nicht! Wer ist Nenna? Was ist das? Selbst den Namen kennt er nicht einmal! „Reili" ist da, die mit ihm tollt und lacht und zweihundert Liedchen singen kann! Und vor diesem Glanz ist alles andere verblaßt und spurlos verschwunden . . .

Sie weiß nicht, wie sie wieder zur Treppe gelangt ist. Wie von Sinnen, wie gelähmt — und diesmal hat es ihr mit einem schweren Hammer aufs Herz geschlagen, es ist in Stücke zersprungen und mit dem Schluchzen und Weinenwollen ist es nun auch vorbei. Nichts mehr!

Wie aus einer Nebelferne glaubte sie noch die Stimme der gnädigen Frau zu hören, die ihr nachrief: „Nicht so zu Herzen nehmen, Luise! Kinder sind so!"

Es ist nicht wahr! Sie sind nicht so! Es ist nicht wahr! Sie haben ihm sein Herzchen vergiftet. Seine „Nenna" kennt er nicht, was? Dieselbe „Nenna," die ihn gehegt und bewacht und behütet sechs lange Monate hindurch? — keine zehn Minuten am Tage, die nicht voll Sorge für ihn erfüllt gewesen wären! — keine zehn Gedanken am Tage, die nicht ihm gehört hätten! — jeder Pulsschlag: „Wölfchen" und immer nur „Wölfchen!" Dieselbe „Nenna," die vor Wochen, da ihn eine anscheinend schwere Krankheit angeflogen, in ihrer Angst auf der Diele neben seinem Bettchen gekauert und zu Gott gefleht, nein gewinselt! — dieselbe, die dann, als schnell die gute Wendung kam, fast ohnmächtig wurde vor Freude und abermals auf dem Boden kauerte und dankte, dankte — ja das ist sie schon: dankbar für all' den Sonnenschein, den der Verkehr mit dem herzigen Geschöpfchen über ihr armes Dasein gegossen. . . .

Drunten auf dem Trottoir flutete wirklicher Sonnenschein. Doch sie sah ihn nicht, die Menschen schwebten wie Schemen an ihr vorüber. Nur das heiße Brennen der Wunde: Wölfchen hat seine Nenna vergessen! Es ist Zauberei im Spiel! Die andere, die Fröbelsche, hat ihm 'was eingegeben. Es gibt Tränke, die vergessen machen. Es schreit gegen die Natur! Es ist nicht denkbar! Man kann verrückt werden darüber! Fünf Tage — und nicht 'mal mehr ihren Namen! Fort, fort! Wohin? O, sie wüßte — wüßte schon — wohin! Der Kanal ist ja nicht weit . . . ein Sprung und dann wäre alles aus!

Wie ein böser Hauch schauerte der Gedanke über sie hin. Nein, nein, nein, nicht so! Ihr Mütterlein, die im Armenhause hinter der Kaffeekanne sitzt . . . Butter aufs Brot und Zucker in den schlechten Kaffee, wer würde das besorgen . . . wenn sie . . . nein, nein, nicht das!

Plötzlich ruft jemand hinter ihr: „Fräulein!" Gilt das ihr?

„Freileinken!"

Es war der Sterilisierte. Sie starrt ihn an, wie fremd, mit ihren großen, übergroßen, seltsam verstörten Augen: — Wer bist du? Was willst du von mir?

„Nanu?" stößt er aus.

„Ach Sie . . ."

„An mich vorieber zu loofen! Beinahe rennen Sie die Leite um! Was's denn los? Wie sehen Sie denn aus?"

„Nichts — nichts . . ." wehrt sie ab, immer die Augen in abwesender Starre auf ihn gerichtet.

„Ihnen is was passiert, Freilein!"

„Nichts . . ."

„Dunder Sachsen, vor'n Narren halten laß'k mir nich! Un' proppere Antwort uf eene proppere Frage! Wo wollen Sie hin mit den Korb?"

Ach so, sie trägt ja ihren Korb, und er ist gar nicht einmal so leicht — und sie hatte es gar nicht 'mal gemerkt, nicht auf der Treppe, nicht hier auf der Straße — Wenn einem das Herz so in Stücke zerschlagen ist . . .

„Fort!" haucht sie hin. „Fort!"

„Wo is dat?"

„Ich weiß nicht. Bis vorhin war ich im Amalienhaus. Aber jetzt . . . jetzt . . . nein, ich mag niemand mehr unter die Augen treten —"

„Nanu! Is't de Menschenmöglichkeit! Sie sind krank. Det sind Sie! Frische Luft! Ick wer' Ihnen 'nen Platz uf meine Droschke offerieren. Luft wer'n Sie schnappen! Un een Schlückske von meine Milch. Det dhut Wunder!"

Da hatte er auch schon den Korb aus ihren Händen genommen und schob damit, ohne sich umzusehen, ob sie folgte, nach dem Wagen zu, der dort am Trottoirrande hielt; sie hatte ihn vorhin nicht bemerkt. Es war der Wagen der Sterilisirungsanstalt, die schüsselgroßen Preismedaillen gleißten im Sonnenschein, und das gemalte Prachtbaby, das dort mit seinen gewaltigen Pausbacken auf dem Blechschilde des Verdecks paradierte, schwang heute mit ganz besonderem Jubel seine Flasche Sterilisierte.

Willenlos folgte sie. Er packte sie ziemlich fest an und half ihr auf den Bock hinauf. Der Schimmel zog an. Dann griff der Mann nach hinten und brachte eine größere Flasche Milch zum Vorschein: „Eene extra, Freilein! Prima Auslese!"

Es half nichts, sie mußte ein paar Schluck thun. Dann ließ er sie mehrere Straßen lang ganz in Ruhe.

Plötzlich: „Na, nu schießen Se los!"

Die Luft hatte ihr wirklich gut gethan; sie waren unter grünen Bäumen hergefahren; auch die Milch hatte wie Medizin gewirkt. Sie faßte sich ein Herz — sie hat ja stets Zutrauen zu ihm da gehabt — und in wenig Worten berichtete sie.

Er schnellte auf seinem Sitz empor: „Nanu, da hört sich doch de Weltjeschichte uf! So'n Racker!"

Er meint doch nicht etwa Wölfchen damit? „Nicht so!" wehrte sie angstvoll. „Das arme Kind kann nichts dafür! Sie haben ihm 'was eingegeben!"

Und zum erstenmale spürte sie etwas wie einen Haß und unwillkürlich hob sie die geballte Hand. „Vergiftet haben sie sein Herzchen —"

„Nanu!" Er sah sie verdutzt an. „Sie wer'n doch damit nich sagen wollen: unsere Milch is schuld, äh? Zweimal däglich wird se doch jründlich untersucht, zuerscht von'n Viehdoktor, dann von'n Menschendoktor, un die Bolizei jibt noch extra ihren Segen dazu."

Ohne daß sie es wollte, glitt ein Lächeln, wehmütig genug, um ihre Lippen. Und als wenn dies Lächeln ihr nun vollends das Herz öffnete, ließ sie all ihren Kummer ausströmen.

„Sie dhun mir leid, Freilein! — Schimmel, nich so gejuckelt! — Leid dhun Sie mir dhun. Dat heeßt, wenn i ck nu wollte in't Wasser jehn? Denn Dausende loofen 'rum, die ick mit meine Milch jepeppelt, und jrießen mir nich 'mal. — Entschuldigen Sie mir. Hier in det Haus hab' ick eenen Abonnenten — een Prachtjunge, sag ick Ihnen — Backen: so!"

Der Wagen hielt an und der Milchmann entnahm dem Verschlag ein Drahtgeflecht mit Flaschen und betrat das Haus. Sie saß da, die Zügel des Schimmels in der Hand, über sich einen blühenden Goldregenbaum, der seine gelbe Blättchen herabflattern ließ. Ihr war jetzt leichter um die Brust. Die Beichte hatte wohl gethan. Auch hat er recht: Kinder leben nur für den Moment. Keine Vergangenheit! Die Glücklichen! Vergessen, wohl dem, der's immer könnte! Wölfchen wäre imstande, auch seine Mutter zu verleugnen, der Milchmann hatte vorhin einen solchen Fall erzählt.

„Dat Herz wächst ihnen nämlich erst später, Freileinken; mancher einen wächst et überhaupt nich!"

Da war er wieder. Sie fuhren abermals mehrere Straßen und keins sagte ein Wort. Wieder hielt er vor einem Hause, um Milch abzuliefern: „Zwillinge, zwee Mädels, Prachtkerle. Siebzehn Pfund bei der Jeburt, ich bitt' Sie!"

Doch ehe er das Haus betrat, wandte er sich um, stutzte, stand am Vorderrade, mit seinen braven, offenen Augen zu ihr hinaufblickend: „Ich wüßte eenen Dienst für Sie, Freilein," sagte er vertraulich leise. „Freilich uf Lebenszeit —" hierbei fuhr er

mit der freien Hand an das Wachtmeisterschnurrbärtchen und lächelte verschmitzt. „Kinder sin oooch dabei.“ Damit verschwand er.

O Gott, was ist das!? Bis ins Herz hinein fuhr ihr der Schreck. Und wie erstarrt. Der Schimmel ruckte am Zügel in ihrer Hand, sie merkte es nicht, saß regungslos auf dem Bock. Blauer Himmel war über ihr und sie blickte hinan. Abwesend, ganz abwesend! Ihr ganzes Wesen schien innerlich zu beben. Dergleichen war ihr noch nie geschehen . . .

Als er zurückkam, stieg er, ohne sie anzusehen, auf den Bock, setzte sich neben sie und sagte auch wieder nichts, mehrere Straßen lang. Sie hielten jetzt vor einem Thorweg, der in eine Flucht von drei Höfen mündete. In denen wimmelte es voll spielender Kinder.

„Hier hab' ick dreie sitzen“ — warf er anscheinend ganz geschäftsmäßig hin — „die kriegen die Flasche extra. Langen Sie mir die 'mal jütigst 'runter!“

Sie reichte ihm die „Auslese“ und über die Flasche hinweg trafen sich ihre Blicke, groß und voll. Ohne ein Wort.

Sie sah ihn dann in dem dritten Hofe verschwinden. Eine plötzliche Angst ergriff sie. Was will er nur?

Fliehen! Fort von hier! Ehe er wieder da ist! Es ist das Beste!

Sie stieg vom Bock, wollte auch ihren Korb herablangen. Warum beben ihre Hände so? Als wenn alle Kraft sie verlassen! Willenlos stand sie da und stierte in die Höfe hinein.

Endlich kam er, an der einen Hand ein Mädchen, zwei Knäblein an der andern. Sie trugen saubere blaue Schürzchen — und seine blauen Augen, ja, die hatten sie! Und sein freundliches, herzstärkendes Lächeln.

Mit vollkommener Harmlosigkeit berichtete er: „Maleken hat nämlich 'ne neie Suppe probiert. Un sie is nich jeraten, nich, Maleken? Ick habe keene Zeit nich; noch sechs Kunden warten. Wenn Sie nu vielleicht die Jüte haben wollten, Freilein?“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, gab er ihr die beiden Knaben an die Hand. Und wie selbstverständlich, als wenn sie schon zur Familie gehörte und er seine drei nicht besser unterbringen könnte, schwang er sich auf den Bock und winkte ganz knapp: „Adjes!“

Wie im Traum ließ sie sich von den Kindern durch die drei Höfe geleiten, wie im Traum stieg sie mit ihnen die vier Treppen hinan zur Wohnung. Eine Küche, eine Kammer, aber alles so sauber und ordentlich; an dem einen Fenster blühten sogar Blumen. Und Sonne schien herein, warm und freundlich, wie ein Willkommgruß. Auf dem Herde stand der Topf mit der angebrannten Suppe.

Zuerst öffnete sie das Fenster; dann machte sie sich daran, eine neue Suppe anzurühren; stumm sahen die Kinder zu.

Als die Suppe nun auf dem Feuer war, entstand eine Pause. Was fangen die drei mit ihr an? Und wer ist sie? Fragend, mit einem ganz leisen Anflug von Scheu gucken sie die fremde Person an. Die hat sich jetzt auf dem Schemelchen niedergelassen, sie sieht so müde und verhetzt aus. . .

Ja, und was fängt denn sie mit den dreien an? Sie schämt sich fast vor ihnen. Hier so hereinzudringen . . . „Du, Male,“ platzt sie plötzlich heraus, „nimm den Löffel und rühren, tüchtig rühren! Sonst brennt sie wieder an.“

Und Male gehorchte.

„Wie heißt du denn?“

„Fritze,“ antwortet der zweite, ordentlich militärisch stramm zusammenfahrend, das hat er vom Vater.

Und das dritte? Ach, ein so lieb, süß Gesichtchen — fast so eins wie — wie . . . sie fühlte einen Stich auf der Herzseite. Und plötzlich, um das schmerzhafteste Stück Vergangenheit, das sie kannte, mit einem resoluten Griff abzuthun — plötzlich erfaßt sie das Knäblein und — niemand sieht es ja! — und zieht es auf den Schoß empor und beginnt es zu liebkosen. So stürmisch, so leidenschaftlich, als wenn es all den Jammer der letzten Tage auszutoben gälte. Wie wohl das thut! Ach wie wohl! Wie frei ihr wird ums Herz! Und wie dem Knäblein das gefällt! Ordentlich neidisch sehen die anderen beiden zu.

Er ist nicht ganz so hübsch wie Wölfchen, nein, das nicht — aber seine Augen! Es wird einem wirr, wenn man hineinblickt! Ganz des Vaters Augen . . .



Tartarische Marktscene. Nach dem Gemälde von Jos. von Brandt.

Da geht die Thür auf. „Papa!“ jubeln die beiden am Herde. Das Knäblein aber schmiegt sich nur noch inniger an ihre Brust.

„Na, det laß ick mir jefallen, Fränzeken,“ sagte er zu diesem, die Hand auf das Lockenköpfchen legend; er that gar nicht verwundert. „Uf so'n Schoß zu sitzen, un Bonbons von so'ne Lippen, à la ponhör! Det hast du noch nie nich erlebt, wat? Seine Mutter starb nämlich bei seine Jeburt, Freilein.“

„O!“

Und abermals eine Pause, während der die Suppe auf dem Feuer hörbar brodelte und eine kecke Schwalbe unter dem Dachsims rumorte.

Endlich begann er, diesmal in seltsam feierlichem Tone: „Freilein, een Jlück, dat der kleene Racker, pardon, det is er nu 'mal! dat der Sie nich erkannt hat. Hätte er Sie erkannt, wo hätte ich dann Sie erkannt? Un nu kenn' ick Ihnen!“ Damit reichte er ihr die Hand.

Sie zögerte.

„Her damit!“ kommandierte er. „Fränzeken, marsch! runter!“

Der Knabe glitt von ihrem Schoß und sie erhob sich — willenlos reichte sie ihm die Hand.

„O Herr . . .“ und in dem Sturme, der über ihr Herz dahinbrauste, entfuhr ihr das stotternde Wort: „Ich — ich kenne ja nicht 'mal Ihren Namen —“

„Den erfahren Sie auf'm Standesamt, Luiseken!“

Und mit kräftigen Armen zog er sie an seine breite Brust.

Verreist!

(Abdruck verboten.)

Und als ich nun in sein Gemach
Zum erstenmale wieder trat,
Mein ganz Erinnern wurde wach,
Daß recht das Herz mir wehe that:
Und doch war's bald mir sonderbar,
Wie alles hier beim alten war,
Die Ordnung liebevoll geschont,
Wie er sie sich zurecht gewohnt;
Es war, als warte alles still,
Wann er nach Hause kommen will.
Hört man ihn nicht schon auf dem Flur?
Gelassen tickt die alte Uhr,
Die er noch aufgezogen hat;
Der Zeiger auf dem Zifferblatt
Die Stunden rüstig weiter weist.
Da war der trübe Bann gebrochen;
Ich habe still zu mir gesprochen:
Sei ruhig, er ist nur verreist.

Hans Hoffmann.



Ansicht von Alt-Berlin mit dem Spandauer Außenthor vom Spreewaldhaus gesehen.

Die Berliner Gewerbe-Ausstellung.

II. Alt-Berlin.

Von

Richard George.

Mit acht Originalaquarellen von **Curt Agthe.**

(Abdruck verboten.)

Die diesjährige Berliner Gewerbeausstellung wird ein Bild geben von dem gewaltigen Können der Reichshauptstadt auf gewerblichem und industriellem Gebiete. Angesichts der erstaunlichen Leistungen des modernen Berlins erscheint die Vorführung von Alt-Berlin als Sonderausstellung als ein sehr glücklicher Gedanke, da die mittelalterliche Stadt greifbar die geringen Anfänge, die engen Verhältnisse vor Augen führt, aus welchen sich die Weltstadt entwickelt hat, dank der Weisheit der Hohenzollernfürsten, dank der Arbeitsamkeit und der Thatkraft der Berliner Bürger.

Die Sonderausstellung Alt-Berlin liegt am Karpfenteiche im südöstlichen Teile des Treptower Parkes; sie ist ein Werk des Architekten Karl Hoffacker, eine eigenartige Schöpfung, ein malerisches Abbild einer mittelalterlichen Stadt, welches in diesem Umfange, in dieser künstlerischen Durchführung bisher auf keiner Ausstellung geboten wurde. Schon von fernher grüßen die Türme, die Zinnen, die Erker und die Giebel den Besucher der Ausstellung. Eine hölzerne Brücke führt über eine Ausbuchtung des Karpfenteichs in das Spandauer Außenthor. Über diese Brücke zog dereinst der „weise und ehrenfeste“ Berliner Ratsherr Nikolaus Wins zum Kampfe gegen die bösen Quitzows, dieses gotische Thor — es stand in der Gegend der heutigen Garnisonkirche — verschlossen dereinst die Berliner in märkischem Bürgertrotze ihrem Landesherrn, dem Eisenzahn. Trotzig reckt sich links der plumpe, runde Spandauer Thorturm empor, ein Luginsland gegen den vom Spandauer Heerweg (Oranienburger Straße) andringenden Feind. Durch das Innenthor betreten wir das Berlin von 1650 und zwar die Spandauer Straße, eine der ältesten Verkehrsadern Berlins, welche im XIII. Jahrhundert angelegt wurde. Die rechts gelegene „Brauerei zum Heiligen Geiste“ ladet zu einem kühlen Trunke ein. Zu derselben gehört die mit Schießscharten eingefaßte Terrasse, welche Raum für fünfhundert Per-

sonen bietet und namentlich in den Abendstunden einen entzückenden Blick auf die im Glanze der Bogenlampen liegende Ausstellung gewähren wird.

Neben der Brauerei steht die Heilige Geistkirche. In ihrem Schatten lag einst das gleichnamige Hospital, eine Stiftung werkthätiger Frömmigkeit, die 1272 zuerst urkundlich erwähnt wird. Der Heilige Geist ist nach der Schrift der Tröster für alles Leid und der Erretter von allem Elend dieser Welt; so widmete man ihm die milden Stiftungen, welche die Mühseligen und Beladenen, die Elenden, die Heimatlosen und die Kranken aufnehmen sollten. Die Braugerechtsame war eine Einnahmequelle für den „Armenhof zum Heiligen Geist"; daher hat die Nachbarschaft von Brauerei und Kirche eine historische Berechtigung.

Die Heilige Geistkirche ist namentlich in ihrer Giebelseite ein interessanter gotischer Bau aus dem XV. Jahrhundert. Das schöne Sterngewölbe im Innern der Kapelle (von 1476), in welchem der Verein für die Geschichte Berlins ein lokalhistorisches Museum errichten will, ist leider nicht nachgebildet worden.

Ecke der Spandauer und Georgen-(Königs-)Straße steht das alte Berliner Rathaus, dessen Turm mit einer Zwiebelhaube gekrönt ist. Dasselbe wurde in den Jahren 1260—1270 errichtet, zu welcher Zeit die Gegend der Klosterstraße, Königstraße und der Neue Markt bebaut wurde. Von diesem alten Rathausbau rettete sich in das XVII. Jahrhundert im wesentlichen nur die Gerichtslaube, das merkwürdigste Denkmal bürgerlicher Baukunst aus dem alten Berlin, welches in der Ausstellung getreu nach dem Original nachgebildet worden ist und für die Besucher derselben einen Hauptanziehungspunkt bilden dürfte.

Das untere Geschoß der Gerichtslaube bildet eine offene Halle, die von einem Kreuzgewölbe überspannt wird. Die gedrungene Mittelsäule zeigt ein merkwürdiges Sandsteinrelief, eine Symbolisierung der menschlichen Leidenschaften in Tiergestalten. Ein Affe versinnbildlicht die Sinnenlust, ein Adler die Raubsucht, zwei Schweine die Genußsucht und den tierischen Sinn, zwei Harpyien mit schlangenumwundenen Leibern den Haß und den Mord. An diesen Säulen saßen im Mittelalter die Schöffen zu Gericht, um über die Leidenschaften zu urteilen, welche die Menschen zu Tieren erniedrigen. An dem äußeren Strebepfeiler der Gerichtslaube befindet sich eine andere interessante Skulptur, der sogenannte „Kaak," das aus Thonerde ge-



Das Spandauer Thor. Innenansicht.

brannte Spott- und Prangerbild. Es ist ein sitzender Vogel mit Menschenkopf und langen spitzen Ohren. Unter diesem Spoitbild wurden die Verbrecher ausgestellt; das Halseisen an der Kette unter demselben diente zu ihrer Fesselung.

Nach deutschem Rechte urteilten die Schöffen in der Gerichtslaube, nur wenn es regnete oder schneite. Sonst mußten die Gerichtssitzungen unter freiem Himmel stattfinden, also vor der Gerichtslaube. Es war eine blutgetränkte Rechtspflege, die im eine Frau lebendig begraben, weil sie den Mantel des Klaus Domes gestohlen hatte." — „Peter Rode wurde sechs Tage nach Kreuzeserhöhung gehängt, weil er in Heinrichsdorf dem Krüger die Kasse ausgeleert hatte." (Es waren nur zwei Groschen in derselben gewesen!)

Diese drakonischen Urteile wurden dereinst in und vor der Gerichtslaube gefällt. Das altehrwürdige Gemäuer ist ebenso wie die Heilige Geistkirche mit historischer Treue dem Originale nachgebildet worden. Nach



Der Marktplatz mit Rathaus und Gerichtslaube.

Mittelalter an dieser Stätte ausgeübt wurde. Das Berliner Stadtbuch verzeichnet die von 1390—1448 in Berlin vorgekommenen Kriminalfälle und die Sühne, welche sie vor dem irdischen Richter gefunden haben. Die von diesem gefällten Urteile erscheinen dem modernen Humanitätsgefühl erbarmungslos, hart und grausam. Da meldet der Chronist mit lakonischer Kürze: „Anno 1409. Eine Frau, welche am Tage Allerheiligen in der Kirche den Beutel abgeschnitten hatte, wurde verbrannt." — „Anno 1412 nach Misericordias Domini wurde ihrem Abbruch (1859) ist die Gerichislaube bekanntlich 1871 unter Benutzung der Ziegelsteine und Skulpturen aus dem XIII. Jahrhundert im Parke zu Babelsberg, dem Lieblingssitze Wilhelms I, rekonstruiert worden. Diese Nachbildung hai dem Gebäude in der Ausstellung Alt-Berlin zum Vorbild gedient.

Aus räumlichen und finanziellen Gründen mußte in der Dekorationsstadt auf die übrigen historischen Gebäude des alten Berlins verzichtet werden. So fehlen die Nikolaikirche, das älteste Gotteshaus Ber-

lins, die in edelster Gotik gehaltene Klosterkirche, sowie die Marienkirche; auch die Petrikirche, der alte Dom auf dem Schloßplatz und das kurfürstliche Schloß konnten nicht berücksichtigt werden, ferner nicht die Lange (Kurfürsten-)Brücke und der Mühlendamm, die uralte Übergangsstelle über die Spree. Das Berlin von 1650 umfaßte das Herz der heutigen Weltstadt; es war ein Areal von 73 ha mit sechstausend Einwohnern. Sein Weichbild wurde auf Berlinischer Seite durch die jetzige Neue Friedrichstraße begrenzt; Alt-Kölln umfaßte die Spreeinsel südlich der Schwesterstadt Alt-Berlin.



Haus am Rathaus.

Die Hoffackersche Dekorationsstadt beschränkt sich im wesentlichen auf die mittelalterlichen Hauptverkehrsadern, die Spandauer und die Georgen-(Königs-)Straße. Auch diese entsprechen in ihrem Laufe nicht ganz der historischen Topographie, da auf die Erhaltung des Baumbestandes im Treptower Park, sowie auf die praktischen Bedürfnisse Rücksicht genommen werden mußte. So ist Alt-Berlin im großen und ganzen ein Erzeugnis der schöpferischen Phantasie des Baukünstlers, welche, angeregt und geleitet durch die Vorbilder anderer märkischer Städte, in denen Spitzhacke und Meißel die steinernen Spuren der Vergangenheit nicht so unerbittlich vertilgt haben, wie dies in Berlin geschehen ist, ein überaus malerisches Gesamtbild einer märkischen Kleinstadt um die Mitte des XVII. Jahrhunderts geschaffen hat. Die Häuser sind Backstein-, Fachwerk- und Holzbauten; sie geben ein anziehendes Bild von den traulichen Wohnstätten unserer Voreltern. Die Winkel und Winkelchen, die niedrigen Zimmer, die kleinen Fenster, die angeklebten Treppen spiegeln treulich die alte Zeit und ihre engen, beschränkten Verhältnisse wieder.



Die Heilige Geistkirche an der Heiligen Geiststraße.



Die Georgenstraße mit dem Georgenthor.

Im Gegensatz zu ähnlichen dekorativen Schöpfungen sind die Häuser von Alt-Berlin nicht nur durch ihre Fronten markiert, sondern es sind wirkliche Räume, in denen sich bald das bunteste Leben entwickeln wird. Äußerlich sieht alles massiv aus, und das Rathaus, die Kirche und die Stadtthore machen den Eindruck, als seien sie für die Ewigkeit gefügt. In Wirklichkeit sind nur die Dachziegel echt; das Mauerwerk mit den charakteristischen großen Ziegelsteinen ist nur ein Cementbewurf auf Rohrgeflecht. Sechzig Verkaufsläden bezw. Erfrischungsstätten werden hier binnen kurzem erstehen, und unsere Voreltern von 1650 würden staunen, wenn sie das Leben und Treiben in ihren traulichen Wohnstätten beobachten könnten; denn das historische Berlin bot um 1650 einen wenig erquicklichen Anblick in seinem Straßenleben. Aus dem Jahre 1614 bewahrt das städtische Archiv eine Kämmereikassenrechnung, auf der es heißt: „Hans Schawe gibt vom Straßendamme vom St. Jürgenthor bis zur Klosterstraße, daß er daselbst mag Mist machen, auf Martini 1614 drei Thaler, und so fort jährlich solange er den Straßendamm gebraucht.“ Fürwahr, eine lieblich duftende Passage, welche den hochlöblichen Magistrat von 1614 in finanziellen Dingen erleuchteter als in ästhetischen erscheinen läßt! Der Teil der Königsstraße, welcher in so einträglicher Weise zur Hebung der Landwirtschaft verwendet wurde, liegt in der Ausstellung beim Georgenthor, etwa bei der „Wirtschaft zum Roland,“ in deren Halle „Possenspieler und Bänkelsänger“ sich hören lassen werden. Auch im Anfange der Regierung des Großen Kurfürsten, welcher Zeit die Hoffackersche Dekorationsstadt angehört, sah es mit der Reinlichkeit in Berlin nicht besser aus. Die Straßen waren ungepflastert, abgesehen von den wenigen großen Steinen, jedenfalls Granitfindlingen, die in der Mitte des Dammes lagen und bei nassem Wetter gleich Rettungsinseln aus dem Morast emporragten. Vor jedem Hause lag ein Düngerhaufen, der erst bei der Bestellung der Felder entfernt wurde und den die Ackerbürger aus landwirtschaftlichen Gründen nie eingehen ließen. Die Schweineställe lagen an der Straße der hölzernen oder Fachwerkhäuser, sie waren durch den 30jährigen Krieg vielfach schadhaft geworden, und nicht immer war ein göttlicher Eumäos vorhanden, der

das edle Borstenvieh hütete. So konnte es vorkommen, daß ein Herr des „edlen Rates," der im feinen, eng an den Körper sich anschließenden Wams von holländischem Tuch, mit über den Rock geschlagenem Linnenkragen, grauseidenen Strümpfen und derben Schuhen dem baufälligen Rathause zuschritt, in sehr intime Berührung mit einem grunzenden Vierfüßler geriet. Am 14. August 1660 erließ der Große Kurfürst eine „Berlinische Brunnen- und Gassenordnung," in der den Bürgern Sauberkeit auf den Straßen und sonstiges Wohlverhalten zur Pflicht gemacht wurde. Diese Gassenordnung enthält u. a. die drakonische Strafandrohung, daß jedem, welcher die Bäume und Weinstöcke beschädige, die damals noch vor den Häusern standen, zum Abscheu für andere die Hand abgehauen werden sollte. Wie schwer es war, die Berliner zur Sauberkeit zu erziehen, geht aus der Verordnung des Jahres 1671 hervor, in welcher der Fürst befahl, daß jeder Bauer, der mit einer Fuhre zur Stadt komme, auch eine Fuhre Straßenmüll mit zurücknehmen solle. Im Jahre 1676 finden wir „Gassenmeister," welche mit Karren in den Straßen umherfuhren und klingelten, um die Bewohner zur Herbeischaffung des Gassenmülls zu veranlassen, 1684 führte der unermüdlich thätige Fürst „besseres Pflaster" in Berlin ein und verordnete gleichzeitig, daß die Seiten der Georgenstraße (Königsstraße) ebenfalls gepflastert wurden. Bis dahin war nur ein Teil des Mitteldammes mit Steinen befestigt gewesen.

Ein streng „naturalistisches" Straßenbild Alt-Berlins vom Jahre 1650 würde somit für Auge und Nase wenig angenehm sein und könnte nur mit einem erheblichen Aufgebot von Säugetieren aus der Gattung Sus hergestellt werden. Hätte sich Meister Hoffacker dieses Naturalismus befleißigt, so wäre der Besuch von Alt-Berlin ohne lange Stiefel und ohne eine Nase, die an landwirtschaftliche Düfte gewohnt ist, nicht anzuraten gewesen. Das Leben und Treiben in der Ausstellung Alt-Berlin wird sich in freundlicheren Formen abspielen. Die fünfhundert Angestellten der Ausstellung erscheinen im Kostüm der Zeit, ein Musikchor von dreißig Mann läßt auf historischen Instrumenten alte Weisen ertönen und löst sich in der Zeit von ein bis elf Uhr mit einem gleich starken Sängerchor ab. Auf dem



Verbindungsstraße zwischen Heilige Geiststraße und Markt.



Fischräucherei in der Heiligen Geiststraße.

Platze vor dem Rathause finden Turniere und mittelalterliche Feste statt, so daß des fröhlichen Jahrmarkttreibens bis in die Nacht hinein kein Ende sein wird. Hoffentlich entartet dasselbe nicht zur wüsten Tingeltangelei wie manche frühere „Ausstellung," die man schließlich mit einer anständigen Dame kaum noch betreten konnte.

Sommer.

(Abdruck verboten.)

Nun schmücke Hut und Sommerkleid
Mit Blumen und mit Bändern,
Laß Hand in Hand uns beide weit
Durch Wald und Felder schlendern!
Die Lerche singt, der Himmel lacht,
Und der hängt voller Geigen,
Wir wollen, was uns fröhlich macht,
Nun länger nicht verschweigen! —

Im Feld der alte Landgendarm
Was wird der Augen machen,
Wenn wir rebellisch Arm in Arm
Ins Angesicht ihm lachen —
Mir ist, ich höre, rot vor Zorn,
Ihn wettern schon und fluchen,
Wenn wir uns mitten aus dem Korn
Die blau'sten Blumen suchen.

Verschwiegen lockt ein schmaler Pfad
Zu trautem Waldverstecke . . . .
Da biegt ein Mädchenpensionat
Auf einmal um die Ecke.
Die würd'ge Hausmama erschrickt,
Zeigt heuchlerisch ins Weite,
Doch manches kleine Mädel blickt
Verstohlen rasch zur Seite. —

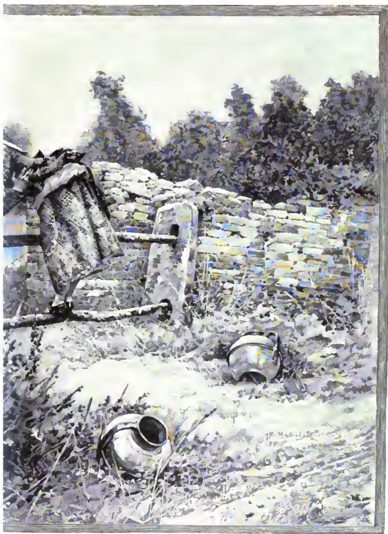
Nun schmücke Hut und Sommerkleid
Mit Blumen und mit Bändern,
Laß Hand in Hand uns beide weit
Durch Wald und Felder schlendern!
Und mag zuweilen Neid und Spott
Da draußen uns begegnen:
Vom Himmel hoch der liebe Gott
Wird uns're Liebe segnen! —

Wilhelm Langewiesche.





Ein schwieriger Übergang. Nach d



m Aquarell von Edouard Toudouze.



Hypnosis perennis.

Von

M. E.

1.

Als Botschaftssekretär hatte ich in London vier angenehme Jahre verlebt und war vor kurzem, zum Botschaftsrate befördert, nach Wien in das Ministerium des Äußeren versetzt worden. Ich kannte die Stadt nur oberflächlich. Auf der Besitzung meiner Eltern in Mähren erzogen, war ich zur Zeit meiner juridischen Studien nur einigemal in die Residenz gekommen. Die diplomatische Laufbahn hielt mich im Auslande fest. Dann und wann besuchte ich meine Eltern und nach ihrem Tode verpachtete ich als einziger Erbe die Besitzung, ohne sie jemals wiederzusehen. Die Bewirtschaftung verstand ich nicht und ländlicher Sport machte mir kein sonderliches Vergnügen. Ich stellte wohl, wenn es sein mußte, als Jäger und Reiter meinen Mann, doch nur um keine Störung zu veranlassen. So lernte ich erst in vorgerückten Jahren und in höherer Lebensstellung die Hauptstadt meines Landes und ihre Gesellschaft kennen.

Sie gefiel mir außerordentlich durch ihre stilvolle Entwickelung, durch den Reiz ihrer Umgebung, ich mußte anerkennen, Wien sei die schönste Stadt unter den vielen, die ich kennen gelernt. Das Leben und Treiben in ihr, verglichen mit dem sinnbetäubenden Londons kam mir dagegen ungemein kleinstädtisch vor. London schläft, wenn Wien erwacht, und Wien legt sich zu Bett, wenn in London das Nachtleben beginnt. Ich war in der ersten Zeit ganz überrascht, daß ich die lebhaftesten Verkehrsstraßen ohne Hilfe eines Policeman überschreiten konnte.

Sehr erfreuten mich die Theater, sowohl Schauspiel als Oper. In London besucht man nur zur Zeit der Season Her Majesty's, oder Coventgarden, wenn irgend ein italienischer Stern am Theaterhimmel glänzt, doch selten lohnt es sich in Eveningdreß zu erscheinen und das horrende Entrée zu zahlen. In der Wiener Oper hört man stets gediegene und vortrefflich ausgeführte Musik. Wien ist überhaupt eine musikalische Stadt, meine alte Liebhaberei erwachte von neuem, ich kaufte bei Bösendorfer einen schönen Flügel, machte Bekanntschaft mit tüchtigen Musikern und erlangte bald meine frühere Fertigkeit.

Meine Bedienstung im Ministerium des Äußeren brachte mich oft in Berührung mit unseren unerfreulichen inneren Zuständen. Größere Arbeiten waren mir sehr willkommen, da sie meinen Gedanken eine andere Richtung gaben.

Ich empfand zum erstenmale die Befriedigung, meine Besoldung zu verdienen. Man nennt uns Diplomaten, besonders die Gesandten und Botschafter, hoch besoldete Müßiggeher, aber die fremden Mächte erstatten ja dem Lande, was wir ihm entziehen. Dieser scheinbare Müßiggang ist vielleicht das einzige Mittel, den politischen Zustand fremder Staaten in Erfahrung zu bringen. Im Bureau, in der Studierstube bleibt er unbekannt. Menschenkenntnis erwirbt man nur durch persönlichen Verkehr, und durch geschickt benützten Umgang erfährt man Geheimnisse, ohne eigene zu ver-

raten. Der Diplomat muß einer Sparbüchse gleichen, die empfängt, aber nichts herausgibt, seine Kunst besteht im Verschleiern der Wahrheit. Vielleicht sollte ich sagen: „bestand," denn der gewaltige Bismarck hat sie durch eine verblüffende Offenheit ersetzt. Ich erinnere mich an eine treffende Charakteristik aus dem Munde eines hohen französischen Diplomaten: „Cet homme de genie," sagte er, „a su donner à la franchise elle même toutes les vertus politiques de la fourberie. Tres rusé et très astucieux quant aux moyens, il a cependant toujours été sur le but qu'il poursuivait d'une desinvolture, d'une indiscrétion sans pareille."

Diese Geradheit und Offenheit des großen Mannes erregte stets meine volle Bewunderung. Sie galt mir als Beweis, daß gemessene Zurückhaltung, kühle Gelassenheit, verbindliche Redensarten keine unbedingten Erfordernisse der diplomatischen Laufbahn seien. Dazu hätte ich, schlicht und einfach auf dem Lande erzogen, wenig Geschick gehabt. An Umgangsformen, an Sprachgewandtheit glaubte ich indessen nicht anderen Diplomaten nachzustehen, gewiß nicht an Sorgfalt in Bezug auf äußere Erscheinung. Meine Toilette bezog ich von meinem Londoner Kleiderkünstler, doch kürzlich wurde ich durch den plötzlich erfolgten Tod Mr. Masons, des berühmten Schuhmachers, auf das tiefste erschüttert.

Unter meinen vielen Schwächen will ich eine fast lächerliche Vorliebe für eine ausgezeichnete Beschuhung nennen. Ich war ziemlich eitel auf einen kleinen und, wie mir vorkam, sehr zierlichen Fuß. Daß er nun die vortrefflichen Hüllen missen sollte, welche ihm vier Jahre lang Mr. Mason geliefert hatte, betrübte mich ungemein. Ich habe überhaupt große Achtung vor der Schuhmacherzunft. Dieses Handwerk schließt keineswegs geistige Bedeutung aus. Hans Sachs, der berühmte Meistersänger, Jakob Böhm der gefeierte Theosoph, waren Schuster. Die Schuhmacherarbeit erregt stets meine Bewunderung. Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie ein Frack, ein Überzieher, ein Handschuh zu stande gebracht wird, aber ich bin ratlos, wenn ich begreifen will, wie ein Schuh oder ein Stiefel entsteht. Man entdeckt gar keine Naht, und doch ist alles so fest, so dauerhaft, so schmiegsam zusammengefügt, gerade als ob es ein organisches Naturprodukt wäre.

In meiner Trostlosigkeit hielt ich Umfrage, und da wurde mir als ein ganz ausgezeichneter Beschuhungskünstler der k. und k. Hofschuhmacher Franz Bert empfohlen. Groß war mein Vertrauen gerade nicht, aber vorläufig blieb nichts übrig, als seine Kunst in Anspruch zu nehmen. Er leistete meiner Aufforderung bereitwillig Folge und ließ sich am Vormittage zur bezeichneten Stunde anmelden. Ein Bekannter aus London, Mr. Churchill, war eben bei mir, und da er nicht abgeneigt war, den Hofschuhmacher kennen zu lernen, so ließ ich ihn sofort eintreten.

Ein stattlicher Mann, vielleicht im Anfang der Dreißiger, höchst einfach und nicht ohne Geschmack gekleidet, schlicht, bescheiden im Benehmen. Ich teilte ihm mit, welchen Verlust ich erlitten, und zu Churchill gewendet, sagte ich in englischer Sprache, es habe mich gewundert, daß Mason, als er sein Geschäft aus Oxford Street in einen andern Stadtteil verlegte, mir seine neue Adresse nicht zugesendet habe, wahrscheinlich krankheitshalber.

„Picadilly, 32, opposite half-moon-street," sagte Herr Bert.

„You know London, you are an Englishman?" fragte Churchill, der sogleich erkannte, daß Englisch seine Muttersprache sei.

„No, Sir," erwiderte Herr Bert, „I am no Englishman." Er sei in Wien geboren, da aber seine Mutter eine Schottin gewesen, sei mit den Kindern stets englisch gesprochen worden. London kenne er einigermaßen, da er dort gearbeitet habe und weil er mit Mason in Geschäftsverbindung stand, sei ihm dessen neue Adresse zugeschickt worden.

Diese Mitteilungen waren mir sehr erfreulich, und ich ersuchte Herrn Bert, sich alle meine Fußbekleidungen durch meinen Diener Johann zeigen zu lassen, Reparaturbedürftiges mitzunehmen und zu notieren, was an neuen Anschaffungen nötig sei.

„Nicht wahr," sagte ich, als es geschehen war, ein Paar entzückende Morgenschuhe ergreifend, die etwas Schaden gelitten, „so Vollendetes wird in Wien nicht angefertigt!"

„Vielleicht doch," meinte lächelnd Herr Bert. Er trennte mit einem kleinen

Messerchen das weiße, die Sohle deckende Oberleder, hob es empor und zeigte mir darunter seine eigne zierlich ausgeführte Adresse. Ich war sprachlos, als er versicherte, er könne in gleicher Art nachweisen, daß der größere Teil meiner Beschuhung sein eignes Fabrikat sei.

„Also war Mason ein Betrüger!" rief ich entrüstet aus.

„Keineswegs," erwiderte Herr Bert, „er war nur ein kundiger Geschäftsmann. „Rohmaterial und Arbeitslohn sind hier weit billiger, halbfertige Waare von mir zu beziehen und sie dann den Kunden anzupassen, hat ihm großen Gewinn gebracht. Es ist eine kleine Eitelkeit von mir, daß ich in der Ware stets meine Adresse verberge."

Dieser Herr Bert interessierte mich. Im Deutschen berührte mich sein Wiener Dialekt etwas unangenehm, aber englisch sprechend war er der vollendete Gentleman. Als er mir genau am bezeichneten Tage die vortrefflich ausgeführten Bestellungen überbrachte, ließ ich mich gern in eine längere Unterredung mit ihm ein. Es war mir interessant, die Ansichten eines verständigen, dem Arbeiterstande angehörenden Mannes über Fragen zu vernehmen, welche seine Kreise unmittelbar berühren. Seine klaren und nüchternen Urteile überraschten mich in hohem Grade.

Er teile nicht die landläufige Anschauung über die Notlage der arbeitenden Klasse, über ihre Ausbeutung durch den Kapitalismus, über den Nutzen der vorgeschlagenen Hilfsmittel. Er glaube nur an selbstverschuldete Not. Ein nüchterner, fleißiger, sparsamer Arbeiter habe sein Auskommen. Nicht der Kapitalismus, der Branntwein beute die Arbeiter aus; weniger Schnapsläden — weniger Strafhäuser. Wollen die Arbeiter striken, um höhere Löhne bei geringerer Arbeitszeit zu erzwingen, so sei das ihre Sache, sie mögen nur nicht glauben, der Not damit abzuhelfen. Ihre Wurzeln liegen anderswo. Trunkenheit, Völlerei, Trägheit, Arbeitsscheu, Vergnügungssucht sind ihre Namen, und solange diese Ursachen fortwirken, wird sich die Not stets von selbst wieder erzeugen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung," versetzte ich, „aber es muß doch ein Mittel geben, diese Notlage zu mildern."

„Gewiß gibt es eines, sogar ein vollkommen sicheres, leider nur ein äußerst langsam wirkendes, es ist die intellektuelle und sittliche Hebung der arbeitenden Klasse. Diese sollte mit aller Kraft gefördert werden, was aber sofort geschehen könnte und geschehen sollte, eine wahre Verpflichtung der Gesellschaft wäre die angemessene staatliche Versorgung jener Erwerblosen, die es durch unverschuldetes Mißgeschick, durch Alter oder Krankheit geworden sind. Den sogenannten Arbeitslosen ist nicht zu helfen. Weil ihnen der Lohn in der Heimat nicht genügt, strömen sie in die Stadt und machen Spektakel, wenn man die Ungerufenen und Überflüssigen nicht beschäftigt."

Herr Bert besprach dies alles so trocken und nüchtern und in so voller Überzeugung, daß ich neugierig wurde, das Gespräch fortsetzte und es auf die Gefahren lenkte, mit welchen Socialismus und Anarchismus die Gesellschaft bedrohen.

Solange die bewaffnete Macht ihre Schuldigkeit thue, sei nach seiner Meinung nichts zu befürchten. Vereinzelte Unthaten wirken nicht auf Fernstehende. „Ich bin," fuhr er fort, „im Sommer 1871 von London nach Paris gegangen, habe dort, von Mason empfohlen und für einen Engländer gehalten, gewinnreiche Arbeit gefunden und bin mit vielen Arbeitern vertraut geworden, welche kürzlich in den Reihen der Commune gekämpft hatten. ‚Wie waren wir gerüstet,' sagten die intelligentesten unter ihnen, wie fest überzeugt, die aus heimgekehrten Kriegsgefangenen zusammengetrommelten Versailler zu besiegen. An Zahl waren wir weit überlegen, während der langen Belagerung an den Kampf gewöhnt. Wir hatten die besten Waffen, waren mit Artillerie und Munition reich versehen, konnten starke Barrikaden, besonders den in eine Festung verwandelten Montmartre hartnäckig verteidigen und scheuten selbst vor dem Gebrauche des Petroleums nicht zurück, um durch in Brand gesteckte Gebäude den Fortschritt des Gegners zu hemmen. Und was geschah! Nach vier Tagen des wütendsten Kampfes waren wir vernichtet, unsere Barrikaden zerschmettert, unsere Geschütze demontiert, der Montmartre erstürmt, und als einzige Genugthuung blieb übrig, daß von 50 000 Leichen, die auf den Straßen

lagen, vielleicht die Hälfte den Versaillern angehörte. Wissen Sie,‘ fuhr er zähneknirschend fort, ‚warum wir unterlagen, warum jedes Massenaufgebot unterliegen muß? Die feste Zusammenfügung, der prompte Gehorsam fehlte uns. Disciplin und Subordination lernt man nur beim Militär, und das gibt ihm uns gegenüber seine Unwiderstehlichkeit. Die Versailler

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Radierung von Evert van Mühden.

waren alte Soldaten, hatten gute Offiziere, erfahrene Generale, sie waren nicht tapferer als wir, aber sie gehorchten, während bei uns jeder dritte Mann kommandieren wollte.‘“

„Wahr und richtig, mein lieber Herr Vert, man erinnert sich an die alten Römer, die nicht durch Überzahl oder bessere Bewaffnung, sondern durch die Disciplin ihrer Legionen siegten. Diese Thatsachen sollten sie in Ihren Kreisen verbreiten und den Arbeitern klar machen, daß durch Gewalt nichts zu erreichen ist.“

„Es wäre vergeblich,“ erwiderte er, „denn es besteht eine Gegenströmung. Ein früher unbekannter Erwerbszweig ist entstanden und hat sich ausgebildet. Man nennt sie Hetzer und Arbeiterführer, diese neuen Geschäftsmänner. Das sind ganz intelligente Leute, sie sind des Wortes mächtig, berufen Versammlungen ein und halten Brandreden. Es gibt gewandte Schriftsteller unter ihnen, diese gründen billige Schmierblätter und veröffentlichen lügenhafte Schmähartikel. Der Arbeiter freilich ist ihnen ebenso gleichgültig als der Jude dem Antisemiten, beide werden nur als Existenzbedingungen berücksichtigt und verwendet. Diese Hetzer und Arbeiterführer

genießen ein müheloses, angenehmes Leben, sie werden von den in die Bruderladen gelegten Kreuzern der Arbeiter reichlich besoldet und haben nichts zu fürchten, da sie sogleich verschwinden, wenn Gefahr droht. Es wäre nur gerecht, sie Erwerbsteuer zahlen zu lassen. Diese Leute und ihre Winkelpresse vergiften die Arbeiter und machen sie unfähig, besonnenen Worten Gehör zu leihen."

„Allzu wahr und allzu traurig, wo ist da eine Abhilfe?"

„Sie wird sich von selbst einstellen," versicherte zuversichtlich Herr Bert. „Wieviel wurde gesprochen von der Kartoffel- und Traubenkrankheit, von dem Verkommen der Seidenraupen! Unser Eingreifen hat wenig genützt, gleichwie von selbst sind diese Übel verschwunden. Wir essen Kartoffeln, trinken Wein wie früher und unsere Damen prunken wie sonst mit rauschenden Seidenkleidern. Ich bin nicht hinreichend unterrichtet, um einzusehen, wie und wodurch diese Krankheitskeime ihre Wirksamkeit verloren haben, aber vollkommen klar ist mir, daß die Unwissenheit unserer Arbeiter den Nährboden bildet, auf welchem die erwähnten Giftpflanzen wachsen und wuchern. Mindert sich — wie zu hoffen, ihre Unwissenheit, so werden sie gleich anderen Schädlingen von selbst verkommen."

„Sie sind ein Idealist, Herr Bert, Sie glauben an den Fortschritt der Menschheit."

„Wie sollte ich nicht? Muß denn nicht jeder Mensch seine ganze Thätigkeit dazu anwenden, damit es den Nachkommen besser ergehe als ihm?"

„So zum Beispiel die Einbrecher," entgegnete ich lachend.

„Gewiß, sie haben einen neuen Industriezweig ins Leben gerufen, die Fabrikation feuer- und einbruchsicherer Kassen."

Herrn Berts Schlagfertigkeit belustigte mich, und ich war erfreut, so gesundes Urteil bei einem Manne niederen Standes vorzufinden.

Von diesen allgemeinen Gesprächen ging ich auf Herrn Berts Geschäftsverhältnisse über und war erfreut zu hören, daß er mit denselben sehr zufrieden sei.

„Sie haben — wie mir mein Diener sagt, Ihr Gewölbe in der Annagasse?"

„Nur ein kleines zur Bequemlichkeit der Stadtkunden. Mein großes, mit der Werkstatt verbundenes befindet sich auf der Landstraße, Nr. 79. Ich gebe nicht viel auf den Gassenverkauf, erhalte dort nur als Andenken an meinen Vorgänger die von ihm eingerichtete Auslage. Meine neuesten Arbeiten in Seehunds- und Krokodilleder sind dort ausgestellt."

„Sobald ich Zeit finde," sagte ich, Herrn Bert entlassend, „fahre ich hinaus und besichtige Ihre Auslage. Die Verwendung dieser neuen Ledersorten interessiert mich."

Arbeiten im Ministerium, neue Bekanntschaften mit neuen Verpflichtungen nahmen mich so in Anspruch, daß ich während geraumer Zeit diese Zusage vergaß. Bei einer Morgenspazierfahrt in den Prater erinnerte ich mich ihrer, ließ den Rückweg über die Landstraße nehmen und vor dem Hause halten, dessen Nummer ich mir gemerkt hatte. Es lag auf der Hauptstraße oberhalb der Pfarrkirche. Ein stockhohes, hübsches Gebäude mit breiter Gassenfront. Neben dem Thore befindet sich das Gewölbe, beiderseits seiner Eingangsthüre die schöne, durch Spiegelfenster geschützte Auslage.

Vom mächtigen Reiterstiefel bis zum zierlichsten Ballschuh war alles vertreten, was die Schuhmacherkunst liefern kann, und mit fast künstlerischem Verständnisse angeordnet. Spiegel verdoppeln den Inhalt, welchen abends elektrisches Licht beleuchtet. Mit Kennerblicken musterte ich alles und mußte eingestehen, daß diese Erzeugnisse den englischen an Güte glichen, sie an Formvollendung sogar überträfen.

Meine Zeit jedoch war gemessen, ich konnte nicht länger verweilen, da ich bei Sacher mit Bekannten zusammentreffen sollte. So war es mir nicht möglich, nach Herrn Berts Anwesenheit zu fragen.

Eben wollte ich in meinen Wagen steigen, als mich ein ganz eigentümliches, mir fremdes Gefühl erfaßte. Ein immer stärker werdendes Verlangen, den Laden zu betreten. Diese Empfindung glich vollkommen der eines Durstleidenden, welcher glaubt, es riesele in seiner nächsten Nähe eine Quelle. Ich war beinahe überrascht, als ich plötzlich, ohne es zu wollen, statt der Klinke meines Wagens die der Gewölbthüre erfaßt hatte. Wie mit unsichtbaren Fäden fühlte ich mich hineingezogen, und die Endstrophe von Goethes „Fischer" tauchte

in meiner Erinnerung auf, als ich fast widerstrebend die Thür öffnete.

Als ich eintrat, saß eine Frau am Verkaufstische. Sie stand auf, legte ihre Strickerei nieder, schob ein Buch, in dem sie gelesen, beiseite und trat mir entgegen. Die Frage jedoch, was ich befehle, erstarb ihr auf den Lippen. Hoch aufgerichtet, regungslos starrte sie mich an, mit klaren wundervollen Augen, halb staunend, halb erschrocken, und so stetig und so fest blickte sie mich an, als wollte sie hinabschauen bis in den tiefsten Grund meiner Seele. Und regungslos wie sie erwiderte ich ihren Blick, durchströmt von einem mir ganz neuen Wonnegefühl. Wie in einem Märchen, berührt von dem Zauberstabe einer Fee, entschwand mir die Gegenwart; in ein sinnendes, auf sie gerichtetes Schauen versunken, tauchten unbestimmte Erinnerungen an meine früheste Kindheit auf, ein traumhaftes Gedenken an ein ihr vorangegangenes Sein, unfaßbar gleich luftigen Nebelschleiern, die sich lösen und entschwinden beim Nahen des Tagesgestirns, gleich Morgenträumen, die man vergeblich festzuhalten versucht, ein baldiges Erwachen befürchtend. So standen wir und blickten uns an, und ich hatte keinen anderen Wunsch, als nur nicht zu erwachen, nur nicht dieses aufdämmernde beseligende Bewußtwerden verlieren, daß wir uns ja kannten, weit mehr noch als kannten, daß wir zusammengehörten, daß wir ja vereint gewesen, als noch keine Zeit für uns vorhanden war, und daß wir uns nach langer Trennung plötzlich wiedergefunden hätten.

Wie lange dieser merkwürdige Zustand andauerte — ich weiß es nicht, weiß nur, daß ich traumverloren, ohne es zu wollen, ihre Hand berührte und daß wir beide wie getroffen von einem elektrischen Schlage, uns der nüchternen Wirklichkeit bewußt wurden. Sie zog ihre Hand zurück, eine kühle, schön geformte Hand mit schmalen Fingern. Früher als ich erlangte sie ihre volle Fassung, das Eintreten zweier Kunden, welche sie bedienen mußte, kam ihr zu Hilfe. Mit einer bittenden Gebärde, ohne mich fürderhin anzusehen, wies sie auf einen der Ruheplätze hin, ich möge mich nur ein wenig gedulden, sie würde mir gleich zu Diensten stehen, aber den Damen — flüsterte sie mir lächelnd zu — gebühre der Vorrang.

Nicht so rasch wie sie erlangte ich das gestörte Gleichgewicht wieder. Eine leichte Betäubung, ein mir ganz fremdes Ruhebedürfnis machten sich fühlbar. Ich suchte mich zu besinnen — was in aller Welt ist denn in mir vorgegangen? Ich faßte, ich begriff es nicht — vermag ein Blick so zu bethören, sollte es wahr sein, was ich stets bezweifelte, daß man, ohne es zu wollen, in einen hypnotischen Zustand versetzt werden könne? Wo war ich denn? Stand nicht diese nüchterne Umgebung im schreienden Gegensatze zu den Lichtgebilden, die mich soeben beglückt hatten? Was wollte ich noch hier, warum erhob ich mich nicht? Wartete nicht mein Wagen auf der Straße, war ich nicht um diese Stunde zu einem Luncheon bei Sacher geladen? Aber als ob die Hypnose noch fortwirkte, fühlte ich mich wie gefesselt an den Ruhesitz, unverwandt waren meine Blicke auf die Verkäuferin gerichtet. Ich mußte mir doch das Bild dieser sonderbaren Frau einprägen, die vielleicht, nicht weniger überrascht als ich selbst, diesen seltsamen Zustand erlitten und in mir hervorgerufen hatte.

Sie kniete vor den zwei Kunden und paßte ihnen die geforderten Fußbekleidungen an. Das waren nun wahrlich keine Damen, sondern echte und gerechte Bürgersfrauen „vom Grund," die feilschten und kreischten und den mir nicht ganz verständlichen Wiener Patois sprachen, in welchem auch die Verkäuferin geläufig antwortete. Auf einem Knie ruhend, ragte ihr linker Fuß etwas hervor, und ich wurde nicht müde, diesen kleinen Fuß zu betrachten, ich hätte an Aschenbrödel gedacht, wäre er mit einem Pantoffel bekleidet gewesen, und es verdroß mich, daß so edle Hände Schuhbein und Knopfhaken handhabten. Während sie vor den beiden Frauen kniete, vergoldete ein Sonnenstrahl ihr reiches, glatt gescheiteltes Haar, und da kam mir unsere schöne Kaiserin in Erinnerung, die ich einstens bei der Fußwaschung in gleich demütiger Stellung gesehen hatte. Sie erhob sich, als die beiden Frauen befriedigt waren, übergab ihnen den Kauf, welchen sie zierlich eingewickelt mit einem Tragbande versehen hatte, und geleitete sie, sich bestens empfehlend, bis auf die Straße. Nachdem sie das erhaltene Geld in die Lade gelegt, fragte sie, um Entschuldigung bittend, ohne mich anzusehen,

womit sie mir dienen könne. Und als sie mich ansprach, da fiel mir ihr schön geformter Mund auf. Kleine weiße Zahnreihen schimmerten zwischen den rötlichen Lippen, welche mich, erregt wie ich war, an Grillparzers „Purpurlädchen“ mahnten, die „den Schatz von Perlen hüten bald, bald zeigen.“

Sie war weit über Mittelgröße. Ich dachte, dieser schlanke kräftige Körper voll strotzender Gesundheit müsse jeder Anstrengung gewachsen sein. Sie war nicht mehr jung, vielleicht mit mir im gleichen Alter; nicht die Blüte, die reife Frucht vollendeter weiblicher Schönheit stand vor mir. Dieses edle blasse Antlitz, diese zarten Brauen waren entzückend anzusehen, sie wölbten sich über den gesenkten Augen, deren Macht ich noch in allen Gliedern fühlte, ich dachte, wenn sie sich zusammenzögen unter der wie aus Marmor gemeißelten Stirne, dann würde dieses Antlitz, der Spiegel ihrer Seele, einen unbeugsamen Willen verkünden. Sie trug ein einfaches, hoch anschließendes Kleid aus dunklem Wollstoff und hatte eine blaue, weiß gesäumte Leinwandschürze vorgebunden. Ein kleines schwarzes Häubchen, wie es Bürgersfrauen tragen, deckte ihre, zu einem dicken Knoten gewundenen Zöpfe. Der einzige Schmuck, den ich entdeckte, waren zwei kleine Goldringe, eingezogen in dicht anschließende Ohren, die jedem Bildhauer als Modelle hätten dienen können.

Sie wartete geduldig, als ich verloren in ihren Anblick und kaum erholt von dem früheren Ereignisse mit der Antwort zögerte. Meinen Namen endlich nennend, sagte ich, daß Herr Bert, der mich seit längerer Zeit bediene, mir Lust gemacht habe, seine schöne Auslage zu besichtigen, mit welcher, wie ich sehe, auch das Gewölbe in Einklang stünde.

Ihr Bruder, erwiderte sie, habe ihr von dieser neuen ehrenvollen Kundschaft gesprochen, er werde sehr bedauern, gerade jetzt nicht zu Hause zu sein. Also keine Dienerin, sondern des Meisters Schwester! War ich denn blind, es nicht an der Ähnlichkeit sogleich zu bemerken?

„Fräulein Bert,“ sagte ich, „grüßen Sie Ihren Bruder, er möge bald wieder bei mir vorsprechen.“

„Gern,“ antwortete sie, „ich bin aber kei Fräul'n, gnädiger Herr, i bin d'Verkäuferin und d'Kassierin im G'schäft von mein Brudern.“

Ich weiß nicht, weshalb ich eine gewisse Befriedigung empfand, daß nur geschwisterliche Bande sie festhielten, aber ich fühlte zugleich die Unzukömmlichkeit eines längeren Verweilens. Dennoch fiel es mir schwer, mich zu trennen, und um noch etwas Zeit zu gewinnen, fragte ich in englischer Sprache, was sie denn lese, und wies auf eine Tauchnitzedition hin, die sie, als ich eintrat, beiseite geschoben hatte. „Red Gauntlet of my dear Walter Scott,“ erwiderte sie und setzte im fließenden, korrektesten Englisch hinzu, daß Scott, Dickens und Thackeray ihre ganze Bibliothek ausmachten, denn sie fange, wenn sie zu Ende gekommen sei, like a little girl wieder vom Anfange an. Diese Gewandtheit in der englischen Sprache, die mir lange nicht so geläufig war, diese vortreffliche Aussprache und manche feine Wendungen bezauberten mich, das stimmte zu der, ich möchte fast sagen, aristokratischen Erscheinung, mit welcher die früher vernommene wienerische Mundart nicht gut vereinbar war. Endlich riß ich mich los, mit einem kurzen good bye wollte ich scheiden, doch nicht ohne einen letzten Shakehands. Zögernd, mit gesenkten Augen gab sie mir ihre Hand, und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn sie mir dieselbe nicht rasch wieder entzogen hätte.

Erst in meinem Wagen, den ich anwies, eilends nach Sachers Restauration zu fahren, kam ich zu deutlicherem Bewußtsein. Ärgerlich, die verabredete Stunde versäumt zu haben, zündete ich eine Cigarette an und hoffte, die Erinnerung an das eben Erlebte würde gleich ihrem Rauch verfliegen. Es kam mir jetzt alles so überaus albern und lächerlich vor, ein Abenteuer in einem Schuhmacherladen, dessen Heldin eine Schusterin war. Ich dankte Gott, daß es sich ohne Zeugen abgespielt hatte. Vergessen — nicht mehr daran denken, das war das Beste; war ich ja in meinem Leben mit ernsteren Erlebnissen fertig geworden.

Man war ungehalten über meine Verspätung. Ich schützte ein leichtes Unwohlsein vor, und sie glaubten daran, sie fanden mich blaß und angegriffen und ich berührte kaum die servierten Delikatessen. Einige nicht

unwichtige Arbeiten im Ministerium, ein diplomatisches Diner, ein Akt in einem langweiligen Ballett, dann wie gewöhnlich eine Apressoiree verwischten fast den Eindruck des Erlebnisses, ohne doch die dunkle Empfindung zu schwächen, es habe sich etwas Ungewöhnliches zugetragen, an das ich werde denken müssen.

In der Stille der Nacht, da stellte sich dieses Gedenken in der That wieder ein, beglückend fast und doch bedrückend. Es ist eine Eigentümlichkeit des halbwachen Zustandes, daß er die Mücke zum Elefanten aufbläht, der freilich bei erlangtem Bewußtsein entschwindet und in nichts zerfließt. Verdrießlich über die sich wiederholende Störung meiner nächtlichen Ruhe, entschloß ich mich alles anzuwenden, um mir die Sache aus dem Kopfe zu schlagen. Ich arbeitete länger als notwendig im Ministerium, kam eifriger als früher gesellschaftlichen Verpflichtungen nach und suchte absichtlich alle möglichen Zerstreuungen auf. Ganz gegen meine Neigung fuhr ich sogar zu den Frühjahrsrennen in die Freudenau und schlug am Abend meine Zeit im Jockeyklub tot, bloß um recht spät und recht gelangweilt mein Lager aufzusuchen. Selbst meinen Flügel öffnete ich nur selten, ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich sehr bald nicht mehr auf das Notenblatt blickte, sondern in ein träumerisches Phantasieren überging, bis ich halb erschrocken auffuhr, denn es kam mir vor, sie stehe hinter mir und höre mir zu. Wer denn in des Himmels Namen? Also Jungfer Bert von der Landstraße, war sie vielleicht auch musikalisch? Widerstrebend mußte ich endlich eingestehen, daß mir das Zusammentreffen mit dieser sonderbaren Frau eine Nervenerregung zugezogen habe, die ich vergeblich bekämpfte und die in den letzten Wochen sogar von beunruhigenden Nebenerscheinungen begleitet wurde. Meine Arbeitslust verminderte sich, in Gesellschaften war ich zerstreut und wortkarg, Theater und Konzerte regten mich nicht an, Eßlust und Schlaf waren dahin. Und wie sehnte ich mich nach Schlaf und wie fürchtete ich ihn! Was wachend zu vermeiden war, dem unterlag ich des Nachts. Waren es Träume, waren es Hallucinationen, ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß ich oft ganz deutlich sie an meinem Lager in ihrer bezaubernden Schönheit stehen sah und den Silberklang ihrer Stimme vernahm. Am wohlsten fühlte ich mich noch auf langen einsamen Spaziergängen, die in der letzten Zeit stets die Richtung nach der Landstraße nahmen, ohne daß ich wagte, weiter als bis zur Pfarrkirche vorzuschreiten.

Mein übles Aussehen, mein verändertes Benehmen fielen Freunden und Bekannten auf, am meisten meinem getreuen Diener Johann, einem Erbstücke aus dem Elternhause, der mit ihnen darauf drang, ich möge ärztlichen Rat in Anspruch nehmen. Ich lachte darüber. Kein Diagnostiker wußte besser als ich, wo die Krankheit ihren Sitz habe, kein Pathologe besser als ich, wo das Heilmittel zu finden sei. Sie war es, die mich krank gemacht hatte, in der Vereinigung mit ihr lag die Heilung. Es überlief mich kalt, als diese Gedanken zum erstenmale in meinem Gehirne auftauchten, Wurzeln schlugen und zur erschreckenden Gewißheit wurden. War denn dann nicht jede Heilung ausgeschlossen? Der Gedanke an eine vulgäre Annäherung entsetzte mich, ein bloßes Bekanntwerden, ein Besuch dann und wann würden nur das mich verzehrende Feuer anfachen, eine ernsthafte Annäherung aber grenzte geradezu an Tollheit. Was also weiter? Sollte ich den Wahnsinn begehen und der Schwester eines Schusters, die sich im Laden ihres Bruders als Kassiererin und Verkäuferin verwenden ließ, einen Heiratsantrag machen? Sollte ich mich, wenn er angenommen würde, in meiner Berufssphäre und in meiner Gesellschaft unmöglich machen, oder sollte ich, was wahrscheinlicher war, einen Korb nach Hause tragen?

Diese grausame Alternative vermehrte mein Leiden, und umsonst versuchte ich, es durch ein kühles Überlegen zu mildern, was mich denn an diese Frau kette. Doch nicht ihr Geist, ihr Wissen, ihre Kenntnisse? Davon war mir nichts bekannt, ich hatte keinen Grund, dies hoch zu schätzen. Sie sprach — sie las englisch, in ihrem Stande wohl ein Kuriosum, aber erklärlich, da ihre Mutter eine Schottin war, dagegen beleidigte sie im Deutschen mein Ohr durch den Wiener Dialekt, ein Kennzeichen geringer Bildung. Durch ihr Benehmen, durch ihre Kleidung unterschied sie sich nicht von anderen Frauen des Gewerbestandes, aber dennoch kam es mir vor, daß



Der scheidende Gast. Nach einer Zeichnung von George H. Boughton.

sie, wenn ich ihr dies vorhielte und mit Corneilles Worten fragte: „Medée, que vous reste-il?“ antworten würde: „Moi! je vous dis, moi, et c'est assez.“ Und wahrlich sie hätte recht. Was ihr fehlt, ist konventionell, was sie besitzt, die bezaubernde Schönheit, ist der alle Herzen öffnende Freibrief. Im Orient verwandelt sich eine Sklavin in eine Sultanin, im nüchternen Europa wurde eine Wäscherin Herzogin von Danzig, und Lady Hamilton, die natürliche Tochter eines Dienstmädchens, wurde die Freundin Nelsons und die Vertraute der Königin Karoline. Es kam mir vor, ich hätte unter wertlosen Feldsteinen ein kostbares Juwel gefunden. Wie es aber ergreifen, festhalten, mir aneignen? Und wenn es gelänge, würde das Juwel in meinen Kreisen nicht für einen Bachkiesel, im besten Falle für einen pierre de Strass gehalten werden?

Mit all diesem Nachsinnen und Überlegen war nichts gewonnen; statt es zu lindern, verstärkte es mein Leiden, da es fortwährend meine Gedanken beschäftigte. Ich fühlte, daß diesem unleidlichen Zustande ein Ende gemacht werden müsse. Leider konnte ich Wien nicht verlassen, um vielleicht im Hochgebirge Erholung zu finden, da mich dringende Arbeiten im Ministerium festhielten. Und so, in meiner Ratlosigkeit beschloß ich zu thun, was ich freieren Geistes gewiß unterlassen hätte. Ich suchte die Gefahr auf, ich wollte ihr trotzen, vergessend, daß in meiner Lage der Heldenmut in der Flucht bestände. Ovids Ausspruch: Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata hat mein Vorgehen bestätigt.

Unzufrieden über Herrn Berts Ausbleiben, befahl ich meinem Diener auf die Landstraße zu gehen und den Meister zu mir zu bestellen. Herr Johann aber meinte, das könne viel rascher in der Annagasse geschehen, wo Herr Bert zur Bequemlichkeit seiner Kunden ein mit seiner Werkstätte telephonisch verbundenes Gewölbe inne habe. Herr Johann war gleichzeitig so vorwitzig, mir vorzuhalten, daß meine Fußbekleidungen vollzählig wären, daß es an Verschwendung grenze, schon wieder etwas Neues machen zu lassen, dazu noch bei Herrn Bert, der für einen Wiener Schuster ganz horrende Preise ausschriebe. Diese gut gemeinten Bevormundungen, welche solche alte Familienerbstücke auszuüben geneigt sind, haben mich stets mehr belustigt als verdrossen. Wenn mir die Preise recht seien, erwiderte ich, so könne sich auch der Herr Johann beruhigen, und eine Promenade auf die Landstraße würde seiner Dickleibigkeit nur zuträglich sein. Er solle sich dort über Herrn Berts und seiner Schwester Verhältnisse erkundigen, wie sie lebten, was über sie gesprochen werde, er habe ja Bekannte auf der Landstraße und der Herr Johann, der alles auszukundschaften verstehe, wäre da in seinem richtigen Fahrwasser.

Während der Abendtoilette erstattete mir mein Kundschafter in der That einen ausführlichen Bericht. Das nette, einstöckige Haus mit der schönen Auslage sei Herrn Berts Eigentum, zwar nicht ganz schuldenfrei, aber bei seinem großen Geschäftsbetriebe werde er, was noch darauf hafte, bald abgetragen haben. Das erste Geschoß, mit der Aussicht auf die Hauptstraße sei gut vermietet. Mit seiner Schwester bewohne Herr Bert ein rückwärts im Hofe gelegenes Hochparterre, zu dem ein Gärtchen gehöre, in welchem sich ein kleines Glashaus und ein Gartenhäuschen befänden. Das sei der Lieblingsaufenthalt der Schwester, die sich auf Blumenzucht gut verstände. In der Wirtschaft unterstütze sie eine tüchtige Köchin Namens Agnes, dick mit ihr befreundet. Mit dem Laden stehe die Wohnung durch einen gedeckten Gang in Verbindung und gegenüber liegen Werkstätte, Küche und Zimmer der Agnes. Herr Bert beschäftige fünf Gesellen, eine Stepperin und zwei Lehrjungen, und Herr Johann benützte die Gelegenheit, um sich lobend darüber zu äußern, daß die Lehrjungen nicht, wie es bei Schuhmachern üblich sei, zu häuslichen Arbeiten verwendet würden, die eine Bedienerin verrichte.

Ich unterbrach sein Geschwätz mit der Frage, ob er denn über die Lebensweise der Geschwister nichts erfahren habe. Und ob er darüber etwas erfahren habe, er merke ja recht gut, daß mich gerade das interessiere, und deswegen habe er sich an einen Bekannten, den Selchermeister Lehnert auf der Hauptstraße, gewendet, besonders Merkwürdiges aber habe er nicht in Erfahrung gebracht. Herr Bert sei oft auswärts beschäftigt, und sie lebe ganz zurückgezogen. Die schöne oder die gute

Schusterin werde sie auf dem Grund genannt, denn Kranke und Arme fänden stets bei ihr Rat und Unterstützung. Umgang pflege sie äußerst wenig, die Bedienung der Kunden, die Einkassierungen, die Buchführung hielten sie an Wochentagen im Laden fest, nur am Sonntage höre sie mit ihrem Bruder die Neunuhrmesse in der Pfarrkirche und gehe zuweilen mit ihm hinüber in Drehers Bierhalle, wo im Garten gute Musik gemacht werde. Im Laden, fuhr der geschwätzige Johann fort, habe er mit ihr gesprochen, und als er auf ihre Frage, zu wem sie den Bruder bestellen solle, meinen Namen nannte, da sei sie ganz rot geworden, und das habe ihr prächtig gelassen. Sie sei überhaupt nach seinem Geschmacke ein bildsauberes Weib, er erinnere sich nicht, jemals ein schöneres gesehen zu haben.

Ich nahm Hut und Handschuhe, entließ den Schwätzer mit einem kurzen Danke, ziemlich verdrießlich, solche vulgäre Worte über eine Frau zu vernehmen, die seit Wochen der Gegenstand meines Wachens und Träumens war.

Am nächsten Morgen ließ sich der Meister melden. Zu Herrn Johanns Mißvergnügen machte ich in der That einige sehr überflüssige Bestellungen und erkundigte mich nach dem Befinden seiner Schwester. Sie sei seit einiger Zeit etwas verstimmt, erwiderte er, etwas gedrückt und zerstreut, aber das werde sich bald geben, da ihre Gesundheit nichts zu wünschen übrig lasse.

„Grüßen Sie Ihre Schwester, Herr Bert, sie hat mir einen dauernden Eindruck hinterlassen, ich wünschte sehr, ihr bald wieder zu begegnen."

„Sie verläßt selten das Haus," erwiderte der Meister, „ihre freien Abendstunden bringt sie meistens am Klaviere zu."

„Ihre Schwester ist musikalisch?" rief ich erstaunt aus.

Soweit er es beurteilen könne, meinte der Meister, sei sie eine ganz tüchtige Musikerin.

„Ach, da erlauben Sie wohl, mich als dankbaren Zuhörer einzufinden. Musik ist meine Leidenschaft, ich widme ihr einen großen Teil meiner Zeit."

„Ich glaube nicht, daß Euer Gnaden bei meiner Schwester viel Vergnügen finden werden, sie ist sehr scheu, kaum zu bewegen, sich vor Fremden hören zu lassen. Sie spielt am schönsten, wenn sie überzeugt ist, nicht belauscht zu werden."

„Eines Versuches ist es immer wert," sagte ich, den Meister entlassend, „ich rechne darauf, daß Sie mir erlauben, gelegentlich vorzusprechen."

Das beschäftigte mich, als ich allein war. Also musikalisch! Sollte sie auch mein Ohr gefangen nehmen? Aber groß, dachte ich, wird die Gefahr nicht sein, und da fiel mir plötzlich bei, daß hier vielleicht das Heilmittel für meine Geisteskrankheit zu finden wäre. Wenn mich etwas abschreckte und in die Flucht trieb, so war es schlechte, aufdringliche Musik. Und konnte ich mehr erwarten als die alltägliche Klimperei auf einem ausgeliehenen Vorstadtkasten? Wie haßte ich die in Wien eingenistete Klavierseuche! Ich war ein ernster, tüchtiger Musiker, ich war mir bewußt, daß, wenn sie mit stümperhaft gespielten Walzern und Polkas aufwarten würde, dies mich für alle Zeit von ihr scheiden müßte. Besseres konnte ich kaum erwarten, wie sollte denn eine, dem niederen Gewerbestande angehörende Frau, die in ihrer Jugend stricken, nähen, waschen und kochen lernen mußte, guten Musikunterricht erhalten haben! Viel beschäftigt, wie sie jetzt war, konnte sie, selbst mit Talent begnadigt, Versäumtes nicht einbringen. So glaubte ich des Erfolges sicher zu sein, ich wollte sie verführen, mich durch schlechte Klimperei zu heilen. Nur ihre Hand machte mich besorgt, die Erinnerung an die schön geformte Klavierhand mit schmalen Fingern und kurz beschnittenen Nägeln, die vielleicht eine reine Decime spannen konnte, aber ich hoffte, sie werde fehl greifen und mein empfindliches Ohr gründlich beleidigen.

Die beabsichtigte Begegnung verschob ich auf den nächsten Sonntag. Beim Nachhausegehen nach der Messe wollte ich wie zufällig mit ihnen zusammentreffen. Ich entließ meinen Wagen, betrat die Kirche, um sie dort unbemerkt zu erwarten. Sie kam bald in Begleitung ihres Bruders und einer älteren wohlerhaltenen Frau, offenbar der Köchin, von der mein Diener gesprochen, denn sie trug nur ein Kopftuch und hatte eine geblümte Schürze vorgebunden. Sie nahmen Platz in einem der mittleren Kirchenstühle. Ein wenig pochte mir das

Herz, als ich sie nach so vielen Wochen wiedersah. Sie war höchst einfach gekleidet. Ein hoch anschließendes Sommerkleid deutete nur flüchtig die eben herrschende abscheuliche Mode an. Es hatte keine bauschigen Ärmel, schleppte nicht nach, es ließ die kleinen, zierlich beschuhten Füße frei. Ein hübscher, mit einem braunen Bande gezierter Strohhut deckte ihr reiches Haar, über ihrem Arm hing ein leichtes Umhängetuch, und ihre bloße Hand drückte ein kleines Gebetbuch an die Brust. Ich dachte, von einer Klavierspielerin, die keine Handschuhe trägt, sei nicht viel zu erwarten. Sie konnten mich nicht bemerken; als sie eintraten, deckte mich ein Pfeiler, später stand ich weit hinter ihnen und verließ die Kirche vor Beendigung der Messe.

Auf der Hauptstraße ging ich hinauf bis zu Herrn Berts heute geschlossenem Laden, wendete mich dann, um den Heimkehrenden zu begegnen. Ich erblickte sie schon von ferne, sie wurden häufig gegrüßt und dankten verbindlich.

„Ein glückliches Zusammentreffen," sagte ich, vor ihnen stehen bleibend, „ich komme aus dem Prater von einem Morgenspaziergange. Da will ich den günstigen Zufall benützen, und mich als Musikenthusiasten vorstellen und empfehlen."

„Es ist eine große Ehre," erwiderte Herr Bert im Weiterschreiten, „wenn der Herr Graf sich zu uns bemühen wollen, aber ich fürchte, meine Schwester ist nicht wohl genug, um Ihrem Wunsche zu willfahren."

Sie hatte kein Wort gesprochen. Mit gesenktem Blick ging sie neben uns einher und sah in der That etwas angegriffen aus. Als sie fröstelnd ihr Tuch um die Schultern schlug, bemerkte ich, es sei in der Kirche wahrscheinlich sehr kühl gewesen, und in sommerlicher Kleidung könne man sich leicht erkälten."

„Haben es Euer Gnaden in der Kirche kühl gefunden?" fragte sie.

Erstaunt und etwas außer Fassung stellte ich die Gegenfrage, ob sie mich denn in der Kirche gesehen habe?

„Wie sollte ich?" erwiderte sie sinnend, „Sie standen ja hinter uns, rechts seitwärts — nicht wahr, etwa durch vier Kirchenstühle von uns getrennt?"

Ich war sprachlos, dasselbe fremde Gefühl durchrieselte mich wie damals bei unserer ersten Begegnung. — Sie konnte mich nicht gesehen haben, niemand kannte mich in dieser entlegenen Vorstadt, woher wußte sie, daß ich in der Kirche war, wußte es mit solcher Bestimmtheit? Es gab keine andere Erklärung, als daß sie, ohne mich zu sehen, meine Anwesenheit empfunden habe. Unmöglich war es nicht. Ich kenne eine Dame, jetzt eine hochberühmte Schriftstellerin, welche die Nähe einer Katze fühlt, welche einstens, in Paris eben angekommen, eine elende Nacht verbrachte, weil sich im Salon nebenan eine Katze eingeschlichen hatte. Die Katzenähnlichkeit erfreute mich nicht sonderlich.

Ohne darüber weiter zu sprechen, erreichten wir Herrn Berts Haus. Wir durchschritten den lichten, von den Bäumen des Nachbargartens beschatteten Hof bis zu dem von den Geschwistern bewohnten Hochparterre. Gesellen in Sonntagskleidern standen grüßend vor der Werkstatt, die Köchin eilte voraus, um die Glocke zu ziehen, aber ein kleiner barfüßiger Lehrjunge war ihr zuvorgekommen, der zurückkehrend der Frau Meisterin die Hand küßte und von ihr mit einer kleinen Liebkosung beglückt wurde.

In der Mitte des Hoftraktes liegt die Eingangsthür, durch welche man nach Überschreitung einer kurzen Steintreppe in einen breiten Gang gelangt, der links in die tiefer gelegene Küche, geradeaus in die drei Wohnzimmer führt.

„Wollen Sie die Gnade haben, indessen bei mir zu verweilen," sagte Herr Bert, „die Zimmer meiner Schwester liegen nebenan, sie wird nicht säumen, Sie zu empfangen." Sie öffnete in der That sehr bald die Verbindungsthür und ersuchte mich, bei ihr einzutreten.

Wenn mein Interesse geweckt ist, so erfasse ich mit einem einzigen Blick alle Details des Ortes, wo ich mich befinde. Und diesmal gewährte mir dieser Blick volle Befriedigung. Das war nicht das geschmacklos eingerichtete, überladene Prunkzimmer einer bürgerlichen Wohnung. Es war ein schlichtes geräumiges Gelaß, an welches ein Kabinett als Schlafraum grenzte. Die Sonne strahlte durch die geöffneten Fenster, Blumenduft wehte die laue Luft aus dem Gärtchen herein. Die höchst ein-

fache Einrichtung stimmte zu den blaßblau getünchten, mit einem Madonnenbilde gezierten Wänden. Eine Nähmaschine, ein Tisch, auf welchem das Contocorrentebuch auflag, ein Bücherregal erinnerten an die Thätigkeit, die tadellose Sauberkeit, der glänzend gebohnte Fußboden an den Ordnungssinn der Bewohnerin. In der Mitte des Zimmers, gerichtet gegen das einfallende Tageslicht, stand ein großer, mit einem braunen Tuche bedeckter Flügel. Das war kein ausgeliehener Klimperkasten, vielleicht ein altes, sehr geschontes und noch brauchbares Instrument.

„Wie zweckmäßig ist Ihr Klavier gestellt, und auch vor Staub und Verkühlung ist es gut verwahrt."

„Es verdient diese Sorgfalt," erwiderte sie. „Im vorigen Jahre hat es mir mein Bruder aus London gesendet, ich werde nie ein besseres besitzen."

„Aus London!" rief ich verwundert, „und Sie gestatten mir, es zu öffnen?"

Sie schlug das Tuch zurück, hob den Deckel der Klaviatur und auf dem schwarzen Ebenholz glänzte in Goldlettern der Name Steinway.

„Nicht wahr," meinte sie lächelnd, als sie mein Erstaunen bemerkte, „Euer Gnaden haben nicht erwartet, einen Steinway in der Stube einer Schusterin zu finden, aber die Güte und Großmut meines Bruders ist grenzenlos."

„Nennen Sie mich nicht Euer Gnaden, seien Sie vielmehr so gnädig, mich den Ton dieses prachtvollen Instrumentes hören zu lassen."

„Ich habe seit langen Jahren nicht mehr vorgespielt," sagte sie ausweichend, „und was gewöhnlich gewünscht wird, Tanz- oder Opernmusik, ist mir fremd. Der Herr Graf sind ja musikalisch, es wird Ihnen größeres Vergnügen machen, den Flügel selbst zu versuchen."

Nun denn, dachte ich, das Taburett zurecht rückend, versuchen wir es. Aus der Art des Zuhörens wird leicht zu entnehmen sein, wie weit ihr Verständnis reicht. Ein mir wohlbekanntes Pastorale Scarlattis kam mir in Erinnerung, das ich kürzlich

Aus unserer Studienmappe:



Studie. Nach einer Zeichnung von C. Gehrts

in einem Konzerte gehört hatte. Der edle Klang des Instrumentes entzückte mich. Nach einigen einleitenden Akkorden ging ich in die vorgeschriebene Tonart über und trug das reizende Stück aus dem Gedächtnisse vor.

Sie stand hoch aufgerichtet neben mir, ihre Hand ruhte auf dem Notenpult, ich fühlte ihr rascher werdendes Atmen, ihre Wangen röteten sich.

„Scarlatti," lispelte sie, als ich geendet hatte, „ein bißchen verziert. Haben Sie diese Verzierungen gemacht."

„O nein. Tausig hat es so für den Konzertvortrag eingerichtet."

„Ich ziehe doch den einfacheren Originalsatz vor."

„Wie lautet er denn?" fragte ich aufstehend und im höchsten Grade erstaunt.

„So," sagte sie, meinen Platz einnehmend.

Und als ihre schlanken Finger nun die Tasten berührten, da war es, als ob das herrliche Instrument sich seiner Herrin und Meisterin bewußt würde. Jeder Ton wurde zum berauschenden Wohlklange, denn sie formte und bildete ihn, wie ihn nur der Violinspieler zu bilden vermag. Wie sie das machte, war mir eben so neu als rätselhaft, und befremdender noch war es, daß mir ihr Vortrag Schönheiten enthüllte, welche ich in diesem Pastorale nicht gesucht hatte. Sie glich einem Deklamator ersten Ranges, durch welchen man zuerst den vollen Inhalt des Gedichtes erfährt.

„Nicht wahr," sagte sie aufstehend, „so klingts auch ganz nett, und das Beste ist, daß es keine große Technik fordert."

„Sie verfügen," erwiderte ich, unfähig, meine volle Bewunderung zu verbergen, „über eine Technik, welche den größten Meistern fremd ist."

„Ach, ich bitte Sie, lassen wir das, ich vertrage keine Schmeichelei. Kommen Sie, wir haben genug Musik gemacht, sehen Sie unser kleines Gärtchen an. Wer wollte in der Stube bleiben wenn außen die Sonne lacht? Und hier," rief sie aus, mich zum Fenster geleitend, „sehen sie früher noch die schönen Blumen an; die prächtigen Rosen hat mir mein lieber Bruder, die Hollerblüten meine liebe Agnes, und den großen Buschen haben mir die Gesellen geschenkt, alles zu meinem gestrigen Geburtstage. Und Sie ..." aber da stockte sie; wie bei unserer ersten Begegnung fesselte mich ihr Blick, „und Sie," sagte sie sinnend, „Sie haben nichts bekommen? Gestern war ja auch Ihr Geburtstag. Nehmen Sie diese Rosenknospe, im lauen Wasser wird sie aufblühen und gut riechen."

„Hat Ihnen vielleicht mein Diener Johann meinen Geburtstag genannt?"

„Ach nein, als ob das nötig wäre," erwiderte sie zögernd, „Sie wissen ja so gut wie ich, daß wir am selben Tag und im selben Jahr auf die Welt gekommen sind. Daran ist auch nichts Besonderes, es werden viele Kinder am gleichen Tage und in demselben Jahre geboren." Ich war sprachlos.

Vom Hofe führt seitwärts ein Weg in das Gärtchen, aber es ist auch von ihrem Schlafzimmer durch eine doppelte vergitterte Glasthüre zugänglich. Diesen Ausgang benutzten wir, und sie wurde nicht müde, mir mit leuchtenden Augen alle Herrlichkeiten ihres geliebten Gärtchens zu zeigen. Das duftende Beet blühender Heliotropen in der Mitte des Rasenplatzes, die viel versprechenden Reben, Paradiesäpfel und Pfirsiche an den Treillagen der nach Süden gerichteten Gartenmauer, die zwei Aprikosenbäume, die im vorigen Jahre so herrliche Früchte für Marmeladen geliefert hatten. Ihr Bruder, erzählte sie, habe die Hochquellen auch in den Garten eingeleitet, sie brauche nicht mehr am Brunnen das harte Wasser zu schöpfen. Und wie dankbar wären alle Pflanzen! In dem kleinen Glashause, über dessen Eingang blaßblaue Blüten von Clematis hingen, hatte sie einen Zerstäuber eingerichtet, denn so zarte Blumen wie diese wunderschönen Gloxinien würden durch rohes Begießen beleidigt. Auch den Rosen und Resedas, den Blättern einer kleinen Fächerpalme, eines Ficus und einer Araucaria thäte der Sprühregen gut. Alle hatte sie selbst gezogen. „Wenn man kinderlos ist," sagte sie „dann hängt man sein Herz an solche Pflanzenkinder, die immer dankbar sind und nie Verdruß machen." Sie ließ ihren Zerstäuber spielen, der warme Raum füllte sich mit duftendem Nebel, wie verschleiert stand sie da in ihrer berückenden Schönheit, hell lachend, wenn ich dem Strahle auszuweichen suchte.

„Warum reden Sie nicht — was ist Ihnen?" fragte sie, als ich wie verloren sie anblickte. „Kommen Sie, es ist hier zu warm, zu dunstig. Sie bekommen noch Kopfweh, wir wollen uns im Gartenhaus ausruhen, das ist von der großen Linde beschattet, da ist's immer kühl und lustig." Und wie reizend ist dieser kleine Pavillon! Drei Stufen führen in ein nett eingerichtetes Gelaß, Ruheplätze reihen sich an den Wänden, welche mit Tapeten, Blumen und Früchte darstellend, bekleidet sind. Von ovalen, hoch angebrachten Öffnungen, blaßblau verglast, strahlt mildes Licht herab. Ein Tisch steht in der Mitte, Thackerays Vanity fair lag auf demselben.

„Nicht wahr, hier ist's angenehm kühl?" sagte sie, als wir uns niederließen. „Mein

Bruder hat das Häuschen vor zwei Jahren machen lassen, und nebenan noch für meine Gartengeräte eine Kammer, die sich leicht in ein kleines Zimmer umgestalten ließe. Hier lesen wir am Abend nach Schließung des Ladens, Vanity fair wie Sie sehen. Wie schön und spannend ist das."

„Sie lesen kein deutsches Buch."

„Einstens habe ich recht viele gelesen, aber dann nichts mehr, ich bin jetzt ganz aus der Übung, habe das Hochdeutsche völlig vergessen. Vor kurzem wurden meinem Bruder in der Buchhandlung, wo er die englischen Bücher kauft, die Werke einer österreichischen Schriftstellerin empfohlen, einer Aristokratin, wie sie ihm sagten, und da hat er einen Band mit zwei Erzählungen gebracht. Das Vorlesen der ersten hat mir viel Mühe gemacht, der gewohnte Dialekt kommt mir immer in den Mund, aber bei der zweiten, da ist's schon besser gegangen, und die hat mich ganz bezaubert. „Nach dem Tode" ist ihr Titel, die Personen sind so lebenswahr geschildert, daß sie wie gute Bekannte vor einem stehen. Diese kühle, junge Comtesse, an die er meint sein Herz verloren zu haben, wie wohlbekannt ist sie mir; und tief ergreifend ist's, als er spät, aber nicht zu spät zu fühlen beginnt, wie seine nicht erkannte Gattin aus einem neuen Sein auf ihn wirkt, den Zurückgelassenen mit unsichtbaren Fäden an sich kettet, ihm ihr ganzes herrliches Wesen enthüllt, bis er, überströmt von Thränen, an ihrem Lager niedersinkt und fürderhin nur für seine alten Eltern und das als Pfand zurückgebliebene Kind zu leben beschließt. Woher weiß diese Frau, daß eine solche Einwirkung möglich ist?"

„Ich bin so glücklich, sie persönlich zu kennen. Sie ist eine Hochbegnadigte, die alles weiß, was nur sehr wenige wissen, weil man's nicht lernen kann, weil man's nur als freie Himmelsgabe empfangen und besitzen kann."

„Da gleicht sie unseren großen Musikheroen," meinte sie, „auch ihnen strömen entzückende Melodien zu, welche sie niemand lehren kann. Ich will nur hoffen, daß sich an die Werke dieser Frau nicht Kommentatoren und Interpreten hängen, die mehr schaden als nützen."

„Wie meinen Sie das?" warf ich ein.

„Ich denke gerade an Scarlatti's Pastorale, und da hat mir kürzlich mein Bruder Sebastian Bachs chromatische Phantasie in einer neuen Ausgabe gebracht. Bülow hat zu ihr eine gelehrte Vorrede geschrieben und eine Menge Bögen und Interpunktionen eingesetzt, damit der Spieler nur ja nicht vom rechten Wege ablenke. Das beengt mich. Wenn ich den Gedanken des Meisters erfaßt habe, will ich ihn frei und ungehindert wiedergeben."

Man wird mein Erstaunen begreifen, wenn man sich erinnert, daß diese großartige Schöpfung des Altmeisters Bach zwar zu den herrlichsten, aber zugleich zu den schwierigsten Klavierstücken gehört, die jemals geschrieben wurden. Ich habe mich nie an dieses gewaltige Werk gewagt, habe es nur zweimal in Konzerten, vorgetragen von berühmten Virtuosen und ganz tadellos selbst da nicht vernommen.

„Sie kennen die Phantasie?" fragte ich, fast betreten.

„In meiner Jugend habe ich sie viel geübt, dann fast vergessen, erst jetzt nehme ich sie wieder vor, aber meine Technik will nicht ausreichen, die Hände müssen zu viel grobe Arbeit verrichten."

„Bin ich sehr unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mich etwas hören zu lassen? Vielleicht die Fuge, welche geringere Technik fordert."

„Gern," sagte sie aufstehend. „Ich weiß nicht, warum ich mich nicht scheue, Ihnen vorzuspielen. Dazu hätte mich sonst niemand gebracht, aber mit Ihnen ist's freilich anders, Sie stehen mir ja so nahe," setzte sie zögernd hinzu, „und sind ein kunstsinniger, nachsichtiger Zuhörer."

„Sie stehen mir ja so nahe!" Das traf, das erschütterte mich, diese schlichten Worte sprachen ja die ganze Wahrheit aus.

Sie öffnete ihren herrlichen Flügel vollständig und bat mich, das Notenblatt umzuwenden, da sie sich nicht auf ihr Gedächtnis verlassen wolle.

Es war überflüssig, sie warf keinen Blick auf die Noten. Mit vollendeter Sicherheit bewältigte sie das grandiose Tonwerk. Aber das Wort „bewältigen" ist unpassend, da es an Anstrengung mahnt, die nicht zu bemerken war. Kaum röteten sich ihre Wangen, kaum hob sich ihr Busen. Mit nie fehlgreifenden Händen schlug sie

die prachtvollen Accorde an, verband sie wie mit Perlenschnüren durch die dahin rauschenden Passagen, und zwischen dem Fliehen und Erreichen, dem Anschwellen und Ersterben der Harmonien erhob sich wie Lerchengesang ein kleiner Triller, von schmetterndem Jubel zu leisem Geflüster herabsinkend. Das war kein Spiel, das war die vollendetste Wiedergabe von Bachs Wunderwerk.

Unmittelbar danach ging sie auf die dreistimmige Fuge über, trennte und vereinte mit dem feinsten Verständnis die Stimmen, so daß ich manchmal ein herrliches Trio zu vernehmen glaubte, als plötzlich, bevor noch die Fuge beendet war, ein ganz unerwartetes Ereignis mich aus dem Reiche der Töne und Harmonien herabstürzte und auf die nüchterne Erde niederschmetterte.

Frau Agnes, die Köchin, hatte die Thür halb geöffnet und war auf der Schwelle stehen geblieben: „D' Frau Masterin verspillt si scho wieder am Klavier," sagte sie mit gellender Stimme, „und die G'sell'n möchten ihner Essen krieg'n, 's is bald dreiviert'l af zwölfe, und d' Frau Masterin vergißt af all's, wenn's amol ins Spilln hineinkummt."

„Jesses!" rief die gottbegnadigte Meisterin aus, aufspringend, rasch den Flügel schließend und sorgfältig bedeckend, „glei komm i nach, geh nur derweil voraus. I bitt Ihnen, seiens nit bös, aber i muß in d' Kuchel zum Anrichten."

Wessen glühendes Haupt plötzlich von einem kalten Schauerbade getroffen wird, könnte Gleiches empfinden. Sphärenklänge füllten noch mein Ohr, als sie durch die gellende Stimme der Köchin verdrängt wurden, und die herrliche Frau, die mir wie die Muse der Tonkunst erschienen war, enteilte, unerwartet in den Dialekt übergehend, um Schustergesellen das Mittagessen anzurichten.

Eine geraume Weile stand ich fassungslos am Klavier, bis ich Herrn Bert bemerkte, der eben eingetreten war.

„Wissen Sie nicht," fragte ich ihn, zitternd vor Aufregung, „daß Ihre Schwester eine Künstlerin allerersten Ranges ist, wissen Sie nicht, daß ihr wenige Konzerte mehr eintragen würden, als Sie im Laufe eines Jahres verdienen? Und Sie lassen es zu, daß diese Hände, welche in Eiderdunen gebettet werden sollten, gemeine Arbeit verrichten!"

„Daß meine Schwester ein musikalisches Genie ist, das, Herr Graf, ist mir wohl bekannt; was sie thut, geschieht aus ihrem freien Willen. Niemand würde sie vermögen, sich öffentlich hören zu lassen; ich bin schon im höchsten Grade überrascht, daß sie Ihnen vorspielt; soweit ich zurück denke, hat sie es niemals gethan."

„Aber sie wurde doch zur Virtuosin ausgebildet, warum hat sie diese Laufbahn nicht erwählt?"

„Das wurde nie beabsichtigt."

„Etwa daß sie bei Ihnen dienen und der Kunst entsagen solle?" warf ich ärgerlich ein.

„Das noch weniger."

„Ich bitte Sie, Herr Bert, seien Sie nicht so wortkarg. Ich nehme das lebhafteste Interesse an Ihrer Schwester, ich will all meinen Einfluß aufbieten, anwenden, was in meiner Macht steht, um sie aus unwürdigen Verhältnissen zu erlösen und der Kunst zuzuführen, deren größte Zierde sie wäre."

„Versuchen Sie es nicht," erwiderte trocken Herr Bert, „es wäre unnütz nnd gefährlich. Berauben Sie meine Schwester nicht der lang entbehrten Freude, zuweilen mit einem Gliede der Bildungswelt zu verkehren. Nun aber entschuldigen Sie mich gütigst. Es ist zwölf Uhr, wir speisen um diese Zeit in unserer Küche."

„Einen Augenblick, Herr Bert. Ich kann nicht scheiden, ohne Ihrer Schwester meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen für den seltenen Genuß, den sie mir bereitet hat."

Ich folgte ihm in die Küche. Sie hatte eine weiße Schürze vorgebunden und stand am Anrichttische, saftiges Rindfleisch vorschneidend, während die Köchin zwei große Schüsseln mit Sauerkraut und Speckknödeln füllte, die auf Tragbrettern von der Bedienerin und den Lehrjungen in die Werkstatt befördert wurden. Daß alles blink und blank sein werde, wo diese Frau waltet, hatte ich erwartet, aber dennoch überraschte mich die lustige, reinliche Küche, der neuartige, mit glasierten Platten bekleidete Herd, das glänzende Kupfergeschirr, das reihenweise angeordnete Porzellan. Ein



Jolanda. Nach der Büste von Enrico Astori.

für drei Personen zierlich gedecktes Tischchen stand unweit des offenen Fensters.

Sie wusch sich die Hände an der Wasserleitung und während des Abtrocknens erblickte sie mich:

„Ach, wie lieb das von Ihnen ist," sagte sie freudig erregt, „sogar in unsere Küche zu kommen. Sehen Sie, das gibt mir beinahe den Mut, Sie zu fragen, ob Sie nicht zum Luncheon ein Beefsteak versuchen wollten, das unsere Agnes vortrefflich bereitet. Ach ja — bitte, thun Sie es, ich lege hier noch ein viertes Couvert auf, nehmen Sie Platz, des Spaßes halber — nein, wie komisch, ein Graf, der sich herabläßt, mit uns in der Küche zu essen."

Aber es war nicht komisch, es war ganz herrlich. Jeder Zwang entfiel, ich kam mir vor, wie zu ihnen gehörig, meine seit so langer Zeit entschwundene Eßlust kehrte zurück. Das Wasser lief mir im Munde zusammen, als sie mir ein prachtvolles Stück saftigen Rinderbratens vorlegte, ihn mit Senf würzte, geröstete Kartoffel und grüne Erbsen hinzuthat. Sie nahm dann aus dem Eiskasten einen Krug gekühlten Bieres, wir tranken uns zu und sie leerte mit einem Zuge ihr großes Kelchglas. Als Nachtisch diente frischer Salat und saftiger Käse. Das Gespräch aber ging vom Englischen ins Wienerische über.

„Unsere liebe Agnes", sagte sie, „mei Meisterin in der Kochkunst, erlaubt nicht, daß wir vor ihr englisch sprechen. Als ich ihr Kuchelmädl war, wollte sie, daß ichs ganz vergessen sollt."

„Wal dös gor ka Sprach is," versicherte die Köchin, „'s is nur so a Gequatsch, z'erst beißen's d'Wörter zsammen als ob's Nußkerner waren, und nachher spucken s'es aus und dös nennens Reden."

Ich mußte herzlich über diese Auffassung des Englischen lachen; da ich aber bemerkte, daß sie nun mit Hilfe der Bedienerin das Geschirr waschen und die Küche reinigen wollten, verabschiedete ich mich mit der Versicherung, ich hätte lange keinen so vergnügten Morgen erlebt.

„Es wird hoffentlich nicht der letzte sein," erwiderte sie, mir die Hand reichend und ich empfand einen schwachen Gegendruck: „Am nächsten Sonntag feiern wir Pfingsten," fuhr sie lächelnd fort, „da werden Sie um zehn Uhr in das Hochamt kommen, werden sich aber nicht verstecken, sondern sich zu uns setzen. Dann speisen Sie mit uns, und ich selbst werde Ihnen das saftigste Beefsteak braten. Nach der Siesta machen wir dann Musik. Sie bringen etwas zu vier Händen mit, Beethovens Symphonien, etwa Spohrs Doppelquartett oder das herrliche Quintett von Schumann, auch Reineckes Improvisata über Glucks Gavotte wäre mir willkommen. Ich sehne mich danach, einmal wieder zu vier Händen zu spielen; mit dem Notenlesen wird es vielleicht hapern, aber Sie werden ja nachsichtig sein."

„Gewiß," erwiderte ich, meinen Hut ergreifend, „so nachsichtig wie der Schüler seinem Meister gegenüber."

2.

Während eines langen Spazierganges in einsamen Partien des nahe gelegenen Praters suchte ich Ordnung in das Wirrsal meiner Empfindungen zu bringen. Ich kam mir vor wie ein General, der voll Siegeshoffnung auszog und nun aufs Haupt geschlagen, sich kriegsgefangen ergeben mußte. Aufdringliche banale Musik sollte mich heilen, und nie hatte ich edlere vernommen. In der Technik, oder besser — in der Seiltänzerei auf dem Klaviere kann sie übertroffen werden, unerreicht ist sie in der wunderbaren Tonbildung, in dem tiefen Verständnis, in dem seelenvollen Vortrage. Ich hoffte abgestoßen zu werden durch die in ihrem niederen Stande herrschende Unbildung, ich glaubte, es werde mich die Verletzung gewohnter gesellschaftlicher Formen anwidern. Sie aber ersetzte den Mangel allgemeiner Bildung durch den feinsten Kunstsinn, bescheiden und doch treffend war ihr Urteil, einfach und sicher ihr Benehmen, als ob meine Kreise ihr nicht fremd wären, und ihre schlichte einfache Kleidung ließ die edle Körperform zu voller Geltung gelangen. Und beirrender noch waren diese unerklärbaren, plötzlich auftauchenden Mahnungen an eine Zusammengehörigkeit, kommend und schwindend wie Nebelschleier, die sich auf eine sonnige Landschaft senken.

Wie kam ich, der kühle zweifelsüchtige Diplomat, dazu, solchen Einflüssen zu unterliegen? War ich denn ein verliebter Thor, dem sogar ihr Dialekt reizend klang, dem

sie in der Küchenschürze begehrenswert wie Aschenbrödel erschien? O nein, Liebe hatte nichts damit zu thun? Unsere Sinne schlummerten, wir empfanden kein Verlangen, uns zu berühren, zu umfangen, zu küssen. Amor und Eros hatten ihre Fackeln noch nicht entzündet; was geschehen würde, wenn sie emporloderten, das wußte ich nicht, aber es überlief mich kalt bei diesem Gedanken. Liebe war mir fremd geblieben. In meiner Laufbahn, stets einer Abberufung gewärtig, hatte ich vermieden, bindende Verhältnisse anzuknüpfen. Ich mied nicht den Umgang mit Frauen, schon deshalb nicht, weil einem Diplomaten die Frau eines Ministers wichtiger ist als der Minister selbst, aber über eine gewöhnliche Flirtation kam ich nie hinaus. Sich mit fünfunddreißig Jahren zum erstenmale verlieben, ist gefährlicher als in diesem Alter von den Masern befallen zu werden. Wie eine reizende Idylle erschien mir das eben Erlebte. War es rätlich, diese Idylle zu wiederholen? Mein Verstand sagte nein. Ich fühlte, daß schon jetzt die Bande, welche ich abstreifen wollte, sich in Fesseln verwandelt hatten, sie könnten unzerreißbar werden, wenn ich unvorsichtig handelte. Dennoch sah ich voraus, daß sich der aufreibende Kampf zwischen Meiden und Sehnen wiederholen werde. Grau und düster standen die Tage vor mir, die mich vom Pfingstsonntage trennten; werde ich siegen, werde ich erliegen — ich wußte es nicht.

Ermüdet kam ich am späten Nachmittage nach Hause. Mein Diener übergab mir eine Karte. Lord Randolph Loftus, English Ambassy war unten angemerkt. Also schon angekommen, dachte ich erleichterten Herzens. „Und er selbst war hier?"

„Jawohl, vor einer Stunde", erwiderte Herr Johann, „er hofft, der Herr Graf werde ihn morgen besuchen."

Während der vier Jahre, welche ich in London zubrachte, wurde ich mit Lord Loftus sehr befreundet. Er war ein tapferer Soldat, hatte in Indien, in Abyssinien, zuletzt unter Wolseley in Ägypten gefochten und stand als Kapitän bei den Horseguards. Um seinem Lande zu dienen, hatte er trotz seines Reichtums die Stelle eines Militärbevollmächtigten in Wien angenommen. Mehr als seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine Welterfahrung nahm mich sein gediegener Charakter für ihn ein. Er war der englische Aristokrat in der edelsten Bedeutung des Wortes. Zurückhaltend, fast spröde im Anfange, hingebend und dienstbereit, sobald er den ihm Zusagenden gefunden und erkannt hatte. Wie oft bewunderte ich seine Menschenkenntnis, ein Blick, ein kurzes Gespräch genügten ihm, um über einen Fremden ein treffendes Urteil zu fällen.

Er fand mich verändert und erkundigte sich teilnehmend nach meiner Gesundheit. Ich wich anfangs solchen Fragen aus, ließ mir Neues erzählen von englischen Verhältnissen und der Londoner Gesellschaft, ohne hierauf viel Aufmerksamkeit verwenden zu können. Es gelang mir nicht ihn zu täuschen, er hatte bald erkannt, daß ich gemütskrank sei, und seine warme Teilnahme brachte mich endlich dahin, ihm unumwunden den ganzen Sachverhalt mitzuteilen.

„Something is rotten in the state of Denmark," sagte er nach einer Weile, „aber nicht leicht ist zu erkennen, was da faul ist. Diese Geschwister gehörten offenbar den höheren Ständen an, dafür spricht ihre Erziehung, welche nachhaltiger bei der älteren Schwester wirkt. Vermögensverluste sind die gewöhnlichen Ursachen, auf Broterwerb sodann Bedacht zu nehmen, unklar aber bleibt, weshalb dieser in so niederen Sphären gesucht wurde. Weshalb sich die Tochter als Küchenmagd verdingte und der Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre kam, ist nicht recht verständlich, das indessen ließe sich erfahren, und es kommt vor, daß solche energische Naturen sich später emporarbeiten. Wichtiger ist es, dein Verhältnis zu dieser merkwürdigen Frau ins Auge zu fassen. Du willst es auf eine hypnotische Einwirkung zurückführen. Du weißt, daß ich, vielleicht aus Unwissenheit, zu den Ungläubigen gehöre. Wo mir Erklärung mangelt, da stellt sich noch nicht der Glaube ein, ich fand auch für die Kunststücke geschickter Taschenspieler keine Erklärung. Daß du als Musikenthusiast von ihr gefesselt wirst, begreife ich, eine andere Einwirkung bezweifle ich. Was dir rätselhaft erscheint, kann ja beabsichtigt, es kann vorbereitet sein. Nehmen wir an, sie wünsche sich der Kunst zu widmen, als Virtuosin zu glänzen, in Konzerten Geld zu erwerben. Dazu gehört Protektion, dazu wärest du der richtige Mann. Ihr Bruder hat sie

vielleicht auf dich aufmerksam gemacht, dein Herr Johann ist ein gutmütiger Schwätzer, von dem man erfährt, was man braucht, du siehst, daß sich auch ohne Hypnose alles erklären läßt."

„Nein, Randolph, dreimal nein," versetzte ich unwillig, „du verkennst sie vollkommen, sie ist scheu, würde sich niemals öffentlich hören lassen, ihr Bruder ist ganz erstaunt, daß sie mir vorspielt."

„Sei es," erwiderte mein Freund, „also steigen wir eine Stufe tiefer. Du gefällst ihr, bist ein kunstsinniger Zuhörer, sie sehnt sich nach dem Umgang mit einem hochgebildeten Manne, sie will dich fesseln, aber die gewöhnlichen Mittel erscheinen ihr zu schwach. Herr Johann hat vielleicht ausgeschwätzt, daß du spiritistischen Séaneen beiwohnst, also eine Dosis Mysticismus, das bindet fester."

„Randolph, glaube mir, das ist nicht gemacht, das ist keine Komödie. Man kann einen kühlen Mann wie mich nicht plötzlich zwingen zu empfinden, was ich empfand. Frage besonnene Ärzte, und sie werden dir sagen, daß Hypnotismus keine Täuschung ist, daß sie durch Suggestionen oft merkwürdige Heilungen erzielen."

„Da kannst du ja am kommenden Sonntage sogleich erfahren, ob die erhaltene Einladung eine Suggestion ist. Keinesfalls rate ich dir, ihr Folge zu leisten. Das einfachste Lösungsmittel wäre, sie zu deiner Maitresse zu machen, das aber widerstrebt dir, und so ist die Sache nicht ganz ungefährlich. Du bist angegriffen, mache einen Ausflug, erhole dich. Churchill, den du von London her kennst, fischt Forellen in der Mürz, dazu hat er mich geladen. Komm mit, in der frischen, grünen Steiermark wirst du auf andere Gedanken kommen. Ich fahre am Sonntag, laß dich nicht bitten, ich erwarte dich auf dem Südbahnhof, Euer langsamer Schnellzug geht um zehn Uhr ab."

„Abgemacht," sagte ich plötzlich entschlossen, „vor zehn bin ich auf dem Bahnhof." Wir schüttelten uns die Hände und schieden.

Am Pfingstsonntage packte mein Diener alles ein, dessen ich bei diesem Ausfluge bedurfte. Tags vorher, um nicht wortbrüchig zu werden, hatte ich durch einen Dienstmann die gewünschten Noten hinausgeschickt mit einigen Zeilen, die mein Fernbleiben durch ein plötzliches Unwohlsein entschuldigen sollten. Die Nacht war schlecht gewesen, Träume und Halluelnationen störten wie gewöhnlich meine Ruhe. Am Morgen fühlte ich mich freier. Wie sehnte ich mich nach dem frischen, grünen Lande, fern von der heißen staubigen Stadt, in der anregenden Gesellschaft meiner Freunde hoffte ich rasch zu genesen. Ich wählte einen weichen Hut, einen leichten Morgenrock und stieg in meinen eben vorgefahrenen Wagen, in welchen Herr Johann das Gepäck legte. Ich sehe noch sein verblüfftes Gesicht, als ich den Kutscher anwies, auf die Landstraße zu fahren und vor der Kirche zu halten. Beinahe kam es mir vor, jemand anderes habe diesen Befehl gegeben, aber ich war wie gelähmt, außerstande, ihn zu widerrufen. Als der Wagen vor der Kirche anhielt und ich ausstieg, da kam es mir wohl vor, das sei nicht der Bahnhof, wo ich erwartet würde, aber ich gelangte nicht zum deutlichen Bewußtsein, daß ich das Entgegengesetzte von dem that, was ich beabsichtigte. Unwiderstehlich zog es mich in die Kirche. Ich entließ meinen Wagen mit der Weisung, daß ich seiner nicht mehr bedürfe, und trat ein. Das Hochamt hatte noch nicht begonnen. Ich erblickte die Geschwister sogleich in dem mir bekannten Kirchenstuhle, die Köchin machte Platz, so daß ich zwischen ihr und Fräulein Bert zu sitzen kam.

„Ach, wie glücklich bin ich, daß Sie doch kommen," lispelte sie mir freudestrahlend zu, „ich war tief betrübt über Ihre gestrigen Zeilen, Sie sahen schon am vorigen Sonntag sehr leidend aus."

„An Ihrer Seite werde ich gesunden," erwiderte ich.

Nach dem Hochamte verließen wir die Kirche. Sie trug trotz des Festtages ihre einfache Kleidung und war hocherfreut über meinen runden Hut und meinen Morgenanzug. Sie sei am vorigen Sonntag betreten gewesen, als ein so eleganter Herr mit ihnen ging, auch die Gesellen hätten sich recht verwundert, so aber unterschiede ich mich nicht von ihrem Bruder. Sie fragte nach der Knospe, die sie mir letzthin gegeben, und freute sich, daß sie zu einer schönen Centifolie erblüht sei, sie werde eine noch schönere von ihrem neuen Rosen-

stocke abtrennen. Im Hause angelangt bat sie mich, während sie in der Küche alles vorbereitete, mit ihrem Bruder im Gärtchen zu verweilen und die neu aufgeblühten Gloxinien zu besichtigen. Bis zum Glashause begleitete sie uns noch. Sie trug den abgenommenen Strohhut am Arme, ihr herrliches Haar, das schlicht gescheitelt sich in Wellen der Stirne anschmiegte, glänzte golden im Sonnenstrahle, sie war so schön, so schlank, so jugendlich, daß sie meinen befangenen Sinnen wie ein reizendes Mädchen erschien. Ich erinnerte mich an die Begeisterung, mit welcher mein Vater über die berühmte Tänzerin Fanny Elsler gesprochen, die bis in hohe Jahre ihre Jugendlichkeit bewahrte. Sie sei so einfach, so kindlich liebreizend gewesen, daß ihr beim ersten Erblicken alle Herzen zuflogen. Er erzählte von dem Ballett „Sylphide," wo sie einen Erdensohn in ihr Feenreich lockt, und wie kein Auge trocken blieb, als ihr dort unter seinen Küssen die Schwingen abfallen, und sie, berührt von irdischer Liebe, ihr Sehnen mit dem Tode büßen muß.

Die Mahlzeit in der Küche, während welcher wieder Wienerisch gesprochen wurde, verlief in heiterster Stimmung. Meine Eßlust kehrte zurück, noch schmackhafter fand ich das von ihr gebratene Beefsteak, erfrischender das eiskalte Bier, und sie war fast beschämt, als ich erklärte, kein Koch könne den als süße Speise vorgesetzten Früchteauflauf besser bereiten.

„I hab's eh immer g'sagt, d'Frau Masterin hätt' bei der Kocherei bleiben sollen," meinte Frau Agnes, „se war a Köchin wor'n, vor der i selber an Respekt hätt kriegt."

„Ja, ja," lachte die „Frau Masterin," „das war halt der Agnes ihr Schmerz, daß i ihr bin untreu wor'n, aber sie gfreut si doch, daß i nit vergessen hab, was mir damals g'lernt hat."

Als wir aufstanden, bat sie mich, im Gartenhause mit ihrem Bruder eine Tasse Thee zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. Sobald sie mit der Küche fertig sei, würde sie mich abholen und dann würden wir zu vier Händen spielen.

Herr Bert, der mir etwas gedrückt erschien, auch während des Essens einsilbig war, brach im Gartenhaus sein Schweigen.

„Herr Graf," hub er an, „ich möchte eine Bitte wagen, aber ich bin ungewiß, ob Sie geneigt sein werden, sie zu erfüllen. Sie wird Ihnen nach Ihrer freien Weltanschauung kleinlich, vielleicht kleinbürgerlich erscheinen, aber haben Sie die Güte, den engen Gesichtskreis unserer Umgebung zu berücksichtigen. Daß ein so hochgestellter Herr sich herabläßt, mit uns zu verkehren, fällt auf, es wird mißdeutet. Frau Agnes, die Gesellen verwundern sich darüber, die Bedienerin erzählt es und trägt es herum. Daß Sie keine andere Absicht haben sollten, als sich an der Kunst meiner Schwester zu erfreuen, ist den Leuten unfaßbar, mit welchen wir umgehen, diese Kunst ist ihnen fremd und gleichgültig, so unterlegen sie Ihren Besuchen gemeine Beweggründe. Es fehlt nicht an Andeutungen, daß der tadellose Ruf meiner Schwester zu leiden beginne. Davon hat sie in ihrer kindlichen Unbefangenheit keine Ahnung, und es wäre mir überaus peinlich, sie darauf aufmerksam zu machen. Ein Wort würde sie dann bestimmen, auf jeden weiteren Umgang mit Ihnen zu verzichten. Zwingen Sie mich nicht, dieses Wort zu sprechen, seien Sie großmütig und brechen Sie selbst unter einem glaubwürdigen Vorwande jeden weiteren Verkehr mit uns ab."

Im normalen Zustande hätte diese wohlgemeinte Bitte auf mich gewirkt, mit schwerem Herzen, aber ohne Zögern wäre ich ihr nachgekommen, allein mein Zustand war ein krankhafter, ein fieberhaft erregter, mein Denkvermögen getrübt, ich war einer Suggestion unterlegen, und so kam mir das Ansinnen, den Umgang mit einer Frau zu meiden, deren bloße Nähe wie ein Gesundbrunnen auf mich wirkte, als etwas Ungeheuerliches vor. Nicht meiden, o nein, sie täglich sehen, bei ihr verweilen, an ihrer Kunst mich weiden, das wollte ich, das war mein Glück, das war mein heißes Verlangen. Mein Blut geriet in Wallung.

„Sie sind kindisch, Herr Bert," erwiderte ich aufbrausend, „was ist das für eine lächerliche Zumutung, was kümmert Ihre Schwester, was kümmert mich der Klatsch von Vorstadtsbasen! Unehrenhaftes begehre ich nicht, das wissen Sie, wir beide stehen viel zu hoch, um von solchen Schmutzwellen erreicht zu werden. Ich sehe Ihre Schwester kommen, ich werde sie fragen, ob sie als unabhängige Frau gewillt ist,

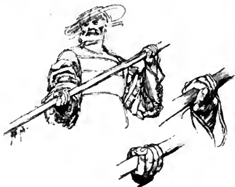
wegen solcher Albernheiten auf unseren beglückenden Umgang zu verzichten.“

Sie nahte mit raschen Schritten. Ihren Anzug hatte sie gewechselt. Ein lichtes Sommerkleid von zarter Farbe ließ sie noch jugendlicher erscheinen, ein kleiner Schlüsselbund hing an dem zierlichen Gürtel. Meine Nerven bebten, der Gedanke, von dieser Frau scheiden, sie niemals wiedersehen zu sollen, erfüllte mich mit Grauen und Entsetzen.

„Schon ausgeraucht?“ fragte sie lächelnd. „Pfui, was für ein Dampf ist hier! Treten Sie ins Freie, Ihr Gesicht glüht, vielleicht habe ich den Thee zu stark gemacht? Hier ist eine frische Rosenknospe, und nun kommen Sie, der Flügel ist offen. Sehen Sie, ich habe mich umgekleidet, aller Küchenschmutz ist fort, die Hände sind gewaschen. Ich habe Spohrs Doppelquartett aufgelegt, dann spielen wir Schumanns herrliches Quintett in Es, und mit Beethovens gewaltiger Eroica wollen wir schließen. Ich zittere darauf, diese wundervollen Tondichtungen wieder zu vernehmen.

Aus unserer Studienmappe:





Studien. Von Wilhelm Lindenschmit.

Der beste Flügel ist freilich nur ein schwacher Interpret für solche Orchesterwerke, allein wer Raffaels Stanzen nicht sehen kann, muß sich mit Photographien begnügen; der Zauber der Farbe fehlt wohl, aber die Formen sind gewahrt und die Gedanken erkennbar. Vor siebzehn Jahren habe ich oft zu vier Händen gespielt, dann aber während langer, langer Zeit kein Klavier mehr berührt, weiß nicht, ob ich's jetzt noch treffen werde.“

„Erklären Sie mir nur, warum Sie keine Konzerte besuchen, warum nicht vor allen die philharmonischen?“

„Wie könnte ich das wagen!“

„Wagen — was wagen Sie dabei?“

„Ach — bitte, lassen wir das,“ entgegnete sie tief errötend, „Sie wissen ja nicht, wer ich bin.“

Sie hatte vortrefflich gewählt. In ihrer Aufeinanderfolge erzeugten diese Tonwerke eine entzückende Steigerung. Den zarten Melodien des Doppelquartettes reihten sich die bezaubernden Harmonien des Quintettes an, und mit hinreißender Gewalt umbrauste

uns der Tonsturm der Symphonie. Ich hatte die Empfindung, als ob ich zuerst auf sonnigem Pfade, beschattet von Lorbeer- und Myrtengebüsch dahinwandelte, als ob mich würzige Düfte umwehten, als ob ich dann in hundertjährige Eichenwaldungen gelangt und endlich von Bergeshöhen den Blick bis zum blauen Ocean schweifen ließe. Und sie fühlte Gleiches. Mit unfehlbarer Sicherheit, mit wunderbarer Tonbildung, mit dem feinsten Verständnis und nur auf die Erinnerung angewiesen, ließ sie die Größe dieser Werke zu vollendeter Geltung gelangen. Unsere Seelen vereinten sich, sie riß mich hin, ich selbst hatte nie besser gespielt. Als sie das Taburett zurückschob und dankend ihre leuchtenden Augen auf mich richtete, da war's um mich geschehen. Ich war berauscht, auch Töne können berauschen. Ein wahnsinniges Verlangen, sie zu besitzen, ergriff mich, ich sprang auf, umfaßte sie, drückte sie an meine Brust und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen mit heißen Küssen: „Nein, ich lasse dich nicht, du Widerstrebende, wir können den Bann nicht lösen, der uns zusammenkettet; wir waren eins, wir müssen es wieder werden, ich liebe dich, Mary — ich liebe dich, werde mein Weib, ohne dich kann ich, ohne dich will ich nicht leben!"

Sie aber erkaltete in meinen Armen, blaß wurden ihre Wangen, eisig ihre Lippen, starr ihre Hände. Sie entwand sich mir: „Niemals, niemals," hauchte sie mit ersterbender Stimme. „Francis, Francis helfe mir, sage ihm, wer wir sind, sage ihm, daß ich nie und niemals ihm angehören kann. Ach, mein armer Freund!" klagte sie, indem sie sich auf ihren Bruder stützte, der unserem Spiele lauschend, eingetreten war, als wir aufhörten: „Ach, wie traurig, wie tief traurig, kaum gefunden und wieder getrennt. O nein, berühren Sie mich nicht, verlassen Sie mich, wir dürfen uns niemals wiedersehen, aber mein innigster, tief gefühlter Dank bleibt Ihnen gewahrt für die beglückenden Stunden, die Sie mir bereitet haben."

Gebrochen — vernichtet blieb ich zurück, als sie von ihrem Bruder in ihr Schlafzimmer geleitet wurde.

„Herr Bert, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig," sagte ich entschlossen, als er nach geraumer Weile in das Zimmer zurückkehrte. „Ihre Schwester wird meine Frau, glauben Sie nicht, daß ich wie ein verliebter Thor mich zu einem leichtfertigen Antrage habe hinreißen lassen. Was ich that, entsprang aus meiner Empfindung, was ich sprach, ist der klare Ausdruck meines Willens, jetzt erst fühle ich mich entlastet und beglückt, sie wird — sie muß einwilligen, sie weiß so gut wie ich, daß wir getrennt nicht zu leben vermögen."

„Herr Graf," erwiderte er, „Sie verlangen Unmögliches. Selbst wenn meine Schwester sich entschließen könnte, das ungeheure Opfer anzunehmen, das Sie durch eine Verbindung mit ihr zu bringen genötigt wären, so besteht doch ein anderes Hindernis, das zu beseitigen Sie selbst sich außerstande fühlen werden. Doch das läßt sich nur bei kaltem Blute besprechen. Gestatten Sie mir, morgen früh zu Ihnen zu kommen, ich bin bereit und von meiner Schwester ermächtigt, alle notwendigen Aufklärungen zu geben."

3.

Wie und wann ich nach Hause kam, weiß ich nicht mehr, ich erinnere mich nur, daß mein treuer Diener über mein Aussehen entsetzt war und ohne Gegenbefehl den Arzt gerufen hätte. Er meinte, ich solle mich zu Bette legen, ich aber ließ den Samovar bringen, Thee bereiten und brachte die Nacht auf- und abschreitend fast schlaflos zu.

„Sie wissen nicht, wer ich bin," hatte sie errötend zu mir gesagt, ihren Bruder hatte sie aufgefordert, es mir mitzuteilen. In ihrer Vergangenheit also lag das Hindernis unserer Vereinigung. Wie ein giftiges Reptil kroch der Gedanke in mein Gehirn, sie sei im Schlamme geboren, sei von elenden Eltern vielleicht zu einer Hetäre gemacht worden. Ich schleuderte ihn mit Abscheu und Entsetzen von mir und war doch nicht imstande, ihn völlig zu ersticken. War ich denn so gottverlassen, daß ich Wahrheit nicht mehr von Trug unterscheiden konnte? Nein und tausendmal nein, diese züchtige Frau war niemals von Unreinen berührt worden. In niederer Lebensstellung hatte sie ihren Kunstsinn bewahrt, sie war so unbefangen, daß die Roheit, die sie umgab, an ihr abglitt, ohne einen Schmutzfleck zu hinterlassen.

Eine ehemalige Hetäre würde meinen Antrag ohne Zögern angenommen haben, Entlastung, Erhebung, Kunstgenuß hätte er ihr gesichert, sie aber war in meinen Armen erkaltet. Daß sie mich liebe, daran glaubte ich felsenfest, aber die Vereinigung wies sie ab und Trennung für immer hatte sie gefordert.

Schlaflos fand mich der Morgen, die Lösung dieses rätselhaften Benehmens ersehnend. Und da fragte ich mich, wenn die Unmöglichkeit einer Verbindung sich herausstellte, ob ich es nicht als eine Befreiung begrüßen sollte. Dem Zauber ihrer Persönlichkeit entrückt, vermochte ich meine Lage freier zu beurteilen. Was ich früher nur als möglich erwog, war nun eine Thatsache geworden, ich mußte die Konsequenzen tragen. Ich hatte keine andere Wahl als sie zu meiner Frau zu machen oder jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Ich kam mir vor wie ein Passagier auf einem in Brand geratenen Oceandampfer, der zwischen dem Ertrinken und dem Verbrennen wählen muß. Eine Heirat würde mich zum Aufgeben meiner dienstlichen und socialen Stellung zwingen, sie zu meiner Maitresse zu machen, das hätte man zulässig gefunden; eine ältere Schusterin in einer entfernten Vorstadt zu ehelichen, würde mir das Brandmal der Lächerlichkeit aufgedrückt haben. Aber noch viel grausamer war der Gedanke, ihr zu entsagen. Was ich gefürchtet, es war geschehen, zum erstenmale in meinem Leben, in vorgerückten Jahren, aber gerade deshalb mit unwiderstehlicher Gewalt hatte mich eine Leidenschaft ergriffen, gegen welche Vernunftgründe machtlos ankämpften.

Das Frühstück ließ ich unberührt, ich empfand Ekel vor Trank und Speise, der Kopf schmerzte, ich war hinfällig und fieberhaft erregt. Zum Glück kamen keine Besuche, da man glaubte, ich sei mit Loftus nach Leoben gefahren. Mit steigender Ungeduld erwartete ich Herrn Bert, und der Mittag ging vorüber, ohne daß er erschien. Ich schickte endlich meinen Diener in die Annagasse, um im Gewölbe telephonisch anzufragen, was ihn abhielte. Die Frau sei erkrankt, war die Antwort, aber am Abend werde er vorsprechen.

Mit der Frage, wie sich seine Schwester befände, empfing ich ihn.

Eine heftige Migräne mit etwas Fieberbewegung habe ihn besorgt gemacht, aber gegen Abend sei eine vollkommene Besserung eingetreten.

„Herr Bert," sagte ich, ihn ersuchend, Platz zu nehmen, „das Hindernis, von welchem sie gestern sprachen, ist offenbar die niedere Herkunft ihrer Schwester. Sie halten mich für einen Aristokraten, der vor einer solchen Mißheirat zurückschreckt, ich bin aber nur ein Aristokrat des Geistes, wer mir an Gesinnung nnd Bildung nahe steht ist, mir ebenbürtig. Ich kann nicht herabsteigen in die Kreise ihrer Schwester, ich kann sie in die meinen nicht emporheben, aber wir sind an diese Kreise nicht gebunden. Fühlt Ihre Schwester gleich mir, daß wir getrennt nicht leben können, so biete ich ihr auf meiner Besitzung einen Landaufenthalt an. Wir wollen dann Reisen unternehmen, um fern von übler Nachrede ganz und gar der Kunst zu leben."

„Herr Graf," erwiderte er, „geben Sie mir Wort und Handschlag, von meiner Mitteilung nie einen Gebrauch zu machen, verpflichten Sie sich durch Ihr Ehrenwort, mir dieses versiegelte Manuskript ebenso zurückzustellen, nachdem Sie es werden gelesen haben, und ich bin bereit, Sie über unsere dunkle Vergangenheit aufzuklären. Es ist ein Verhängnis, daß ich den uns schützenden Schleier lüften muß, allein es ist notwendig um Beziehungen zu lösen, die nicht länger fortbestehen dürfen. So vernehmen Sie denn, da Sie mir Wort und Handschlag gegeben, daß die Geburt meiner Schwester kein Hindernis für Ihre Verbindung wäre. Sie, Herr Graf von Hollenstein, würden es sich sonst zur Ehre anrechnen, eine Tochter aus dem erlauchten Hause der Reichsgrafen von Wallon und Wildenbert zum Altar zu führen. Nicht wahr," fuhr er bitter lachend fort, als ich schreckensbleich vom Stuhle aufsprang, „dieser verfemte Name entsetzte Sie. Sie schaudern zurück vor dem Gedanken, Ihr reines Wappenschild mit unserem besudelten und zerbrochenen zu vereinen, und Ihre Hand der Tochter eines ehrlosen Verbrechers zu reichen. Die letzte Silbe unseres stolzen Prädikates ist unser bürgerlicher Name geworden, der letzte Sohn des berühmten Hauses, das dem Deutschen Reiche Staatsmänner und Feldherren gegeben, handhabt die Schusterahle, die letzte Tochter der

in seidenen Gewändern dahinrauschenden und mit Juwelen geschmückten Edelfrauen hat die Küchenschürze vorgebunden. Doch genug — entlassen Sie mich, meine mühsam erkämpfte Ergebung verläßt mich, wenn ich daran denke, was wir sein könnten und was wir sind. Eingehendere Mitteilungen sind überflüssig, da unser Name Ihnen alles sagt. Sie waren ja achtzehn Jahre alt, als unser Vater vor Gericht gestellt wurde, Sie werden sich an seinen, alle Kreise aufregenden Prozeß gewiß erinnern, und welche Folgen er für uns hatte, erfahren Sie aus dem Manuskript. Ich habe darin unsere Entsagung auf jede höhere Lebensstellung mit ungeübter Hand erzählt und lose Blätter eingefügt, die meine Schwester, als sie in Dienst trat, zeitweise niederschrieb. Unser Lebensverlauf ist zwar lückenhaft geschildert, aber da Sie uns persönlich kennen, wird es Ihnen leicht sein, Fehlendes zu ergänzen. Und nun leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen! Der Umgang mit Ihnen war ein Sonnenstrahl im Leben meiner Schwester, er ist erloschen, belassen Sie uns in schützender Dunkelheit."

Tief erschüttert blieb ich zurück. Auf alles war ich eher gefaßt als auf das, was ich soeben vernommen, ich schwankte, ich mußte mich an die Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. (Schluß folgt.)



Störung.

Von

Frida Schanz.

Den weißen Bogen streich' ich zärtlich glatt.
In Lüften schwirrt's von seligem Gefieder.
Voll Lust pocht mir das Herz. Es wollen Lieder
Sich niedersenken auf mein armes Blatt.

Ach, da ertönt die Klingel! Es erklingen
Geschwätz'ge Stimmen, und ich muß hinaus.
Wildfremde Leute sitzen da und bringen
Mir ihre fremde Welt ins stille Haus.

Kein Ende, scheint mir, nimmt die harte Pein. —
Ja, — endlich sitz' ich wieder vor dem Bogen.
Still ist es um mich her. Ich bin allein. —
Mein zarter Schwarm jedoch ist weggeflogen!



Daniel Chodowiecki an einer Platte radierend. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Leben an Bord
eines
Südamerika-Dampfers.

Text und Illustrationen
von
Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Einen alten Weltreisenden muß heutzutage wohl manchmal ein trauriges Gefühl beschleichen bei der Wahrnehmung, daß seine Erdumsegelungen, auf welche er einst so stolz gewesen, zu bloßen Spazierfahrten herabgesunken sind. Wehmütig sieht er die Romantik der alten Seefahrt dahinschwinden. Von jenen fernen Gegenden, nach denen sein Knabenherz sich sehnte und die er als Jüngling und Mann unter kühnsten Wagnissen und schwersten Entbehrungen endlich erreichte, sprechen jetzt die Schulbuben mit nicht mehr Hochachtung als etwa von den Küsten der Ostsee. Das Schiff ist zu einem schwimmenden Hotel geworden, in dem es sich ganz bequem leben läßt. Wohl peinigt der alte Meeresgott noch immer seine Gäste mit der Seekrankheit, wohl zertrümmert er aus Wut über seine Ohnmacht manch' stolzes Fahrzeug, im allgemeinen aber hat er sich in die Lage gefunden und muß sich in seinem Revier die Keckheit der Menschlein gefallen lassen.

Die Schiffsreisen verlaufen heutzutage mit wenigen Ausnahmen ganz gleichmäßig, nur spielt die Entfernung des Zieles hinsichtlich des Lebens an Bord eine gewisse Rolle. Der gewaltige, transatlantische Schnelldampfer gleicht in seinen Einrich-

tungen vollkommen einem großstädtischen Hotel. Table d'hote und Toilette bilden die hauptsächlichsten Tagesfragen für den Reisenden. Das Schiff für fernen Weltverkehr ähnelt dagegen mehr einem Badeorte, in welchem es sich der Gast bequem macht und sich enger an seinen Nebenmenschen anschließt. Die Passagiere bilden mehr eine Familie, und jeder auf einer Zwischenstation einsteigende Reisende wird zuerst als Eindringling mit feindseligen Blicken betrachtet, bis er sich in das Band gewissermaßen eingefügt hat.

Folge mir der Leser an Bord des Kosmosdampfers „Theben", um die Leiden und Freuden einer solchen Schiffsfamilie kennen zu lernen.

Der „Theben" hat Valparaiso verlassen und befindet sich auf der Heimreise nach Europa.

Etwa zwanzig Personen und ein Pferd bilden den Passagierbestand. Einigen Kühen, Schweinen und Enten wird bis auf weiteres freie Fahrgelegenheit geboten.

Die Stimmung an Bord ist eine gehobene. Geht es doch dem alten Europa wieder zu. Wie anders ist dieselbe auf der Außenreise! Die Erwartung des Kommenden, das einem ungewissen Schicksale Entgegengehen gibt den Gesichtszügen des Auswanderers eine gewisse Spannung und drückt derart auf das Gemüt, daß frohe Stimmung nicht recht aufkommen kann. Bei der Heimfahrt wälzen sich Berge von der Brust. All die lieben Jugenderinnerungen tauchen aus dem Nebel der Vergangenheit auf, und der Gedanke, nun bald wieder den teueren Boden des Heimatlandes zu betreten, rötet selbst Wangen, die Enttäuschung und Entbehrung in fremden Landen gebleicht haben. Zuerst machen die Passagiere in der gewaltigen Dünung des Stillen Oceans die gründlichsten Studien über die Seekrankheit. Tiefsinnig hängt das arme in Gurten hängende und in einem Kasten eng eingeschlossene Pferd den Kopf, Vieh und Geflügel ergeben sich stumm in ihr Schicksal. Endlich läuft das Schiff in den stillen Smythkanal und die Magellanstraße ein. Die halbtoten zwei- und vierbeinigen Geschöpfe erholen sich, und der seefeste Mann kann sich seinem Nebenmenschen wieder ohne Gefahr, von diesem mit seinen innersten Empfindungen über-



In schwerem Seegange. Die Passagiere haben Seebeine bekommen.



Hafen von Montevideo.

schüttet zu werden, nähern. Jetzt erst wird ein geselliger Verkehr möglich. Die durch die Seekrankheit verwischten Charaktere treten deutlicher hervor. Da gibt es Menschen, welche, während draußen vor dem entzückten Auge die hehrsten Wunder Gottes, die gewaltige Scenerie der Berge und Gletscher der Magellanstraße, vorbeiziehen, im Rauchzimmer Grog trinken und Skat spielen. Nachdem das Schiff Kap Froward passiert hat, richtet es den Lauf nach Norden. Die eigentliche Heimreise beginnt. Bei Kap Virgens rollen die Wogen des Atlantischen Oceans den Weltfahrern entgegen und zwingen den Dampfer zu unfreiwilligem Tanzen. Die Passagiere sind seefest geworden, und trotz des Neigungswinkels von 30—40 Grad werden Spaziergänge auf dem Achterdeck versucht, wobei der erste Steuermann den Lehrmeister abgibt. An der Mittagstafel fehlt keiner mehr von den Schwergeprüften. Die Magellanstraße und der hohe Seegang bieten den vorläufigen Gesprächsstoff, bald ist die Unterhaltung in vollem Gange. In geschickter Weise bringt Herr Müller die Rede auf die Vulkane Südamerikas. Er hat fast in jeden Krater hineingerochen und dieselben scheinen ihm keineswegs imponiert zu haben. Herr Meier zeigt unverkennbaren Ärger. Er ist Amateurphotograph und hat eine Anzahl Platten zwecks Aufnahme der Gletscher in der Magellanstraße präpariert. Da er aber von Hause aus bösartig veranlagt ist, hat er, um seine Nebenmenschen zu kränken, fast alle jene Platten an Seekranke verschwendet, und die wenigen übrigen, welche er auf die herrliche Landschaft verknackste, scheinen mißlungen zu sein. Die Herren Schulze und Lehmann betrachten sich gegenseitig mit etwas feindlichen Blicken. Beide haben als seefeste Leute die Angewohnheit, trotz schweren Seeganges unentwegt auf dem Achterdeck lustzuwandeln. Beide haben sich dazu die Steuerbordseite ausgesucht, und so hindert der eine den anderen bei dem beschränkten Raume an freier Bewegung. Vergeblich sucht Herr Walter, ein junger deutschchilenischer Musiker, die beiden Gegner durch ein Gespräch über Beethoven milder zu stimmen. Eine freie Steuerbordseite ist ihnen lieber als alle Symphonien des Altmeisters.

Als Hecht im Karpfenteich schwimmt Hans Spachtel, ein junger Berliner Maler, umher, der alles von der humoristischen Seite ansieht und unaufhörlich seine Nebenmenschen anulkt.

Der Kapitän ist ein schweigsamer Mann und präsidiert der Tafel mit derselben Würde, wie ein Vorsitzender des Reichstages. Auf die an ihn gerichteten unmöglichsten seemännischen Fragen antwortet er mit stoischer Gelassenheit, und nur einige fürchterliche Kalauer Spachtels scheinen Eindruck auf seine Gesichtszüge hervorzurufen.

Die anwesenden Damen, meist Ehefrauen, haben vollauf mit der Fütterung ihrer Kinder zu thun, nur Miß Lucy beteiligt sich lebhaft am Gespräch und versteht es prächtig, dasselbe baldigst auf das Thema der Ehe hinzulenken. In sprudelnder Rede legt sie alle die fürchterlichen Mißstände des ehelichen Lebens dar, mißt aber dabei den Bergsteiger Müller fortwährend mit Blicken, welche andeuten, daß sie jene seitens des Vulkankundigen gern bewiesen haben möchte.

Zu alledem lacht die schwarze Amme Suffy, welche in ungeniertester Weise das Nährgeschäft des ihr anvertrauten Kindes besorgt, wie nur eine Negerin lachen kann.

Auch das Pferd ist seefest geworden. Freilich sieht es sehr mager aus und ist



Fliegende Fische fallen, angezogen durch die Positionslichter, an Deck.

stellt. Die Mannschaft putzt und malt den ganzen Tag, um den Dampfer in bester Toilette beim Einlaufen in den Hafen von Montevideo zu zeigen. Bald rührt die Schraube den schmutzigen Grund des La Plataflusses auf, und das Schiff wirft angesichts der Stadt Anker.

Montevideo ist ein für südamerikanische Verhältnisse sehr sauberer und freundlicher Ort, der in vieler Hinsicht an italienische Städte erinnert. Die Landschaft ringsum ist flach, und der Hügel, von dem die Stadt den Namen erhalten hat, ist der einzige hervorragende Punkt der Umgebung. Die Einwohner sind auf diese Erhebung so stolz, wie die Berliner auf ihren Kreuzberg, vielleicht noch viel stolzer, denn sie erinnern jeden, der vielleicht den Erdhaufen übersehen sollte, durch den Namen Montevideo, d. h. „Ich sehe den Berg“, daran, daß ein solcher vorhanden ist.

Die Passagiere schnappen für einige Zeit Landluft und sind sehr befriedigt von den Bauten und Straßen der Stadt. Nur Herr Meier schimpft auf den Mangel an wahrer

an vielen Stellen durch das fortwährende Reiben an den Wänden des Holzkastens tüchtig geschunden worden. Doch blitzt jetzt das Auge schon feuriger, und munter kaut es an dem reichlichen Futter. Das Viehzeug ist gleichfalls auf dem Wege zur Besserung, nur hat es bei dem zunehmenden Appetite der Passagiere einige unfreiwillige Todesfälle zu beklagen.

Das Schiff nähert sich den Passatwinden, die Bewegung wird ruhiger. Allgemach werden die Sonnensegel befestigt, da das Bedürfnis nach Schatten sich ein-

Civilisation. Er ist den ganzen Tag umhergelaufen, um Trockenplatten für seinen Apparat zu kaufen. Sein vergebliches Bemühen wirft ihn fast danieder und er ist für die folgenden Tage unnahbar.

Nach Einnahme einiger Stückgüter, Ochsen, Hammel und Geflügel nimmt das Schiff seinen Kurs gen Norden wieder auf. Bald schwimmt es in den tiefblauen, leicht bewegten Wogen des Südatlantischen Oceans. Die Segel werden geheißt, teils um der Maschine zu Hilfe zu kommen, teils um das Fahrzeug durch den gleichmäßig wehen-

den Südostpassat zu stützen. Herrliche Sommertage folgen der in den durchlaufenen Gegenden herrschenden rauheren Jahreszeit. Das Leben an Bord nimmt einen gleichmäßigen Gang an. Nichts stört die Ruhe und Behaglichkeit mehr, und so möge denn die Schilderung eines solchen Reisetages hier Platz finden.

Es ist morgens früh vier Uhr. Leise ertönen die acht Schläge der Schiffsglocke. Die Wache wechselt. Der zweite Offizier gibt das Kommando dem ersten. Dieser schreitet, nachdem er sich über den Kurs unterrichtet hat, ruhig auf der Brücke hin und her. Im Steuerhause hantiert der Mann am Rade, unablässig den Kompaß beobachtend. Vorn auf der Back bewegt sich langsam der Ausguck. Sein Auge durchdringt die Dunkelheit, um rechtzeitig das Licht eines entgegenkommenden Seglers zu melden. Im Osten zeigt eine schwache Dämmerung das Nahen des Tages. Der Dampfer arbeitet ruhig in der leichten Dünung. Am Vormast blitzt das weiße Toplicht, an den Seiten werfen die rote und grüne Positionslaterne farbigen Wiederschein auf das dunkle Wasser. Schwirrendes Geräusch unterbricht die Ruhe. Es sind fliegende Fische, welche aufgescheucht, gleich Motten gegen die Lichter flattern. Manche fallen dabei an Bord und werden der wachthabenden Mannschaft, welche sich, gleich dem Märchen vom Schlaraffenlande, die Fische, wenn auch noch nicht gebraten, in den Mund fliegen läßt, zur Beute.

Der Tag schreitet vor. Aus dem klaren Äther hebt sich der Sonnenball. Die Schiffslichter erlöschen. Das Meer wird blauer und blauer. Der Wind frischt etwas auf und läßt auf den langgezogenen Wellen muntere Katzenpfoten springen. Aus der Kajütenthür tritt Herr Schulze. Ein Blick auf die Steuerbordseite des Achterdecks zeigt, daß dieselbe frei ist. Schmunzelnd steckt er sich eine Cigarre an, grüßt von weitem den wachthabenden Offizier und beginnt seine Wanderung mit etwa 180 Schritten in der Minute. Da taucht Lehmann plötzlich auf und bietet als der Versöhnlichere dem Wandelnden einen guten Morgen. Ein Knurren ist die Antwort. Vergebens versucht er ein Gespräch anzuknüpfen, bis er endlich auf jede weitere Annäherung verzichtet. Nun schreiten die beiden mit finsteren Mienen, innerlich vor Wut, äußerlich mit hastig brennenden Cigarren dampfend in gleichem Tempo das Deck ab. Der Vulkanbesteiger Müller schlürft mit schweren Bergschuhen an den Füßen die Treppe zur Kommandobrücke empor und hält dem geduldig zuhörenden Offizier eine Vorlesung über Höhen und Tiefen der Berge und Meere. Walter und Spachtel schauen andächtig auf den Effekt der aufgehenden Sonne. Der eine sieht Noten, der andere Farben am Himmel. Mit dem Glockenschlage acht Uhr betritt der Kapitän



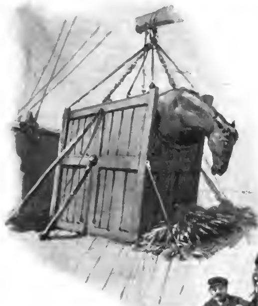
Kinderspielplatz an Bord.

das Deck und löst den wachthabenden Offizier ab. Zugleich schellt der Stewart, um anzudeuten, daß das Frühstück serviert sei. Die finsteren Falten der wandelnden Gegner glätten sich, die Künstler hören auf zu schwärmen, der gedeckte Tisch wirkt versöhnlich und abkühlend zugleich auf die Gemüter. Von den Damen ist noch nichts zu sehen. Dieselben nehmen ihren Kaffee in der Kabine ein.

Bei aufsteigender Sonne beginnt auf der Kommandobrücke die seemännische Arbeit. Kapitän und Offiziere hantieren mit den Sextanten, um die verschiedenen Höhen des Sonnenballes zu messen. Immer lebendiger wird es an Deck. Die Mannschaft macht sich bei den Segeln zu schaffen. Der Koch schneidet einigen vorlauten Gänsen die Hälse ab. Auf dem Vorderdeck schuppen einige Leute die nachts gefangenen fliegenden Fische. Ein pfiffiger Bursche versteht sich auf Naturwissenschaft und häutet die Langflosser regelrecht ab, um dieselben zu konservieren und auszustopfen. Jetzt erscheinen die Kinder an Deck, und bald ist der Raum zwischen Maschinenhaus und Achterkastell zu einem richtigen Spielplatz umgewandelt. Puppenstuben werden aus alten Kisten gebaut. Rutschbahn und Schaukel sind im Nu hergestellt. Die lustige Schar lacht und jauchzt, heult und schreit durcheinander, als wären sie auf festem Lande. Miß Lucy hat sich weitab von dem tollen Treiben einen stillen Platz ausgesucht und liest Zola. Da sie aber von Müller erfährt, daß er ein großer Kinderfreund ist, eilt sie schleunigst auf den Kampfplatz der Kleinen und hilft sogar an der Schaukel. Die Herren Schulze und Lehmann toben wiederum auf dem Achterdeck. Zu ihnen hat sich der grollende Meier gesellt. Wenn nun bei den Deutschen zwei Größen einer dritten gleich sind, so spielen sie sicherlich baldigst Skat, und es ist nur noch die Frage, wer gibt, sowie ob erhöhter Solo notiert wird oder nicht. Dichte Dampfwolken aus dem Rauchzimmer verkünden denn auch bald, daß die feindlichen Männer Frieden geschlossen und sich ernster Arbeit zugewandt haben. Jetzt ist die Steuerbordseite des Achterdecks frei — mag sie benutzen, wer will. Der Maler Spachtel waltet seines Berufes, findet jedoch bald, daß sein Pinsel den wunderbaren Tönen des Meeres nicht gewachsen ist, und tritt verzweiflungsvoll als vierter dem Trio im Rauchzimmer bei. Jetzt naht auch der Musikus Walter dem geheiligten Raume. Unter dem Arme trägt er einen harmlos aussehenden Kasten. Still setzt er sich in eine Ecke, klappt den Deckel des letzteren auf, und siehe da, ein zweioktaviges stummes Klavier kommt zum Vorschein, auf welchem er Übungen, um seine Künstlerfinger nicht steif werden zu lassen, veranstaltet. Fürchterlich ist ungebetene Musik, aber noch fürchterlicher ist es einer musikalischen Hantierung zuzusehen, ohne Töne zu hören. Eine dahingeraste Liszt'sche Rhapsodie hätten die Skatspieler ihm verziehen. Gegen das



Navigierung.



Das seekranke Pferd.

schnappt ordentlich nach Luft, was jedoch eine Folge zu reichlichen Essens zu sein scheint. Dabei bedauert er in einem fort, daß die Berge in Südamerika nicht hoch genug seien, bis ihn Spachtel, mit dem er gemeinsam an Seelenwanderung glaubt, tröstet, daß er vielleicht nach seinem Tode auf dem Planeten Jupiter, woselbst die Berge sehr hoch sein sollen, versetzt wird; da könne er ja alles nachholen. Die Skatspieler



Reitschule an Bord.

stumme Spiel bäumen sich jedoch die Nerven und wehmütig zieht der hoffnungsvolle junge Künstler wieder mit seinem Instrumente ab, um im Freien zu üben. Die Sonne erreicht den Zenith. Der Kapitän mißt den wichtigsten Stand des Gestirns mit dem Sextanten, um sich dann durch Berechnung der **Länge und Breite über den gegenwärtigen Punkt, an dem sich das Schiff auf dem Erdball befindet, zu vergewissern.** Um ein Uhr vereinigt sich die ganze Gesellschaft an der Mittagstafel. Die Unterhaltung kommt besser in Fluß, da die drei feindlichen Brüder Frieden geschlossen haben. Miß Lucy hängt begeistert an den Lippen des Bergsteigers. Dieser befindet sich bei der Suppe schon wieder 12000 Fuß über dem Meeresspiegel. Bei dem Dessert ist er bereits auf 24000 Fuß geklettert. Er unterhalten sich über die wissenschaftliche Seite des zeitmordenden Spieles.

Nach dem Mittagessen werden die ältesten Zeitungen hervorgeholt und zum so und so vielstenmale wieder durchgelesen. Dann versinkt alles in tiefsten Schlaf. Nur das leise Ächzen der Maschine verrät Leben an Bord des Dampfers. Nach etwa einer Stunde jedoch regt es sich an allen Ecken und Enden wieder. Die Kleinen probieren

ist aufgegeit und zeigt unter der deutschen noch vier Signalflaggen, um anzudeuten, daß er uns bittet, seine bis dahin glücklich verlaufene Reise nach Hamburg zu melden. Zum Zeichen, daß wir ihn verstanden, heißt der Kapitän den Antwortwimpel. Das stolze Schiff rauscht vorüber, die deutschen Flaggen senken sich zum Gruße dreimal, alle verfügbaren Kehlen strengen sich zu einem begeisterten Hurra an. Dann verfolgt jedes Fahrzeug wieder seinen Kurs, das eine nach Norden, das andere nach Süden. Die frohe Begegnung wirkt ansteckend auf die Lebenslust. Der Kapitän



Brasilianische Insel Fernando Noronha.



Kap Frio.

ihre Kehlen. Die Skatspieler finden sich wieder zu erneuter Thätigkeit zusammen. Sogar das Pferd erscheint auf der Bildfläche. Das brave Tier hat Seebeine bekommen und schreitet munter unter Führung eines Bootsmannes, welchen ein widriges Schicksal einstmals zur Kavallerie bestimmt hatte, das Vorderdeck ab. Der gutartige Gaul duldet es auch, daß einzelne verwegene Rangen seinen Rücken besteigen und Reitstudien machen. Es ist ein seltener Anblick, einige tausend Meilen von jeder Küste, mitten auf dem Meere, jemanden reiten zu sehen.

Am Horizonte zeigt sich ein kleiner weißer Punkt. Bald erkennt das geübte Auge ein großes Segelschiff, welches sich bei dem frischen Passatwinde schnell nähert. Eine Viertelstunde später rauscht der prächtige Viermaster von seinen 21 blendend weißen Raa- und einem Dutzend Schratsegeln getrieben, heran. Das Gaffelsegel holt seine Zither hervor, der Musikus enthüllt eine kostbare Violine, und da auch der Maler auf Darmsaiten frevelt, so kommt ein Trio zusammen, welches sich zwar nicht durch Reinheit des Spieles, aber doch durch seelenvollen Vortrag auszeichnet. Zuerst entkneift der Kapitän der Zither einige

Volkslieder. Da aber die Kinder stürmisch einen Walzer verlangen und der Maler schon längst jede getragene Weise in Dreivierteltakt begleitete, so schallt bald der Donauwalzer über das Meer. Die Kinder rasen vor Vergnügen. Die Skatspieler legen ihre Karten beiseite, schließlich wirbelt der Bergsteiger Müller Miß Lucy, welche das Tanzen nicht zu den Mißständen der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander hält und heroisch die Schmerzenslaute unterdrückt, welche ihr die häufige Berührung der Bergschuhe Müllers mit ihren Hühneraugen zu entlocken droht. Die schwarze Sussy ist das nächste Opfer der Tanzwut. Ja, einige ehrbare Mütter versuchen es gleichfalls auf dem rauhen Parkett des Dampfers, längst vergessene Walzerschritte zu wagen. Die untergehende Sonne macht der improvisierten Kirmeß ein Ende, da der Dirigent des Orchesters als Kapitän wieder seinen nautischen Beruf aufnehmen muß. Im Augenblick des Unterganges der Sonne wird deren Standort an dem Peilkompaß gemessen. Das gefundene Resultat dient dann zu weiteren, genaueren Berechnungen, damit der Seemann sich jederzeit über Ort und Lage seines Schiffes klar ist.

Das Abendessen vereinigt die kleine Gesellschaft wiederum im Salon. Die freudigen Ereignisse des Tages werden besprochen. Herr Müller scheint heute abend im Thal bleiben zu wollen. Jedenfalls deutet das leise mit Miß Lucy geführte Gespräch darauf hin, daß möglicherweise andere Reisepläne vorliegen.

Nach der Tafel wird es still auf dem Schiffe. Die Kleinen werden zur Ruhe gebracht. Die Skatspieler haben beschlossen, zur Weihe des Tages noch einen Okularramsch zu kultivieren, und ziehen sich in das Rauchzimmer zurück. Das Deck wird allgemach leer. Die Positionslichter blitzen wieder durch die dunkle, klare Nacht. Die Schraube wirft phosphorescierende Massen aus der Tiefe des Meeres empor und pflügt eine breite, leuchtende Straße durch die schwarzen Wellen.

So reiht sich ein Tag in Lust und Leid an den anderen auf der Weltfahrt. Bei Kap Frio sieht der Reisende zum letztenmale den südamerikanischen Kontinent. Dann unterbricht den wochenlangen Wasserweg bis zu den Kapverdischen Inseln nur noch das einsame Felseneiland Fernando Noronha. Das Meer umbrandet die star-



Äquatoriale Regenbö und ziehende Wasserhose.

renden Klippen. Kirchturmartig reckt ein einzelner gewaltiger Fels sein Haupt in die Wolken. Die seltsamen Steingebilde gewähren einen wunderbaren Anblick, und nur der Gedanke, daß hier in dieser Einöde Strafgefangene hausen, verleidet den Genuß des Beschauers.

Das Schiff eilt weiter gen Norden. Bald hört der lustig wehende Passatwind auf, die Nähe des an Wetterwechsel reichen Äquators macht sich bemerkbar. Jetzt durchfurcht der Dampfer die spiegelglatte Fläche des in der Windstille ruhenden ultramarinblauen Meeres. Eine Stunde später steigt wunderlich geformtes Gewölk auf, und bald fegt eine schwere Regenböe über das Deck hin, alles in Dampf und Nebel verhüllend. Wasserhosen ziehen am Horizont dahin, neue Wolkengebilde erscheinen und entladen ihren Inhalt auf die kochende Wasserfläche. Dann wird es wieder still, und die Sonne sendet ihre grellen Strahlen auf das unbewegliche Meer.

Im Westen sinkt das Tagesgestirn. Einer kurzen Dämmerung folgt die eiligst von Osten heranziehende Nacht. Die Sterne blitzen von dem sammetschwarzen Himmel hernieder. Am südlichen Horizont schimmert zum letztenmale mit schwachem Lichte das Sternbild des südlichen Kreuzes, der treue Freund des Wanderers der anderen Erdhälfte herüber. Nun gilt es Abschied zu nehmen von den Gegenden, über welche jene Sterne ihren leuchtenden Glanz ausstrahlen. Ein kurzer Gruß noch, dann verhüllt eine aufsteigende Wolkenwand den letzten mattglänzenden Punkt des südlichen Kreuzes. Der Blick richtet sich nach Norden. Dort zittern gerade über dem Horizonte zwei große Sterne, von denen der untere einen dritten kleinen zur Seite hat. Das muß ein Teil des großen Bären sein. Die Heimat kommt heraufgezogen, und die Sterne bringen die ersten Grüße den Zurückkehrenden.



Der Berg „Washingtons Kopf“ auf St. Vincent. Die Vogelinsel bei St. Vincent.

Am folgenden Tage hat das Schiff den Äquator überschritten. Eine kleine Festlichkeit an Bord zeigt den Passagieren die Wichtigkeit dieses Augenblickes. Der Maler Spachtel hat dazu fürchterliche Verse verbrochen, mit denen er seine Mitmenschen zu ärgern bestrebt ist. Schon der Anfang des Gedichtes ist ein Hohn auf unsere klassische Sprache:

„Nun endlich zum Äquator
Der ‚Theben‘ kommen that er,
Ein froh' Gesicht heut' unser guter
Kapitän und Gatte machen thut er,
Denn all' die Kinder, Mütter, Väter
Nach Hamburg gerne bringen thät er.“

In dem Epos werden natürlich nun alle Passagiere weidlich durchgehechelt. Herr Müller und Miß Lucy zeigen auf ihren Wangen wahres Alpenglühen. Die Skatspieler blicken finster bei den Versen:

„Sagt, ist es nicht die schwärz'te That,
Wenn ihr mit Leidenschaft beim Skat
Das Sausen übt wie wilde Hunnen
Bei Himbeersaft und Sauerbrunnen.

Das edle Bier ist nämlich an Bord ausgegangen und die Ärmsten mußten sich zu dem angegebenen Getränk bequemen. Schließlich aber hellen sich die Mienen bei dem Resümee der Dichtung auf, und alle stimmen bei den Worten:

„Doch nunmehr stoßet fröhlich an,
Es leb' der weite Ocean,
Es leb' der gute Herr Kaptän,
Die Damen hold und jung und schön,
Die Offiziere leben und Herr Richers (1. Maschinist),
Die Passagiere, Mannschaft, Viechers.
Der Dampfer selbst meintwegen ooch,
Sie alle, alle leben hoch! —

in ein begeistertes Hoch ein.

Wiederum beschließt ein Tanz auf dem Achterdeck den Festakt.

Nach einigen Tagen kommen die Kapverdischen Inseln in Sicht, hohe steile Felsenküsten von rötlich grauem Gestein. In der Bucht von St. Vincent wirft das Schiff Anker, um Kohlen einzunehmen. Öde, kahle, sonnendurchglühte Berge umschließen die kleine Stadt, welche mehr malerisch als wohnlich ist. Als Wahrzeichen von St. Vincent gilt „Washingtons Kopf,“ ein hoher gewaltiger Berg, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit einem liegenden menschlichen Antlitz hat. Dem schmutzigen Geschäft des Kohlenübernehmens suchen die Passagiere gern zu entgehen und fahren daher an Land, kehren aber baldigst enttäuscht an Bord zurück. Es ist thatsächlich besser, Kohlenstaub zu schlucken, als in dem Sonnenbrande die öden Straßen des Städtchens zu durchwandern. Nach einigen Stunden Aufenthalt dampft das Schiff weiter. Der Reisende nimmt mit dem Entschwinden der Insel von den Tropen Abschied. Der von vorn einfallende Nordostpassatwind wirkt erfrischend auf die Lebensgeister. Einige Tage später kommt die portugiesische Küste in Sicht. Der Europäer begrüßt Europa. Beim Eingang in den englischen Kanal zeigt dem Reisenden das erste schlechte Wetter mit Sturm und Regengüssen, daß er sich der Heimat nähert. Die Nordsee schüttelt das Schiff noch einmal gründlich durch. Auf der Höhe von Borkum kommt der Lotse an Bord und wird mit tausend Fragen überschüttet. Der alte Seebär ist ein geduldiger Mensch, er selbst hat es oft erfahren, wie wohl es thut, wieder den heimatlichen Boden erreicht zu haben, und gibt Auskunft über die unmöglichsten Dinge. Dann aber schüttelt er die zudringlichen Frager sanft ab und begibt sich auf seinen Posten, um den Dampfer sicher in die Elbe hineinzubringen.

Cuxhaven, der erste Fleck des deutschen Vaterlandes, wird wie üblich mit Leerung einer Rheinweinbowle begrüßt. Der alte Leuchtturm ist wohl einer von denen, welchen die meiste Zuneigung entgegengebracht wird. Wieviel Thränen der Freude und des Schmerzes mögen wohl angesichts dieses Bauwerkes schon vergossen worden sein? Das Schiff dampft die Elbe aufwärts. Nach einigen Stunden erscheinen die Türme der alten Hansestadt Hamburg. Eine weiche Stimmung ergreift die Passagiere. Manche gedenken der Vergangenheit, manche der ungewissen Zukunft.

Sobald das Schiff am Quai festgemacht ist, wird der Verkehr mit dem Lande eröffnet. Da warten Verwandte und Bekannte. Das ist ein Grüßen und Küssen, ein hastiges Fragen und Antworten, Händeschütteln und Verabschieden. Den Maler Spachtel erwartet niemand. Er hat Zeit, sich seine davoneilenden Freunde nochmals zu betrachten. Ob die Reisebekanntschaft der feindlichen Brüder von Dauer sein wird? Wird der Musikus die erträumten Triumphe feiern können? Und wird Herr Müller den steilen Berg des Lebens zusammen mit Miß Lucy erklettern? Wer kann das wissen?



Frühling auf der Heide.

(Abdruck verboten.)

Spät naht der Lenz der nordisch-ernsten Heide,
Und zögernd nur erschließt ihr sinnend Auge
Nach tiefem Schlummer sich dem Sonnenkuß,
Den weckend er auf ihre Stirne haucht,
Doch endlich ist nach langem Winterleid
Auch sie erwacht: es schmückt der Ginsterstrauch
Am Hünengrabe sich mit jungem Grün;
In zartem Dufte steht der Föhrenwald,
Und von der Birke schwanken Zweigen tönt
Goldammers traulich-schlichte Hochzeitsweise,
Indes im tiefen, wolkenlosen Blau
Des Himmels hoch ein Wanderfalkenpaar
Breitschwingig kreist in kühnem Minnespiel.

Im Sonnenglanz, wie traumverloren, liegt
Ein strohgedeckter Hof am Hügelhang,
So märchenstill, als wäre Meister Storch,
Der ernsthaft auf dem Schornstein Wache hält,
Sein einz'ger Insaß, — aber, siehe da,
Nun öffnet sich das niedre Gatterthor,
Und in das Freie tritt ein junges Weib.
Goldblondes Haar umrahmt die kräft'ge Stirn,
Und im verblichnen, dürft'gen Wollenkleid
Dasteht sie, fest und stolz, als fühlte sie
Das Drücken des gewicht'gen Spankorbs kaum,
Der von der linken Hand ihr niederhängt,
Und nicht des drallen Bürschleins liebe Last,
Das auf dem rechten Arm sie spielend wiegt,
Und das erstaunt und blinzelnd in den Glanz
Des ersten Frühlings schaut, den es erlebt.



Der Bäuerin folgt, blauäugig, blond wie sie,
Ein muntres Mägdlein, und am Gartenzaun
Reckt auf den Zeh'n es eifrig sich empor,
Neugierig zuzuschau'n dem Immenvolke,
Das summend sich zum ersten Ausflug rüstet.
Leichtfüßig springt die Kleine dann voran,
Und lustig klappt im Takt ihr Holzschuhpaar,
Bis lockend ihr im Wiesengrund ein Meer
Von goldnen Schlüsselblumen lacht entgegen.
Da geht es an ein Pflücken und ein Raffen,
Daß ihre kleine Faust die Fülle kaum
Der holden Frühlingsboten mehr umspannt,
Denn nicht mit leeren Händen will auch sie
Den Vater grüßen, dem aufs Feld hinaus
Die Mutter trägt im Korb sein Vesperbrot.
Schon sieht er sie, für die vom Frühlicht an
Bis Abend er mit magrer Scholle ringt.
Die Ochsen hemmt er, lehnt sich auf den Pflug,
Wischt mit der braunen Hand die feuchte Stirn
Und wartet schweigend an des Ackers Rand.
Und wie sein Weib und seine Kinder er
Den Sandweg dort am Kiefernbusch entlang
Sich nahen sieht, da sinkt von seinen Schultern
Der Mühsal Joch für einen Augenblick,
Und um die wetterharten, hagern Wangen
Spielt leis ein Lächeln, denn auch sein Gemüt,
Wie tief darauf auch liegt der Sorgenstaub,
Fühlt sich vom Gruß des Frühlings angeweht,
Der Einzug hielt im armen Heideland.

Reinhold Fuchs.

Gustav Wasa.

Von

J. Girgensohn.

Mit 16 Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am 12. Mai 1496 wurde Gustav Erichson, genannt Wasa*), auf der Burg Lindholm in Upland geboren. Das Königslos war ihm nicht in die Wiege gelegt. Er hat die Krone durch große Thaten erworben, durch wahrhaft königliche Gesinnung verdient. Die Schweden besitzen daher ein gutes Anrecht, das vierhundertjährige Jubiläum seiner Geburt zu feiern. Er legte den Grund zu der Weltstellung, die Schweden im XVII. Jahrhundert gewann, indem er seine Nation von der politischen Beherrschung durch Dänemark und zugleich von dem wirtschaftlichen Übergewicht der Hansa befreite. Die Umgestaltung der nordeuropäischen Staatengebilde sichert ihm ein Andenken auch in der Weltgeschichte.



Gustav Erichson, genannt Wasa.
Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

Was uns Deutsche mit besonderer Anteilnahme an Person und Thaten dieses Helden erfüllt, ist die Mitwirkung deutscher Ideen an dem Werke, das ihn und seinen Staat erhoben hat. Die Befestigung der königlichen Autorität, die die Voraussetzung von Gustavs Erfolgen im Innern nnd nach außen bildete, gelang nur in Verbindung mit der lutherischen Reformation. Ohne den Anschluß an die deutsch-evangelische Auffassung von der Kirche, wie sie die rechte Mitte zwischen katholischer Hierarchie und demokratischer Schwarmgeisterei hielt, hätte er weder den Unfug aristokratischer Übergriffe noch den Trotz bäuerlicher Beschränktheit überwinden können.

*) Das Geschlecht führte eine Faschine, Wase, im Wappen.

Von Jugend auf ist uns die abenteuerreiche Geschichte Gustav Wasas bis zu seiner Thronbesteigung bekannt. Es soll daher auf diesem Blatt der Erinnerung nur kurz ins Gedächtnis gerufen werden, wie es kam, daß der junge Edelmann die dänische Tyrannei an sich persönlich erfuhr und der Gedanke der Rache und der Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft in seiner Seele aufstieg.

Die Vereinigung der drei Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen war im Jahre 1397 von der dänischen Königin Margarete vollzogen worden. Sie that es keineswegs mit der Absicht, den Norwegern und Schweden die Freiheit zu nehmen, sie wollte die Übermacht der Hansa über die skandinavischen Nationen brechen.

Wie es oft geschieht, daß Brüder nicht einträchtig bei einander wohnen, so wurde auch der Bund der Brüdervölker zu wiederholtenmalen durch Streitigkeiten erschüttert. So sehr sich die Nachfolger Margaretens anstrengten, die Union aufrecht zu erhalten, ihr Ansehen war in Schweden doch gering, und einheimische Große, wie Sten Sture der Ältere, Swante Stur und Sten Sture der Jüngere regierten in Stockholm, dem Namen nach als Statthalter des Dänenreiches, in Wirklichkeit wie schwedische Könige.

Als Christian II im Jahre 1513 in den drei Reichen zur Regierung kam, bestand das feindliche Verhältnis zwischen Schweden und Dänemark fort. Diesem

schwankenden Zustand wollte der junge König ein Ende bereiten. Mutig und geistvoll, zugleich aber rachsüchtig und gewaltthätig, trat er zunächst im eignen Reiche dem Adel und der geistlichen Aristokratie entgegen, die die Macht der Krone beschränkten, und gewann sich weite Kreise des Bürgertums, indem er Gewerbe und Handel hob durch Schutzzölle und durch andere Maßregeln gegen die Vorherrschaft der Hansa. Dann richtete er kühn sein Augenmerk auf Schweden.



Gustav Erichsons Siegel vor seiner Thronbesteigung.

Die Pläne auf Unterwerfung des Nachbarlandes wurden durch die Uneinigkeit der dortigen Stände gefördert. Sten Sture der Jüngere überwarf sich mit dem Erzbischof Gustav Trolle von Upsala; dem letzteren sandte Christian dänische Truppen zu Hilfe. Sten Sture besiegte dieselben in der Schlacht bei Dufwenäs im Sommer 1517, bei welcher Gelegenheit sich Gustav Wasa zum erstenmal auszeichnete. Die Chroniken charakterisieren ihn für diese Zeit als „einen edlen, schönen, verständigen, hurtigen jungen Mann." Sein Vater Erich Johansson, schwedischer Reichsrat und mit den Sture verwandt, wird ein „lustiger und kurzweiliger Herr" genannt, und die Neigung zum Scherz scheint sich auf den jungen Gustav Erichson vererbt zu haben. Oft verstand er es, durch ein treffendes Witzwort einen Gegner zu entwaffnen. In Upsala hat er studiert, aber nur kurze Zeit; der Kriegs- und Hofdienst zog ihn mehr an. Im achtzehnten Lebensjahr kam er an den Hof Sten Stures des Jüngeren, wo er sich der Leitung des welterfahrenen Heming Gad anvertraute. Nach dem oben erwähnten Siege bei Dufwenäs kämpfte er als Träger des schwedischen Hauptpaniers in der Schlacht bei Brännkyrka, durch die der König Christian zu Unterhandlungen gezwungen wurde. Sten Sture trug kein Bedenken, sechs seiner vornehmsten Männer als Geiseln für einen Besuch zu senden, welchen Christian bei ihm abstatten zu wollen vorgab. Gustav war in der Zahl derselben. Sie wurden alle sechs ergriffen,



Ruine des Schlosses Kallö im nördlichen Jütland.

an Bord eines dänischen Schiffes gebracht und nach Dänemark weggeführt.

Gustav wurde einem Verwandten übergeben, Herrn Erich Baner auf Schloß Kallö im nördlichen Jütland. Hier sah der junge Schwede, wie im ganzen Königreich Kriegssteuern ausgeschrieben und auf alle Weise gerüstet wurde. Am Tische seines Wirtes hörte er, wie die dänischen Edelleute voll Übermut scherzend bereits schwedische Belohnungen und schwedische Jungfrauen unter sich verlosten. „Durch dergleichen Schmähungen," heißt es, „wurde Gustav Erichson über die Maßen von Angst benommen, so daß ihm weder Speise noch Trank gut schmecken konnten, wäre er auch besser gespeiset worden, als wie es geschah."



Das Rathaus in Lübeck.

Früh eines Morgens entfloh er in Bauernkleidern aus dem Schlosse, ließ sich von einer kleinen Gesellschaft deutscher Viehtreiber anwerben und gelangte mit ihnen unerkannt nach Lübeck (Sept. 1519).

Sieben Monate blieb Gustav in Lübeck, und hier reiften im Einvernehmen mit dem lübischen Rate jene Pläne, die zur Befreiung Schwedens führten. Dieses Land war unterdessen von den Dänen unterjocht worden. Nur zwei Städte, Calmar und Stockholm, widerstanden noch, merkwürdigerweise von zwei Frauen verteidigt. Zu Frau Anna Bjelke, der Witwe des verstorbenen Kommandanten von Calmar, begab sich Gustav, nachdem er heimlich in der Nähe gelandet war. Die Bürgerschaft aber zeigte sich mutlos; die deutsche Besatzung bedrohte ihn sogar mit dem Tode, so daß er in Bauerntracht in die smäländische Gebirgsgegend zu einigen Landbauern seines Vaters weiterfloh. Rings im Lande herrschten Zwietracht und Verrat. „Die Schweden," heißt es, „waren nun so toll und verblendet, daß sie auf mancherlei Weise Helfer ihrer Bedrücker und Feinde dermaßen waren, wie es diese gern sahen, nämlich durch gegenseitiges Verleumden, Betrügen, Verführen und Verderben." So war der Reichstagsbeschluß in Arboga vom Jahre 1517 in Vergessenheit geraten, wo Sten Sture der Jüngere vereint mit den Ständen geschworen hatte, „lieber mit dem Degen in der Hand zu sterben, als sich dem König Christian zu unterwerfen." Weder bei den

Bauern, noch bei den Edelleuten war Gustav vor Verrat sicher. Sein eigner Schwager Joachim Brahe, bei dem er Schutz suchte, ließ sich zu versöhnlichen Schritten gegen die Dänen bereit finden; Gustav lebte dann einige Zeit verborgen auf dem Erbgute des älteren Sture Räfsnäs. Hier entdeckte er sich dem alten Erzbischof Jacob Ulfsson, der ihn von allem, was in Stockholm und im übrigen Schweden geschah, unterrichtete. Unterdessen vollzog sich die Kapitulation von Stockholm, indem eine einflußreiche Partei von Edelleuten dem Beispiel der hohen Geistlichkeit folgte und im Vertrauen auf die Versprechungen Christians „wider willen des gemeinen Mannes" die Stadt übergab. Am 30. Oktober 1520 wurde Christian als Erbkönig über Schweden anerkannt. Die Urkunde ist auch vom Vater Gustavs untersiegelt. Der alte Erzbischof Ulfsson beredete den Flüchtigen, sich diesem Beschlusse zu fügen, da Widerstand nicht möglich sei; er wollte selbst erfahren haben, daß Gustav begnadigt werden sollte. Während einer Unterredung zwischen dem Erzbischof und seinem bei ihm verborgenen Schützling geschah es, daß ein alter Diener des Joachim Brahe sich bei ihnen einfand und mehr durch Zeichen und Thränen als mit Worten die erste Nachricht vom Blutbade in Stockholm mitteilte. Der Erzbischof verstummte vor Entsetzen, und Gustav begab sich von neuem auf die Flucht. Er nahm seinen Weg nach Darlekarlien. Ende November gelangte er an den Kupferberg. Hier arbeitete er um Tagelohn mit Axt und Flegel und bestand Abenteuer, die für immer im Andenken des Volkes weiterleben werden. Heute zeigt man noch die Scheune, in der Gustav gedroschen und die als „Reichsmonument" erhalten wird; das Gebäude bei Ornäs, wo sein Leben durch das Mitleid und die Entschlossenheit eines Weibes gerettet ward; den Ort im Walde bei Marnäs, wo er drei Tage unter einer umgestürzten Tonne verborgen lag und die Bauern ihm Speise brachten; jenen Ort bei Mora, wo er zum erstenmal die Thalbauern anredete, und so manche andere Örtlichkeit, die mit der Geschichte Gustavs verflochten ist.


Medaille zur Erinnerung an die Befreiung Schwedens durch Gustav Erichson (1522).

Die Grausamkeiten Christians waren jetzt in aller Munde. Er hatte am 9. Februar 1520 die Anerkennung als König unter der Bedingung erlangt, daß er nach Schwedens Gesetzen regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache üben sollte; er hatte alles beschworen und durch Genuß des Sakramentes bestätigt. Am 4. November des Jahres erfolgte die feierliche Krönung in Stockholm. Drei Tage lang dehnte sich das Fest aus, um die Schweden recht sicher zu machen. Am 8. November wurden auf die Anklage des dänisch gesinnten Erzbischofs von Upsala, Gustav Trolle, eine große Anzahl der vornehmsten Schweden ergriffen und angeblich auf Befehl des Papstes hingerichtet. Zwei Bischöfe, viele Reichsräte, Ritter, Ratsglieder und Bürger Stockholms, zusammen vierundneunzig Personen, fielen unter dem Beil des Henkers. Andere wurden gehängt oder auf martervolle Weise umgebracht. In Finnland wurde ein ähnliches Blutbad angerichtet, und Christian ließ sich vernehmen, er wolle alle schwedischen Männer noch so kirre machen, daß keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreiste, wurde das Morden fortgesetzt. Selbst Kinder blieben von seinen Henkern nicht verschont.

So wurde der Boden bereitet, um die Saat der Rache aufzunehmen, die Gustav ausstreute. Zu Weihnachten sprach er zum erstenmal in großer Volksversammlung zu Mora. Er bat die alten Leute, wohl zu bedenken, und die jungen, sich zu erkundigen, welch ein Regiment ausländische Männer in Schweden geführt hätten, und wieviel sie selbst gelitten und gewagt für die Freiheit des Reiches, als vor Jahren Engelbrecht den Aufstand gegen die Dänen versucht; nun liege Schweden unter dem Fuße der Dänen und sein edelstes Blut sei vergossen; sein eigner Vater habe lieber mit

seinen Mitbrüdern, den ehrliebenden Herren, in Gottes Namen sterben, als verschont sie überleben wollen; jetzt möchten sie sich als Männer zeigen, welche die Sklaverei des Vaterlandes abwehren wollten, dann werde er mit Gottes Hilfe ihr Hauptmann sein und um ihre und des Reiches Erlösung und Freiheit Wohlfahrt und Leben wagen!

Wohl war der Erfolg dieser Rede anfangs noch gering. Gustav war ein unbekannter Mann, und soeben hatten die Darlekarlier Christian den Eid der Treue geschworen. Als aber die Grausamkeit der Dänen immer furchtbarer die Bewohner der schwedischen Lande bedrückte und mehrere vom Adel sich Gustav anschlossen, auch Gefle in Norrland sich erhob, entstand eine allgemeine Bewegung im Lande nördlich und westlich von Stockholm. Die Dänen gedachten den Aufstand im Keime zu ersticken und zogen wohlgerüstet an die Dal-Elf. Während Gustav in Gefle den Treueschwur der Gemeine entgegennahm, gewannen seine Anhänger bei Brunnbäks Fähre an



Gustav I Helm.

der Dal-Elf einen Sieg über die Dänen, bei welchen sich auch der Erzbischof Trolle befand. Noch singt man in jener Gegend das Lied:

Schneehuhn und Eichhorn im Baum
Der Thalpfeil trifft gar gut.
Christiern, dem blutigen Henker, wohl kaum
Wird's werden besser zu Mut.

Sie trieben den Jüten in Brunnebäcks Elb,
Das Wasser umsprudelt ihn rings;
Nur that's ihnen weh, daß dem Christian selb
Nicht auch geschah gleicherdings.

So fluchten die Jüten nun alle, gar laut
Anstimmend solch kläglichen Sang:
„Da trinke der Teufel das Porschbier, gebraut
Bei des Dalkarls Ambos und Zang'.



Gustav I Rüstung.

Ende April hatte Gustav ein Heer beisammen, mit dem er die Stadt Westeräs eroberte. Bald fiel ihm Upsala in die Hände. In Stockholm behielten aber noch die Dänenfreunde das Übergewicht. Gustav forderte daher die Stände auf, sich im August zu einem Reichstage in Wadstena zu versammeln. Viele Männer aus allen Ständen folgten seinem Ruf, und hier in Wadstena wurde ihm zum erstenmal die Krone angetragen. Er aber sah, daß es dazu noch zu früh war. „Laßt uns erst," sprach er, „die Dänen stürzen; wenn uns das gelungen ist, können wir einen würdigen Beherrscher wählen." So wurde ihm nur als Reichsverweser Treue und Gehorsam gelobt.

Von jetzt ab betrachtete sich Gustav als Träger der schwedischen Politik. Seine Blicke richteten sich auf die Küsten der Ostsee. Sie hafteten zunächst an dem mächtigen Lübeck, das in seinem Hasse gegen Däne-

mark in der That bereit war, dem neuen Reichsverweser bei der Belagerung Stockholms zu helfen. Es sandte zehn wohlgerüstete Schiffe und 900 Mann Landtruppen, zu denen sich eine Anzahl deutscher Ritter, angelockt durch Gustavs wachsenden Heldenruhm, gesellten. Doch dauerte es noch bis in den Sommer 1523, ehe die Besatzung Stockholms, erschreckt durch die in Dänemark selbst ausbrechende Empörung gegen Christian, kapitulierte. Großes hatte Gustav erreicht, Größeres blieb noch zu thun übrig.

Christian hatte zwar kurz vor dem Fall Stockholms die Krone Dänemarks niederlegen müssen, traf aber sofort Anstalten, in Verbindung mit seinem Schwager, dem Kaiser Karl V, und den Niederländern sie zurückzuerobern. Das stolze Lübeck, das nur zu eignem Vorteil sich in den Kampf andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden anderen Handel als mit den Hansastädten zu untersagen.

Diese Verhandlungen waren auf einem Reichstage, den Gustav nach Strengnäs berufen hatte, geführt worden, noch ehe Stockholm kapitulierte; hier war es, wo die anwesenden Stände ihre Stimmen vereinigten, um Gustav die Krone anzubieten. Als er sie ablehnte, beschworen ihn seine Anhänger mit Thränen, das Vaterland in der Gefahr nicht zu verlassen, bis er endlich nachgab. Am 7. Juni 1523 nahm er die Königswürde an. Es war zugleich die Antwort der schwedischen Stände auf das Begehren des neuen Königs von Dänemark,





Medaille zur Erinnerung an die Krönung Gustav I in Upsala (1528).

gemischt hatte, erhob Schweden gegenüber Ansprüche, wie nie zuvor. Gustav, im Innern von einer mächtigen Partei, die von der hohen, noch katholischen Geistlichkeit geführt wurde, nicht anerkannt, von dem Neide seiner eigenen Standesgenossen bedroht, von Geldmangel gedrückt, mußte sich entschließen, zunächst dem deutschen Kaufmann die unerhörtesten Zugeständnisse zu machen, da er den Lübeckern die verlangten Entschädigungssummen für die Kriegsaufwendungen nicht bezahlen konnte. Er versprach, ohne den Willen der Lübecker keinen Vertrag mit Dänemark einzugehen; den Hansastädten im Notfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hansastädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und Friedrichs I, sich ihm der calmarischen Union gemäß zu unterwerfen.

In diese Zeit der politischen Erhebung fallen auch die Anfänge der Reformation in Schweden.

Am 30. September des Jahres 1518 schrieb der Vorsteher des Birgittenhauses in Rom, Petrus Magni, an den Konvent im Heimatlande: „Nun ist es ein Jahr, daß ein Doktor vom St. Augustiner-Orden in Deutschland an einer Universität, welche Wittenberg heißt, viele conclusiones gegen den Ablaß schrieb, und er sandte sie weit umher und auch hierher an den Papst. Und hätte der Papst ihn hier, so würde er ihm das Maul verbrennen. Allein er hat Leute, die ihn schützen. Ein anderer Doktor hier in Rom schrieb auf Befehl des Papstes eine Antwort darauf. Während er aber die Schlinge zu lösen meinte, schürzte

er den Knoten. Ich übersende Euch die ganze Materie mit diesem Briefe. Ich habe gelesen, wie der Ablaß entstanden ist. Der Boden ist ziemlich locker. Allein die poenitentia ist der sicherste Weg. Darauf will ich sterben."

Solche Kunde fiel in Schweden auf einen nicht ganz unvorbereiteten Boden. Hatte doch die heilige Birgitta selbst ihre Zweifel über die Brotverwandlung ausgesprochen und war auch sonst unter dem Volk schon bisweilen gegen die Abgaben, die den Priestern und Bischöfen gezahlt werden mußten, Widerspruch erhoben worden. Auch hatte es nicht an Ketzereien gefehlt. Bedeutungsvoll war, daß gerade jetzt, 1519, ein Mann von seinen Studien auf dem Festlande nach Schweden zurückkehrte, der die ganze, die Welt erschütternde Streitfrage vom Ablaß nicht nur aus den Büchern kannte, sondern selbst zu den Füßen Luthers gesessen hatte, als dieser durch seine 95 Thesen dem päpstlichen Ablaßverkäufer kühnlich entgegengetreten war. Olaus Petri, aus Örebro gebürtig, war 1516 nach Wittenberg gekommen und hatte mit anderen Studenten die Gegenthesen, welche Tetzel gegen Luther gerichtet hatte, vor dem Universitätsgebäude verbrannt. Nach seiner Rückkehr in die nordische Heimat erlangte er das Diakonat an der Domkirche zu Stregnäs (1520) und wirkte in seiner feurigen Weise auf den Archidiakonus derselben Kirche, den ihm an Jahren überlegenen Laurentius Andreä, in lutherischem Sinne mächtig ein. Bald schuf sich Petri eine Gemeinde, die seinen originellen Predigten mit Begeisterung folgte. Es kam ihm dabei zustatten, daß außer dem Bischof Brask von Linköping und dem hochbetagten Bischof Ingemar in Wexiö kein für ein schwedisches Stift geweihter Bischof im Lande war. Denn wie die Bischöfe von Stregnäs und Skare in Stockholm unter dem Henkerbeil geblutet hatten, waren auch die von Abo und Westeräs mit Tode abgegangen. Da war Gefahr im Verzuge, und der Papst schickte den Legaten Johann Magni, um die hier im Norden aufkommende Ketzerei im Keime zu ersticken.

Alles kam nun darauf an, wie der neue König sich zu der Streitfrage stellen werde. Gustav mochte wohl von den Mißbräuchen und Übelständen in der Kirche durch den oben erwähnten Heming Gad am Hofe Sten Stures mehr vernommen haben, als seiner Verehrung gegenüber der Geistlichkeii zuträglich war. Es blieb auch nicht unbemerkt, daß jener Laurentius Andreä, der den Einfluß Petris erfahren hatte, im Jahre 1523 dem Hofe näher trat; er wurde erst als Ökonom, dann als Sekretär des Königs angestellt. Jetzt berief Gustav einen Reichstag nach Stregnäs, an den Herd der reformatorischen Bewegung; Laurentius Andreä und seine Schüler predigten dort frei und öffentlich.

Dort erschien nun auch der päpstliche Legat mit der Forderung, die lutherischen Meinungen zu beseitigen. Solche Forderung wurde von manchem der Anwesenden unterstützt, so von Thure Jönson, den Gustav nur durch Verleihung von großem Lehn zu gewinnen vermocht hatte. Der Reichsrat erwiderte, natürlich unter dem Einfluß des Königs, zunächst seien die bischöflichen Verhältnisse zu ordnen, der Erzbischof Troll, der sich an die Dänen geschlossen, sei abzusetzen, die vakanten Bistümer seien mit neuen Kirchenhirten zu versorgen. Nicht

König Gustav I eigenhändiger Namenszug.

ungeschickt stellte Gustav dem Legaten Magni das durch Trolls Abfall erledigte Bistum Upsala in Aussicht. Zugleich wußte er ihn durch persönliche Liebenswürdigkeit derart zu bezaubern, daß Magni bereit war, wieder umzukehren und sich in Rom zum Erzbischof machen zu lassen, ohne die Lutheraner weiter anzugreifen. Da aber lief ein geistlicher Befehl ein, Troll in Upsala wieder einzusetzen. Magni wurde unsicher, ob er dem Befehl folgen sollte, Gustav wies diese Forderung des Papstes entschieden zurück. Am 1. Oktober fertigte er eine geharnischte Erklärung an die Kardinäle aus, nach welcher er die Autorität der heiligen römischen Kirche anerkannte und sich erbot, für dieselbe sein Blut zu vergießen, wenn nur Seine Heiligkeit nicht Forderungen stellte, wie die Wiedereinsetzung Trolls, die den Frieden seines Volkes bedrohen. In dem Falle wäre er bereit, Vernunft und Billigkeit höher zu stellen, als alle Autorität. Er wolle dann selbst über die Kirchen und die christliche Religion in seinen Landen so verfügen, wie er glaube, daß es Gott und allen christlichen Fürsten gefallen werde. Auch dem Papste selbst erklärt er, wenn die von ihm bezeichneten Bischöfe nicht geweiht würden, so wolle er lieber die dazu auserwählten Männer von dem höchsten Pontifex, Christus, bestätigen lassen, als ruhig zusehen, wie die Kirche durch Saumseligkeit des Apostolischen Stuhles in Verfall gerate. So stand schon hier auf dem Wahlreichstage zu Stregnäs der Bruch mit Rom in Aussicht, sowie, daß der König für diesen Fall die ganze Nation hinter sich haben werde.

An den Legaten richtete Gustav die



Olaus Petri.



Laurentius Andreä.

Worte: wenn seine, des Königs, Langmut und Güte nichts ausrichte, so wolle er Strenge walten lassen und der Knechtschaft des Volkes unter einem unerträglichen Joche ein Ende machen. Unter solchen Umständen schien es der päpstlichen Kurie geraten, vorläufig nachzugeben, und sie gestand Johann Magni, bis Trolls Sache entschieden wäre, die Verwaltung des Erzbistums Upsala zu. Zugleich wurde Olaus Petri nach Stockholm berufen, wo namentlich durch die deutschen Einwohner Luthers Sache viele Verehrer gewonnen hatte. Petri verheiratete sich im selben Jahre wie Luther, wogegen der Protest des Bischofs Brask von Linköping ebenso ohnmächtig war, wie gegen das Unternehmen, die Bibel in die Volkssprache zu übersetzen. Man wußte, welch kräftigen Impuls die Bibelübersetzung in Deutschland der Bewegung gegeben, und es entspann sich daher, nachdem die Frage einmal aufgeworfen war, ein lebhafter Streit zwischen den altgläubigen Geistlichen und den Anhängern der neuen Lehre. In dieser bedenklichen Situation wandte sich der König an den Legaten Magni und stellte ihm vor, wie „fast alle Völker“ eine Übersetzung des Neuen Testaments, wenn nicht der ganzen Bibel, besäßen, wie die Priester, welche keinen rechten Schulunterricht genossen hätten, einer solchen bedürften, und wie dadurch am leichtesten der religiösen Spaltung gesteuert werden könnte. Er wolle daher, daß Magni die Übersetzung vornähme, ein Werk, das eines Erzbischofs, des Oberhauptes der schwedischen Kirche, wohl würdig wäre. Und gleichsam, um ihn nicht mit Arbeit zu überbürden, gab er ihm den Rat, sich von den übrigen Prälaten des Landes dabei helfen

zu lassen. Was sollte der Legat thun? Dem König allein verdankte er seine erzbischöfliche Stellung; ging er auf den Antrag ein, so konnte er mit der größten Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß seine Mitarbeiter säumig sein würden, und daß er die Übersetzung, wenn sie zustande käme, als ungenügend zurückweisen könnte. Wie nun aber, wenn unterdessen eine andere Übersetzung erschien? Sie ließ sich jetzt, wo der erste Geistliche des Kaisers sich für die schwedische Bibel erklärt hatte, unmöglich als eine vom König ausgegangene Ketzerei verdammen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1526 erschien diese Übersetzung ohne Namensnennung zur Entrüstung des Bischofs Brask, zur Freude aller Lutheraner, und das Merkwürdige geschah, daß die Prälaten selbst die Priester aufforderten, die schwedische Bibel vom Gelde der Kirche zu kaufen, da man sonst fürchten müßte, daß in dem Kampfe der Geister die Laien den Priestern, die die Vulgata meist nicht verstehen konnten, gar zu überlegen werden möchten.



Katharina von Sachsen-Lauenburg, Gustav I erste Gemahlin.

Aus allen diesen Schritten des Königs scheint doch die Wahrheit dessen hervorzugehen, was er im Jahre 1540 an Luther schrieb: „Wir seynd bald vom anfang unsers Königlichen Regementz dem wahren und laudtern Gotts wordt (so viel uns von Gott gnad und verstand darzu verliehen) anhängig gewesen.“ Solches ging noch mehr aus dem Verhalten Gustavs in der Frage von den geistlichen Gütern und Pfründen hervor. Er vermied es zwar von einer Besteuerung der Kirche zu reden, er wollte nur Anleihen bei ihr machen und sich verpflichten, dieselben zurückzuerstatten, wenn er und das Reich sich in besseren Umständen befinden würden. Zu einer solchen Anleihe ließ er sich von der Wahlversammlung zu Strengnäs förmlich ermächtigen, und kaum hatte er seinen Einzug in Stockholm gehalten, so gingen die bezüglichen Schreiben nach allen Teilen seines Reiches hin ab. „Wir werden genötigt,“ schreibt er an ein Stift, „hier wie anderwärts von Kirchen und Klöstern anzuleihen. Deshalb sollt Ihr unverdrossen aus Euren Kirchen und Klöstern die Kleinodien, Monstranzen, Kelche oder, was sich sonst vorfindet, und so viel runde Münze, wie da ist, wegnehmen und sie ohne allen Verzug bei unserer Gunst und Freundschaft hierher schicken.“ Als ihm der Bischof Brask vorstellte, wie sehr dies gegen das Recht der Kirche verstieße, antwortete Gustav: „Wißt Ihr nicht, daß Not das Gesetz bricht, nicht allein Menschengesetz, sondern auch Gottesgesetz?“

Diese und andere Auflagen hatten nun aber zur Folge, daß die Feinde der neuen Bewegung zu wühlen begannen, und wo man es am wenigsten erwartet hätte, in Darlekarlien bereitete sich eine Gegenerhebung vor. Die Bauern am Dal-Elf



Margareta Lejonhufvud,
Gustav I zweite Gemahlin.

hatten sich das Leben in nationaler Unabhängigkeit, für deren Besitz sie weder Blut noch Eigentum geschont, doch anders vorgestellt, wie es sich nachher gestaltete. In den unsicheren Zeiten stiegen die Lebensmittel im Preise, die Ernten waren verdorben, und die ärmeren Bauern hatten kein Korn zur Aussaat. Solche, die Vorräte hatten, zogen davon Vorteile. Die königlichen Vögte erhoben nichtsdestoweniger den Zehnten zu gunsten der Krone, so daß ein allgemeiner Aufstand unter den Massen begann.

Den Darlekarliern gegenüber vermied Gustav die Mittel der Gewalt, er verhieß ihnen Amnestie und die Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung, ja er gab sogar seinen Vögten den Auftrag, den Leuten Geld zu versprechen, wenn sie sich zusammenrotten würden, um die aufständischen Geistlichen zu ergreifen. Die Rebellen liefen in der That auseinander, die Rädelsführer suchten in Norwegen Schutz.

Ebenso wußte Gustav die Unzufriedenen in anderen Teilen des Reiches zu besiegen. Zur Osterzeit des Jahres 1527 beraumte er eine Versammlung nach Westerås an, der Vertreter aller Stände beiwohnen sollten.

Auf die königliche Proposition, die Kirchensteuern zu erhöhen, erklärte Bischof Brask, er wisse wohl, daß er seinem Könige Treue gelobt habe, aber nur soweit dieselbe mit dem Gehorsam gegen den Papst vereinbar wäre. Aus diesem Grunde könne er seine Zustimmung nicht geben.

Dann, brach Gustav aus, möge er nicht länger König bleiben. Nässe und Trockenheit, Pest und Teuerung, alles lege man ihm zur Last. Der erste beste Priester dürfe sich über ihn erheben und ihn meistern. Wer wolle unter solchen Verhältnissen regieren? Und doch habe er nicht aus Ehrgeiz, sondern nur um seines unglücklichen Volkes willen sich bewegen lassen, den Thron zu besteigen. Dazu wäre sein eignes Vermögen für die allgemeine Wohlfahrt aufgegangen: dieses Vermögen fordere er jetzt zurück. „Dann," fügte er hinzu, während Thränen seine Stimme erstickten, „dann will ich in die Fremde ziehen und niemals mehr mein blindes und undankbares Vaterland wiedersehen." Mit diesen Worten eilte er aus dem Saale in das Schloß und versammelte hier seine treuesten Hofleute um sich. Die Reichsversammlung war so bestürzt, daß sie zunächst ratlos auseinanderlief, dann aber trotz der Opposition der Geistlichen alles bewilligte, was Gustav forderte und noch viel mehr. Man beschloß: 1. daß alle Stände die gemeinsame Verpflichtung hätten, jedem Aufruhr zu widerstehen und die Regierung gegen innere und äußere Feinde zu verteidigen; 2. daß der König berechtigt sei, über Klöster und Kirchengüter zu verfügen; 3. daß dem Adel das Recht zustehe, alles Gut und Eigentum, das seit dem Jahre 1454 an die Kirchen und Klöster gekommen, sofern der Erbe durch Eidschwur von zwölf Männern sein Anrecht beweisen könne, wieder an sich zu nehmen, und 4. daß die Prediger das reine und lautere Gotteswort frei verkündigen sollten und das Evangelium in allen christlichen Schulen gelesen werde.

Auf Grund dieser Beschlüsse schritt Gustav nunmehr zu durchgreifenden Re-



Katharina Stenbock,
Gustav I dritte Gemahlin.

formen. Jetzt erst fühlte er sich König und ließ sich feierlich im Dome von Upsala krönen (12. Januar 1528). Olaus Petri hielt die Festpredigt über den Text: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat." „Der Apostel," meinte er, „nimmt keinen davon aus, weder Papst, Bischöfe, noch Prälaten."

So stand Gustav Wasa auf dem Höhepunkt seiner Macht. Wenn man ihn sah, heißt es, so gewahrte man in ihm vor auswärtige Herren in zwangloser Weise. Auch Damen durften nicht fehlen. Man spielte und scherzte. „Täglich nach aufgehobener Tafel," heißt es, „war eine Stunde angesetzt, wo alle Herren im Ballsaal erschienen. Dahin kam dann die Hofmeisterin mit den Damen, und die Spielleute des Königs spielten ihnen auf." Zucht und Sitte wurde dabei beobachtet; nie hat sich Gustav von einer Dame beeinflussen lassen. Ein paarmal in der Woche ritt er



König Gustav I Grabdenkmal im Dom zu Upsala.

allem eine kräftige nordische Gestalt. Er war von proportioniertem Körperbau, vollem blonden Haupthaar und Bart, und frischer Gesichtsfarbe. Wohl hatte er einen eher wilden als leutseligen Blick; er war ja auch kein geborener Herrscher, der sich in ruhigem, unangefochtenem Besitz der Krone befand, sondern durch eine volkstümliche Bewegung emporgekommen, und stets bedacht, sich in seiner Gewalt vor Aufruhr und Widerstand zu sichern.

Der Hof vereinigte einheimische und mit seiner Hofgesellschaft aus. Der Jagd und dem Würfelspiel war er eifrig ergeben, und in allen körperlichen Übungen, an denen er selbst Gefallen fand, ließ er auch die Pagen unterweisen, die sich an seinem Hofe aufhielten. Wer sich darin hervorthat, den belohnte er mit einem goldenen Ring oder einer Perlenschnur oder dem Rechte des ersten Tanzes auf dem nächsten Balle; so war der Hof eine Schule nicht für Ritter im alten Sinne des Wortes, sondern für Kavaliere, wie es dem Zu-

schnitt der modernen Monarchie entsprach.

Bei aller Schlauheit, welche der König in der Behandlung der Menschen zeigte, darf man ihn doch nicht tückisch nennen, auch hart und grausam erschien er nur da, wo die Staatsraison es verlangte. Armen und Kranken gegenüber war er stets ein milder Herr, und im persönlichen Umgang vermochte niemand seiner Liebenswürdigkeit und Munterkeit zu widerstehen.



Prinzessin Cecilia, Tochter Gustav I.

Dennoch fehlte es nicht an Klagenden und Murrenden. Die Häupter der katholischen Partei zogen aus dem Lande und verbanden sich mit dem vertriebenen Dänenkönig Christian II, doch bald wurde derselbe von seinem Nachfolger Friedrich gefangen genommen und damit die Hoffnung der katholischen Partei für immer vernichtet.

Ein lästigerer Feind der aufsteigenden Größe Schwedens wurde Lübeck, als nach dem Tode des Königs Friedrich in Dänemark Thronstreitigkeiten ausbrachen (1533). Unter dem kühnen Volksführer Jürgen Wullenweber, der den patrizischen Rat gestürzt und ein demokratisches Gemeinwesen aufgerichtet hatte, schien die alte Travestadt noch einmal dazu berufen, dem deutschen Kaufmann die ausschließliche Handelsherrschaft auf der Ostsee zu verschaffen. In die dänischen Händel wagelustig sich einmischend, hatte Wullenweber bereits Kopenhagen besetzt, als seine eigne Partei, der Mühen und Kosten des Krieges überdrüssig, gegen ihn sich erhob. Als er nach Lübeck zurückkehrte, weigerte man ihm den gewohnten Gehorsam. Der alte Rat wurde wiederhergestellt, und die Hansa erkannte gegen bescheidene Handelsprivilegien den neuen dänischen König Christian III an, der jetzt im Bunde mit Gustav Wasa das nationale Handelsinteresse der skandinavischen Nationen vertrat. Wie der Protestantismus, so war auch das monarchische Princip bei den Dänen und Schweden zu dauerndem Siege gelangt. Was Wullenweber in hohem Fluge erstrebt, eine Erneuerung der Hansa in einem großen, die deutschen Städte an allen Küsten der Ostsee umfassenden Bunde auf demokratischer Grundlage, war gescheitert, weil diese Ideen dem Geiste einer Zeit entgegenliefen, in der dem Handel durch die Entdeckung fremder Weltteile ganz neue Bahnen eröffnet wurden und die Engherzigkeit der hanseatischen Principien zur Unmöglichkeit geworden war.

Neben dem bürgerlichen Demokraten steht Gustav Wasa darum so groß da, weil er die europäische Zeitströmung begriff, eine starke Monarchie begründete und so nicht nur für sich, sondern auch für die nachfolgenden Generationen wirkte. Von Gustav Wasa an bewegt sich die Geschichte Schwedens über ein Jahrhundert in aufsteigender Linie, obgleich Erich XIV, Gustavs Sohn und Nachfolger, weder an Geist noch an Gemüt seinem großen Vater ebenbürtig war. Die schlechten Eigenschaften seines Erstgeborenen bereiteten dem König Gustav bis zum Ende seines Lebens noch manche sorgenvolle Stunde. Als er am 29. September 1560 starb, da trauerte sein Volk um ihn in banger Erwartung, was die nächste Zukunft bringen könnte. Wie sollten wohl der König und seine dankbaren Schweden ahnen, daß einst ein Größerer das begonnene Werk fortsetzen werde!



Medaille zur Erinnerung an den Tod und das Begräbnis König Gustav I.



Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Dem Engländer Lewes verdanken wir eine bis heute unübertroffene Biographie Goethes, der Engländer Houston Stewart Chamberlain bietet uns eine Biographie Richard Wagners. (Richard Wagner. Mit zahlreichen Porträts, Faksimiles, Illustrationen und Beilagen. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.) Biographie ist eigentlich nicht das rechte Wort. Denn wer über das wechselvolle, an Enttäuschungen und endlichen Erfolgen überreiche Leben Richard Wagners in seinen Einzelheiten eingehend unterrichtet sein will, der findet in dem Werke Chamberlains wohl weniger, als er erwartet und wünscht, — er wird Glasenapps „Leben Richard Wagners“ zu Hilfe nehmen müssen. Chamberlains Richard Wagner ist mehr eine eingehende Charakteristik und eine Schilderung der Entwicklung des Meisters, als ein biographisches Werk. Der Standpunkt des Verfassers basiert auf begeisterter Verehrung für den Künstler, wie für den Menschen. Trotzdem weiß er in seiner Darstellung ein künstlerisches Maß zu halten; Feinde Richard Wagners werden vergebens nach jenen Übertreibungen suchen, durch die Wagners Freunde dem Meister vor Zeiten mehr geschadet als genützt haben. Um von der Auffassung und der Darstellung Chamberlains eine Probe zu geben, zitiere ich, was der Verfasser über die Beziehungen Richard Wagners zu König Ludwig II sagt: „Man hat versucht — und man fährt noch heute fort — von dem schönen Verhältnis, das zwischen dem König und Wagner bestand, ein vollkommen gefälschtes Bild zu geben. Die Freundschaft des Königs sei ‚nicht aufrichtig‘ gewesen, der König habe einen Charakter ‚ohne jede Hingebung‘ besessen; Wagner aber habe seine Stellung zu politischen Zwecken mißbrauchen wollen zc. Schon daß diese Er-



Kapitelschlußstück von A. Frenz. Aus: Houston Stewart Chamberlain „Richard Wagner,“ Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann, München.

zählungen und Beschuldigungen sich widersprechen, sollte ihre Richtigkeit darthun. Verschiedene ernste Memoiren der letzten Jahre haben aber dazu gedient, die alten Fabeln wieder aufzufrischen. Der eine Erzähler behauptet, Wagner hätte ‚eine nationale, auf den Anschluß an Preußen gegründete Politik' getrieben, der andere sagt, er sei ‚voll Widerwillen gegen Preußen' gewesen, und so geht es weiter. Der Anspruch, auf ‚persönlichen Erinnerungen' zu beruhen, verleiht diesen verschiedenen Märchen nicht das geringste Gewicht; denn die ‚Erinnerungen' von Leuten, die über die wahren Vorgänge schon damals nur sehr fragmentarisch unterrichtet waren und denen jede Kompetenz zu ihrer richtigen Beurteilung abging, können doch nicht durch die Zeit an Wert gewinnen. Es ist ein eigentümliches Vorurteil, Geschwätz, das fünfzig Jahre im Keller eines nicht sehr hellen Verstandes gelegen hat, nunmehr als wertvollen Beitrag zur Geschichte zu betrachten. Wein mag durch Alter an Gehalt gewinnen, ‚Erinnerungen' aber nicht! — Wirkliche, echte Dokumente über diese tragische Münchener Zeit werden später noch zur Veröffentlichung gelangen. Wir bedürfen ihrer jedoch gar nicht im mindesten, um das Verhältnis zwischen dem König und dem Meister richtig zu beurteilen und die Richtigkeit des Ammenmärchens von dem politischen Intriganten Wagner darzuthun. Was den König anbetrifft, so hat er durch zwanzig Jahre unwandelbarer Treue und steter Opferwilligkeit seine ‚Aufrichtigkeit' und seine ‚Hingebung' bewiesen; von Wagner besitzen wir aber schon genug gedruckte Briefe aus jenen Jahren — ganz abgesehen von seinen Schriften — um über sein Verhalten genau unterrichtet zu sein. Und da finden wir bestätigt, was wir auch ohne diese Briefe hätten vermuten müssen: da König Ludwig nicht allein Wagners Musik bewunderte, sondern ihn selber liebte und verehrte, wie er nie einen anderen Menschen geliebt und verehrt hat, da der König in Wagner einen Geist erkannte, der seine ganze Umgebung und seine ganze Zeit überragte, so war es unvermeidlich, daß der Künstler Einfluß auf den Monarchen ausübte, er mochte es wollen oder nicht. Wir brauchen hier gar nicht an thatsächliche Ratschläge zu denken, noch weniger an politische Kombinationen; die bloße Gegenwart eines solchen Mannes beeinflußt jeden Gedanken. Und sehen wir Wagner (nach seiner Abreise aus München) solche Worte wie die folgenden schreiben: ‚Die Zeit der Prüfung für den König ist da: er wird sie bestehen. Sehen Sie ihn erstarken, dann rufen Sie mit mir: Heil Deutschland!' — so wissen wir, nach welcher Richtung dieser schweigende Einfluß sich fühlbar machte. Ebenso natürlich wie die Liebe des Königs für Wagner war nun der Haß, den die Mächtigen am Hofe gegen ihn empfanden; ein Haß, der gerade dadurch genährt wurde, daß Wagner jedem Versuch, seine Stellung zur Beeinflussung des Königs zu mißbrauchen, die gebührende Zurückweisung erteilte! In welche unerträgliche Lage der Meister hierdurch bald geriet, beweisen uns seine Briefe; zugleich beweisen sie uns, wie erlogen die Berichte über seinen ‚politischen Ehrgeiz' sind. Schon 1864, wenige Monate nach seinem ersten Eintreffen in München,



Richard Wagner. Von L. von Lenbach
Nach einer Heliogravure aus: Houston Stewart Chamberlain „Richard Wagner."
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann, München.

sehen wir ihn voller böser Vorahnungen; sein scharfer Geist hatte bald erkannt, daß er sich hier in einer situation sans issue befinde. ‚Seit meiner verheißungsvollen Berufung nach München entging es mir keinen Augenblick, daß der Boden, auf welchem ich zur Verwirklichung ungemeiner Kunsttendenzen gestellt war, nicht mir und diesen Tendenzen gehören konnte,‘ berichtet Wagner. Was sollte er aber thun? In einem ergreifenden Brief vom Februar 1865, in welchem Wagner seine Sehnsucht nach Ruhe und Abgeschiedenheit ausspricht, fährt er fort: ‚Nun muß ich schaudern, wenn ich, nur an meine Ruhe denkend, mich in die hierfür gedeihlichen Schranken zurückziehen will, um ihn — seiner Umgebung zu überlassen. Mir bangt es in tiefer Seele, und ich frage meinen Dämon: warum mir dieser Kelch? Warum da, wo ich Ruhe und ungestörte Arbeitsmuße suchte, in eine Verantwortlichkeit verwickelt werden, in welcher das Heil eines himmlisch begabten Menschen, vielleicht das Wohl eines Landes, in meine Hände gelegt ist? Wie hier mein Herz retten? Wie dann noch Künstler sein sollen? — Ihm fehlt jeder Mann, der ihm nötig wäre! — — — Meine Sehnsucht nach der letzten Ruhe ist unsäglich: mein Herz kann diese Schwindel nicht mehr ertragen!‘ März 1865 schreibt Wagner an Roeckel: ‚Ich sehne mich nur fort — in einen schönen Winkel Italiens — fremd — als Lazzaroni — meine armen Nerven zu pflegen: aber wie kann ich diesen jungen König verlassen, in seiner scheußlichen Umgebung, mit seinem Herzen wunderbar an mich gekettet? — So steht es, was werde ich sollen, was werde ich können? — Das frage ich mich und weiß noch keine Antwort: kein Mensch auch kann sie mir geben! Ich bin zu müde!‘ — Andere Briefe, aus 1866, bezeugen, wie schmerzlich der König von Wagners Entschluß, nicht mehr in München sich niederzulassen, betroffen ward. Der König hatte nur eine vorübergehende Entfernung im Sinne gehabt und beschwor den Meister, zurückzukehren; dieser aber war nicht dazu zu bestimmen; er schreibt: ‚Es kostete mich in Betreff der Gefühle, welche in mir hier niederzukämpfen waren, große mühevolle Not, bei meinem Entschlusse zu verharren und dem herrlichen jungen Manne dies anzukündigen. Doch — wird es nun dabei bleiben?‘ — Daß Wagner ein einiges starkes Deutschland herbeisehnte, das unterliegt, wie gesagt, keinem Zweifel; in diesem selben Briefe schreibt er: ‚Dies eine wird mir immer klarer — mit Deutschlands Wiedergeburt und Gedeihen steht und fällt das Ideal meiner Kunst: nur in jenem kann dieses gedeihen!‘ und Juni 1866 schreibt er an Graf Enzenberg: ‚Nur das Deutschland, das wir lieben und wollen, kann mein Ideal verwirklichen helfen.‘ Ganz unzweifelhaft wird auch dieses Deutsche, welchem König Ludwig nicht allein in Wagners Schriften, sondern in seinem ganzen Wirken und Wesen überall begegnete, von bestimmendem Einfluß gewesen sein in den kritischen Tagen, die jetzt bald Deutschlands Schicksal entscheiden sollten. Um diesen Einfluß auszuüben, brauchte Wagner aber keine Verschwörung anzuzetteln, sondern nur das zu sein, was er war, ein deutscher Dichter und Denker: wer ihn verstand, stand auch unter seinem Einfluß. Das war bei König Ludwig der Fall. — Auf diesen Gegenstand sah ich mich gezwungen, näher einzugehen. Die namenlosen Verunglimpfungen, die Wagners Person und sein Charakter von den Zeitungen zu erdulden hatten, können wir mit gebührender Verachtung der Vergessenheit preisgeben; das Verhältnis zwischen ihm und dem König dürfen wir aber nicht entstellen und fälschen lassen; denn hier stehen ganz andere Interessen auf dem Spiele — ‚historische Lügen‘ führen ein gefeites Leben, und gar mancher, der hier den Künstler verleumdet, hat nichts anderes im Sinn, als den König zu schmähen.“ So urteilt Chamberlain von seinem sicher vornehmen, aber vielleicht nicht sehr weitsichtigen Standpunkt aus. Man wird ihm recht darin geben müssen, daß Wagners Einfluß auf den König ein ungewollter, unwillkürlicher gewesen ist, und daß Wagner nichts ferner gelegen hat, als diesen Einfluß auf Dinge geltend zu machen, die außerhalb seiner eigensten künstlerischen Interessen lagen. Auch an Wagners deutscher Gesinnung und Empfindung können nur diejenigen zweifeln, die seine Werke nicht kennen oder nicht verstehen. Aber man kann das Gute wollen und doch Unheil schaffen, — das kann dem Redlichsten passieren. Die Frage, ob der Einfluß Wagners und Wagnerscher Kunst auf einen Mann von krankhafter Gemütslage ein günstiger oder ein ungünstiger gewesen ist, wird durch das Zugeständnis nicht erledigt, daß Wagner das Beste wollte. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man diejenigen, welche die Trennung Wagners von König Ludwig durchsetzten, zweifellos milder beurteilen, als es Wagner that und nach Wagner Chamberlain thut. — Besondere



Kapitelschlußstück von A. Frenz. Aus: Houston Stewart Chamberlain „Richard Wagner,“ Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann, München.

Erwähnung verdient die vornehme Ausstattung des Chamberlainschen Buches, von dessen reichem Bilderschmuck die Leser nebenstehend einige Proben finden. Merkwürdigerweise findet sich unter den vielen Porträts von Wagner und von um Wagner verdienten Männern und Frauen, die dem Buche beigegeben sind, nicht ein einziges Porträt von Frau Cosima Wagner. Das ist so auffallend, daß über die Absichtlichkeit dieses Fehlens gar kein Zweifel bleiben kann. Zu denen, die der Meinung sind, daß Frau Cosima Wagner zwar mit ungewöhnlicher Energie das Fortbestehen der Bayreuther Festspiele gerettet, ihnen aber auch einen internationalen Stempel aufgedrückt habe, der zu den Werken und zu dem Wollen des Meisters im schroffsten Gegensatz stehe, gehört Chamberlain offenbar nicht. So mögen vielleicht diejenigen recht haben, welche das Fehlen des Porträts von Frau Cosima Wagner mit der Absicht des Verfassers erklären, seinem Werke über Richard Wagner ein gleiches über seine Witwe folgen zu lassen. In diesem Falle kann man begierig sein, wie sich Chamberlain, der die deutsche Seele Richard Wagners in ihrer ganzen Tiefe nachzuempfinden weiß, mit den internationalen Kunstabenden in Bayreuth, wie sie sich unter der Leitung von Frau Cosima Wagner gestaltet haben, abfinden wird.

Wenn Prinz Viktor Napoleon, der Prätendent auf den französischen Kaiserthron, nicht ein so musterhaft stillvergnügtes Privatleben in Brüssel führte, könnte man aus den in den letzten Jahren in Frankreich erschienenen Prachtwerken, die sich alle mit der Verherrlichung des ersten Napoleon befassen, beinahe schließen, daß die Aussichten der Napoleoniden sich stark zu bessern beginnen. Dem Zweck, den ersten Napoleon zu verherrlichen, dient auch ein Werk von Joseph Turquan: Die Kaiserin Josephine (Mit neun Illustrationen. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig). Sollte das Buch diesen Zweck wirklich erfüllen, so wäre damit allerdings eine traurige Geschmacksverrohung der französischen Nation konstatiert. Wie ein Opfertier schlachtet der Verfasser die arme Josephine, um den großen Napoleon in ihrem Blute reinzuwaschen und als einen Gemütsmenschen erster Klasse zu zeigen. Jeder Kammerfrauenklatsch erscheint dem Kritiklosen als eine beglaubigte Thatsache, und indem er einen Haufen von Schmutz zusammenkehrt, glaubt er darunter eine Frau begraben zu haben, deren Anmut und Liebenswürdigkeit beinahe die einzigen erfreulichen Bilder in der mit Blut geschriebenen Napoleonischen Legende bieten, und die, trotzdem sich Napoleon von ihr trennte, doch in der Geschichte unzertrennlich neben ihm lebt. Nach Turquan war Josephine nichts als eine leichtfertige, verschwenderische, launenhafte Frau, die den Kaiser beständig quälte und nur dem einen Gedanken nachhing, sie könne ihre Schönheit und damit die Liebe ihres Gemahls einbüßen. Wäre die Kaiserin Josephine ein leibhaftiger Engel gewesen, der sie gewiß nicht war, sie würde es Herrn Turquan nicht recht gemacht haben. Drückt sie beide Augen zu, um die Untreue Napoleons nicht zu sehen, so nennt Turquan sie frivol. Macht sie dem Kaiser eine Scene, weil er ihr eine seiner Maitressen als Vorleserin aufnötigt, so zeiht Turquan sie der unerträglichsten Eifersucht. Verwendet sie sich bei ihrem Gatten für Unglückliche, so erklärt Herr Turquan, daß es noch viel Unglücklichere gegeben habe, die dem Scharfblick der Kaiserin entgingen und für die sie sich nicht verwendete; gibt sie reichliche Almosen, so tadelt er auf der einen Seite ihre Verschwendungssucht, während er ihr andererseits einen Vorwurf daraus macht, daß die Summe der Almosen, die sie jährlich spendete, geringer war als diejenige, die die Kaiserin Marie Louise jährlich für wohlthätige Zwecke verausgabte. Und ginge es nach Herrn Turquan, so bewiese der starke Verbrauch von Puder, Schminke und anderen Schönheitsmitteln, daß die Kaiserin nicht einmal über einen nennenswerten äußeren Liebreiz verfügte. Macht er ihr doch beinahe einen Vorwurf daraus, daß sie nach ihrem vierzigsten Jahre genötigt war, sich eines Korsetts zu bedienen, während für jeden, der die Mode jener Zeit vor Augen hat, gerade dieser Umstand ein Beweis ist, daß zum wenigsten die Figur der Kaiserin sich in erstaunlicher Jugendblickeit erhalten haben muß. Trotz Joseph Turquan wird sich das Urteil der Weltgeschichte über Josephine schwerlich ändern. Daß sie wenig gelernt hatte, war am Ende nicht ihre Schuld. Daß sie verschwenderisch war, auch nur zum Teil. Denn Napoleon, so kleinlich erzürnt er war, wenn es galt, die Schulden seiner Gemahlin zu bezahlen, hielt sie selbst dazu an, kaiserlichen Aufwand zu treiben. Er verlangte ihn von ihr sogar noch, nachdem die Scheidung längst eine vollendete Thatsache war, denn ihm lag daran, den Mißmut, den ein großer Teil der französischen Nation über diese Scheidung empfand, nicht noch dadurch vergrößert zu sehen, daß man ihm nachsagte, er habe nicht kaiserlich für die geschiedene Gemahlin gesorgt. Als die geschiedene Kaiserin in ihrem Hofhalt im Schlosse zu Navarra Vereinfachungen einführte, um ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen ins Gleichgewicht zu bringen, traf sofort der Befehl von Napoleon ein, es solle alles beim alten bleiben. Meiner Meinung nach sind die zwei Millionen Francs Schulden, die die Kaiserin Josephine bei ihrem Tode hinterließ, mindestens so ehrenwert, wie die zwanzig Millionen, die Madame Lätitia bei dem Zusammenbruch des ersten Kaiserreichs sicher im Auslande angelegt hatte. Für den Charme dieser Frau, die in diesem leider ins Deutsche übertragenen Buche auf Grund einer kritiklosen Zusammenstellung von allerhand Memoirenklatsch ungebührlich verlästert wird, spricht nichts deutlicher als die Thatsache, daß der rücksichtsloseste aller Menschen erst nach Jahren schweren inneren Kampfes den Mut fand, sich von ihr zu trennen, trotzdem ihm die Staatsraison diese Trennung gebieterisch aufzunötigen schien, und daß, wie aus zahlreichen Briefen Napoleons an Josephine nach der Scheidung hervorgeht, seine Liebe diese Scheidung lange überdauerte. Übrigens hat das Buch Joseph Turquans nicht einmal den Wert einer selbständigen Arbeit, es ist nichts als eine Zusammenstellung von Citaten, die der Verfasser durch boshafte

Zwischenbemerkungen und Ausdeutungen miteinander verbindet. Von einem wunderlichen Zusammentreffen in Malmaison, wo Josephine residierte, während die Verbündeten und Ludwig XVIII in Paris die Zukunft Frankreichs festzustellen glaubten, erzählt er nach den Erinnerungen der Marschallin Oudinot. Dieselbe berichtet über den Besuch, den sie mit ihrem Gatten der Kaiserin machte: „Man führte uns in den Salon, der an die Galerie stößt, in welcher, wie man uns sagte, sich in diesem Augenblick die Kaiserin mit Mme. de Staël befand. Diese erklärte Feindin Napoleons hatte offenbar die Zeit für sehr geeignet gehalten, um sich in Malmaison vorzustellen. Als die Kaiserin und die Staël in unseren Salon traten, bemerkten wir auf den ersten Blick, daß Josephine sehr erregt war. Die Staël ging lebhaften Schrittes quer durch den Saal, grüßte und verschwand. Während wir beide noch im Salon warteten, war eine dritte Dame eingelassen worden und nahm zwischen uns Platz. Es war niemand anderes als die Gräfin Walewska, jene Polin, welcher während der Campagne von 1806 der Kaiser so sehr zugethan gewesen sein sollte. Diese beiden Frauen, von dem die eine einen förmlichen Abscheu vor Napoleon, die andere vielleicht zu viel Liebe für ihn an den Tag gelegt hatte — hier bei der verstoßenen Frau — welch ein sonderbares Zusammentreffen: möglich nur, erklärlich nur, wenn man die Gewalt der Ereignisse im Auge hat. Josephine ließ uns keine Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen; nachdem sie den Abschiedsgruß der Staël erwidert hatte, ging sie hastigen Schrittes auf den Kamin zu, um den wir drei in tiefem Schweigen saßen. ‚Ich komme soeben,‘ sagte sie ohne jede einleitende Form, ‚von einer sehr peinlichen Unterhaltung. Werden Sie es glauben, daß unter anderen Fragen, die es der Mme. Staël beliebte, an mich zu richten, auch die war, ob ich den Kaiser noch liebte. Es schien ihr auf eine Analyse meiner innersten Stimmung gegenüber diesem furchtbaren Schicksalsschlage anzukommen. Ich, die ich nie aufgehört habe, den Kaiser im Glück zu lieben — sollte mich jetzt kühler gegen ihn gestimmt fühlen?‘“ Von der hervorragenden Taktlosigkeit der Frau von Staël sind so viel Züge überliefert, daß selbst dieser Besuch bei der Kaiserin psychologisch erklärlich erscheint. Daß die Gräfin Walewska nach dem Sturz des Gewaltigen Verbindung mit der geschiedenen Kaiserin suchte und daß die beiden Frauen, die beiden einzigen Frauen, die den Kaiser wirklich geliebt hatten — sich nicht mehr aus dem Wege gingen, als fast alle Welt ihn verlassen hatte, hat etwas Rührendes. Das ganze Zusammentreffen könnte ein Dramatiker wie Sardou nicht packender erfunden haben; nur wäre es wahrscheinlich selbst ihm nicht geglückt, die Scene ganz wahrscheinlich zu machen, trotzdem er sich auf die Wirklichkeit des Vorganges berufen konnte.

In die Welt des Orients führt uns Carl von Vincenti in seinem Novellenbande „Aus goldenen Wandertagen“ (Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag), dem ein Porträt des in Wien lebenden Verfassers, der auf seinen Vortragsreisen aber auch in Deutschland zahllose Freunde gefunden hat, beigegeben ist. Vincenti hat viele Jahre im Orient zugebracht; er ist tief in seine Geheimnisse eingedrungen und hat es vor allem gelernt, sich in die mohammedanische Anschauungsweise hineinzuversetzen. Das gibt seinen Novellen, von denen einige übrigens zuerst in diesen Heften veröffentlicht wurden, einen kulturhistorischen Wert, der den meisten abendländischen poetischen Schilderungen des Orients nicht eigen sein kann. Quellende Phantasie und eine feurige Darstellungsweise, die Vincenti eigen sind, befähigen ihn besonders, gerade diese Stoffe dichterisch zu gestalten.

Dem Titel „Aus den Papieren eines schlesischen Edelmannes“ und der eigenartigen Ausstattung dieses Buches von Erdmann Christian (Breslau, Verlag von Eduard Trewendt) verdanke ich eine verlorene Stunde. Der Titel verspricht viel, und der Inhalt hält nichts von dem Versprochenen, sondern quält den Leser mit eitel Dilettantismus. Die erste durch drei Generationen gehende Erzählung, deren Titel dem ganzen Buche als Aushängeschild dient, ist so verworren in der Komposition, daß man ihr nicht leicht folgen kann, und in den meisten ihrer Vorgänge so uninteressant, daß man schließlich nur bedauern kann, die Mühe des Entwirrens übernommen zu haben. Die zweite Erzählung, „Die Bessarabierin,“ bietet erheiternde Momente. Zu der wahren Vornehmheit der exotischen Titelheldin, die übrigens auch mancherlei erlebt und beinahe sogar von Wölfen zerrissen wird, stehen eine Hamburger und eine Berliner Dame in wirksamem Kontrast. Die Hamburgerin ist Senatorin, die Berlinerin Geheimrätin, und sie unterhalten sich im Speisesaal eines Badehotels mit einem Kammerherrn. Die Berlinerin hat das Wort:

„‚Herr Kammerherr, glatt wie ein Aal! Das sind die Herren vom Hofe alle.‘

Das Wort Aal wirkte elektrisch auf die Senatorin, und sie erhob ihre schnarrende Stimme: ‚Ach Aal, ja, so eine Hamburger Aalsuppe ist doch das Beste, was man essen kann, aber hier in dem elenden Nest darf man ja gar nicht daran denken, da bekommt man schon Zustände — Brrr!‘

Sie schloß nämlich jede Rede mit dem Ausruf ‚Brrr!‘, der wie eine Weihnachtsknarre im Saale schmetterte.

‚Aber liebste Buhl, seien Sie doch nicht so materiell, die Herren vom Hofe haben das nicht gern. Puhi!‘ erwiderte Frau Knobel.

Frau Knobel hatte nämlich auch ihre Angewohnheiten, und kam sie in Erregung, so stieß sie einen eigentümlichen, wie ‚Puhi!‘ klingenden Ton aus, indem sie gehend eine Bewegung dabei machte, als wollte sie sich niedersetzen, um dann wieder rasch emporzuschnellen, und wenn sie bereits saß, drückte sie mit dem Oberkörper fest auf ihren Sitz, um diese Bewegung wenigstens anzudeuten.

Dieses ‚Puhi‘ wirkte dabei unendlich komisch. Frau Geheimrätin Knobel aus Berlin war überhaupt sehr komisch.

Geheimrätin und Berlin! Das sagt alles!“

Ich denke, das genügt, um den Lesern einen Begriff von dem Geist des schlesischen Edelmanns, der in diesem Buche spukt, zu geben. Es wäre Zeit, daß sich eine Gesellschaft bildete, die den schutzlosen Leser für solche Reinfälle entschädigte.



Wieder nahen sich die Sommermonate, in denen alles, was Zeit und Geld hat, aus den großen Städten hiuausflüchtet und in den Bergen und am Meere Erholung sucht. Dann werden die bayerischen Seen die besuchtesten Ziele der Sommerreisenden. Landschaftliche Schönheit, kräftigende Luft und ein Volksstamm, der in Tracht und Sitte seine Eigenart bewahrt hat und künstlerisch beanlagt ist, vereinigen sich dort, um den Großstädter anzuziehen. Zu den oberbayerischen Orten, in denen eine volkstümliche Kunst neuerdings als besonderes Lockmittel für Fremde gepflegt wird, gehört Schliersee mit seinem Bauerntheater. Die Stücke, die dort gespielt werden, sind deneu ähnlich, die durch die Gastspiele der „Münchener“ in der ganzen Welt bekannt geworden sind; die Darsteller aber sind keine Berufsschauspieler, sondern Bauern und Bäuerinnen aus Schliersee. Da alle Stücke auf heimatlichem Boden spielen, fehlt natürlich in keinem der Zitherspieler und — der Schuhplattler. Mag man auch einzelnen Darstellern wirkliches schauspielerisches Talent in dem Sinne, in dem man es auch fast in jeder Dilettantenvorstellung zu beobachten Gelegenheit hat, nicht absprechen können, so ist es doch zweifellos, daß die Fremden das meiste Vergnügen nicht an diesen talentierten Bauerndarstellern finden, sondern an den Zitherspielern und den Schuhplattlern. Carl Böker hat uns einen der letzteren porträtiert, einen kräftigen, stattlichen Menschen, der ein „Künstler ersten Ranges“ in seinem Fache ist. — Edouard Toudouze, ein Pariser Maler, der 1871 den großen Preis für Rom erhielt, erwarb sich seinen Ruf mit Bildern, deren Sujet und Behandlung wesentlich verschieden war von dem koketten Übermut, den er in seinem Aquarell „Ein schwieriger Übergang“ zeigt. Mit großartig aufgefaßten und schwungvoll behandelten historischen Stoffen erward er sich zuerst die Gunst weiterer Kreise, die ihm durch diese liebenswürdige Rokokoscene gewiß nicht verloren gehen wird. — Zu den vielseitigsten deutschen Künstlern gehört Paul Meyerheim. Im Tierstück, im Genrebild und im Porträt hat er gleich Hervorragendes geleistet, und sein Bild „Daniel Chodowiecki an einer Platte radierend,“ beweist, daß der Künstler auch über jene Feinfühligkeit verfügt, die in das Wesen eines großen Kunstgenossen einzudringen versteht und dazu befähigt, ihn in seiner ganzen Individualität wiederzugeben. Die ganze feine und liebenswürdige Natur des genialen Sittenmalers seiner Zeit wie sein rastloser Fleiß sprechen aus den Zügen des Künstlers, der eben die Platte nahe an das Auge führt, um die Wirkung der letzten Ätzstriche zu prüfen. — Ein kaufmännisches Gaunerstückchen hat B. Jrolli in seinem Bilde „Schlechter Tausch“ mit Humor behandelt. Die paar Zwiebeln auf der Wagschale wiegen ebensoviel wie der ganze Korb Weintrauben, so erklärt der Fruchthändler dem armen Jungen mit Bedauern, während er frech und unverfroren die ganze Last der Trauben mit seiner Rechten hält. Das Mißverhältnis wird sich nicht ausgleichen, auch wenn der Junge sich entschließen sollte, noch die letzte Traube, die er im Hemdzipfel für sich zurückbehalten hat, zu den übrigen zu legen, — er ist in die Hände eines Abgefeimten geraten, der sein Geschäft versteht. — Jan Miense Molenaer, dessen im Staedelschen Institut in Frankfurt befindlichen „Raucher“ wir reproduzieren, gehört der niederländischen Schule an. Er lebte in Harlem, in der Stadt der Tulpenzwiebeln, und starb daselbst im Jahre 1668. Das Innere der Wirtshäuser mit ihren an Speise und Trank, Musik und Tanz sich ergötzenden Besuchern, die Werkstätten der Handwerker, Wachtstuben und Bauernhäuser gaben ihm die Motive für seine Bilder, die sich durch gute Laune und Schärfe der Charakteristik auszeichnen. Auch in seinem „Raucher“ finden wir eine anmutende Behaglichkeit der Stimmung, in die ihn der seiner Zeit besonders geschätzte und heute von vielen Kennern um seiner Bekömmlichkeit willen wieder bevorzugte holländische Tabak versetzt haben mag. — Eine tartarische Marktscene schildert uns der geniale Joseph von Brandt. Verwirrung und Lärmen erfüllt die Straßen des Fleckens, die wenig einladend sich zwischen den verfallenen Häusern hindurchwinden. Aber Mensch und Tier sind an Verwirrung und Lärmen gewöhnt. Mit einigem guten Willen löst sich alles zur Zufriedenheit. Auch der mit drei Pferden bespannte Wagen und der Ochsenkarren werden schließlich glatt aneinander vorüberkommen, wenn die Situation auch augenblicklich noch gefährlich genug aussieht — für Leute wenigstens, die an mehr Ordnung und an breitere Straßen gewöhnt sind. Den beiden

Frauen, die im Wagen sitzen, erscheint sie so wenig beunruhigend, daß sie nicht einmal einen Blick nach vorwärts zu werfen für nötig halten. — Enrico Astori, ein italienischer Bildhauer, hat sich durch Tasso zu einer Darstellung der Jolanda begeistern lassen, die zum Kampf gerüstet das Auge scharf auf den Gegner richtet. — Ein reizendes Strandbild aus Scheveningen oder einem anderen der holländischen Seebäder malte uns Hans Herrmann, der ausgezeichnete Berliner Künstler. Offenbar wissen die drei Grazien, die vom Strande heimkehren, daß sie beobachtet werden, und dieses Gefühl gibt sich sehr ergötzlich in dem Ausdruck ihrer Gesichter kund. Die mittlere und älteste schlägt in jungfräulicher Sittsamkeit und Verlegenheit die Augen nieder, die Grazie auf dem rechten Flügel mit dem keck in die Seite gestemmten Arm empfindet nur Vergnügen an der Situation, und die dritte weiß in ganz kindlicher Verlegenheit nicht recht, wo sie mit ihren Augen bleiben soll. Dem Bilde sind neben der vorzüglichen Charakteristik der drei Figuren auch alle malerischen Vorzüge Hans Herrmanns eigen. — Ludwig Willroiders kräftige Zeichnung enthüllt einen versteckten Waldwinkel, in dem ein paar alte Bäume ein verschwiegenes Wässerchen beschatten. — Sehr beredt schildert George H. Boughton die letzte Trennung von einem scheidenden Gast. Es ist gewiß viel be- und viel gesprochen worden zwischen den beiden jungen Mädchen, aber nun, wo es ans Scheiden geht, findet sich immer noch etwas ganz Wichtiges, das beinahe vergessen worden wäre. Und dann die letzten Händedrücke und die letzten Freundschaftsversicherungen — sie nehmen eine geraume Zeit in Anspruch. Vielleicht gibt es dabei schon morgen ein Wiedersehen, aber wie lang werden vierundzwanzig Stunden, in denen zwei Freundinnen nicht bei einander sind! — H. Schraudolphs Skizze zu einem Historienbild „Karls V“ legt das ganze Schwergewicht der Scene auf die Figur des Monarchen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Von dem dekorativen Prunk des Saales hebt sich die Gestalt des Kaisers in ruhiger Majestät ab. — In dem nach innen gekehrten Blick hat Fritz Zadow seine Heilige zu charakterisieren versucht. Daß er der Sicherheit halber auch noch eine Gloriole um das Köpfchen gelegt hat, ist gewiß nicht überflüssig, — der Heiligen wird es sicher nicht schwer werden, sich in ein ganz vergnügtes Weltkind zu verwandeln. — Aus der Skizzenmappe Anton von Werners, die einen ungeheuren Reichtum von Porträts aller derjenigen Personen enthält, die sich — zumal während des Krieges 1870/71 — in der nächsten Umgebung Kaiser Wilhelms des Großen befanden, veröffentlichen wir ein Blatt, das den langjährigen treuen Leibjäger des Kaisers darstellt. Wer den Kaiser in seinem einfachen, mit zwei Rappen bespannten Wagen, gewöhnlich einen Flügeladjutanten zur Seite, an sich hat vorüberfahren sehen, der wird sich auch des stattlichen Leibjägers erinnern, der neben dem Kutscher auf dem Bocke thronte und der auf manchem, den Kaiser in seiner Equipage darstellenden Bilde mit verewigt ist. Statt des Federhutes trägt er auf dieser in dem Kriegsjahre entstandenen Zeichnung die bequeme Feldmütze. — François Boucher, ein im vorigen Jahrhundert sehr geschätzter Pariser Maler, war es mehr um gefällige Gesamtwirkung zu thun, als um korrekte Zeichnung oder Lebenswahrheit. In seiner zwei brennende Fackeln emporhaltenden Amorette würde man schwerlich heute noch eine Verkörperung des Genies sehen; aber die Anmut der Zeichnung besticht uns noch heute, wie auf seinen Gemälden die geschmackvolle Farbengebung. — Tiefere Wirkungen erreicht der Radierer Cornelis de Visscher, der in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Amsterdam lebte und dessen Porträts zu allen Zeiten als Meisterwerke ersten Ranges gelten werden. — Eine Reihe anderer Skizzenblätter lassen uns einen Blick in die Werkstatt der Meister Wilhelm Lindenschmit, Wilhelm Räuber, C. Gehrts und des Tiermalers Evert van Muyden thun.

D. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Mittagsruhe im Korn. Nach dem Aquarell von Ludwig Richter.
Aus der im Verlag von Velhagen & Klasing erschienenen „Ludwig Richter-Monographie“ von V. P. Mohn.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 11, Juli 1896.

Von deutschen Fürstenhöfen.

Schwerin und Ludwigslust.

Von
H. von Krause.

Mit dreizehn Illustrationen von Anton Lewy, vier Porträts und einem Faksimile.

Das von der Ostsee bespülte und von fruchtbarer Kultur zeugende Land Mecklenburg ist die Heimat eines kräftigen norddeutschen Volksstammes, der in seiner humoristischen Gemütstiefe und zähen, selbstbewußten Eigenart durch Fritz Reuters Dichtungen trefflich charakterisiert, zu den kernfestesten Bewohnern deutscher Erde zählt. Eine ständische Verfassung überlebte hier alle absoluten Herrschergelüste und allen modernen Konstitutionalismus. Ein uraltes Herrschergeschlecht, dessen Stammbaum bis in die Zeiten wendischen Heidentums hinauf reicht, hat in manch tüchtigem Mann und energischem Fürsten ein patriarchalisches und treues Volk regiert, das, einmal von der evangelisch lutherischen Lehre ergriffen, noch mit Ernst auf ein gutes Bekenntnis hält. Große Landseen in anmutig, frisch grünem Hügelland, schöne Buchenwaldungen mit reichem Rotwildstand, wogende Kornfelder und schöne Viehherden, sind charakteristisch für Mecklenburg. Auch die Hauptstadt des größeren der beiden Großherzogtümer, die Residenzstadt Schwerin, erhebt sich an den malerischen Ufern eines



Schwerin: Das Schloß.



Großherzogin Anastasia von Mecklenburg-Schwerin.



Großherzog Friedrich Franz III von Mecklenburg-Schwerin.

solchen weiten Sees. Sie zählt 33643 Einwohner, ist Sitz der Regierung und des Oberkirchenrates, wie des Kommandos der 17. Division, der 34. Infanterie- und 17. Kavalleriebrigade, des Grenadierregiments Nr. 89 und einer Artillerieabteilung.

Bereits ums Jahr 1081 stand hier die wendische Burg Zuerin. Heinrich der Löwe schlug den tapferen Obotritenfürsten Niklot, den Ahnherrn des mecklenburgischen Fürstenhauses, und setzte seinen Ritter Guncelin von Hagen als Grafen ein, den größeren Teil des eroberten Landes an Pribislav, Sohn des gefallenen Niklot, zurückgebend. Erst 1358 kam die Burg, um welche die Stadt entstanden war, nach dem Aussterben dieser Grafen wieder an die angestammten Fürsten, deren Geschichte von da ab eng mit der Stadt verknüpft bleibt. — Obwohl häufig von Feuersbrünsten heimgesucht, trägt Schwerin in dem ältesten Teil, mit den engen Straßen und Giebelhäusern, noch das Gepräge früherer Jahrhunderte, um welchen Kern sich eine hübsche, moderne Stadt mehr und mehr ausbreitet. Auch der prächtige Dom redet mit seinen mächtigen, gotischen Wölbungen und hochstrebenden Säulenbündeln von der Frömmigkeit vergangener Geschlechter. Am 15. Juni 1848 feierte dies ehrwürdige Gotteshaus sein sechshundertjähriges Jubelfest. Umgebaut, restauriert und erst ganz kürzlich, durch die Freigebigkeit eines Privatmannes, auch in seinem Turme vollendet, erhebt es sich als ein großartiges Denkmal nordischer Gotik, eine Kreuzkirche mit niedrigen Seitenschiffen und einem fünfeckigen Chorgang. Nur das Mittelschiff ist, durch schöne, holzgeschnitzte Wände abgesondert, mit Gestühlen versehen. Der rote Backstein und die bunten Glasfenster, nach Cornelius von Gillmeister ausgeführt, geben jenes geheimnisvolle, warme Halblicht, das so gut zum gotischen Dom paßt. Hinter dem Hauptaltar, durch prächtige alte Messinggitter von der Kirche getrennt, ist im Chorgang seit den vierziger Jahren das fürstliche Erbbegräbnis hergerichtet, in der ehemaligen Blutskapelle; dieselbe barg in katholischen Zeiten, eingelassen in eine Christusfigur, einen Jaspis, welcher einen Blutstropfen des Heilandes enthalten sollte, und durch Graf Heinrich I aus Palästina 1220 mitgebracht war. Bis zur Reformation als wunderthätig verehrt, ward der Stein durch Johann Albrecht I, den Einführer des Luthertums, verbrannt. Jetzt ruhen hier Großherzog Paul Friedrich † 1842 und seine Gemahlin Alexandrine

† 1892, beider Sohn Großherzog Friedrich Franz II † 1883 und dessen beide erste Gemahlinen, sowie einige andere Mitglieder der fürstlichen Familie. — Eine Decke auf dem Hauptaltar des Domes ist in stilgerechter, blau und goldener Stickerei auf weißem Moiré antique, ein Meisterstück des mecklenburgischen Paramentvereins. Der Stoff stammt vom Brautkleid der Großherzogin Anna, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, welche die zweite Gemahlin Friedrich Franz' II, nach kaum einjähriger Ehe starb und nur wie ein holder, schnell verlöschender Sonnenstrahl durch sein Leben zog, nachdem er die erste Gattin, Großherzogin Auguste, Prinzessin Reuß, nach längerer glücklicher Ehe ebenfalls in der Blutskapelle gebettet hatte. Letztere, eine Fürstin von tiefer aufrichtiger Frömmigkeit, deren ungemein ansprechende, sanfte Erscheinung, mit den schönen ausdrucksvollen Augen, sich jedem, der sie gekannt, einprägen mußte, ist von ganz besonderem Segen für den damals noch jungen Großherzog und das ganze Land geworden, indem sie in einer unruhigen Zeit des Wankens und Schwankens, durch jenen stillen und unverrückten Geist wahren, lebendigen Christentums dauernden Einfluß gewann. Ihr Bild lebt unvergessen in den Herzen vieler Getreuen fort. — Zwei schöne in Messing geschnittene Grabplatten sind in der Wand des Seitenschiffes im Dom eingelassen und bezeichnen die Grabstätten mehrerer Bischöfe von Schwerin aus dem vierzehnten Jahrhundert; sie gehören zu den besten, seltenen Kunstwerken dieser Art aus der Zeit der Gotik. Auch eine von Peter Vischer gegossene Grabplatte der Herzogin Helene von der Pfalz ist erhalten.

Wenden wir uns vom Dom, einige Straßen durchschreitend, dem sogenannten Alten Garten zu, so stehen wir bald auf diesem weiten Platz und haben das Sehenswerteste, was Schwerin zu bieten hat, das großherzogliche Schloß, vor uns. Auf einer, nur durch einen Wasserarm vom Lande getrennten Insel im See, erhebt es seine Türme und Türmchen, seine stattlichen Giebel, statuengezierten Nischen und Bogen, ein stolzer, imponierender Bau. In der That wohl der schönste Renaissancebau im französischen Geschmack, den Deutschland aufzuweisen hat. Von grünen Bäumen und seltenem Gesträuch, reizenden Blumenanlagen und Terrassen umgeben, spiegelt es sich in den Fluten des weiten Sees und bietet, von welcher Seite immer betrachtet, stets ein neues vielgestaltiges und doch einheitlich vollendetes Bild.

Aus einer pallisadenumzäunten Wendenburg erstand im Laufe der Jahrhunderte, je nach Bedürfnis erweitert, ein winkeliger Bau. Herzog Magnus, † 1503, ließ das erste große neue Haus hier errichten. Einfach spiegelt sich das damalige Hofleben in einem alten Inventar, teppichbelegte Holzbänke und Tische, große Gardinenbetten, Messingleuchter und hölzerne und zinnerne Schüsseln zählt es auf. Zu Mittag speiste man um neun Uhr, zu Abend um vier Uhr. Aber als Herzog Johann Albrecht I, † 1576, das Schloß umbaute, hatte sich das schon geändert. Ein kluger, kunstsinniger, frommer Herr, der hervorragendste unter den mecklenburgischen Fürsten der Vorzeit, ein eifriger Förderer der Reformation, versammelte er an seinem Hofe viele geistvolle, bedeutende Männer. Luthers Freund und Schüler Faber wirkte als Prediger. Die Schloßkirche ward erbaut, Schulen begründet, der Herzog examinierte einst drei Tage lang selbst in einer solchen. In sternhellen Nächten fuhr er mit seinem Astronomen beobachtend auf den stillen See hinaus. Er liebte seinen Hof mit Glanz zu umgeben. In dem neuerbauten Tanzsaal brachte er in griechi-



Erbgroßherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin.
Nach einer Aufnahme von Heinrich Tonn, Schwerin i. M.

scher Sprache die Worte an: „Weder ohne Gäste, noch mit zu viel Gästen." Auch Schloßapotheke und Bibliothek richtete er ein, und als er starb, hinterließ er kostbares Silbergerät, 117 Ringe und anderen Goldschmuck, Kleider von Sammet und Seide &c.

Der dreißigjährige Krieg verhinderte die Ausführung großartiger Schloßbaupläne, welche Herzog Adolf Friedrich, † 1658, durch den Niederländer Piloot entwerfen ließ und die bei Erbauung des jetzigen Schlosses noch in Betracht kamen. Wallensteins Regiment, die Vertreibung der Herzöge, Belagerung und Einnahme der Stadt durch die Schweden und eine böse Pest brachten schlimme Zeiten über Stadt und Schloß. Daß die Thore Schwerins stets geschlossen gehalten werden mußten wegen der eindringenden Wölfe, bezeichnet den Zustand des heimgesuchten Landes. Um 1651 zerstörte überdies ein großer Brand die Stadt.

Unter Herzog Christian, † 1692, ward in der Schloßkirche wieder Messe gelesen, denn dieser Herr lebte meist in Frankreich und trat dort zur katholischen Kirche über, den Namen Louis, nach Ludwig XIV, annehmend. Dennoch kamen die 700 000 Thaler, die er hinterließ, nach Mecklenburg zurück.

Herzog Karl Leopold, der wie sein Vorgänger das absolute Regiment erstrebte, hätte sein Land fast an Peter den Großen vertauscht, dessen Nichte er geheiratet hatte, und der gelegentlich eines Besuches in Schwerin sehr entzückt von Mecklenburg war. Hätte sich England nicht hindernd dazwischen gelegt, so wäre Livland vielleicht gegen Mecklenburg-Schwerin eingetauscht worden. Die Absetzung dieses streitsüchtigen Herzogs erfolgte 1730. Schloß und Stadt waren über hundert Jahre lang sorlab ziemlich verlassen. Die regierenden Herren bewohnten mit Vorliebe das neuerbaute Schloß in Ludwigslust. Die Bürger von Schwerin zeigten sich daher dem Großherzog Paul Friedrich 1837—1842 sehr dankbar, als dieser seine Residenz wieder in ihrer Stadt aufschlug; zwar bezog er nicht das unwohnliche Schloß, sondern ein kleines Palais am alten Garten, aber er belebte die Baulust der Einwohner, mit gutem Beispiel vorangehend, und legte die Paulstadt um den Pfaffenteich an. Sein früher Tod hinderte ihn, einen begonnenen Schloßbau, nicht auf der Insel, zu vollenden, und die dankbaren Bewohner der Residenz errichteten ihm am Platz vor dem Schloß ein durch Rauchs Meisterhand modelliertes Standbild von Erz. Es stellt den Großherzog zu Fuß, in militärischer Kleidung, mit dem Fürstenmantel dar. Als sein Sohn Großherzog Friedrich Franz II 1842—1883 zum Neubau des Schlosses schritt, wählte er die historische Stätte auf der Seeinsel. Eine alte Sage von einem neckischen Spuckgeistchen umklingt dieselbe. Das Petermännchen trieb schon auf den Treppen und Gängen der alten Burg sein Wesen. „Ein ganz kleines älterliches Männegen mit Runzeln, aber nicht fürchterlich mit langem weißen spitzen Bart, kurzem, krausem, grauem Haar, ein Kalotchen auf dem Kopf," hielt der kleine Geist im langem, schwarzem Rock bald mit Reiterstiefeln, bald mit breiten Schuhen angethan, auf Ordnung und teilte bisweilen derbe Ohrfeigen aus. Wenn er obdachlos wird, stirbt das Fürstengeschlecht aus. Zu beidem ist vorläufig keine Aussicht. In freier Anlehnung an die Renaissancebauten aus der Zeit Franz' I, nach den Plänen des Hofbaurats Demmler, erstand, mit teilweiser Benutzung der vorhandenen Gebäude, das neue Schloß, das seine letzte Vollendung durch Stüler erhielt (1857). Wer über die schöne Sandsteinbrücke durch das weite Schloßportal schreitet, über dem in einer Nische die Reiterstatue des Obotritenfürsten Niklot thront, hat volle Muße, sich an dem vielgestaltigen Bauwerk zu erfreuen, das ihn im inneren Schloßhof mit seinen Nischen, Loggien, Giebeln, Statuen, Büsten, Treppen und Türmen umgibt, denn still ist es jetzt in den weiten Räumen ringsum, keine Equipage rollt durch die Wölbung des Hauptportals, keine goldbetreßte Dienerschaft durcheilt den Hof. Großherzog Friedrich Franz III ist durch seine schwankende Gesundheit genötigt, den größten Teil des Jahres im Süden zu verbringen. Großherzogin Anastasia, eine Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, begleitet ihn dorthin. Erst neunzehn Jahre alt, vermählte sich die sehr schöne Prinzessin mit dem damaligen Erbgroßherzog, dem sie in schweren Krankheitstagen eine treue Pflegerin ward. Auch der 1882 geborene Erbgroßherzog und zwei Prinzessinnen verleben die

kalte Jahreszeit bei den Eltern in Cannes, wo der Großherzog die Villa Wenden erbauen ließ. Im Sommer sind die Besuche der Herrschaften im Schweriner Schloß nie von langer Dauer, vielmehr bewohnen sie meist Jagdschloß Gelbensande, eine schmücken das weite Gemach, in welchem der Großherzog bisweilen einen Kreis von Gästen um seine Tafel versammelt. — Mit Wehmut betritt man das einfache Sterbezimmer Großherzog Friedrich Franz' II. Hier entschlummerte der Freund Kaiser Wilhelms, der Enkel der Königin Luise, unter den Klängen des Chorals „Jesus



Schwerin: Das Petermännchen. Der Dom. Flügel der neuen Post.

Schöpfung der Großherzogin Anastasia. Mit Bedauern durchschreitet man die Pracht der Säle und Gemächer, die so selten vom Gewühl heiterer Gäste belebt sind. Die ehemalige „Dornitz“ unten im alten Teil ist ein schöner, gewölbter Raum, zu einer Waffenhalle umgestaltet, Ritterrüstungen und Jagdtrophäen meine Zuversicht“, den der Domchor im Nebenzimmer angestimmt hatte. Mit dem Schwert für Deutschlands Ehre mutig im Kampf, mit reinem Wollen stets das Beste erstrebend, war er ein frommer Christ und ein deutscher Fürst in des Wortes bester Bedeutung. — Ein eigenartig schönes Werk ist die Paradetreppe aus schwarzem Mar-

mor mit kunstreich gearbeitetem Goldgeländer. Sie und der prächtige goldene Saal, in dem auf weißem Marmorstuck reiche Verzierungen von Gold und Lapislazuli die Wände schmücken, wurden im Herbst des Jahres 1894, wie die anderen Festräume des Schlosses, durch einen großen Hofball belebt, den der Großherzog nach langen Jahren hier gab. Bei elektrischem Licht gewährten diese schönen Räume, erfüllt von einer zahlreichen und glänzenden Versammlung in strahlenden Toiletten und bunten Uniformen, einen imposanten Anblick.

Wenn man aus dem Schloß kommt, hat man am Alten Garten das Theater, das Palais der Großherzogin-Mutter und das Museum vor sich. Das Theater erhebt sich, nachdem es zweimal durch Brand zerstört ward, in gefälligen Renaissanceformen. Der bekannte Komponist von Flotow wirkte seiner Zeit hier als Intendant. Das Palais der Großherzogin Alexandrine steht jetzt leer, es ist ein schlichtes Haus, in dem Kaiser Wilhelms letzte Schwester wohnte. Wer sie kannte, weiß, wie unvergeßlich sich das Bild der so liebenswürdigen und doch wahrhaft fürstlichen Frau einprägte. Sie, die als letztes überlebendes Kind der Königin Luise, verbunden bis ins höchste Alter mit unserem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm durch das Band treuester Geschwisterliebe, als Mutter Friedrich Franz' II das regste Interesse erweckt, hat hier ein reiches, viel geprüftes Leben verbracht. Sie war fünfzig Jahre Witwe und überlebte alle ihre Kinder.

Das Museum, welches aus der Kriegskontribution von 1871 erbaut ist, enthält namentlich eine ausgezeichnete Sammlung holländischer Kabinettskunst.

Auch das Kriegerdenkmal für 1870 bis 1871, eine Säule aus rotem Granit, die Bronzestatue der Megalopolis tragend, steht an demselben Platz, während das neueste Denkmal Schwerins, die durch Ludwig Brunow modellierte Reiterstatue Friedrich Franz' II, ein in seiner Art treffliches Werk, am Anfang des Schloßgartens, der sich am Seeufer hinzieht, Platz gefunden hat. Eine Fahrt an diesem südlichen und östlichen Ufer entlang bis nach Rabensteinfeld, dem Sommersitz der Großherzogin Marie, Witwe und dritten Gemahlin Friedrich Franz' II, einer Prinzessin von Rudolstadt, ist außerordentlich reizvoll, durch die anmutigen Ausblicke, welche man auf den See und seine waldigen Ufer und auf den stolzen Schloßbau, der sich in seinen Fluten spiegelt, genießt, wie denn die Umgegend von Schwerin reichlich Gelegenheit zu hübschen Ausflügen, Wasserfahrten u. s. w. bietet. Großherzogin Marie und Prinzessin Elisabeth, ihre Tochter, leben als einzige Mitglieder der großherzoglichen Familie auch während des Winters in Schwerin. Der älteste Bruder des Großherzogs, Herzog Paul, ist katholisch geworden und wohnt meist in Florenz mit seiner Familie, der zweite, Johann Albrecht, stand in Potsdam bei den Leibgardehusaren, und baut sich jetzt ein eigenes Heim in der Nähe der Hauptstadt, der dritte, Friedrich Wilhelm, ist bei der Marine, der vierte, Adolf Friedrich, bei den Gardekürassieren, und der jüngste, Heinrich, machte kürzlich eine weite Reise nach Indien. Die Herzogin Marie ist mit dem Großfürsten Wladimir von Rußland vermählt, sie ist die erste deutsche Prinzessin, welche bei der Vermählung nicht zur orthodoxen Kirche übertrat. — Die beiden obengenannten fürstlichen Frauen bewohnen ein kleines Palais auf der Neustadt, ihr Leben vielfachen Wohlthätigkeitsbestrebungen widmend. Herzogin Elisabeth hat namentlich ein Erziehungshaus für Waisenknaben eingerichtet, für welche sie in mütterlicher Weise mit rührender Liebe sorgt. — Daß Schloß und Stadt Schwerin unter der Abwesenheit des Landesherrn trauern, ist natürlich; möge es ihm bald vergönnt sein, das stolze Haus seiner Väter am blauen See zwischen den grünen Wäldern seiner Heimat dauernd wieder zu beziehen und die weiten Gemächer, die prächtigen Treppen des Schlosses wiederhallen zu lassen von den Stimmen der jungen Fürstenkinder, die jetzt fern vom Vaterland die Tage ihrer Kindheit verbringen müssen. — — —

An der Berlin-Hamburger Bahn, umgeben von Wald, Moor und Heide, liegt das anmutige Städtchen Ludwigslust, die zweite Residenz von Mecklenburg-Schwerin. Zunächst des Bahnhofes fesselt der stattliche Bau des Diakonissenmutterhauses Bethlehem den Ankommenden. Durch die erste Oberin Helene von Bülow 1851 gestiftet, ist es aus kleinem Anfang zu großem Segen emporgewachsen und besitzt vier Tochteranstalten. Besonders malerisch ist

das epheuumsponnene, in gotischem Rohbau aufgeführte Portal der Stiftskirche.

Ludwigslust macht mit seinen lindenbepflanzten Straßen und vielen einstöckigen Häusern den Eindruck eines kleinen Badeortes, wird auch als Sommerfrische benutzt und gilt für Lungenkranke als wohlthätiger Winteraufenthalt. Es zählt 6500 Einwohner und ist Garnison des 17. Dragonerregiments. Wer an einem stillen Sommertag, aus der Schloßstraße kommend, über die schöne, alte, aus Granit gefügte Brücke, deren massives Geländer große Rokokosandsteinvasen trägt, schreitet und auf dem weiten Schloßplatz vor der stattlichen Front des Schlosses steht, den mutet das vor ihm liegende Bild an, wie ein Stückchen Welt aus dem vorigen Jahrhundert, das waldumschlossen in dornröschenhaftem Schlummer bewahrt blieb. Von den zopfigen, grauen Sandsteingruppen über dem mächtigen Wassersturz der 300 Fuß breiten Kaskaden, die in scharf gezeichneten Bogen niederrauscht, bis zu der weißen Säulen-



Schwerin: Die Blutskapelle.

Das Schloß mit der Brücke.
Schwerin von der Insel Kaninchenwerder aus gesehen.
Das Museum.



Schwerin Das Treppenhaus im Schloß.

St. Nicolaikirche.

front des antiken Tempels gegenüber, ist hier alles im Geiste jener Zeit durch den Willen eines Fürsten entstanden. Selbst die roten Häuser mit den hohen Dächern, die den stillen Teich hinter den Kaskaden umgeben, mußten ihre Mauern nach dem vorgezeichneten Plan um das runde Bassin krümmen.

Wunderschöne Linden und grüne Rasenplätze setzen sich über den ausgedehnten Kirchplatz fort, den Rahmen für die seltsamste Kirche bildend, denn das Karnies des antiken Tempels trägt vier Apostelgestalten und die Giebelspitze überragt ein großes goldenes X. Auch der Vielgereiste wird sich, namentlich bei abendlicher Beleuchtung, an dem Anblick der weißen Säulenhalle hinter dem klaren Wasserspiegel, umgeben vom Grün der Linden und gekrönt von dem leuchtenden Monogramm, erfreuen. Das Innere der Kirche, einer Basilika im Rokokostil, ist wohl einzigartig, denn das längst der Fenster, von hohen, weißen Säulen begrenzte Schiff endet in einer bis zum Dach reichenden Apsis, die gänzlich von einem Riesenbild ausgefüllt wird; die Weihnachtserscheinung der Engel darstellend, teilt es sich oben coulissenartig und läßt das Gottesauge, von anbetenden Engeln umgeben, sehen; unten lauschen die Hirten der frohen Botschaft. Namentlich in seinem oberen Teil gut gemalt und komponiert, wirkt es sehr eigentümlich.

Dem Erbauer dankt der ganze Ort seine Entstehung. Vor 160 Jahren lag hier das elende Dörfchen Klenow. Christian Ludwig, der Bruder des regierenden Herzogs Karl Leopold 1713—1747, wollte der Jagd wegen hier ein kleines „Nachtdemeur“ errichten, allein der streitsüchtige Bruder wehrte es, den Bau stets aufs neue verbietend, bis endlich zwei Dragoner und ein Unteroffizier von den im Lande weilenden kaiserlichen Exekutionstruppen schützend über dem ersten Keim von Ludwigslust wachten und das kleine „Nachtdemeur“ als stattliches Schlößchen erstand. Friedrich der Fromme, 1756—1785, gab den Ort den Namen und entfaltete, als eigentlicher Erbauer, eine rastlose Thätigkeit. Er erschien täglich im einfachen blauen, mit Gold gestickten Kleid auf den Bauplätzen, Läufer und Lakai mit der Meßstange mit



Schwerin: Am Marktplatze.

ihm. Er soll sämtliche Quittungen nach Vollendung des Baues verbrannt haben, doch hat z. B. der Granitunterbau der Kaskade 80000 Reichsthaler gekostet.

Die Wasserbauten sind mit besonderem Geschick angelegt. Ein Kanal fließt, aus der Elde kommend, durch den Ort, fortwährend Schleusen, Wasserfälle, Springbrunnen, Teiche des Schloßparkes speisend, vereinigt er sich später mit der Rögnitz. Das Schloß ward im Stil der Spätrenaissance errichtet. Ein durchweg mit Sandstein bekleideter, dreistöckiger Bau, zeigt es eine wirkungsvolle Verzierung der Bekrönung durch Sandsteinfiguren und schön gegliederte Fassaden, mit reicher Ornamentik, Säulen und Pilastern. Zur Zeit Friedrich Franz' I., 1785—1837, riefen vom Balkon über dem Hauptportal alltäglich um 2 Uhr Hoftrompeter und Pauker alle hoffähigen Herren ins Schloß zur offenen Tafel. Mohren, Zwerge, riesige Heiducken und Läufer mit Federbarett und Stäben, zahlreiche, goldbetreßte Dienerschaft, an Sonntagen auch Damen mit Schleppen und Federtoques, die Herren in reichgestickten Uniformen, belebten die weiten Gemächer und Säle, wo der Großherzog



Ludwigslust: Das Schloß.

in Generalsuniform mit Federhut und goldenem Türkensäbel den Wirt machte. Er war ein origineller Herr, klug und geistreich, mit einem ans Derbe streifenden Witz. Heftig und in seiner Jugend, namentlich dem schönen Geschlecht gegenüber, von etwas ungebundenen Neigungen, hat er doch wohlwollend und energisch in schwerer Zeit sein Volk gut regiert und sich großer Volkstümlichkeit erfreut. Noch heute laufen viele Anekdoten von ihm um. Sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum 1835 war ein Glanztag für Ludwigslust. Als er ein Bild besichtigte, welches ihn auf dem Thron, umgeben von der Festversammlung darstellte, sagte er in seiner originellen Weise: „Sü da, da sitt de oll Mann!“



Ludwigslust
Die Kirche.
Kaskaden vor dem Schlosse.

In jüngeren Jahren durchstreifte er den stundenweit sich hinziehenden Park öfters zu Roß. Seinem Lieblingspferd ließ er unter einer knorrigen Buche ein Denkmal setzen, das noch heute unter einem schönen Pferdekopf die Inschrift trägt:

„Hier liegt das beste Pferd begraben,
Das alle Tugenden vereint,
Könnt man ein Pferd zum Freunde haben,
So läge hier mein Freund!“

Später sah man den Herren oft im einfachen blauen Leibrock, die weiße goldbetreßte Mütze auf dem Kopf, die lange Pfeife in der Hand im Schloßgarten, umgeben von seinen Möpsen. Er redete die Leute freundlich in plattdeutscher Sprache an.

Seine Gemahlin, eine wohlbeleibte stattliche Dame, Prinzessin Luise von Sachsen-Gotha, erbaute das anmutige Schweizerhäuschen im Park, das mit seinen weißen Wänden, grünen Jalousien und hohem Strohdach, unter alten Eichen und Buchen daliegend, umflattert von weißen Tauben, noch heute das Bild einer friedlichen Zufluchtsstätte bietet, und innen in zierlichen Spiegeln und Pastellbildern, Marmorkamin und mächtigem Gardinenbett Erinnerungen jener Zeit weckt. Ein anmutiges Gärtchen, zu dem man über murmelnden Bach auf verborgenem Fußsteig hinabgeht, gehört dazu. Zur Natur strebte man damals zurück, daher bestimmte die Fürstin, im Schatten des umgebenden Waldes in der Erde bestattet zu werden. Der Gemahl, so erzählt man, fand das nicht standesgemäß, ließ zwar den Sarg in ein ausgemauertes offenes Grab versenken, aber darüber ein, in ägyptischem Stil erbautes Mausoleum errichten, welches noch jetzt, von zwei Sandsteinlöwen bewacht, im dichten Buchenhag steht. „Sü so, Lowising, nu hebben wie di doch beluert!" meinte er befriedigt. Der Neigung dieses Großherzogs für den Katholicismus verdankt die malerische katholische Kirche, die auf einer Insel im Park ihren gotischen Giebel erhebt, ihre Entstehung. Hier ruht Herzog Adolf, sein jüngster Sohn, der zum Katholicismus übertrat, in dessen der alte Herr zwar die Messe besuchte, aber lutherisch blieb.



Ludwigslust: Schloßterrasse und Parkfassade.

Auf einem stillen Platz im Parke liegt ein eigenartiges Gebäude. Wer davor stehend, in stiller Waldeinsamkeit das schöne dorische Portal im Sonnenschein leuchten sieht, während die mächtigen Baumkronen sanfte Schatten auf die weiten, mit Moos und Waldblumen durchwebten Rasenflächen malen, könnte sich vor ein altgriechisches Heiligtum versetzt glauben, das, ein geheimnisvolles Rätsel, hier, im nordischen Walde, einen verborgenen Schatz hinter der stets verschlossenen Thür bewahrt. Am Architrav steht in goldenen Buchstaben „Helenen Paulownen“. In weiter Rotunde, deren Wände mit gelblichem Marmor bekleidet und deren hypäthrale Kuppel goldene Sterne auf blauem Grunde schmücken, stehen hier mehrere purpurbezogene Sammetsärge, reich mit Gold verziert. Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog von Mecklenburg, gestorben 1819, ruht hier mit seinen drei Gemahlinnen. Ein tief tragischer Zug geht durch das Leben dieses reich begabten Fürsten. Er vermählte sich 1799, 21 Jahre alt, mit Helena, der reizenden, erst 14 Jahre zählenden Tochter Kaiser Pauls von Rußland. Mitten im Winter reiste das junge Paar von Petersburg nach Mecklenburg. Die Erbprinzessin, der Luft des damals unerfreulichen russischen Hofes so früh entführt und in das stille Ludwigslust versetzt, war ganz besonders anmutig. Lange erhielt sich im Lande das Andenken der holdseligen, zarten Fürstin mit den goldblonden Locken und den großen blauen Augen, in der knappen Empiretracht ihrer Zeit, deren Liebenswürdigkeit das Herz der Königin Luise gewann, welche der schnell Dahinsiechenden wiederholt einen Arzt schickte und zuletzt selbst an das Sterbelager der „innig geliebten Base“ eilte. Ihr früher Tod, nach dreijähriger Ehe, warf einen Verklärungsschimmer über diese anziehende, liebliche Gestalt. Sie hinterließ zwei Kinder. Der junge Witwer ward durch die Wirren der Folgezeit sehr in Anspruch genommen. Er teilte 1807 die Verbannung seiner Familie in Altona, zeigte in den diplomatischen Verhandlungen viel Geschick und hielt durch dasselbe den französischen Oberst Ameil von der schon befohlenen Plünderung Ludwigslusts ab. Später befehligte er zeitweise die mecklenburgischen Truppen und verfaßte den Aufruf, der sie 1813 zu den Waffen rief. Sehr hübsch schreibt er 1815: „Paul wird Ihnen gesagt haben, daß ich wieder zum Schwert greife. Manche Leute sagen, daß ich unrecht habe, allein es gibt Tage im Leben, wo man nur dem eignen Gefühl folgen muß. Unter uns gesagt, finde ich, daß alles, was geschieht, so recht geeignet ist, den Völkern eine falsche Ansicht der gegenwärtigen Krisis zu geben, und sich die Frage natürlich aufdrängt: ‚Für wen wagt ihr Leib und Leben?‘ Darum ist es der



Ludwigslust · Mausoleum der Herzogin Louise.



Ludwigslust.
Das Schweizerhaus im Park.



Große Vase auf der Terrasse.

Fürsten Pflicht mit dem Beispiel voran zu gehen und zu zeigen, daß es bloß aus Gefühl für Tugend und Recht geschieht." — Zum zweiten mal vermählte sich der Erbgroßherzog mit Karoline Luise, der Tochter Karl Augusts von Weimar 1811. Er weilte gern in dem geistreichen Kreise an der Ilm. Über den schon 1816 erfolgten Tod dieser zweiten Gattin schreibt er: „Das erste Mal war ich noch jung, die Vorangegangene gleichsam ein liebliches Kind. Sieben Jahre der Trauer waren mein Los. Die Vorsehung ließ mich unerwartet (denn bei meiner zweiten Wahl dachte ich nicht an mich) der Erde größtes Glück wieder finden .... kaum daß auch äußerer Friede den inneren zu erhöhen versprach, ward sie mir geraubt, in meinem männlichen Alter, wo Gegenwart und Zukunft mehr wie jemals häusliches Glück, eine treue Freundin und Ratgeberin erheischten." — Um seiner heranwachsenden Tochter und der beiden kleinsten Kindern willen, vermählte sich Friedrich Ludwig zum drittenmal mit Karoline Auguste, Prinzessin von Hessen-Homburg. Schon nach einem Jahr starb der Vierzigjährige selbst. Als Thronerbe geboren, durfte er die Bestimmung seines Lebens nie erreichen und die Kraft seiner Mannesjahre in Arbeit und Beruf nicht ausleben. Seine Witwe, noch heute als „alte Hoheit" in lebendigem Andenken, war ein ganzer Charakter, der sich auf ungeheucheltes Christentum gründete. Sie vertauschte ihre prächtige Wohnung im Schloß mit der „Friedensburg", wie sie das einfache, rote Haus am Bassin nannte, das sie bezog, um sich der Erziehung der beiden unmündigen Kinder widmen zu können (jetzt das Palais des Prinzen Reuß). Der hübsche Garten dahinter ist mir aus Kindertagen noch wohl erinnerlich mit seinen bunten, altmodischen Blumen, dem kühlen Charmille, an dessen Ende graue, etwas unförmliche Sandsteinfiguren standen, und mit der künstlichen Ruine im Gehölz. Noch heute ziemlich unverändert, bietet er ein Bild vergangener Zeiten. Hier verlebte die jüngste Tochter des Erbgroßherzogs Helene, nachmalige Herzogin von Orleans, die heiteren Tage ihrer Kindheit, die sicher in außerordentlichem

Gegensatz zu dem Glanz und Prunk ihres Pariser Lebens, wie zu den Kämpfen und Leiden späterer Zeiten standen. Über ihrer Vermählung mit dem Sohne des Bürgerkönigs Louis Philipp kam es zum Bruch zwischen ihr und dem Großherzog Paul Friedrich, der sich, trotz der Fürsprache Friedrich Wilhelms III nicht entschließen konnte, seine Zustimmung zu einer Verbindung mit den Orleans zu geben, die bei den legitimen Fürsten als Usurpatoren und Thronräuber galten. Prinzessin Helene, ein anmutiges, schlankes, geistvolles Mädchen, mit festem, leidenschaftlichem Willen, sehnte sich, lebhaft und heiter, mit ihren dreiundzwanzig Jahren wohl aus dem stillen Ludwigslust nach dem vollen Strom des Lebens, auch betrachtete ihr schwärmerisches Gemüt diesen Ruf als eine, ihr von Gott zugewiesene Aufgabe, um Gutes und Großes



Ludwigslust: Mausoleum der Großherzogin Helene Paulowna.
Ruine im Schloßpark.
Die katholische Kirche im Schloßpark.

So lebe wohl du stilles Haus
Ich zieh betrübt aus Dir hinaus
Und blüht mir fern ein schönes Glück
Ich denke gern an Dich zurück

H H May 14 1837

Faksimile der Handschrift der Herzogin Helene von Orleans.

auf einem Thron zu wirken, von dem aus so viel gesündigt war. Daher entschied sie, die mehrere Thronerben ausgeschlagen hatte, sich für den unbekannten Bewerber. Als sie zum letztenmal in dem stillen Mädchenstübchen stand und in das Grün des sonnigen Gartens hinausblickte, schrieb sie mit dem Diamant ihres Ringes die noch in der Scheibe zu lesenden Worte:

„So lebe wohl du stilles Haus
Ich zieh betrübt aus dir hinaus
Und blüht mir fern ein schönes Glück
Ich denke gern an dich zurück.“

Ihr tragisches Geschick begann mit dem Tode des geliebten Gatten, dessen Leben ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen endete, und setzte sich mit der Revolution von 1848 fort, um schließlich in der Verbannung zu enden. Außer dieser sehr geliebten Tochter sah Erbgroßherzogin Auguste auch deren Bruder, den erst zweiundzwanzigjährigen Herzog Albrecht, und viele andere ihr liebe Glieder des Fürstenhauses, vor sich ins Grab sinken und ihr ganzes eigenes Geschlecht aussterben, obwohl sie dreizehn Geschwister hatte. Die liebevolle Pietät des Fürstenhauses und das Leben mit wenigen Freunden verschönten die letzten Tage der immer einsamer Werdenden. Die Treue, mit der sie liebe Erinnerungen bewahrte, bewies eine einfache weiße grüngeränderte Tasse, aus der sie lebenslang trank und die ein Geschenk ihrer Erzieherin, Mademoiselle Tessier, war. Ihr Geist hörte nicht auf einzusammeln.



Bildnis der Großherzogin Helene Paulowna.
Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

„Es fehlt ihr nur der Doktorhut,“ sagte ein geistvoller Mann von ihr. Obwohl sie das älteste Mitglied der Gemeinde war, konnte man ihre gebeugte, ehrwürdige Gestalt allsonntäglich im fürstlichen Kirchenstuhl sehen. Aus dem etwas rationalistischen Christentum ihrer Jugend hat sie sich mehr und mehr in den lebendigen Bibelglauben hineingelebt, den sie in barmherziger Liebe besonders an den Armen bezeugte. Bisweilen durchsuchte sie ihren



Ludwigslust: Der goldene Saal.

Schreibtisch vergeblich nach einem Geldstück, sie hatte alles fortgegeben. Nun ruht die vierundneunzigjährige Greisin dort neben der siebzehnjährigen, reizenden Helena Paulowna und der blühenden Frau Karoline Luise, unter der blauen, sternbesäten Kuppel der stillen weißen Grabkapelle.

Nachdem Großherzog Paul Friedrich, 1837—1842, seine Residenz nach Schwerin verlegt hatte, sah das Ludwigsluster Schloß nur noch während des dortigen Baues Großherzog Friedrich Franz II, 1842 bis 1883, und seine erste Gemahlin Auguste, Prinzessin von Reuß, als ständige Bewohner. Am 19. März 1851 ward der jetzt regierende Großherzog hier geboren und der schöne goldene Saal, der sich, im reichen Rokokogeschmack verziert, durch zwei Stockwerke des Schlosses erhebt, füllte sich bei der Tauffeier wieder mit einer glänzenden Menge. Später kehrte das fürstliche Hoflager stets im Herbst auf kurze Jagdsaison zurück, und das waren die Tage, wo Kaiser Wilhelm bei seinem Freund und Neffen einzukehren pflegte. Malerisch wand sich der Zug fürstlicher Equipagen, mit den carmoisinroten Livreen durch den herbstlichen Park, wo der greise Kaiser dem Weidwerk oblag, bis später nach der Tafel die große Halle zu ebener Erde im Schloß einen glänzenden Kreis vereinigte. Der Kaiser spielte dann gern eine Partie Billard und liebte es zu gewinnen; liebenswürdig und heiter verkehrte er mit den Anwesenden und genoß das Beisammensein mit seiner letzten, überlebenden Schwester, der Großherzogin-Mutter Alexandrine.

Alle diese Glanztage sind jetzt für Lud-

wigslust vorüber. Großherzog Friedrich Franz III ist, wie bereits erwähnt, durch seine Gesundheit genötigt, den größeren Teil des Jahres im Süden zuzubringen. Einmal im Herbst 1889 versammelte sich dennoch der ganze Hof hier und der Besuch zweier Kaiser versetzte das stille Städtchen in Aufregung. Kaiser Wilhelm II und seine hohe Gemahlin kamen zuerst und unsere Kaiserin, gewann sich, namentlich gelegentlich eines Besuches im Stift Bethlehem, auch hier alle Herzen. Später erschien der Zar Alexander III, der Oheim der regierenden Großherzogin, und das harmlose Ludwigsluster Völkchen ward durch die Absperrungsmaßregeln, welche ja überall für diesen Monarchen in Anwendung kamen, um Anarchisten und Nihilisten fern zu halten, in Erstaunen versetzt. Ja man erzählte scherzend, daß sogar zwei fürstliche Damen, die einen Spaziergang im Park unternahmen, von der übereifrigen Schildwache erst nach Legitimierung durch einen Bediensteten wieder in das Schloß gelassen wurden.

So oft der Großherzog im Lande ist, kehrt er stets auf einige Tage in Ludwigslust ein, meist allein, entweder, um seine Cousine, die Prinzessin Charlotte, die ihm besonders nahe steht, und deren Gemahl, den Prinzen Heinrich XVIII von Reuß, Kommandeur der mecklenburgischen Kavalleriebrigade, zu besuchen, oder um der Jagd obzuliegen. Dann sieht man wieder bunte Livreen im Schloßportal aus und eingehen und durch die schönen Promenaden des weiten Parkes rollt der elegante, offene Wagen, von dessen hohem Bock der Großherzog selbst den schönen Viererzug von Füchsen zu lenken pflegt. Dieser Park ist die größte Zierde des Ortes. Ursprünglich im französischen Geschmack angelegt, ist er später durch Lenné in mehr englischer Weise umgestaltet und bietet mit seinen prächtigen Bäumen, zahlreichen Wasserkünsten, Tempeln, Häuschen, Teichen, Denkmälern und Ruinen zu allen Jahreszeiten die schönsten Spaziergänge. Freilich ist es meist einsam und still in den schattigen Alleen und zahlreiche Singvögel treiben ihr Wesen um die rauschenden Wasserfälle. Auch das Schloß liegt nach solchen kurzen fürstlichen Besuchen wieder wie schlafend, die hohen Fenster verhängt, die Thüren geschlossen, als träume es von vergangener Herrlichkeit. Vielleicht späht ein neugieriges Kind vorübergehend durch die Fensterthüren des großen Gartensaales und erschrickt, wenn es die auf Blech gemalten und ausgeschnittenen lebensgroßen Gestalten vom Hofstaat Herzog Friedrich des Frommen und seiner Gemahlin, in Puder und buntem Hofkleid, wie schattenhafte Bewohner der menschenleeren Räume stehen sieht.



Ludwigslust. Brücke und Wasserfall im Park.



Misere.

Roman

von

H. von Kahlenberg.

(Fortsetzung.)

Der Oberstleutnant war sehr guter Stimmung an diesem Sonntagmorgen. Hans war Leutnant geworden. Er hatte es soeben telegraphisch gemeldet, und Viktor blieb auf ein zweites Jahr zum Generalstabe kommandiert. Eine glänzende Carriere schien ihm gesichert. Auch seine eigne Beförderung konnte jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen. Seit einigen Wochen führte er an Stelle des erkrankten Obersten das Regiment und durfte sich täglich auf eine Kabinetsordre gefaßt halten ... Am Abend vorher war Liebesmahl im Offizierkasino gewesen. Man hatte ihm viel zugetrunken, es hatte Anspielungen und Fragen gegeben. Er hatte mit Händen und Füßen abgewinkt, obgleich es ihm doch gut gethan hatte: „'s ist gar nicht so schlimm mit der Streberei und Neidhammelei, wie sie's immer machen ... aber der Warnstedt ist doch ein A..", er gebrauchte einen starken Ausdruck, „man weiß nie, was für ein Tränkchen einem der zusammenbraut. Mit Levetzow ist er doch mal ordentlich reingerasselt ..." er erzählte die Geschichte, über die das ganze Corps sich amüsierte, behaglich in sich hineinlachend, während er sich die Semmel in den Milchkaffee brockte, als der Bursche einen Brief überbrachte, ein Dienstschreiben aus dem Generalkommando nach Form und Siegel, die sie alle kannten.

„Das Regiment!" jubelte Tilly auf.

Der Alte hatte sich entfärbt. Die Semmel war ihm in die Tasse gefallen, daß der dünne, braune Kaffee weit über das Tischtuch hin spritzte ... Seine Hände zitterten, während er das Schreiben entgegennahm. Er murmelte irgend etwas mit heiserer Stimme, stand plötzlich auf und ging in seine Stube. Man darf sich nicht schwach zeigen vor den Kindern ...

Es dauerte lange. Den drei Frauen kam es wie eine Ewigkeit vor. Keine wagte zu sprechen, die andere anzusehen ...

Er kam nicht wieder. Frau von Hartenstein hielt es nicht länger aus. Sie erhob sich. Die Mädchen waren auch aufgesprungen. Sie winkte ihnen ab mit der Hand und ging allein hinein. Nun vergingen wieder qualvolle Minuten der Spannung, in denen die beiden Mädchen mit angehaltenem Atem lauschten. Gertrud saß ganz weiß und starr, während Tilly unruhig auf ihrem Stuhl herumrutschte und furchtsame Blicke nach der Thür warf: „Du glaubst doch nicht ... Sie werden doch nicht, Trude ...?"

Gertrud schüttelte heftig den Kopf. Es schien ihr unerträglich, jetzt zu sprechen, Vermutungen auszutauschen ...

Drinnen schluchzte jemand ... Sie hörten es ganz deutlich, nun ertrug es Gertrud nicht mehr. Sie sprang auf und riß die Thür auf, und Tilly folgte ...

In der Sofaecke saß Frau von Hartenstein ganz in sich zusammengesunken. Sie weinte. Der Alte stand halb abgewandt am Fenster. Sein Gesicht war dunkel gerötet, die Adern an der Stirn dick hervorgetreten: „Sie haben mich weggejagt," stieß er heraus. „Ich bin ihnen zu alt, zu bor-

niert. Ich kann mich zum Teufel scheren. Da, lest's . . ."

Er lachte hart auf. Tilly schluchzte sofort los, die Thränen saßen locker bei ihr . . . Gertrud stand wie angewurzelt, das Blut schlug ihr heiß ins Gesicht: „Das ist ungerecht, das ist gemein," schrie sie auf, während ihre Hände sich ballten, und ihre sanften Augen zu sprühen schienen. „Dich zu verabschieden jetzt, gerade jetzt, wo du endlich anerkannt werden mußtest, wo die Beförderung dir sicher war. Was wirft man dir vor? Wie wagt man es . . .?"

Sie riß das Blatt an sich, das in den üblichen kurzen Worten mitteilte, daß Seine Majestät ꝛc. laut Kabinetsordre vom soundsovielten geruht habe, den ꝛc. mit der gesetzlichen Pension und Erlaubnis zum Tragen der Regimentsuniform zu Disposition zu stellen: „O es ist eine Schändlichkeit, eine Infamie . . ."

„Es ist der Wille Seiner Majestät, mein Kind, dem ich und die Meinen mich in Ehrfurcht zu unterwerfen haben . . ."

Ihre Heftigkeit hatte ihm seine ganze Würde zurückgegeben. Er war wirklich ein vornehmer Mann in diesem Augenblick, trotz des schlechten Hausrocks, an dem vorne die Fleckenstraßen herunterliefen. Sie empfanden es alle. Gertrud sagte nichts mehr, aber sie fiel ihm um den Hals: „Lieber, lieber Vater. Wir haben dich lieb, wir sind stolz auf dich . . .!" Die Kleine drängte sich auch herzu. Sie schmiegte sich an ihn und küßte ihm die Hände. Man war sonst nicht zärtlich in der Familie, aber heute fühlte man, daß man zusammengehörte.

Er streichelte ihnen die Köpfe: „Ihr seid meine guten Kinder, brave Kinder..." Seine Stimme bebte auch, und das Wasser trat ihm in die Augen: „Geht jetzt, geht an eure Arbeit. Laßt mich allein mit der Mutter!" — —

Auf Viktors Rat, der gleich herüber kam und umsichtig und gefaßt war wie immer, entschloß man sich für eine Mittelstadt in der Provinz, hübsch gelegen und bloß zwei Stunden von Berlin entfernt. Die Mietspreise waren niedrig dort und die Lebensbedürfnisse billig. Ein Bekannter von Viktor, ein General von Zedlitz mit seiner töchterreichen Familie war auch hingezogen nach seiner Verabschiedung. Man würde also standesgemäßen Umgang haben. Der Oberstleutnant hatte die einzige Bedingung gestellt, daß der zu wählende Ort keine Garnison haben sollte . . . Tilly sollte bis zu ihrem Examen in Fräulein Müllers Institut als Interne bleiben.

Man betrieb den Umzug möglichst eilig um des Oberstleutnants willen. Er klagte nicht, aber sie fühlten alle, daß der Aufenthalt in C. eine Marter für ihn war. Fast den ganzen Tag saß er auf seiner Stube — unthätig und brütend. Er schämte sich vor den Leuten. Der Schlag hatte ihn tiefer getroffen als nur in seiner Eitelkeit und seinen Avancementshoffnungen — sein inneres Gleichgewicht, das gesunde Selbstvertrauen, welches das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gerade einfacheren, naiven Menschen verleiht, war erschüttert. Sein ganzes Leben kam ihm verfehlt vor, unnütz, unfertig. Das Regiment wäre ein Abschluß gewesen, etwas von ihm, dem er den Stempel seiner Individualität hätte aufdrücken können, — sein Regiment! . . . Bittere Gedanken über Willkür und Undankbarkeit stiegen in ihm auf, und daß sie immer wiederkamen und sich nicht verdrängen ließen, das war das Allerschwerste. Der treue Mann litt darunter, mehr als unter dem Gefühl persönlicher Gekränktheit. „Wir werden alle Sozialdemokraten," sagte er traurig an einem Abend, seine Kreuzzeitung zusammenfaltend. „Wir werden alle Sozialdemokraten . . ."

Dann kamen die Abschiedsbesuche im Regiment, auch ein Kreuzgang, auf dem man mit lächelnden Mienen die wohlfeile Teilnahme der guten Bekannten hinnehmen mußte, denen der Abgang des alten Kameraden doch weiter nichts als einen Schritt vorwärts im Avancement bedeutete, während der Nachfolger sie schon angelegentlichst beschäftigte. Er war aus Posen angekommen und vorläufig im Hotel gegenüber abgestiegen, bis er Wohnung und Burschen übernehmen konnte. Es hatte etwas Brutales, dieser Erbe bei lebendigem Leibe; dazu kamen tausend andere Dinge. Nadelstiche vielleicht nur, aber sie thaten weh, weil sie in eine offene Wunde trafen: das Vergessen eines Grußes, der kleine Nüancenwechsel in Gespräch und Haltung, freundschaftliche, nachlässige Herablassung statt respektvoller Subordination . . . die Cigarre, zu der keine übereifrigen Adjutanten mehr

das brennende Schwefelholz präsentierten ... Man ist außerordentlich sparsam geworden selbst mit den kleinsten Kupfermünzen gesellschaftlicher Artigkeit in dieser millionensüchtigen Zeit.

Es kam das Abschiedsessen im Regiment. Die obligaten Festreden, die bedenklich an die Nekrologe in den Zeitungen erinnern. Das Überreichen der Abschiedsgabe ... eine kurze Dankrede des Alten, bei der ihm mitten drin die Stimme brach. Das Hoch, Hoch, Hoch auf Seine Majestät und den Scheidenden ... „Ich hatt' einen Kameraden," spielt die Regimentsmusik ... „einen besser'n findst du nit ..." Und dann der letzte, schwerste Augenblick im stillen Kämmerlein ...

Er hatte alle weggeschickt, sogar seine Frau, die bei ihm bleiben wollte. Er wollte allein sein dazu.

Als er ganz allein war, schnallte er den Degen ab. Er nahm die Epaulettes herunter und hakte die Orden los. Es waren nicht viele und nicht hohe. Behutsam legte er sie weg und dann zog er den Rock aus, den Rock, den er vierzig Jahre lang getragen, diesen engsten, unbequemsten aller Röcke, die viel verlästerte Zwangsjacke mit dem steifen Marterkragen und den blanken Livreeknöpfen. Liebkosend glitt seine Hand über das dunkle Tuch: „Mein Rock, mein alter Rock ..." Der alte Mann schlug beide Hände vors Gesicht. So saß er lange und die Thränen trickelten ihm sacht zwischen den harten, steifen Fingern hindurch ... „Daß ich das erleben muß, daß mein König mir das anthun mußte ..."

Er kam sich vor wie ein Ausgestoßener, Verfemter. Der dürre Zweig, den der Gärtner mit unbarmherziger Schere von dem großen, lebendigen Baume herunterschneidet, wird er wieder Wurzel schlagen und ein Bäumchen werden für sich, oder muß er verdorren? Eine Angst, eine große Bangigkeit vor dem neuen Leben der Welt da draußen kam über ihn. Er kannte sie nicht. Er hatte sie nicht geliebt. Die uralte Abneigung und Verachtung des Soldaten gegen das Bürgertum, die Zipfelmützen und Heringskrämer, die sich in hundert Spott- und Trutzliedern Luft geschaffen, saß tief eingewurzelt in ihm. Er war Soldat gewesen, Soldat mit Leib und Seele und ein guter Soldat. Jetzt rächte sich diese Einseitigkeit, die kein Beruf groß zieht und übertreibt wie der militärische. Dunkel empfand er, was die eigentliche Tragik dieses Berufes ausmacht, was gerade edlere, tief angelegte Naturen oft so unglücklich in ihm werden läßt und sich in wehmütigen, alten Landsknechtliedern ausklagt. Die furchtbare Grausamkeit des Systems, das Menschen von der Menschheit scheidet und unter die Lebendigen, mitten in eine Welt des Friedens und des schaffenden Fortschrittes, eine Schar des Todes stellt, die düster und schweigend mit gezucktem Schwert, wie der Nachrichter neben dem Schaffot, ihres Amtes harrt: des Amtes, das die Vernichtung ist ...

„Ein toter Mann!" unwillkürlich wiederholte er sich die alte, landläufige Armeeredensart. Es war nicht bloß eine Redensart: „Wenn ich jetzt sterben könnte. Wenn ich jetzt sterben könnte. Wenn sie mich auch gleich begraben könnten jetzt ..." Er dachte an Weib und Kind, deren Existenz die karge Pension bedeutete. Viertausendachthundert Mark, davon mußten sie alle satt werden. Langsam und müde stand er auf, zog den anderen Rock an, den schwarzen, verhaßten, „demokratischen" Rock ...

M.. ist ein Provinzialstädtchen von etwa 8000 Einwohnern, zwei Stunden von Berlin entfernt. Sehr hübsch gelegen in der sogenannten Märkischen Schweiz, erfreut es sich während der schönen Jahreszeit eines gewissen Zuspruchs von Berliner Sommerfrischlern, die eine weite Badereise scheuen und sich's in dem schönen Walde bei gutem Wasser und reiner Luft wohl sein lassen. Ihnen zu Ehren existiert in M. ein Kurhaus mit einer gefaßten eisenhaltigen Auguste-Viktoria-Quelle und schönem Garten, in dem im Sommer die Stadtkapelle spielt. Das Ganze macht keinen so recht florierenden Eindruck, den biederen, märkischen Ackerbürgern fehlt der Unternehmungsgeist, die spekulative Ader. Sie warten's lieber ab, bis eine Aktiengesellschaft von Berlin aus die Sache in die Hand nimmt und ihnen dann die gebratenen Tauben von selbst in den Mund fliegen. Es hatte sich in den letzten Jahren eine Kolonie von verabschiedeten Offizieren in dem Städtchen gebildet. Die Billigkeit des

Ortes, seine hübsche Lage und die Nähe der Residenz lockten diese heimatlosen, die Ahasvere des Staates, die sich aus einem auf Schritt und Tritt geregelten Dasein heraus auf einmal in die weite Welt geschleudert sehen, die doch kein Winkelchen hat, in das sie naturgemäß hineingehören.

Tilly war nach mit Gretes Hilfe leidlich bestandenem Examen nach Hause zurückgekehrt. Sie fand Gertrud noch um einen Schatten grauer geworden, Frau von Hartenstein noch etwas dünner und geduldiger und den Oberstleutnant schlecht rasiert in einem fürchterlichen Kommodjäckel im Hause herumlungernd, krakehlig und geneigt, sich in jedes Detail der Wirtschaft zu mischen. In einem vierundzwanzig Seiten langen Briefe an Grete machte Tilly ihrem gepreßten Herzen Luft: „Ich langweile mich fast zu Tode und weine Tag und Nacht. Denke Dir ein kleines Nest ohne Soldaten, ohne die himmlische Musik, nie eine Uniform auf der Straße ... Neulich bin ich oben rauf gelaufen und habe Papa's alte Mütze geküßt, so sehne ich mich nach etwas Buntem, hier sind nur lauter grauliche, alte Mummelgreise, die einem furchtbar aufpassen und mit Operngläsern in den Fenstern liegen. Neulich hatten sie einen gräßlichen Klatsch gemacht wegen mir, weil der Doktor Hasse vom Gymnasium mir nachläuft und ich ihm im Walde begegnete. Papa stellte sich furchtbar an, obgleich ich nicht die Spur in ihn verliebt bin. Er trägt nämlich einen Backenbart und sagt bloß „Fräulein," das finde ich furchtbar gewöhnlich! Ich darf jetzt nur noch mit Trude ausgehen und soll den ganzen Tag Staub wischen und Wäsche flicken. Ich möchte wirklich wissen, wozu ich auf der Welt bin! Manchmal sehne ich mich schon nach der Schulzeit zurück und da dachte man doch gerade, das Schöne käme erst, Ausgehen und Verlieben und all so was. Das Leben ist zu schwer, wenn man arm und fein ist! Ich beneide wahrhaftig unsere Rieke, die geht doch alle Sonntage tanzen und hat schon wieder zwei Schätze hier. Am liebsten liefe ich fort und würde Kunstreiterin oder Balleteuse, da erlebte man doch wenigstens was und ich weiß genau, wenn ich hier bleibe, komme ich um. Du hast keine Idee, wie öde und langweilig es bei uns ist. Ich glaube, Hans macht dumme Geschichten und Mama sorgt sich deswegen. Gertrud ist in furchtbarer Aufregung wegen Willys Examen. Sie sieht schrecklich schlecht aus und lauert nur immer auf das Telegramm. Schreibe nur bald. Deine Briefe sind noch immer meine einzige Freude. Gott! Ich beneide Dich zu sehr, daß Du in Berlin bist. Du Glückspilz! Hast Du schon Anträge gehabt und reitest Du viel? Schreibe mir alles — auch was Du anhast und wie Eure Zimmer eingerichtet sind. Viktor wohnt in der Magdeburgerstraße. Findst Du ihn noch immer so nett? Er war neulich Sonntag hier, schrecklich brummig und thuig wegen der Hassegeschichte. Ich bin nur froh, daß er nicht immer da ist. Was macht M. und der süße P. C.? Ich bin zu schrecklich unglücklich über mein Schicksal.

Deine ewig treue Tilly.

Nachschrift! Denke Dir, daß Willy durchs Examen gefallen ist. Eben kam der Brief. Papa ist außer sich und schimpft furchtbar. Gertrud sagte gar nichts, aber sie sieht aus wie der Tod. Ich glaube, sie ist schrecklich unglücklich, denn jetzt müssen sie natürlich wieder ewig warten. Er geht jetzt nach Stettin, Sonntag kommt er mit seiner Mutter hier durch. Bei uns geht auch immer alles schief. Ich wollte, ich wäre tot . . ."

Herr von Teuben war in der That durchgefallen, hatte das in solchen Fällen übliche „schauderhafte Pech" gehabt, parteiische Examinatoren, die ihn absichtlich reingelegt hatten &c. &c. Der Brief klang sehr deprimiert und mit der Welt zerfallen und schloß mit der Unterschrift: „Dein verzweifelter, sorgengebeugter W."

Der Oberstleutnant war wütend: „Schlappmichel und Dummkopf, der! Ich hätte die Eselei nie zugeben sollen. So'n Kerl, der nichts ist und nichts hat und sich dann nicht einmal dahinter setzt, durchs Examen plumpst, wie ein Sekundaner ...! Wenn man nicht ein so erbärmlich armer Schlucker wäre und sich immer wieder von den Weibern beschwatzen ließe ... Nichts als Ärger und Blamage haben wir gehabt von der ganzen Geschichte. Na, der Alten werd' ich aber doch den Standpunkt mal klarmachen, wenn sie herkommt. Ob die sich einbildet, mir wär's eine Ehre, daß ihr dummer, fauler Lümmel meine Tochter seit vier Jahren abknutscht und sie wo-

möglich hinterher doch noch sitzen läßt? So kommt's doch noch. Der besteht ja nie. Ein Kerl wie eine Qualle, wo man drauf drückt, gibt's nach. Aber hören soll sie's doch diesmal. Diese unausstehliche, aufgeblasene Giftnudel, wenn sie hier wieder anfängt mit ihrem Gethue und Geratsche . . ."

Frau von Hartenstein rang die Hände. „Um Gottes willen, Gustav, brüskiere die Präsidentin nicht. Sie ist imstande und bringt die Verlobung auseinander."

„Das schadete auch gerade was!"

„Aber bedenke doch den Skandal vor den Leuten. Eine zurückgegangene Verlobung! So was haftet einem Mädchen zeitlebens an. Gertrud ist schon dreiundzwanzig Jahre und wo findet sie hier einen Mann? Wir haben unseren Kindern nichts zu hinterlassen. Wir müssen Gott danken, wenn eine versorgt ist . . ."

Diese weltliche Weisheit war Öl ins Feuer. „Das ist's ja gerade. Das ist ja eben die ekelhafte niederträchtige Misere! Man schlägt sein Fleisch und Blut zu Schleuderpreisen los . . . als wenn's faule Ware wäre. Das bißchen Stolz, das man als armes Luder noch im Leibe hat, weil man allzeit ein anständiger Kerl gewesen ist und keinem was schuldet, geht dabei zum Teufel. Ich hab's ja von vornherein gesagt: Laß die Mädels was Ordentliches lernen. Meinetwegen können sie Köchin oder Waschfrau werden, das ist nicht standesgemäß, nein, aber es ist hundertmal anständiger als sie für die Fleischschau mästen und auftakeln und mit Gaunerkniffen losschlagen. Ihr Weiber gebt ja eure Kinder lieber dem Satan, als daß ihr sie unverkuppelt ließet und wenn ihr ja selbst so ein erbärmlicher alter Schwachkopf, der sich immer wieder breitschlagen läßt, wenn's dann heißt: ‚das verstehst du nicht. — Das ist ihr Glück . . .' Nettes Glück ist dabei rausgekommen. Geradeswegs auf den Kirchhof bringt's die Trude, wenn das so weitergeht . . ." Er spuckte aus. „Speiübel ist mir jetzt schon von der ganzen Geschichte und wenn nun diese verfluchte Schnarrwachtel jetzt noch anrückt . . . Wahrhaftig, man kann nur seinen Herrgott bitten: Schick' mir Krieg und Pestilenz, Podagra und Ungeziefer, aber verschone mich mit heiratsfähigen Töchtern . . .!"

Die Präsidentin von Teuben geborene Baronin Viel-Vielenau war eine sehr stattliche, etwas hagere Dame, blond, mit stark hervortretenden Backenknochen und wasserblauen, immer befremdet blickenden Froschaugen. Frau von Hartenstein wurde von ihr um mindestens Hauptеslänge überragt. Sie hielt sich sehr gerade und kleidete sich vorzüglich, meist schwarz, aber immer schöne, gute Stoffe und bei den besten Schneidern angefertigt. Der erste Eindruck, wenn man sie kennen lernte oder nach längerer Abwesenheit wiedersah, war gewöhnlich der einer ganz ungewöhnlichen, beinah beängstigenden Sauberkeit und Patentheit, sehr viel Seife und sehr viel kaltes Wasser. „Froschigkeit!" charakterisierte es der Oberstleutnant, der behauptete, daß im Hochsommer das Thermometer auf Null gefallen wäre in ihrer Nähe. Sie sprach sehr gemessen mit hannöverschem s t, hartem g in „Tag," und während sie sprach, bewegte sie accompagnierend die Oberlippe und die leicht gestülpte Nasenspitze, eine Eigentümlichkeit, die ihr der Oberstleutnant stets nachmachte und Tilly dazu anstiftete, trotz Frau von Hartensteins Vorwürfen.

Die kleine Frau zerfloß förmlich in Respekt vor ihrer „Gegenschwiegermutter," einmal über das andere Mal entschuldigte sie sich wegen der Einfachheit des Essens, der mangelhaften Bedienung. Frau von Teuben aß wenig, mit langen Zähnen. Sie hatte lange, etwas vorstehende Vorderzähne, auf die sie sich etwas einbildete, weil sie das „englisch" fand. Sie war als junges Mädchen einmal in England gewesen und schwärmte seitdem für alles Englische. Sie fand M. einen ganz netten, kleinen Ort, die Wohnung ja auch für die Verhältnisse genügend. Daß Tilly ihr Examen bestanden, lobte sie. Sie war in Charlottenburg Vorsteherin eines Vereins zur Förderung weiblicher Berufsarbeit und hatte ihrer Zeit die Petition um Zulassung weiblicher Studenten an den Universitäten mitunterzeichnet. Sie hielt sich für einen esprit fort seitdem und posierte auf die Philanthropie: „Ich finde es sehr richtig, wenn junge Mädchen, die keine Aussichten haben, sich selbständig machen. Ich teile das Vorurteil gegen Brotarbeit nicht und würde auch eine Lehrerin immer als Dame behandeln, wenn sie von Familie ist."

Nach dem Essen gingen die jungen Leute

in den Garten, während die drei Älteren im Salon zurückblieben. Frau von Hartenstein hatte einen flehenden Blick von Gertrud aufgefangen und harrte nun aus trotz ihrer Sorge um den Kaffee, den Rieke immer zu schnell durchlaufen ließ.

„Ja, das war ein harter Schlag für unser armes Kind," fing der Oberstleutnant an. „Sie hat sich's sehr zu Herzen genommen und leidet noch darunter."

Frau von Teuben parierte sofort den Hieb: „Das Unglück war, daß Willy kein freier Mann mehr ist. Das lenkt ab und zersplittert, und die Examinatoren haben von vornherein ein Vorurteil gegen verlobte Referendarien. Wenn mein Wunsch, die Anzeigen erst nach bestandenem Examen zu veröffentlichen, damals Berücksichtigung gefunden hätte . . ."

„Ich konnte meine Tochter nicht kompromittieren lassen. Eine heimliche Liebschaft unter unseren Augen hätte sie ins Gerede gebracht . . ."

Bei dem Worte „Liebschaft" hatte sie leicht mit den Augen geblinzelt. Sie mißbilligte starke Ausdrücke: „Nun ja, jeder in seinem Interesse . . . aber Sie müssen doch zugeben, lieber Oberstleutnant, daß in diesem Falle, wo doch alle Avantagen so evident auf Gertrud's Seite liegen, einige Rücksicht auf meine wohlgemeinte Bitte . . ."

Er hatte sich warnend geräuspert. Jetzt unterbrach er sie scharf: „Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz, gnädige Frau. Sie geruhen von Avantagen zu sprechen . . .?"

„Nun, mon Dieu . . .!" Sie zuckte die Achseln. „Gertrud ist ja gewiß ein liebes Kind, aber ein Mädchen ohne Vermögen, nicht mehr ganz jung — du lieber Gott — heutzutage . . .! Während ein junger Mann, wie mein Willy . . ."

„Wünschen Sie mir etwa anzudeuten, gnädige Frau, daß Ihr Herr Sohn es als eine Last betrachtet, an meine Tochter gebunden zu sein . . .?"

Unter seiner schroffen Haltung duckte sie sich sofort, sie haßte Scenen: „Aber, bester Freund, wie können Sie mich so mißverstehen! Mein Junge ist ja die Treue und Uneigennützigkeit selbst. Sein Weihnachtsgeschenk für Gertrud hat er sich von seiner eignen Zulage abgespart. Neulich sprach er sogar davon, er wolle sich das Rauchen abgewöhnen. Willy ist eben ein seltener Charakter, keine Spur von Berechnung oder Selbstsucht in ihm. Wenn man andere junge Leute dagegen sieht . . . Und nie eine Klage, nie ein bitteres Wort . . .! Mit dem, was ich ihm geben kann, wird es ihm wohl als Verheirateter nicht möglich sein, seine Karriere fortzusetzen. Er wird sich mit einer bescheidenen Richterstellung begnügen müssen. Gut, daß mein sel'ger Mann das nicht mehr erlebt. Er hatte immer so stolze Pläne mit seinem Einzigen . . ." Sie seufzte, mit einem tief schmerzlichen Blick in die Ferne, als sähe sie da den geliebten Schatten.

Der Oberstleutnant mußte sich Gewalt anthun, um höflich zu bleiben: „Sie vergessen ganz, gnädige Frau, daß Ihr Herr Sohn meine Tochter liebt, wenigstens uns gegenüber vorgab, sie zu lieben, daß ich nur unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er es als ein Glück und eine Ehre schätzen würde, sie zu besitzen, meine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben habe, die auch mir schon manche sorgenvolle Stunde gemacht hat . . ."

Seine ungewöhnliche eisige Förmlichkeit erschreckte und warnte sie: „Mein Gott! lieber Hartenstein, Sie sind aber heute sehr empfindlich. Was sage ich denn gegen Ihre Tochter? Habe ich etwa Schwierigkeiten gemacht oder mit meiner Zustimmung gezögert? Ich lasse ja die jungen Leute gewähren. Ich bin gewiß zu jedem Opfer bereit . . . Das Glück Ihres teuren Kindes liegt mir genau so am Herzen wie Ihnen selbst. Man kann es doch am Ende einer Mutter nicht verdenken, wenn sie sich um die Zukunft ihres Sohnes Gedanken macht und sie auch äußerlich möglichst sorgenfrei gestalten möchte. Es hängt zu viel davon ab heutzutage. Eine mariage d'amour ist gewiß etwas sehr Schönes und Poetisches. Wer könnte ihr seine Teilnahme versagen? Aber die Liebe baut keine Häuser. Früher ging das wohl so. Ein Herz und eine Hütte. Die Zeiten sind schlechter und anspruchsvoller geworden . . ."

„Sagen Sie lieber: die Menschen, gnädige Frau. Es will keiner mehr Opfer bringen, sich einschränken und arbeiten heutzutage. Die Liebe zum Gelde und die Genußsucht ist stärker als jedes natürliche Gefühl, als Liebe und Treue und Gewissen. Und wenn wir sagen, die Zeit ist materiell,

dann ist es eine Feigheit, eine erbärmliche Lüge, hinter der wir uns verstecken. Wir — wir Menschen sind es, in denen kein Gottvertrauen und kein Selbstvertrauen mehr ist . . ."

Sein Eifer berührte sie unangenehm, sie fand ihn altmodisch und unangebracht. „Mon Dieu, ja, gewiß ja — wir sind schwache Menschen, die Ideale schwinden. Es ist eine traurige Welt. Man kann nicht dagegen an. Wie gesagt, ich bin zu den äußersten Einschränkungen bereit. Ich scheue kein Opfer, obgleich in meinen Jahren und eine Viel-Vielenau . . .! Wenigstens darf ich aber dann doch annehmen, daß von Ihrer Seite für eine angemessene Aussteuer . . ."

„Es liegen zweitausend Mark für Gertrud bereit, für die ich Kassenscheine gekauft habe . . ."

„Hoffentlich ganz sichere Papiere. Es sind so unsichere Zeiten! . . . Das würde für zwei einfache Zimmer nebst Küche genügen. Außerdem würden Sie, liebe Elise — ja wohl Wäsche und Silber, vermute ich . . ."

Der Oberstleutnant wollte aufbrausen. Frau von Hartenstein kannte ihn, wenn ihm die Adern über der Stirn so anschwollen: „Gertrud kann von unserem abbekommen," sagte sie rasch. „Wir haben für vierundzwanzig Personen und könnten ein Dutzend abgeben. Das Silber ist noch sehr gut, alles mit dem Retzowschen Wappen gezeichnet. Wenn Sie es sich ansehen möchten, liebe Präsidentin. Ich habe auch noch einige Damastgedecke, die ich Ihnen gern zeigte."

Es lag ihr daran, die Unterredung abzubrechen. Frau von Teuben ging auf ihren Vorschlag ein. Sie war selbst eine exemplarische Hausfrau. Anderer Leute Leinenschränke und Küchen interessierten sie immer.

Das junge Paar war in den Garten gegangen mit Tilly als dame d'honneur in einiger Entfernung hinterher. Gertrud ging mit gesenktem Kopfe schweigend und schwermütig. Auch während des Essens hatte sie kaum ein Wort gesprochen. Er nahm ihren Arm und schob ihn unter den seinen: „Na, Schwamm drüber! Es war schanderöses Pech! aber wir wollen uns nicht die Stimmung dadurch verbittern lassen. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist . . . Jedenfalls bedarf ich jetzt zunächst ein paar Wochen gründlichster Ausspannung, ehe ich mich wieder von neuem ins Joch begebe. Ich werde wahrscheinlich die Mengens nach der Schweiz begleiten. Die Tante hat mich eingeladen, man sieht doch endlich mal was anderes als die ewigen langen Gesichter, die liebe Verwandtschaft thut ja wahrhaftig, als wenn man der reine Kapitalverbrecher wäre! Hast du auch tüchtig mitgeschimpft, Trudchen?"

„Ach Willy . . .!" Sie drückte sich enger an ihn. Das blasse, sanfte Gesicht mit den roten, geschwollenen Augenrändern sprach deutlicher als Worte, es rührte ihn. „Mäuselchen, Hühnichen . . .! Kleines . . ."

Sie legte aufschluchzend ihren Kopf an seine Brust: „Mein Liebster, mein Einziger! Ich weiß ja, daß es nicht deine Schuld ist, daß du dein Bestes gethan hast und daß man dich darum tadelt und dir Vorwürfe macht. Das kann ich nicht ertragen. Das ist das Allerschwerste . . ." Sie schluchzte noch heftiger.

„Na — na Kind! Kind . . .! Nun ist's aber genug. Nu trockne dir mal hübsch das Gesichtchen ab. Thränen machen häßlich, hast schon ganz trübe Äugelchen davon. Wie schlechtgeputzte Laternchen sehen sie aus und so ein trübseliges, jämmerliches Hängelippchen . . . Wenn ich im September wiederkomme, mußt du rote Backen haben und vergnügt aussehen. Lach' doch mal wieder. Ich denke sonst, du kannst's gar nicht mehr. Du konntest so niedlich lachen wie ein kleines Silberglöckchen. Grad' in dein Lachen hatt' ich mich ja verliebt und nu ist's weg. Nirgends mehr ein Grübchen oder Sonnenscheinchen. Probier's mal wieder mir zuliebe, na . . .?"

Er nahm ihren Kopf in beide Hände. Sie probierte wirklich, aber ihre Lippen zuckten, in ihren Augen standen Thränen: „Ich kann's nicht so, Willy, jetzt nicht, das Herz ist mir zu schwer . . ."

„Kleine Empfindsamkeit! Ist es denn so ein großes, schreckliches Unglück, noch zwölf Monate länger zu warten, wenn man schon so lange gewartet hat. Ein Jährchen vergeht so schnell, wie weggepustet. Dann bist du meine kleine Frau Assessorin. Wir führen das netteste, idyllischste Leben von der Welt in unserm Hinterwald. Des Morgens komme ich in Schlafrock und Ba-

Aus unserer Studienmappe:



Mädchenkopf. Nach dem Gemälde von Max Theby.

buschen, dann trinken wir Kaffee in unserm altdeutschen Eßzimmerchen, natürlich haben wir ein altdeutsches Eßzimmerchen; alle kleinen Leute haben es, und du hast ein weißes Morgenhäubchen auf; und dann reichst du mir die Tasse mit recht viel Zucker drin und dazu nehme ich das kleine Händchen ... so" ... er machte eine Bewegung ihre Finger zu küssen, aber sie hatte sie schon weggezogen und war rot geworden dabei. „Du sollst sie nicht küssen, Willy; sie sind so rot und hart! ..." Sie sah nachdenklich auf ihre abgearbeiteten Hände und den Verlobungsring an der einen: „Sieh mal, wie dünn und matt er schon ist. Viel dünner als deiner! ... Ich habe immer Angst, er bricht mal durch ..."

„Ich stifte dir einen neuen zur Hochzeit!"

„Zur Hochzeit?" ... wiederholte sie träumerisch ... „Ich weiß gar nicht, was es ist, manchmal habe ich gar kein Zutrauen mehr in die Zukunft. Ich fühle mich so traurig, so matt."

„Das kommt vom Grübeln und Stillesitzen. Geh' raus — spiel' Tennis und amüsier dich, dann bleibst du frisch und fängst keine Grillen. Sieh mal mich an. Ich habe doch ganz andere Sorgen wie du. Laß ich mich etwa unterbuttern vom Schicksal? Lach' ihm ins Gesicht. Freu' dich deines Lebens, vom Kopfhängen und Jammern wird nichts besser. Leichtsinnig muß man sein ... sonst hakt man überall fest ... Ich denke, die Reise wird mir gut thun. Ist ein bildhübscher, kleiner Racker geworden, die Martha. Du weißt doch, sie war mir ursprünglich zugedacht. Mama schnob Pulver und Schwefel, als ich ihr da einen Querstrich durch die Rechnung machte. Na, du weißt gar nicht, was dein armer Romeo damals alles ausgestanden hat, noch alle Tage aussteht. Konnt' ich denn was dafür, daß du so süß aussahst den Abend in deinem weißen Kleidchen, und wie du mir so lieb die Hand gabst im Cotillon. Da konnt' ich nicht anders — ich mußte sie festhalten ..."

„Und du hast's nie bereut, Willy, nie? ..."

„Ach, Ulk! Ich fühle mich urwohl in meiner Bräutigamshaut, es ist eigentlich der idealste Zustand von der Welt, verlobt zu sein. Meinetwegen könnte es hundert Jahre so weiter dauern. Man ist ein freier Junggesell und weiß doch, daß man zu Hause einen süßen Schatz sicher hat, der einem nicht mehr fortläuft, und das Allerhübschese ist, daß man sich ungestraft küssen kann ..." Er nahm sie in seine Arme und küßte sie ab. „Das ist mein gutes Recht. Wozu hab' ich denn eine Braut?"

Sie war dunkelrot geworden unter seinen Küssen. Er fühlte, wie sie sich sträubte in seinen Armen: „O Willy! Schickt sich das?" ...

„Pedantin! Weißt du, daß du das reine alte Jüngferchen würdest, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit käme und nach dir sähe! Ist denn Küssen Sünde? Thut's weh? ... Komm mal her, Tilly. Zeig' mal deiner Schwester, wie man's macht."

Das große Kind wollte lachend fortlaufen, ließ sich aber doch erwischen und gleichfalls abküssen. Zuletzt kniff sie ihn in den Arm, daß er sie losließ, und rannte kichernd ins Haus ...

Es war unmöglich, ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen. Der Oberstleutnant hörte mit Mißvergnügen von dem Reiseplan: „Sonderliche Eile mit der Hochzeit scheinen Sie nicht zu haben, Herr Schwiegersohn. Zu meinen Zeiten war das anders. Da faßte man das Verlobtsein als eine ernsthafte Sache auf und legte die Beine hinter die Ohren, um ans Ziel zu kommen. Scheint aber jetzt nicht mehr Mode zu sein ..."

Willy empfahl sich infolgedessen ziemlich verschnupft. „Der Alte thut ja wahrhaftig, als wollte ich ihnen durchgehen," sagte er zu seiner Mutter, als sie allein auf der Rückfahrt waren. „Ich denke, ich habe mich doch immer sehr korrekt benommen. Was kann der Mensch für sein Pech? Wenn sie nicht so dahinter gesessen hätten, wäre ich nächstes Jahr erst vorgegangen und das ganze Malheur wäre nicht passiert. Das hat man davon ..."

„Ja, das muß ich auch sagen. Die Leute sind von einer Arroganz, als ob du zum mindesten eine Prinzessin heiratetest. Das Mädchen kann doch jeden Tag ihrem Gott auf den Knieen danken, daß sie dich gefunden hat — keinen Heller Vermögen, nicht mal jung, hübsch ist sie auch nicht mehr, sie wird recht alt und zieht sich schlecht an. Diese plötrige Familie, die Schwester womöglich Gouvernante. Die hätte im Leben keinen Mann gekriegt. Na, wenn ich damals in C... gewesen wäre, der Reinfall wäre dir nicht passiert." —

„Mutterchen, ich habe sie wirklich gern. Sie ist die beste, unschuldigste, kleine Seele von der Welt!" ...

„Das hindert nicht, daß sie wie ein Bleigewicht an dir hängt und deine ganze Zukunft ruiniert. Jetzt empfindest du das nicht so, aber sei erst mal verheiratet. Verzichte erst mal auf alles, was du von Jugend auf gewöhnt bist. Wohne in vier engen Zimmern — bei Rindfleisch und Kartoffeln, mit einem Dienstmädchen in Holzpantoffeln. Und dann kommen die Kinder. Es ist nichts da, um sie zu erziehen und anständig zu placieren. Misere über Misere! Wenn ich dagegen denke, wie es mit Martha gewesen wäre! Ihr hättet das schöne Gut, du würdest Landwirt, vielleicht Reichstagsabgeordneter. Ich hätte doch auch etwas davon. Während so ... Es ist wirklich hart für eine Mutter, die ihr ganzes Leben gesorgt und sich gequält

hat, wenn sie sehen muß, wie ihr Kind sein Glück geflissentlich mit Füßen tritt ..."

Sie seufzte und preßte ihr Taschentuch gegen die Augen. Er rutschte unbehaglich auf seinem Sitze hin und her: „Ja, das geht doch nun mal nicht mehr zu ändern. Ich bin doch nun mal mit Gertrud verlobt." —

„Verlobt ist noch nicht verheiratet. Lieschen Meinhardts Verlobung ist auch zurückgegangen, weil es sich herausstellte, daß Gölau nichts hatte, wie der Alte starb. Und die standen schon vier Wochen vor der Hochzeit ..."

„Das ist doch aber eine Gemeinheit ...!"

„Das sagst du so, es ist leicht aburteilen. Ich kann Frau Meinhardt nur Recht geben. Man hat doch auch Pflichten gegen sich selbst, gegen die nachfolgende Generation. O, ich hätte die Sache nie zugeben sollen, ich hätte gleich energisch auftreten müssen, du hättest es mir gedankt, du wärst glücklich geworden ..."

Das Taschentuch trat wieder in heftigere Aktion. Er drückte sich mürrisch in die Waggonecke: „Du quälst mich damit. Wahrhaftig, man hat nur Ärger und Chicane von der ganzen Geschichte ... Und das nennen sie dann Bräutigamsglückseligkeit ...!"

— — — — — — — — —

Frau von Hartenstein sah schlecht aus. Es fiel allen Bekannten auf. Sie mußte fortwährend Bemerkungen und gute Ratschläge darüber hören. Sie schob es auf die Sommerhitze, auf ihre alte Migräne. „Es wird schon vorübergehen. Ich sehe immer gleich so aus ..." Ihre Rüstigkeit und anscheinend gute Stimmung täuschte auch wirklich alle. Man war's zu sehr gewöhnt, mit allen Schmerzen und Nöten zu ihr zu kommen: der Oberstleutnant mit seinen Verdauungsschwulitäten und seinem Ärger über Heidebrand, einen von den anderen Pensionierten, mit dem er sich beständig über Bismarck und die Engländer zankte, die er nicht leiden konnte. Tilly mit ihren abgerissenen Volants und ewigen Geldverlegenheiten... Daß sie selbst Trost und Hilfe am nötigsten hatte, kam niemand in den Sinn.

Einmal wäre ihr Geheimnis doch beinahe an den Tag gekommen. Der Oberstleutnant war vor der Hausthür dem Postboten begegnet und hatte ihm die Zeitung und einen Brief für Frau von Hartenstein gleich abgenommen. Er sah, daß er von Hans aus M... war und wollte ihn eben öffnen; er gehörte noch zu den Ehemännern von der alten Schule, die Briefe an ihre Frauen ohne weiteres als an sich selbst gerichtet betrachten, als sie dazukam. Augenscheinlich hatte sie auch schon auf die Post gelauert und schoß nun aus der Entreethüre: „Mein Brief — du hast einen Brief an mich von Hans ...?" Sie war ganz weiß vor Angst mit einem seltsamen scheuen, verhetzten Ausdruck in den Augen, die sich heißhungrig auf das Schreiben hefteten. Er war gerade bei guter Stimmung und nahm die Sache humoristisch auf: „Na, seh einer das närrische, verliebte Altchen! 's ist gerade, als ob du einen Liebesbrief erwartetest. Eigentlich sollte ich dich nun gerade zappeln lassen..." Er hielt den Brief scherzend in die Höhe. „Gieb," flehte sie mit bleichen Lippen. „Quäl' mich nicht, Gustav ..." Er ließ los: „Verrückte Frauenzimmer! Eine Schraube ist doch bei allen los. Da kenn' sich der Deubel aus ..."

Sie kam erst wieder zum Vorschein bei Tische, als sie die Suppe ausschöpfte: „Na, was schreibt er denn, der Goldsohn?" erkundigte er sich.

„Es geht ihm gut. Er läßt grüßen. Sie rücken zum Manöver aus nächste Woche."

„Das ist gut. Das bringt ihm ein bißchen Mark in die Knochen. Alles in Ordnung sonst? ... Keine Dummheiten losgelassen ...?"

„Nichts. Er scheint sehr zufrieden."

Er fragte nichts weiter. Er war sehr träge geworden, seit er nichts mehr zu thun hatte. Briefe schreiben und lesen war ihm eine Last, die er ihr überließ. Wenn nichts Besonderes passierte, das war schon das Allerbeste.

Als sie allein war, nahm sie den Brief aus der Tasche und las ihn noch einmal durch. Es war kein langer Brief, kaum zwei Seiten lang auf dem dicken englischen Papier, flüchtige, schräge Buchstaben in der Eile des Augenblicks mit unsicherer Hand hingeworfen. Sie wußte ja doch, was drin stand. Er schrieb immer dasselbe, wenn er

Aus unserer Studienmappe:



Die Graphic. Nach einer Zeichnung von Carl Gehrts.

an sie adressierte. Gleich nach der Offizierswahl war der erste Brief gekommen. Dann kamen andere, jeden Monat einer. Sie fühlte es schon immer vorher und zitterte, wenn sie den Postboten kommen hörte. Zuerst hatte es halb scherzhaft geklungen, ein bescheidenes Postskriptum zu einem langen zärtlichen Geplauder über Vergnügungen und Regimentsverhältnisse: „Hättest du nicht ein kleines blaues Bildchen für mich übrig? so eins mit einem Nüllchen oder zweien? Du weißt, jede Gabe, auch die kleinste wird willig angenommen von einem armen, hungrigen Bettelmann.“ Oder: „Liebstes Herzmuttchen! Wirst Du sehr böse sein, wenn ich schon mal wieder bei Dir anklopfe? Im Kalender ist zwar der zehnte erst, aber bei mir ist's einunddreißigster, zweiunddreißigster — Matthäi am letzten ... Ich weiß ja, Du kannst hexen. Ich werde gut schütteln, ob wieder ein Goldfüchslein aus den Strümpfen herausspringt ...“ Dann kamen Klagen, jeden Monat etwas Extraes. Im Januar war

Kaisers Geburtstag, und die vielen Liebesmähler, man mußte die Gesellschaften mitmachen, weiße Handschuhe, Trinkgelder, Beiträge fürs Kasino, eine verregnete beste Garnitur, Lackstiefel, die nichts getaugt hatten . . . „Ich sitze in Hemdsärmeln, um meine Uniform zu schonen, und trinke Wasser zu meinem trockenen Brot des Abends . . .“ Einmal schrieb er: „Ich fange jetzt an abzubezahlen. Wenn Du mir nur noch einmal mit hundert oder zweihundert Mark aushelfen könntest, würde ich bis zum Herbst ganz arrangiert sein. Selbstverständlich darfst Du das Geld nur als eine Anleihe betrachten, die ich Dir auf Heller und Pfennig zurückerstatten werde. Ich habe jetzt Lehrgeld bezahlt und werde mich nicht wieder attrappieren lassen. Du sollst auch noch stolz auf mich sein wie auf Viktor, dann soll's alle Welt wissen, daß ich's meinem treuen, goldenen Mütterlein zu verdanken habe, Dir ganz allein . . .“

In ihrem Schreibtisch lagen die Briefe alle, einer über dem andern, und jedem war das gelbe Zettelchen der Postanweisung beigefügt: Hundert Mark, zweihundert Mark, fünfzig Mark . . . das war zu wenig gewesen. Sie schickte wieder zweihundert Mark, das nächste Mal . . .

Zuerst war ihr eignes Erspartes hingegangen: der Notgroschen für Krankheiten und böse Zeiten. Dann ein kleiner Fonds, der für Tilly bestimmt gewesen war, wenn sie eine Stelle annahm. Es kamen mehr Briefe, immer drängender, drohender: „Ich bin verloren, wenn Du nicht hilfst. Rette mich, finde Geld! mehr Geld! . . .“ Sie griff ihr Haushaltungsgeld an, die erbärmlichen hundertundzwanzig Mark, von denen fünf Personen essen und trinken mußten. Sie hatte keine Entschuldigung mehr, wenn der Oberstleutnant über das ewige harte Rindfleisch und die dünnen Suppen nörgelte. Tilly weinte bittere Thränen über die Sommerjacke, die ihr die Brust einschnürte und die Arme bis an den Ellbogen freiließ. Nur Gertrud klagte nicht. Sie trug noch immer ihr altes, grünes Kleid. Eine Einladung zu Willys Geburtstag, der diesmal auf dem Mengenschen Gute bei seinem Onkel gefeiert wurde, hatte sie abgelehnt, ohne den Ihrigen etwas zu sagen. Aber Frau von Hartenstein hörte sie weinen des Nachts.

Beim Bäcker und Fleischer standen die Rechnungen an von einem Monat zum andern. Die stolze, feine Frau, die ihren Kopf immer hoch getragen, wurde klein und geschmeidig vor den groben Handwerkern. Sie gab ihnen Trinkgelder und gute Worte, um sie hinzuhalten, in den Läden blieb sie stehen, um ein Schwätzchen zu machen, zu loben. Sie wagte nicht mehr zu feilschen und zu tadeln, seit sie auf Kredit nahm... Die Geldbriefe trug sie immer selbst zur Post, und dann mußte sie Vorwände erdenken, Lügen finden, um ihren Ausgang zu erklären. Jeden Tag neue Lügen. — Ihre Todesangst war, daß unter den Briefschaften, die einliefen, Rechnungen sein könnten. Rechnungen an ihn von Händlern und Geschäften, die die Geduld verloren hatten. Sie kannte die großen grauen und blauen Couverts mit dem Ortsstempel. Sie lauerte dem Postboten auf, um sie ihm abzunehmen und zu unterschlagen. In einem Fach ihres Schreibtisches versteckte sie sie . . . Einmal fand sie den Oberstleutnant in den Fächern wühlend. Er suchte nach einer alten Photographie. Seitdem trug sie die Rechnungen bei sich. Sogar des Nachts ließ sie sie nicht von sich. Sie schlief längst nicht mehr, und wenn ihr doch einmal vor Übermüdung die Augen zufielen, fuhr sie wieder auf nach wenigen Sekunden und tastete nach den Papieren unter ihrem Kissen . . . Ihr Wirtschaftsbuch öffnete sie nur noch zum Schein, um Gertrud zu täuschen. Sie hatte es längst aufgegeben zu rechnen.

Im September kam Besuch. Herr von Retzow mit Familie aus Wiesbaden. Ella hatte sich verlobt mit einem Baron Sundhausen, einem reichen Rittergutsbesitzer. Im November sollte die Hochzeit sein . . . Sie befanden sich auf der Durchreise nach Heiligendamm, wo die Mutter und Schwester des Verlobten sich zur Kur aufhielten. Der Besuch war nur ein flüchtiger, wie reiche Leute arme Verwandte besuchen. Man überzeugt sich, daß sie leben, und vermeidet es, allzu sehr in die Tiefe zu dringen, weil man sonst selbst in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Die Schwägerinnen kamen sich nicht näher dadurch. Frau von Hartenstein fühlte nur wieder, wie sehr ihr Bruder sich ihr entfremdet hatte. Durch seine Heirat, durch das Geld, das ihm damit in den

Schoß gefallen, war er thatsächlich ein Parvenu geworden in der ganzen lächerlichen und widerlichen Bedeutung des Wortes. Das Wappen fehlte auf keinem Handschuhknopf. Sogar Frau von Retzows Hündchen trug es auf silberner Medaille um den Hals, er sprach beständig von seiner Vornehmheit, seinen Familienverbindungen, ließ sich „Herr Baron" titulieren und unterschrieb sich: Curt Alexander Freiherr von Retzow aus dem Hause Falkenberg. Frau von Hartenstein that es weh jedesmal. „Wenn das Vaterchen erlebt hätte," sagte sie. „Vaterchen war wirklich ein vornehmer Mann, trotzdem er so arm war und sich seine Stiefel oft selber putzte." Es existierte eine hübsche Anekdote von dem alten Herrn, wie er einen jungen, eingebildeten Fant, der ihm auch eine großpratschige Visitenkarte mit vier Reihen Namen und Titel abgegeben hatte, die seine zugeschickt: Hans von Retzow aus dem Hause Lüttgenhans — das war der ehrsame Schneidermeister, bei dem er zur Miete wohnte für fünfzig Thaler jährlich...

Der Besuch hatte aber doch eine Folge: Tilly wurde eingeladen, auf vierzehn Tage mit ins Seebad zu kommen. Sie hatte es verstanden, sich bei der Tante lieb Kind zu machen durch ihre begeisterte Bewunderung von Ellas schönen Sachen und der überlegenen Retzowschen Prosperität. Frau von Retzow gehörte zu den edlen Seelen, die ihre Vorzüge erst recht genießen, wenn sie sich darum von anderen beneidet wissen. Sie brauchte immer jemand zum Vorrenommieren, und Tilly mit ihrer Naivität und Begeisterungsfähigkeit war eine Occasion in der Beziehung. Das Kind war außer sich vor Glück. Angesichts ihrer Freudensprünge fanden die Eltern nicht das Herz, ihre Erlaubnis zu verweigern, obgleich es Frau von Hartenstein einen kleinen Stich gab. Sie schluckte auch das herunter. Tilly wurde mit ein paar alten Sachen von Ella noch etwas herausstaffiert und reiste dann ab, halb närrisch vor Freude.

Ihre Briefe aus Heiligendamm waren die reinen Jubeldithyramben. Sie hatten Willy auf der Durchreise in Stettin gesehen. Er hatte den Damen Bouquets an die Bahn gebracht und war riesig nett und fidel gewesen. Er und Tilly quälten nun beständig, daß die Eltern mit Gertrud nach Stettin kommen und sie wieder abholen sollten. Man wollte dann gemeinschaftlich eine Partie nach Heringsdorf machen. „Es kostet nur zwanzig Mark für euch alle drei. Mama soll die sechs Mark von meinem Taschengeld für Dezember nehmen" — Tilly war immer „vor" mit ihrem Taschengeld ... „und kommen. Es ist zu schön und das Meer ist wonnig." Der Oberstleutnant hatte Lust, obgleich er es natürlich nicht zugestehen wollte. Die Einförmigkeit und Langeweile seiner Existenz lastete doch auf ihm: „Ich hab' ja kein Geld — wo werd' ich denn? Auf meine alten Tage eine Vergnügungsreise!" ... aber er suchte sich doch auf dem Atlas die Route heraus, diskutierte die verschiedenen Orte mit Heidebrand und sah jeden Tag nach dem Thermometer: „Das wär' ein Reisewetter heut." Frau von Hartenstein redete ihm selbst zu und schließlich entschied Viktor die Angelegenheit, indem er Gertrud zwanzig Mark von Berlin aus schickte. „Ich wünsche, daß du gehst. Es wird dir gut thun, und Willy muß auch wissen, daß er eine Braut hat."

Es wurde beschlossen, daß die beiden auf ein Retourbillet gehen sollten. Frau von Hartenstein wollte unterdes Haus hüten und große Reinmachung vornehmen mit Rieke: „Mir thut die Ruhe am allerbesten. Eine Reise würde mich ganz kaput machen, und wenn ihr nachher wiederkommt und erzählt, habe ich ja auch meinen Teil." Sie sah so müde und hinfällig aus, daß man ihr das Ruhebedürfnis glauben mußte.

Der Oberstleutnant und Gertrud waren abgereist. Auch Rieke war nicht da, den Tag. Frau von Hartenstein hatte sie beurlaubt, um ihre Schwester zu besuchen. Sie saß ganz allein und nähte auf der alten Maschine. Die absolute Stille um sie her that ihren armen Nerven wirklich wohl; so still war es nicht gewesen im Hause, seit den ersten Monaten ihrer Ehe, als die Kinder noch nicht da waren. Sie dachte an diese Zeit, wo sie auch so still und allein gesessen und genäht hatte, kleine Hemdchen und Jäckchen. Ein älteres Töchterchen war mit sechs Jahren an der Diphtheritis gestorben. Der kleine Willy war bloß vier Monate alt geworden ... Irgendwo in weit voneinander entfernten Garnisonen lagen zwei winzige Grabhügel, über die längst das Gras und die wilden

Winden wucherten. Niemand wußte die Stellen mehr. Man hatte genug zu sorgen um die vier Lebendigen ... Eine hätte sie doch gefunden ...

Die Thüre zum Entree stand weit auf. Es war sehr warm den Tag und sie hörte so gleich, wer die Treppe heraufkam. Der Sonnenschein fiel in einem breiten, lichten Balken über die Diele bis vor ihre Füße. Auf einmal sah sie einen Schatten die Sonne verdunkeln ... „Hans ..."

Sie hatte sich nicht von ihrem Stuhle erhoben, sie starrte ihn nur an mit weiten erschrockenen Augen, während sie anfing zu zittern am ganzen Leibe. Er war in Civil, einem hellen, leichten Sommercivil und grauem Hute. In der Hand hielt er ein Rohrstöckchen mit dickem, goldenem Knopfe. Er sah sehr gut und elegant so aus, viel besser als in der schlechtsitzenden Kadettenuniform, in der sie ihn immer noch in der Erinnerung hatte, und er war größer geworden, viel größer und magerer ... Auch die Züge schienen schärfer — älter. Er trug ein Bärtchen jetzt und war verbrannt von der Manöversonne. Es war nicht mehr ihr Junge und doch kein Mann, kein Mann wie Viktor, als er zum erstenmal heimgekehrt war in der Leutnantsuniform und sie rot geworden war unter seinem Kusse.

Sie sah das alles nur flüchtig, wie durch einen Schleier, denn er hatte sie längst in den Armen und knutschte und küßte sie, während er auf sie einschwatzte: „Du dachtest wohl, es wäre mein Geist, Muttchen, machtest so erschrockene Augen. Ja, das war eine Überraschung, gelt? An deinen alten, bösen Jungen dachtest du gar nicht, und daß er dich so hinterrücks überfallen könnte. Das ist auch eine Geschichte. Ich hatte nämlich in Berlin zu thun, dienstlich, weißt du — Schießübung im Terrain bei J ... es kam so über Nacht ... nur ein paar Tage ... da hielt ich's doch nicht aus, dich so in der Nähe zu wissen. Besonders, weil du schriebst, du wärest ganz allein. Kurz und gut, da bin ich und klopfe an. Ich weiß, du schmeißt den armen Reisenden nicht hungrig und durstig wieder raus ..."

Wie gut er sie kannte! Nun fiel ihr gleich das Mittagessen ein, daß Rieke fort und nichts im Hause war, kein Häppchen Fleisch.

Er lachte über ihre Ratlosigkeit und küßte sie wieder: „Dann backen wir Pfannkuchen und ich schlage den Schnee dazu, wie in den alten Zeiten, das wird ein Hauptspaß! ..."

Er schleppte sie im Triumph in die Küche. Während sie nun eilig Feuer anmachte und Eier und Butter herbeitrug aus der kleinen Speisekammer, saß er auf dem Holzschemel und schwatzte, wie er sich Kaffee machte zu Hause in seiner Junggesellenwirtschaft. Durch ein altes Taschentuch werde er gegossen, er zeigte ihr's und wie er Beefsteaks briet ... famose Beefsteaks konnte er braten ...

Und all die Zeit, während er sie wie magnetisiert hielt unter seinem Wortstrom, fragte sie sich, wie es möglich war, daß er da saß — so weit von seiner Garnison und dienstlich? Was hatte er in Berlin zu thun ... und die Angst in ihr wuchs, eine dumpfe, instinktive Angst vor dem, was kommen würde, wenn er nun stockte, wenn er aufhörte zu schwätzen ...

Sie hatten ein ganz gemütliches kleines Mittagessen zu zweien. Er aß mit tüchtigem Appetit. Sie lief immer ab und zu von der Küche nach dem Eßzimmer mit den heißen Kuchen.

„So gut hat's mir nicht wieder geschmeckt seit meiner Kadettenzeit," sagte er und goß sich Wein ein. Er war sehr durstig und trank in großen Zügen die eine Flasche leer und dann noch eine zweite. Er wollte, daß sie auch trinken sollte — aber sie konnte nicht. Sie konnte nichts essen und nichts trinken. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Nachher machte sie ihm Kaffee ... starken, mit viel Zucker. Er hatte alles gern süß.

Er war sehr nachdenklich geworden; während sie die Tasse für ihn bereitete, blieben seine Augen starr auf ihre Hände geheftet.

„Du bleibst doch über Nacht?" fragte sie. „Ich mache für dich zurecht in der Schwestern ihrem Zimmer und du hast doch auch noch nichts Ordentliches gegessen. Ich brate dir ein Rebhühnchen zum Abend. Rebhühnchen ißt du doch gern?" ...

Er rührte in seiner Kaffeetasse. „Ja, aber Mutterchen, mein goldnes, geliebtes Mutterchen ... Ich muß nämlich um Sieben wieder fort, siehst du ... Meine Zeit ist

sehr knapp bemessen und ich habe eine Verabredung für heute Abend ... weißt du ..."

Sie sah ihn unverwandt an. Sie wußte, daß es jetzt kommen müßte, und sie setzte sich ganz steif in ihren Stuhl und schloß die Augen, wie wenn sie einen Schlag empfangen wollte, aber er stockte wieder — er verhedderte sich ... „Ja, siehst du, es thut mir wirklich schrecklich leid, aber es geht doch nun nicht anders ... siehst du ..."

„Hast du Viktor gesehen? Wohnst du bei ihm?"

„Das wäre zu unbequem, wir wohnen im Hotel, im Kaiserhof. Ja, ein höllisch teurer Spaß wird es wohl werden, die Reise von da unten bis hierher für die paar Tage ..."

Ihr Herz schlug so schnell, daß sie kaum sprechen konnte: „Aber hast du denn das Geld ... wenn du doch dienstlich ..?"

Er hatte sich eine Cigarre genommen, schnitt sie ab und probte die Spitze auf dem Daumennagel ... „Die Wahrheit zu sagen — direkt dienstlich ist ja die Sache eigentlich nicht, wenn nicht insofern ... Na kurz und gut, Muttchen, wozu wie die Katze um den heißen Brei gehen. Ich bin in der Bredouille, ich muß etwas thun, etwas Radikales, Durchschlagendes oder ..." er machte die Gebärde des Halsabschneidens. „Wir haben in Berlin einen kleinen Coup vor, mein Freund Lochius und ich ... eine Turfspekulation, absolut sichre, total ungefährliche Geschichte und bringt Geld, schönes bares Geld. Lochius' Bruder, der Husar, läßt nämlich am 22. rennen in Hoppegarten" ... er nannte einen bekannten Reiter ... „first man bei uns in Deutschland, und der Gaul englisches Vollblut, ein phänomenales Tier! Springer ersten Ranges, vor zwei Monaten erst von drüben gekommen. Die Buchmacher legen zwanzig und dreißig dagegen, heute noch. Er ist der letzte outsider aus dem Feld. Lochius hat die Sache ganz geheim gehalten und läßt sich's was kosten. Der Tip ist Gold wert, so gut wie bares Geld."

Er fuhr fort, ihr die Affaire auseinander zusetzen, mit lebhaften Gesten, in einem abgebrochenen halb englischen Jargon: „Ich wäre mit einem Schlage aus allem raus — könnte dir das Geliehene zurückerstatten und einen neuen Start machen für die Zukunft. Wenn du mir noch ein letztes Mal etwas vorschießen könntest, bis Dienstag nur — fünf- oder sechshundert Mark — damit könnt' ich's machen."

Er sagte das, ohne sie anzusehen, aber unter den gesenkten Lidern hervor beobachtete er sie wie die Katze die Maus ... und als sie noch immer nicht antwortete, ihn nur anstarrte aus weiten gequälten Augen ... „Seine fünf- bis sechstausend bringt es sicher," fuhr er fort, „und wenn ich's morgen schon mit dem Buchmacher fest mache und die verdammten Kerls über die Proben reinen Mund halten, zehntausend — was sag' ich! ... fünfzehntausend."

Er warf mit den Tausenden um sich, zählte an den Fingern ab — rechnete ihr vor ... Seine Augen entzündeten sich. Er sah das Geld schon vor sich und verteilte es ... „Nun, was meinst du? Du sagst ja gar nichts? ..."

„Ich habe nichts, gar nichts mehr."

„Aber du sollst ja auch gar nicht. Denkst du, ich würde dir so etwas zumuten, nach allem, was du schon für mich gethan hast? Du sollst nicht länger darben und sparen um meinetwillen. Du brauchst ja selbst Geld... Das, was du mir geschickt hast. Du hast sicher Sorgen, Ungelegenheiten dadurch. Die Schwestern hätten auch mal gern einen kleinen Spaß ... Ich wüßte wohl, wo wir eine Anleihe machen könnten."

Er sah sie lächelnd an und blinzelte mit den Augen, und als sie noch immer nicht begriff, nur die Hände ineinander rang in stummer Qual ... „In dem Schreibtischfächelchen linker Hand, Muttchen" ...

„Gertruds Geld!" schrie sie auf. „Gertruds Geld! ... Nein! ... Nein! ... Du meinst doch nicht Gertruds Geld? Du kannst doch das nicht meinen ..."

Er lachte, aber es war kein heiteres Lachen und das Fieber flackerte ihm aus den Augen dabei. „Und wenn ich's wirklich meinte: Wenn ich wirklich solch einen schrecklichen Plan hätte, du kleines feiges Muttchen du? Ich stehl's ihr ja nicht ... Sie heiratet doch nicht bis übermorgen, und Dienstag zahle ich es auf Heller und Pfennig zurück. Kein Mensch braucht überhaupt was davon zu merken. Es ist doch ganz gleichgültig, ob das Geld diese drei Tage da im Fache liegt oder in meiner Tasche steckt und arbeitet?"

Sie hörte gar nichts und fand keinen



Träumerei. Nach dem Gemälde von W. Menzler.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

klaren Gedanken mehr in ihrem zuckenden Gehirn, nur daß er das Geld wollte von ihr, und daß sie es nicht geben durfte. Sie klammerte sich an das erste beste: „Aber wenn . . . wenn es nicht gelänge . . . das Pferd könnte doch verlieren . . . fallen . . . das ist doch auch ein Hazardspiel, solches Rennen . . .“

Nun spielte er sich auf den Beleidigten: „Hazard? Würde ich dir so etwas vorschlagen, wenn ich meiner Sache nicht ganz sicher wäre, wenn auch nur die geringste Möglichkeit eines Mißerfolges vorhanden wäre? Ich sage dir, das Pferd gewinnt, muß gewinnen. Die anderen Gäule sind elende, abgetakelte Schindmären gegen ihn. Es ist eine absolute Gewißheit, eine Gelegenheit hors ligne, wie sie alle hundert Jahr mal wiederkommt, und wenn ich sie nicht ausnutzen kann, wenn ich diesmal nicht zugreife, bin ich aufgeschmissen. Dies ist meine letzte Chance, meine allerletzte, verstehst du . . . schlägt die fehl, dann kann ich nächste Woche den bunten Rock ausziehen und in Amerika Mist fahren oder mir eine Kugel vor den Kopf schießen. . . Der Oberst ist mir so wie so nicht grün gesinnt. Zum ersten ist mein Wechsel fällig . . . diesmal prolongiert der Schweinhund nicht, und wenn er die Anzeige macht beim Regiment, dann hilft mir kein Gott und kein Satan . . .“

Er sprach mit äußerster Vehemenz, im Zimmer auf und ab stürmend, immer lauter schreiend. Sie hatte beide Hände gegen die Brust gepreßt. Jeder Satz traf sie wie ein Hammerschlag. Er hörte sie ächzen darunter, aber es rührte ihn nicht. Er wollte sie quälen, foltern . . .

„Und alles, was ich dir geschickt habe, die ganzen achthundert Mark . . ?“

Er lachte brutal auf: „Was sind die lumpigen paar Pfennige! Das langt nicht mal als Trinkgeld, um ihnen das Maul zu stopfen . . . Denkst du, so ein Jude riskiert sein Fell um nichts und wieder nichts? Die rupfen ihre Hühner ratzekahl . . . Haut und Knochen . . . achthundert Mark! Ich brauche Tausende, Tausende, sag' ich dir. Und ich hätte sie ja, sie liegen da vor mir auf dem Präsentierbrett und ich könnte alles glatt machen und von vorne anfangen, wenn du nur wolltest, wenn du nicht so lächerlich kleinlich und furchtsam wärest . . .“

„Ich will an Papa schreiben, mit Trude sprechen . . .“

„Das hilft mir nichts. Ich muß das Geld heute haben, heute abend. Ich habe es Lochius versprochen.“

„Du hast es ihm versprochen? . . .“

Er warf trotzig den Kopf zurück: „Konnte ich wissen, daß meine eigne Mutter mir die kleine Gefälligkeit verweigert, die jeder gemeinste Wucherjude mir für ein paar Pfennige Trinkgeld leistet? Ich dachte, Mütter wären nicht so skrupulös nnd vorsichtig, wenn es sich um Leben und Tod ihrer Kinder handelt. Das war eben auch so eine Illusion aus den Kinderjahren. Man macht sich ja als Kind so viel Illusion, Mutterliebe, Mutterherz — das klingt so schön, so rührend. Warum setzt ihr uns überhaupt in die Welt und päppelt uns groß, wenn ihr uns nachher krepieren lassen wollt, ohne einen Finger zu rühren . .?“

Sie hatte die Hände gegen ihn ausgestreckt, wie um sich zu schützen vor seinen grausamen Worten: „Hans,“ schrie sie auf, „Hans! Ich habe gelogen und betrogen um deinetwillen . . . Ich bin meinen anderen Kindern eine schlechte Mutter gewesen, deinem Vater eine schlechte Frau. Ich bereu's ja auch nicht, ich hab's ja gerne für dich gethan . . . Aber ich kann nicht zur Diebin werden an Gertrud. Ich kann's nicht . . . Hans . . .“

Er zuckte die Achseln. „Sage doch du willst nicht. Die paar Bettbezüge und Kochtöpfe für Gertrud sind dir mehr wert als mein Blut. Denkst du, ich wollte ehrlos weiterleben? Du warst meine letzte Hoffnung. Gut! die ist auch fehlgeschlagen: wir Hartensteins haben nun mal Pech, das Pech klebt uns an wie die Laus am Bettlerpelze. Na, um einen Revolver zu kaufen, dazu wird's wohl noch langen und ein stilles Plätzchen im Walde findet man auch noch, ohne Miete zu zahlen . . .“

Er machte eine Bewegung, als wenn er aufstehen wollte, aber sie hatte sich auf ihn gestürzt. Sie umklammerte ihn mit beiden Armen, um ihn zurückzudrücken in den Stuhl. „Sprich doch nicht so. Erbarme dich doch! Du tötest mich ja — Siehst du denn gar nicht, daß du mich tötest, Kind . . .“ und wie er sich immer noch sträubte in ihren Händen, weil sie fürchtete, ihn verletzt zu haben: „Nicht

wahr, du gehst nicht fort? Du bleibst noch hier? Es war alles nicht dein Ernst? Ich suche ja für dich — ich werde schon finden, hab' nur ein bißchen Geduld mit mir. Laß mich nur denken . . ."

Er hatte sich verdrossen in den Sessel zurückgeworfen. „Es wäre so einfach gewesen . . ."

Sie machte ihm eine Bewegung, daß er schweigen und sie nicht stören sollte. Alle ihre Züge zuckten und arbeiteten. Auf einmal fuhr sie in die Höhe: „Ich habe es. O, ich weiß, was ich thun kann, wie ich dir helfe. Warte nur einen Augenblick noch, ein Momentchen . . ." Sie war wie elektrisiert, ihre Augen flimmerten, ihr Gesicht hatte sich gerötet. Sie rannte in ihr Schlafzimmer, ins Entree nach ihrem Hute: „Es dauert nicht lange. Ich gehe sehr schnell und es ist gar nicht weit. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Ruh dich nur so lange. Rauch noch ein Cigärrchen . . . Ich hole dir Geld!" Sie nickte ihm zu mit einem glücklichen pfiffigen Lächeln.

Ihm wurde fast unheimlich bei ihrem Gebaren. Einen Augenblick fürchtete er, sie könnte den Verstand verloren haben. Er begriff nicht, was sie vorhaben konnte. Durch die angelehnte Thür hörte er, wie sie sich an ihrem Schreibtisch zu schaffen machte, Fächer auf- und zuschloß. Als sie aus dem Hause trat, sah er, daß sie ein Päckchen unter dem großen, grauen Umschlagetuche trug. Ein Gedanke durchzuckte ihn: sie ging, ihre Schmucksachen zu verkaufen, ihre kleinen Schätze und Raritäten von Eltern und Großeltern. Sie hatte sie den Kindern oft gezeigt, wenn sie artig gewesen waren, und die kleinen Geschichten dazu erzählt . . . Er wußte, daß die Sachen gar nichts wert waren und alle Hoffnungen, die durch ihre Zuversichtlichkeit wieder in ihm aufgestiegen waren, verließen ihn. Er haßte sie in diesem Moment mit dem kalten, brutalen Haß der Verzweiflung. In diesem Augenblick wandte sie sich noch einmal um und winkte ihm zu . . . Wenn sie nahe genug gewesen wäre, hätte sie das Verbrechen in seinen Augen gesehen. Aber sie war schon zu weit . . .

Beinah laufend setzte sie ihren Weg fort, sich an den Häuserwänden entlang drückend und scheu umherspähend. Die Judengasse war ein dunkler, verrufener Ort, in den sich selten ein anständiger Mensch verirrte. Sie kannte die Adresse des Trödlers, er war ein paarmal im Hause gewesen, um Lumpen abzuholen, und erkundigte sich dann jedesmal angelegentlichst nach Schmucksachen. „Der alte Moses zahlt die höchsten Preise," versicherte er, „noch mal so viel als der Juwelier . . ." Sie zog ihr Tuch noch dichter um sich, als sie in den Laden trat, eine enge, schmutzige Höhle mit einer erstickenden Atmosphäre von alten Kleidern, Schweiß und schlechtem Fett. . .

Der Alte betrachtete sie prüfend, während sie ihre Schätze auspackte auf dem schmierigen Ladentische. Das goldene Medaillon, aus dem sie Locke und Bild herausgenommen — alte Broschen mit Perlen und Topasen von ihrer seligen Mutter her — ein Rokokoarmband, das die Großmutter, die Gräfin Reifferscheid, auf ihrem ersten Balle getragen hatte — ihr Konfirmationskreuz — altmodische Ringe und Spangen mit verschlungenen Händen und bunten Steinen — zuletzt noch die alte Uhr ihres Vaters. Er hatte sie bis an seinen Tod getragen, auf der Rückseite war das Retzowsche Wappen eingeprägt. Sie hatte versäumt, es auszukratzen . . . es verursachte ihr einen scharfen, körperlichen Schmerz, dies alte Wappen unter den dreckigen, spürenden Fingern des Juden.

Er betastete alles und wog es in der Hand! „Sechzig Mark für den ganzen Plunder, Madamchen. Sechzig Mark ist das Höchste. Ich gebe drauf dabei! . . ."

Sie erschrak, sie hatte an dreihundert Mark gedacht. Mindestens an zweihundert. Nun fing das Feilschen an, ein jämmerliches Betteln und Herausstreichen. „Das Kreuz ist doch massiv. Sehen Sie, da ist eine schöne große Perle darin, es ist bloß ein bißchen matt geworden. Die Uhr hat achtzig Thaler gekostet." Ihr Gesicht brannte vor Scham. Ihre Hände zitterten, während sie lächelte und zuredete. Der Jude schrie und lamentierte. Siebzig Mark war das Allerhöchste, die vornehmen Damen verdürben ihm die Preise. Die vornehmen Damen wären die allerschlimmsten, die gönnten einem ollen ehrlichen Handelsmann das nackte Leben nicht. Schließlich bot er hundert Mark. Weiter konnte sie nicht. Sie zitterte an allen Gliedern und sah

nichts mehr. Die fünf schmutzigen Goldstücke, die er ihr langsam zögernd in die Hand zählte, brannten wie glühendes Eisen.

Sie konnte erst wieder denken, als sie draußen war. Hans würde nicht zufrieden sein, daß sie so wenig brachte. Sie mußte mehr finden. Es fiel ihr ein, daß der Oberstleutnant immer das Geld für die Steuern zurücklegte in seinem Schreibtisch... Er war sehr gewissenhaft darin ... Sie rechnete sich rasch aus, daß da etwa sechzig Mark sein mußten. Sie hatte ja auch noch die Pastellbilder, das Geschenk der Königin ... Ihre Schwägerin hatte längst ein Auge darauf geworfen. Sie würden sich als Renommierstücke so gut in ihrem Salon machen. Sie wollte an Klotilde schreiben und sie ihr anbieten zum Kaufe. Eingehen würde sie sicher darauf...

Unterwegs fiel ihr ein, daß Hans gerne Flundern aß. Sie ging in einen Kolonialwarenladen und kaufte zwei Flundern, auch noch Aufschnitt und zuletzt ein Terrinchen mit Gänseleber, weil es der Mann ihr so anpries. Wenigstens sollte er doch ein gutes Abendbrot haben. Er aß gerne etwas Gutes, ihr Junge.

Sie fand das Wohnzimmer, in dem sie ihn zurückgelassen hatte, leer. „Hans!" rief sie, „Hans!" Es antwortete niemand. Sie ging nun erst an den Schreibtisch und nahm das Geld heraus und legte es auf der Platte zurecht. Es waren nun zweihundert Mark mit dem, was sie von ihrem Wirtschaftsgeld dazugethan hatte ... So verging eine Viertelstunde. Nun wurde sie doch ängstlich. Sie rief in den Garten hinaus und sah in den Schlafzimmern nach. Sie überlegte sich, daß er nach dem Bahnhof gegangen sein könnte oder in ein Lokal ... Der arme Junge war gewiß hungrig geworden ... Die Flundern würden ihm schmecken ... Sie wollte nur schon decken. Er mußte ja gleich wiederkommen.

Als sie mit der Lampe ins Eßzimmer trat, fiel ihr Blick auf den Schreibtisch, der am Fenster stand ... Das linke Fach war halb herausgezogen, offen. Sie riß es vollends auf ... Es war leer. —

— — — — — — — — — — — —

Der Oktober brachte die Katastrophe. Wie sie diese Wochen leben konnte, wußte sie nie. Vielleicht gibt es wirklich ein gebrochenes Herz, ein Jenseits von Schmerz und Hoffnung, nur stirbt man nicht daran, wie die alten Romanschreiber sagen. Wenn die anderen des Morgens herunterkamen, saß sie an ihrem alten Platze, hinter der großen, weißen Kaffeekanne. Sie dachte an alles: an die Preißelbeeren, die eingemacht werden mußten; den Winterüberzieher, der einen neuen Kragen brauchte. Sie lachte sogar, wenn etwas Komisches erzählt wurde und Tilly sagte: „Lach doch, Muttchen! ..." Nur auf die Post wartete sie nicht mehr, und sie sprach nicht mehr von Hans.

Der Oberstleutnant schimpfte jeden Tag über seine Bummelei und Schreibfaulheit. Nicht mal das richtige Eintreffen der Zulage hatte er gemeldet. Ein geharnischtes Schreiben, zu dem der Alte sich schließlich aufraffte, blieb unbeantwortet: „Ich will verdammt sein, wenn da nicht etwas faul ist. Der Bengel macht schlechte Geschichten und versteckt sich. — Das ist so seine Duckmäuserart ..."

Ein Schreiben Viktors bestätigte seine Vermutungen. Er hatte Erkundigungen eingezogen und fürchtete das Allerschlimmste ... „Wenn ich nächste Woche irgend abkommen kann, will ich hinfahren und mich selbst überzeugen ..."

Es war nicht mehr nötig, die Abendblätter brachten bereits die Verabschiedung des Sekondeleutnants von Hartenstein gleichzeitig mit der des Leutnants Lochius von den Dragonern in derselben Garnison.

Endlich kam auch ein Brief, ein Brief ohne Überschrift an sie adressiert, charakteristisch für ihn in seiner cynischen Kürze: „Es ist alles aus — mein letzter Coup mißglückt. Ich war ein Narr, ihn zu versuchen. Wer um den Galgen würfelt, wird sicher gehenkt. Die Schulden laßt laufen. So was kommt in den anständigsten Familien vor, und wo nichts ist, verliert auch der Jud' sein Recht. Wenn ich zu Gelde kommen sollte, bezahle ich sie pünktlich, wenn nicht, vermache ich sie der Gesellschaft — meinesgleichen — im bunten Rock, den Reichen und den Armen, die die Blutsauger mästen und wieder mästen werden. Mir zu verzeihen bitte ich Euch nicht. Ihr könnt es nicht. Die einzige Genugthuung, die ich Euch geben kann, ist die, daß ich tot und begraben bleibe für

alles, was Hartenstein heißt. Ich gebe sie hiermit schwarz auf weiß ..."

Erst Viktor brachte die Details mit. Der Junge hatte wie ein Unsinniger darauf los gewirtschaftet. Es fanden sich Rechnungen vor über fünf Dutzend Paar Handschuhe, die er auf einmal bestellt hatte, seidene Shlipse zu zehn und zwölf Mark... Bei Blumenhändlern und Juwelieren hatte er die extravagantesten Einkäufe gemacht, Sachen und Ziffern, vor denen die Frauen betäubt standen, die nur der Vabanquetaumel, der den verzweifelnden Spieler ergreift, erklären konnte. Ein Möbelhändler reklamierte fünfzehnhundert Mark für eine Saloneinrichtung, die er im Auftrage der beiden Offiziere an eine gewisse Mademoiselle Susanne Béchard geliefert hatte. Für diese selbe Susanne Béchard hatte Hans ein Maskenkostüm für hundertundvierzig Mark gekauft und das Konto des Restaurateurs, bei dem sie Champagner und Eßwaren entnommen, belief sich auf zweitausend Mark. Um diese Summen aufzubringen, hatte er geborgt, sich mit Wucherjuden der schlimmsten Sorte eingelassen und Wechsel ausgestellt, die dann wieder drei- und viermal prolongiert wurden. Im ganzen hatte er an Wechselschulden beinahe zwölftausend Mark zu bezahlen, von denen er bar nicht tausend Thaler erhalten hatte. Die meisten der Formulare waren von Lochius mitunterzeichnet, dessen Schulden eine geradezu fabelhafte Ziffer erreicht hatten. Man sprach davon, daß sein Vater, der Kommerzienrat, ihn unter Kuratel stellen lassen wollte.

Sechstausend Mark blieben zu bezahlen, nachdem sich Viktor mit den Gläubigern auseinandergesetzt hatte. Er hatte die widerlichen, langwierigen Verhandlungen heimlich abmachen müssen, weil der Oberstleutnant in seinem starren Ehrgefühl durchaus nichts davon wissen wollte: „Ich will kein Feilschen und Markten um die Hartensteinsche Ehre. Sage ihnen, daß sie bezahlt werden sollen auf Heller und Pfennig, hörst du, auf Heller und Pfennig!.. Sage, daß ich mein Ehrenwort dafür gebe. Sie werden mir doch glauben, wenn sie meine weißen Haare sehen und das Kreuz... und sie haben ja meine Pension als Bürgschaft. Wozu brauch' ich eine Pension? Ich kann ja arbeiten. Wer anderen Leuten Geld schuldig ist, hat kein Recht zu faulenzen. Wir können einfacher leben. Wozu brauchen wir all diesen Trödel, Sofas und Spiegel, elendes Bettelvolk wie wir, dem das Hemd nicht auf dem Leibe gehört! Wir können am Essen sparen. Was brauchen wir uns satt zu essen!... Es gibt Millionen, die hungern, ehrliche,

Aus unserer Studienmappe:



Kämmerer Pflügge.
Studie von Graf W. Bulow von Dennewitz.

anständige Leute, die keinem was gestohlen haben. Was sind wir denn — Diebsgesindel — Gaunerpack, das keinem anständigen Menschen mehr ins Gesicht sehen kann und sich duckt, wenn einer uns anspuckt . . . Pfui Teufel! . . . Da war im Kasino die Rede von einer Agentur, die sie dem Lützow angeboten hatten. Sie behaupteten, so was schicke sich nicht für einen alten Offizier, der des Königs Rock getragen hat. Des Königs Rock, — den Bettelrock trage ich. Hat denn so einer überhaupt noch Ehre im Leibe, der sie um schmutzige Groschen von Juden verschachern und mit Dirnen versaufen läßt? Für mich schickt sich alles jetzt. O, ihr sollt sehen, wie ich an die Thüren klopfe und meinen Kratzfuß mache: ‚Verehrter Herr, lieber Meister, seien Sie doch so gut, nehmen Se' mer 'ne Kleinigkeit ab' . . . und wie ich mich die Treppe runterschmeißen lasse. En oller Kerl, der sich nicht schämt zu betteln . . ."

Gertrud konnte es nicht mehr ertragen: „Nimm mein Geld, Papa, gib es ihnen. Willy ist so gut und großmütig, er wird's mir nicht abschlagen, wenn er alles hört..."

Frau von Hartenstein hatte noch kein Wort gesprochen. Nun auf einmal erwachte sie aus der Starre: „Er hat alles. Ich habe es ihm gegeben . . . Es ist nichts mehr da . . . nichts mehr . . ."

„O Mutter! . . ." Das war alles, aber sie wichen von ihr zurück, Gertrud, Viktor und Tilly, alle ihre Kinder. Sie stand ganz allein mitten im Zimmer, weiß und schuldig.

Der Oberstleutnant hatte sich aufgerichtet, seine Augen quollen aus ihren Höhlen. Einen Augenblick schwankte er, als hätte der Schlag ihn getroffen . . . „Du — du —" keuchte er. . . „Elende du! . . . Lügnerin, Diebin . . . du bist schuld, du ganz allein mit deiner verfluchten Heimlichkeit und Durchsteckerei. Du hast ihn verdorben und dem Satan verkuppelt — ihn und uns alle mit. Konnte er etwas anderes werden als ein Lump und ein Ehrvergessener in dieser Lügenatmosphäre, mit der du ihn umgabst, du hast ihn ja groß gezogen mit Lügen, ihn gefüttert damit, bis er faul war, faul und stinkend bis ins Mark hinein. Hätt' ich ihn lieber tot geprügelt, damals als er anfing mit seinen schlechten Geschichten. Jetzt ist die Schande da und es kommt noch ganz anders — noch schlimmer — am Galgen endet der — am Galgen — das ist dein Werk — sag' ich dir . . . dein höllisches, verfluchtes Werk . . . Schlange du . . ."

Der Schaum stand ihm vor den Lippen, mit einem gräßlichen unartikulierten Wutschrei hob er die Faust. . .

„Vater!" . . . Viktor fing sie auf mit beiden Händen . . .

Er brach ächzend zusammen. Sie hatte keinen Laut von sich gegeben . . . Sie duckte sich nicht vor dem Schlage . . . aber auf einmal fuhr sie mit beiden Händen gegen ihre Brust und sank hintenüber, hart aufschlagend an der Tischkante. Viktor und Gertrud hoben sie auf und trugen sie auf ihr Bett. Es war nur ein Brustkrampf, der ihren Körper lange Minuten in den fürchterlichsten Zuckungen hielt. Darauf ein totenähnlicher lang andauernder Erschöpfungsschlaf.

„Mit meinen Händen könnte ich ihn erwürgen für den Jammer, den er angerichtet hat," sagte Viktor, als er mit Gertrud allein war: „Und ich thu's auch noch. Laß ihn noch einmal meinen Weg kreuzen und ich mache ein Ende."

Sie erschrak über den Ausdruck verbissenen intensiven Hasses in seinem Gesicht: „Versündige dich nicht, Viktor. Er ist dein Bruder."

„Mein Bruder! . . ." Nun brach er los, alles, was sich von Gift und Groll in ihm angesammelt hatte gegen den anderen, all die Jahre hindurch: „Warum ist er mein Bruder? Warum ketten sie einen an so einen Elenden, den man haßt, wie den Tod, der sich wie ein Bleigewicht an einen hängt, und einen herunterreißt in seinen Kot? Wie ein Hund habe ich mich gequält. Wenn andere Leute von Jugend und Kinderglück sprechen, schweige ich und es wird mir kalt bei der Erinnerung. Was half es mir, daß ich ihnen Lob abrang, daß sie mich anerkennen mußten, wenn ich in derselben Minute schamrot stand, weil mein Bruder ein Lump war? Gebettelt habe ich, auf den Knieen gebettelt für ihn, gelogen und betrogen, um die Schande von ihm abzuwenden, seine Schande, die meine Schande war. Und des Abends, wenn er längst schlief — ich lag wach im Bett und zerbiß mir die

Fäuste vor Zorn und Haß: o, ich hätte ihn morden können! . . . Ich betete, daß er sterben möchte. Wenn mir ein Gott oder Teufel damals einen Wunsch freigelassen hätte — ich hätte gewünscht, keinen Bruder zu haben! — Gibt es eine raffiniertere teuflischere Marter, einen gräßlicheren Hohn auf den freien Willen und das Recht der Persönlichkeit als diese sogenannten heiligen Familienbande? Ist es nicht fluchwürdige, wahnsinnige Grausamkeit, Einen verantwortlich zu machen für Zehn und Hunderte büßen zu lassen für jede Thorheit und Schlechtigkeit des Einzelnen? Wenn das Leben ein Kampf ist aller gegen alle, und wer wagt heute noch zu behaupten, daß es das nicht ist . . . Krieg bis aufs Messer! Meinetwegen will ich nackt und waffenlos stehen einer gegen alle! Der Mann, der für sich allein steht mit seinen guten Fäusten und seinem guten Trotz, der hebt die Welt aus den Angeln. In seiner unbeschränkten Ichheit liegt seine Kraft. Kettet ihn zusammen mit einem Schwächling oder Verräter und er ist ohnmächtig — ein Krüppel — ein elendes Lasttier zeitlebens . . ."

Sie hatte ihn nicht unterbrochen. Sie blickte auch jetzt nicht auf von ihrer Arbeit, Wäsche für Hans, die ausgebessert werden mußte, ehe sie ihm nachgeschickt wurde. Der Oberstleutnant hatte ihm ein für allemal das Haus verboten: „Ein ehrloser Lump, der seines Königs Rock geschändet hat, ist mein Sohn nicht mehr. Wer's mit dem hält, kann sich anderswo eine Futterstelle suchen. In meinem Hause ist kein Platz mehr für ihn . . ."

Viktor fühlte sich unbehaglich, aber er wollte es nicht zugeben, daß er sich schämte. „Nun ja," sagte er mürrisch. „Das klingt hart, aber es ist zu trostlos. Immer diese Misere, nie mal ein Sonnenstrahl! . . . Ihr Frauen seid besser wie wir . . . Aber wenn du wüßtest, was das für ein Gefühl ist jedesmal, wenn ich hier herkomme und man ist so ohnmächtig, so vollkommen wehrlos dem allen gegenüber; es macht mich rasend. Es quält und verstimmt mich auf Wochen hindurch . . . und ich brauche meine Kräfte. das bißchen Lebensmut, das einem noch geblieben ist nach der Jugend. Es ist eine Schwäche zu wollen, was man nicht kann. Man muß können oder ‚nicht wollen' können."

Sie weinte sehr, als er ging. Sie fühlte, daß es mehr war wie ein Abschied auf wenige Wochen. Er löste sich von ihnen innerlich und sie konnte ihn nicht halten. In ihrer Angst hing sie sich an seinen Hals: „Verlaß uns nicht auch, Viktor, behalte du uns lieb . . ."

„Ich werde thun, was ich kann," sagte er hart. „Es ist ja meine Pflicht."

Sie ließ ihn los: „Geh," sagte sie tonlos. „Geh und werde glücklich . . ."

Zum ersten Dezember fand der Umzug statt. Man hatte eine kleine Wohnung in einer dritten Etage gemietet. Alle überflüssigen Möbel wurden verkauft. Frau von Hartenstein hatte auch das Mädchen abgeschafft. Nur am Vormittage kam eine Aufwärterin für das Allergröbste. Die Küche und Wäsche besorgte sie mit Gertrud ganz allein. Sie brach nicht zusammen unter der Arbeit. Sie schien gar keine Ermüdung zu spüren.

Auch mit dem Oberstleutnant schien das alte Verhältnis ganz wieder ins Geleis zu kommen. Sie war sorglich und unterwürfig wie immer; vielleicht noch etwas sorglicher und unterwürfiger, nur Gertrud merkte es, daß sie zitterte, wenn er ins Zimmer trat, und manchmal fing sie einen Blick auf, den sie zu ihm hinübersandte, wenn sie glaubte, daß er nicht guckte, den scheuen, irren Blick des Hundes, den man einmal zu hart geprügelt hat . . .

Das Mädchen hatte versucht Handarbeiten für Geschäfte zu bekommen. Sie häkelte Spitzen, das Garn mußte sie sich selbst beschaffen und ein Meter wurde mit sieben Pfennigen bezahlt.

Der Oberstleutnant hatte die Agentur für die Gewehrfabrik wirklich angenommen. Nun zog er des Vormittags los mit seinen Prospekten und saß nachher rechnend und zählend an seinem Schreibtisch. Wenn einer hereinkam, schloß er sofort ab. Er mißtraute jedem. Fortwährend machte er hämische bittere Bemerkungen über sich selbst, über seine Thätigkeit, oder er zankte über unnötigen Luxus. Jedes Essen war ihm zu gut, zu reichlich. Er ärgerte sich über jedes Brikett, das ins Feuer kam. Wenn er am ersten Frau von Hartenstein ihr Wirtschaftsgeld aushändigte, feilschte er um jeden Groschen nnd dann kamen häßliche verletzende Redensarten: „Wenn ich jetzt

Junggeselle wäre, könnte ich sparen ... Wir haben zu viel unnütze Esser im Hause, die Weiber bestehlen und betrügen einen ja an allen Ecken und Enden ..." Den alten Bekannten ging er sorgfältig aus dem Wege. Er witterte in jedem harmlosen Worte eine Anspielung auf sein Unglück: Man verachtete ihn. Man hielt ihn eigentlich nicht mehr für verkehrsfähig. Er bildete sich das steif und fest ein. Es war ihm eine Art Wohlthat, auf sich selbst herumzutreten, wie ein unglücklicher Kranker, der seine Wunden reibt oder drückt. Auch im Anzug und Äußeren ließ er sich absichtlich verkommen. Er war ein Greis geworden in den wenigen Wochen.

Am besten hielt sich merkwürdigerweise Tilly in dieser allgemeinen Dekadenz. Zuerst hatte sie einen Roman: „Comtesse Thusnelde von Hohenfels" geschrieben, der beim zweiten Kapitel plötzlich nicht weiter wollte. Dann plante sie einen rührenden Brief an Rothschild oder Vanderbilt, in dem sie ihn unter Darlegung der Verhältnisse um zweitausend Thaler angehen wollte, oder sie wollte nach Südafrika oder einem anderen exotischen Lande, wo man viel Gehalt kriegt und am gelben Fieber stirbt. Das alles betrieb sie sehr geheimnisvoll. Sie bekam öfter Briefe und rannte jeden Tag ein paarmal auf die Post. Jedenfalls half ihr die beständige Aufregung und Erwartung wunderbar über die drückende Not der Gegenwart hinweg, und eines Tages im Februar kam sie mit glühenden Backen angestürzt: „Du Trude, denke doch, ich habe eine Stelle. Kommerzienrat Lühning, ganz dicht bei Berlin. Fünfhundert Mark. Findest du fünfhundert Mark nicht enorm? Ich kann euch jedes Jahr dreihundert für die Schulden schicken! ... O, ihr müßt mich gehen lassen, ihr müßt! ..."

Sie tanzte vor Aufregung, umhalste Mutter und Schwester immer wieder. Gertrud weinte nur. Frau von Hartenstein sagte gar nichts. Sie nahm ihr Kind in den Arm, und da hielt sie es fest, als wollte sie es nie loslassen. „Mein Kleines ... Mein Kleines ..."

Der Oberstleutnant war gleich für das Projekt. Er dachte an die Ersparnis im Haushalt. Tilly war jung und kräftig und hatte einen gesegneten Appetit. Er beobachtete so etwas seit einiger Zeit. Jedenfalls konnte man sich ja erkundigen, und wenn alles stimmte ... Es gingen ja Tausende von jungen Mädchen so hinaus in die Welt und Berlin war nah für alle Fälle.

Die Erkundigungen fielen günstig aus. Der Kommerzienrat war bekannt als ein schwer reicher Mann von streng konservativer christlicher Gesinnung, der auch schon einmal seinen Wahlkreis im Reichstag vertreten und in seinem Wohnort eine Kirche hatte bauen lassen ...

Zum ersten April sollte Tilly eintreten. Sie war voll von Hoffnungen und extravaganten Plänen und freute sich kindisch über die neuen Sachen, die Frau von Hartenstein heimlich für sie schneidern ließ. Gertrud hatte aus ihrer Truhe Stoffe und Wäsche geschenkt. Alle überhäuften sie mit Liebe und Zärtlichkeitsbeweisen. Sogar Rieke kam mit einem Kuchen an für den letzten Kaffee.

Alle Koffer waren gepackt. Es war die letzte Nacht, die Gertrud und Tilly zusammen in ihrem kleinen Mädchenzimmerchen schliefen, aber das Kind war viel zu aufgeregt zum Einschlafen. Es schwatzte in einem fort: „Denke doch, Trude, was ich alles haben werde, das gute Essen, Equipagen, Diener. Vielleicht nehmen sie mich auch mal mit in Gesellschaften oder ins Theater. Es gibt doch Leute, die ihre Erzieherinnen mitnehmen ... Denk' doch, ich im Theater in Berlin! Ich denke mir Berlin zu himmlisch ... Vielleicht sehe ich den Kaiser und die kleinen Prinzchen, o Trude! ... Ich schreibe jede Woche und schicke euch Pakete. Gott, ob ein Sohn da ist? Vielleicht verliebt er sich in mich; denk' dir, wenn ich einen Millionär heirate! ..."

Sie sah bildhübsch aus in ihrem weißen Nachthemd mit den glühenden Backen und offenen krausen Haaren. Gertrud sah sie an, und dann kam plötzlich ein Gefühl tötlicher, instinktiver Angst über sie vor einer großen unbestimmten Gefahr, die das süße, hübsche Kind bedrohte da draußen in der großen unbekannten Welt: „Du sollst nicht weg, Tilly, du sollst nicht weg. Ich lasse dich nicht fort ..." Sie küßte und drückte sie leidenschaftlich, während sie immer heftiger schluchzte.

Das Kind wurde schließlich mitangesteckt

und fing auch an zu weinen: „Mir ist so bang, Trude, mir ist so bang . . .“

— — — — — — — — —

Die Besitzung des Kommerzienrats Lühning lag in einem der westlichen Vororte Berlins, etwas abseits von der großen Hauptstraße, auf der die Dampfbahn nach dem Nollendorfplatz ging. Sie bestand aus einem geräumigen, altmodischen Hause mit prachtvollem parkartigen Garten, der sich bis an den See hinunter erstreckte. Die abgelegene Villa war eine Idee des Vaters Lühning gewesen, der die Passion des reich gewordenen Budikers für ländlichen Grundbesitz gehabt hatte, und bildete die Verzweiflung der Kommerzienrätin, einer Vollblutberlinerin aus einer Möbelfabrik am Spittelmarkt, die es keine drei Tage hintereinander da aushielt. Für gewöhnlich hauste draußen bloß die Großmutter, die alte Frau Lühning, eine halb kindisch gewordene vierundsiebzigjährige Greisin mit dem Äußeren und den Manieren einer kleinen Handwerkerfrau vom Lande. Der Reichtum, zu dem sie so plötzlich gelangt waren durch schlaue Spekulationen des Exbudikers, hatte ihr den Kopf verdreht. Ihre fixe Idee war, daß das Geld eines Tages ebenso schnell wieder verschwinden mußte, wie es gekommen war. Für diesen Fall, der nach der seltsamen Logik ihres harten alten Bauernschädels unvermeidlich eintreten mußte, sparte und scharrte sie heimlich zusammen. Sie, die Millionärin, kleidete sich schlechter als eine Dienstmagd und flickte ihre Schuhe selbst. Mit den Dienstboten stand sie auf beständigem Kriegsfuß. Sie glaubte sich beständig von allen Seiten betrogen und bestohlen und stand des Nachts auf, um die Weinflaschen abzuzählen und Fleisch und Butter nachzuwiegen. Ihre Leidenschaft war das Geld, nicht Banknoten und Couponscheine, sondern richtige, harte Münze, Thaler und Goldstücke, die sie in ihrer Kommode versteckte und unablässig zählte, wenn sie allein war: „Das schöne Geld . . ., das schöne Geld“ — murmelte sie vor sich hin, während sie an ihren ewigen grauen Wollsocken strickte. „Wie das geht! Wie das läuft — alles zum Fenster hinaus, alles in den Wind. Das schöne Geld! . . .“

Für ihr Enkelkind, um das die Eltern sich gar nicht kümmerten, sorgte sie treulich. Alice Lühning, die einzige Tochter des Ehepaares, war ein zurückgebliebenes, unglückliches Geschöpf von vierzehn Jahren, klein und unentwickelt wie ein sechsjähriges, mit übergroßem Kopf und blassem, skrofelentstelltem Gesicht. Die Eltern hielten ihr eine Gouvernante und zweimal in der Woche kam ein Lehrer aus der Stadt. Von Turnen und Musik konnte natürlich gar nicht die Rede sein bei dem armen Geschöpf. Der Unterricht bestand darin, daß man ihr stundenlang dasselbe Wort vorsagte, bis es sich wie mit dem Hammer eingeschlagen in dem blöden, schwachen Gehirn festgeprägt hatte, oder sie auf der Tafel Buchstaben und Figuren nachzeichnen ließ. Nur im Rechnen war sie merkwürdig geschickt. Sie addierte und multiplizierte mit merkwürdiger Schnelligkeit und das machte ihr auch Spaß. Dann grinste sie und die kleinen verquollenen Augen leuchteten auf.

Tilly weinte manche heiße Thräne in diesen ersten Wochen. Das große Haus mit seinen schwachsinnigen Bewohnern war ihr unheimlich. Sie kam sich so verloren und verlassen darin vor. Mehr als einmal fing sie Briefe an an Gertrud oder die Mutter: „Nehmt mich wieder nach Haus. Ich will auch ganz zufrieden sein und alles thun, nur laßt mich wieder unterkriechen und bei Euch sein. Ich bange mich so hier.“ . . .

Aber sie hielt sich tapfer. Des Morgens, wenn sie aufwachte, nachdem sie sich des Abends in den Schlaf geweint, sah es auch nicht mehr so schlimm aus. Das gute, reichliche Essen, der schöne Garten und der Wagen, in dem sie mit Alice ausfuhr des Nachmittags, halfen auch trösten. Dazu kam, daß die Kommerzienrätin, vor der sie sich am allermeisten fürchtete, schon im Juni nach Kissingen abreisen wollte. Frau Lühning war eine üppige, imposante Erscheinung mit einem prächtigen Imperatricenkopfe, trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch immer eine sehr schöne Frau, wenn in Toilette und nicht aus allzu großer Nähe gesehen.

Sie hatte Tilly, die sehr verlegen und dem Weinen nahe vor ihr stand, lange durch ihre Lorgnette gemustert. „Ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt, Fräulein. Die Photographie, die Sie einsandien, ist durchaus unähnlich. Man sollte nicht solche



Ruhende Arbeitspferde. Nach dem Gemälde von Edmond de Pratere.

unähnliche Bilder schicken, die falsche Vorstellungen erwecken müssen . . ."

Das arme Kind wußte gar nicht, was es sagen sollte! „Ich wußte nicht, gnädige Frau," stotterte es. „Es thut mir sehr leid" . . . Die Photographie war doch gewiß nicht geschmeichelt gewesen. Sie hatte sie extra herausgesucht für die Stellen, weil sie so ernst und glattgescheitelt darauf aussah und dadurch einen guten Eindruck zu machen hoffte.

„Wie alt sind Sie?" examinierte die Kommerzienrätin weiter.

„Achtzehn Jahre."

„Das ist jung, sehr jung. Auf dem Bilde sahen Sie viel älter aus. Warum geben Ihre Eltern Sie so früh fort? . . ."

„Wir sind arm . . ." Das Kind sah flehend zu ihr auf.

„Ja, pensionierte Offiziere. Viel Ansprüche und nichts dahinter, man kennt das. Nun ich hoffe, man hat Ihnen keine falschen Prätensionen in den Kopf gesetzt und Sie sind sich des Ernstes Ihrer Aufgabe voll bewußt. Sie haben dafür zu sorgen, daß Alices etwas Tüchtiges lernt, daß sie fröhlich und zufrieden ist und körperlich gut verpflegt wird. Da ich selbst sehr in Anspruch genommen bin, kann ich mich dem lieben Kinde leider wenig widmen. Ich wünsche, daß die Kleine nie allein gelassen wird, und mache Sie in jeder Beziehung für ihr Wohlbefinden und gutes Betragen verantwortlich. Ausgehen kann ich durchaus nicht gestatten. Berlin ist kein Aufenthalt für junge Mädchen, und Personen, die sich der Jugenderziehung widmen, sollten sich nicht durch weltliche Eindrücke und Zerstreuungen von ihren ernsten Pflichten ablenken lassen. Sie müssen wissen, ich fasse diesen Beruf außerordentlich tief auf, in der That wie einen geweihten, heiligen, und es würde mich außerordentlich peinlich berühren, bei einer Angehörigen dieses Standes, der ich die unschuldige Seele meines teuren Kindes anvertraue, Oberflächlichkeit oder gar Genußsucht und Leichtfertigkeit wahrzunehmen."

Tilly war entlassen. Sie fühlte sich außerordentlich klein und gemißbilligt, und dies Gefühl verließ sie nicht wieder in der Gegenwart der Kommerzienrätin. Glücklicherweise kam sie nicht allzu häufig mit ihrer Prinzipalin zusammen. Frau Lühning erhob sich um elf, um gleich nach dem Frühstück in die Stadt zu fahren und erst spät in der Nacht nach Hause zu kommen.

Das arme Kind wäre umgekommen vor Heimweh und Langeweile, wenn sie nicht eine neue Freundin gefunden hätte in Ida, der Kammerzofe, einem pikanten schwarzäugigen Frauenzimmerchen mit fescher Figur und einem rechten, schnoddrigen Berliner Mundwerk. Tillys naive Bewunderung all der schönen Sachen hatte sie amüsiert. Es machte ihr Spaß, dem großen Kinde alles zu zeigen und zu erklären: „Das ist für die Promenade im Wagen, das grüne für die Oper. Hier, die echten Spitzen für Soireen. . ." Tilly sah mit staunendem Entzücken die herrlichen Stoffe in den zartesten modernen Farben. „Gott, ist das schön! Wie wonnig sich das anfühlt." Sie strich mit den Fingern die schillernden, weichen Falten entlang und sog mit geblähten Nüstern den Duft der feinen Parfüms ein, der ihnen entströmte. Ganz außer sich geriet sie über die Schmucksachen. Die Diamanten, Perlen und Saphire in ihren roten und blauen Atlasetuis. „Das kostet zehntausend Mark und das dreißigtausend." Die Summen wurden immer extravaganter, immer romanhafter. Tillys Augen weiteten sich in Staunen und Begehrlichkeit: „Wer das haben könnte! Gott, Ida, wie glücklich die reichen Leute sind!"

Stundenlang konnte sie so besehen und anstaunen. Das Schönste war, als Ida sie eines Abends anzog, ein prachtvolles vieux-rose mit Goldstickerei, dazu Diamanten um Hals und Arme und die Haare wurden hoch aufgesteckt, gebrannt und gepufft. Zum Schluß puderte sie das Gesicht noch und zeichnete mit dem feinen schwarzen Stiftchen über die Augenbrauen, unter den Wimpern entlang. Erst als alles kunstgerecht fertig war, durfte Tilly sich besehen. Sie kannte sich erst gar nicht! „Bin ich das? Bin ich denn das wirklich?" Dann jauchzte sie vor Glück, während sie sich im Spiegel beschaute, gaukelnd die Arme hob, lächelte, sich in den Hüften wiegte: „Ach, wenn ich doch einmal so ausgehen könnte, einmal auf einen Ball, so daß alle Männer sich in mich verliebten, dann könnte ich gleich sterben hinterher."

Tilly ging mit verträumten Augen umher. Des Abends, ehe sie sich zu Bett legte,

stand sie immer noch lange am Fenster in ihrem Stübchen. Da unten, wo aus dem dichten Nebel sich Türme und Kuppeln hoben, funkelten unzählige Lichter und Lichtchen. Sie hörte die Züge pfeifen und keuchen, unten hasteten Leute vorüber nach der Dampfbahnhaltestelle, rote und blaue Signale flammten von den Bahnhöfen, und wenn sie angestrengt lauschte durch die tiefe Stille, die über dem See lag, vernahm sie's ganz deutlich, aus der Ferne ein Wogen und Branden, wie das des Weltmeeres; das war die Großstadt, das Leben und sie streckte die Arme danach aus und öffnete die dürstenden Lippen, während das junge Blut ihr die Adern zum Zerspringen schwellte: „Leben, Leben!" ...

Sie lag lange wach des Nachts mit heißen Backen.

— — — — — — — — —

Der Tag der Abreise war gekommen. Die Kommerzienrätin saß schon in Hut und Mantel beim Frühstück, als draußen im scharfen Trabe ein Wagen vorfuhr, ein elegantes, hochräderiges Gefährt mit einem schönen Apfelschimmel bespannt, das ein junger Mann selbst lenkte, der sofort vom Bock sprang und dem Kutscher die Zügel hinwarf.

„Das ist Eduard!" sagte die Kommerzienrätin, die Gabel hinlegend. „Ein Wunder, daß er überhaupt noch kommt." Sie wandte sich schmollend dem Eintretenden zu. „Wahrhaftig, eine Minute später, und du hättest mich nicht mehr getroffen ..."

„Also hab' ich wieder mal Glück gehabt. Ich bin aber auch wie toll gefahren. Mindestens fünf Schutzleute haben mich aufgeschrieben. Was schadt's? Der Zweck der Uebung ist erreicht. Laß dich umarmen, Mamina, und dir ehrfurchtsvollste Wünsche für glückliche Reise und Wohlergehen zu Füßen legen ..."

Er küßte ihr die Hand, während er Ida vertraulich zuzwinkerte. Sie tätschelte ihm zärtlich die Backe. „Unartiger Junge du, ein bißchen zeitiger hättest du dich auch rausbemühen können."

Er verdrehte die Augen mit komischem Pathos. „Geschäfte, teuerste Gebieterin, Herrin meiner Seele, unaufschiebbare, dringende Arbeiten, der Papa ist unerbittlich. So'n unglücklicher Junior ist ja die Ablagerungsstätte für alle kleinen Chicanen und langweiligen Schreibereien, der reine Packesel!"

Sie musterte ihn amüsiert. Er war wirklich ein hübscher Mensch, mittelgroß, blond, nach neuestem englischen Schnitt gekleidet. Vielleicht etwas zu stutzerhaft, um vollkommen elegant zu erscheinen, etwas zu viel Farbe und Fülle im Gesicht, um mit gewissen aristokratischen Vorbildern verwechselt zu werden.

„Ein schöner Packesel! Allzu überangestrengt siehst du nicht aus ..."

„Alles Schein, trügerischer Schein! Innerlich bin ich gebrochen, zerknickt, schwankend zwischen Selbstmord und Südafrika. Wenn du nicht deine milde Hand auftust. Wenn du dich nicht erbarmst, Mütterlein meinigtes ..."

Sie runzelte mißbilligend die Stirn: „Schon wieder mal ... Aber Eduard."

Er faltete flehend die Hände. „Ich habe ein Loch im Portemonnaie, das Geld ist fortgesupft, weiß nicht, wer's ausgesupft. Seit acht Tagen hungere ich, trinke Weißbier, kaue Kommißbrot, hülle fröstelnd meine Nacktheit in dies letzte Überbleibsel einer menschenwürdigen Bekleidung; da urteile selbst. Behold and see!" Er zog eine elegante, goldmaschige Börse heraus und kippte sie um.

„Ach geh! dies hört doch auf spaßhaft zu sein. Du ennuyierst mich mit deinen ewigen Anzapfungen." Sie schloß ihr Täschchen auf. „Da hast du dreihundert Mark. Mehr kann ich selbst nicht entbehren. Ich dächte auch, du könntest bis zum ersten damit reichen."

Er küßte ihr die Hände. „Wir wollen's versuchen. Wir wollen es recken und dehnen, in einzelne Gröschlein wechseln und heilig halten. Wir versprechen, in uns zu gehen und uns zu bessern; hier auf unsern Knieen legen wir feierlich das Gelübde ab: ‚arm — keusch ...'"

Er stockte plötzlich in seinem Gefasel. Eben trat Tilly ein, einen Riesenstrauß von Flieder und Goldregenblüten in den Händen, über dem ihr junges Gesicht blühend wie eine Rose auftauchte. Sie hatte den jungen Mann in seiner absurden Position bemerkt und war über und über rot geworden. „Gnädige Frau — wir wollen, Alice sollte ..."

„Schön, schön! legen Sie nur das mit

in den Wagen, liebes Kind. Er muß schon unten sein, und vergessen Sie das Luftkissen nicht und den wöchentlichen Bericht über Alices Befinden und Fortschritte. Ich mache Sie für alles, was passiert, verantwortlich."

Eduard war aufgesprungen. Jetzt stand er hinter seiner Mutter, das Mädchen mit den Augen verschlingend, hübschen dreisten Kenneraugen. Sie sah ihn nicht an, aber sie fühlte seinen Blick und wurde noch röter.

„Willst du mich nicht vorstellen, Mama?"

„Ach so —" Sie machte eine nachlässige Geste: „Mein Sohn. Fräulein von Hartenstein, Alices Gouvernante. Ist Ida schon unten, Fräulein? Wo nur meine Handschuh hin sind? Sie würden mich verbinden, wenn Sie mal auf meinem Toilettentisch nachsähen."

Tilly verschwand gehorsam.

Eduard hatte bei dem Namen frappiert aufgeblickt: „Hartenstein? Ich lernte da neulich einen Hartenstein kennen, was man so kennen lernen nennt. Ziemlich zweifelhafter Ehrenmann. Verkrachter Leutnant oder so was. Wovon er existiert, wurde mir so recht nicht klar. Ob der mit ihr verwandt ist?"

Frau Lühning zuckte die Achseln: „Mir wurde die Familie als sehr anständig empfohlen. Aber man weiß ja nie bei solchen Personen ... Na, man ist ja nicht mit ihnen verheiratet, wenn einem etwas nicht paßt, schickt man sie eben aus dem Hause. Du begleitest mich doch zur Station, Eduard?"

„Leider ganz unmöglich, madonna mia. Ich habe in Papas Auftrag mit dem Gärtner zu reden. Er ist wütend, daß die Bauerei am Treibhaus noch immer dauert, und ich habe strikteste Ordre, etwas Dampf in die Angelegenheit zu bringen."

„Gut, gut. Ida, sind die Kartons mit den Hüten unten? Mein Gott! Sie sind aber auch eine zu saumselige Person. Bis zum letzten Moment hat man Ärger." Sie küßte Alice flüchtig auf die Stirn. „Adieu, mein Herz, sei recht fleißig und artig. Mama bringt dir etwas Hübsches mit. Also, Eduard, sei vernünftig, hörst du. Ich will unter keinen Umständen mit Bettelbriefen inkommodiert werden."

„I, Gott bewahre! Ich bin solide wie ein Konsistorialrat."

Er nickte ihr lächelnd zu und schloß den Wagenschlag. Die Pferde zogen an; er blieb noch stehen, bis der Wagen um die Ecke war; dann wandte er sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung dem Hause wieder zu. „Gott sei Dank, die Bahn ist frei." . . .

Die Zimmer unten waren leer. Er überzeugte sich rasch davon. In der Küche debattierte die alte Frau mit der Wirtschafterin über eine halbe Taube, die fehlte vom Frühstück her: „Das schöne Geld," murmelte sie, „das schöne Geld. Zu unseren Zeiten kostete das Paar fünf Silbergroschen und jetzt eine Mark fünfzig. Wie das geht, wie das hingeht . . ."

Er trat in den Garten hinaus: „Du hast ja die schönsten Augen, Feinsliebchen, was willst du noch mehr." Es war ein schöner altmodischer Garten mit hundertjährigen Bäumen, verschlungenen Laubgängen, halbverfallenen Grotten und Springbrunnen, über die Epheu und Immergrün wucherten. Die Kommerzienrätin ließ nichts für den Garten thun. Sie machte sich nichts aus Natur, außer in Theaterdekorationen, und fand das ganze Etablissement stillos und altväterisch.

Eduard ging immer rascher, aufmerksam nach allen Seiten spähend. Auf einer Lichtung hockte Alice im Sande. Sie machte einen Garten von abgebrochenen Zweigen und Steinchen. Dazu murmelte sie mißtönige, dumpfe Laute vor sich hin. Sie hob kaum die Augen, als er vorüberkam. Der große Bruder war ihr fast unbekannt. Sie sah ihn so selten, und er gab sich nie mit ihr ab. Unter den Goldregensträuchern stand ein Bank, ein runder Holztisch davor. Er sah etwas Weißes, einen braunen Kopf auf die Tischkante gedrückt, zwei junge volle Arme, an denen der lose Blusenärmel heruntergerutscht war, in der klassischen Pose der Verzweiflung darunter verschränkt. Da saß sie und schluchzte. Der Goldregen mit den hängenden gelben Trauben umrahmte sie von allen Seiten. „Danae," dachte er unwillkürlich. Es kamen ihm manchmal klassische Reminiszenzen aus seiner Gymnasiastenzeit. Er hatte einen offenen Kopf und gute Gaben. Wenn er nicht als Millionärssohn zur Welt gekommen wäre, hätte er vielleicht etwas ganz Tüchtiges geleistet. Er hatte es, Gott sei Dank, nicht nötig,

etwas zu leisten. Sein Vater und Großvater hatten das für ihn und etliche Generationen nach ihm besorgt. Er verteilte seine Zeit ziemlich unparteiisch zwischen Weibern, Klubs und Pferden, der heiligen Trinität des Lebemannes. Außerdem war er natürlich Reserveoffizier und brachte von Zeit zu Zeit ein paar Vormittagsstunden im Büreau seines Vaters zu, wo er die Clerks durch seine gute Laune und schlechten Witze aufheiterte.

Ihre erste Bewegung war in ihre zerzausten Haare, eine kleine kokette Geste, mit der sie rasch ihre Löckchen zurecht zupfte, während sie mit einem winzigen unförmlichen Knäuel von zweifelhafter Sauberkeit die immer noch rinnenden Thränen stoppte.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, gnädiges Fräulein," sagte er sehr höflich, den Hut abnehmend. „Ich suchte mein Schwesterchen im Garten" — er zögerte ein wenig — dann im Tone diskreter Teil-

Aus unserer Studienmappe:



Tunesische Tänzer. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Lühning junior war eigentlich allgemein beliebt. Er hatte eine offene Hand und ein noch offeneres Herz. Die kleine Gouvernante seiner Schwester gefiel ihm ganz ausnehmend. Die Kleine mit den frischen Backen und blanken begehrlichen Augen hatte seinen irrenden Gefühlen sofort einen festen Punkt gegeben.

Sie sah ihn erst, als er ganz dicht vor ihr stand. Dann fuhr sie auf, ein glühendes, thränenüberströmtes Gesichtchen, sehr allerliebst in seiner Verwirrung. „Ach, Herr Lühning . . ."

nahme: „Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen, gnädiges Fräulein?"

„Ach nein." Sie lächelte schon wieder durch die blinkenden Thränentropfen hindurch: „Das war nur so Dummheit von mir, aber wenn man so allein ist und so weit weg von Hause. Ich weine so leicht mal . . ."

Er betrachtete sie mit immer unverhohlenerem Wohlgefallen, unter dem sie sich ringelte und wand wie ein Kätzchen im Sonnenschein: „In Ihrem glücklichen Alter sollte man gar nicht weinen, gnädiges

Fräulein, mit so reizenden siebzehn Jahren ..."

„O, aber ich bin schon achtzehn ..."

„Das ist aber furchtbar alt. Da kriegt man ja förmlich Respekt. Und gelehrt sind Sie auch? Ein Fräulein Doktor? ..."

Sie seufzte: „Ach Gott ja. Papa wollte es absolut, daß ich das Examen machen sollte. Es ist ja auch das einzige, was man thun kann, wenn man arm ist in unseren Kreisen ..."

„Sie ist köstlich!" dachte er. „Und Sie sind zufrieden in Ihrer Thätigkeit?"

Die Frage klang sehr ehrbar, er hatte sich dazu neben sie auf die Bank gesetzt und seinen Hut abgelegt, als dächte er an einen längeren Schwatz, und das Mädchen hatte ganz unwillkürlich für ihn Platz gemacht. „Ach Gott ja — natürlich ist es nicht wie zu Hause. Alice ist so still, nnd ich habe keinen Menschen, seit Ida weg ist, und dann weiß ich nicht, was ich den ganzen Tag thun soll so allein ..." Die blanken Augen hatten sich schon wieder mit Thränen gefüllt ...

„Möchten Sie sich denn nicht mal Berlin ansehen?"

„O, Berlin" ... Das ganze Gesicht leuchtete auf, die Lippen öffneten sich begehrlich. „Ich habe so viel davon gehört. Eine Freundin von mir wohnt da und mein Bruder, der ist fort jetzt, in Schlesien. Aber ich darf ja nicht hin. Die Frau Kommerzienrätin hat es extra verboten. Ich weiß auch nicht, wie ich es allein anstellen sollte..."

„Aber das ist ja Barbarei! Die niederträchtigste, unmenschlichste Grausamkeit! Ja, so ist die Mama! Aber jetzt bin ich Hausherr hier! Was meinen Sie, Fräulein ..." Er suchte nach dem Namen.

„Tilly," sagte sie naiv. „Tilly von Hartenstein."

„Also Fräulein Tilly," vollendete er lächelnd. „Was meinen Sie, wenn Sie der Großmama sagten, Sie brauchten ein Paar Handschuh oder ein neues Haarschleifchen, junge Damen brauchen doch immer Handschuh und Haarschleifchen — oder noch besser, der Zahn thäte Ihnen weh und Sie müßten zum Zahnarzt. Wenn Sie sich noch dazu ein weißes Tuch um den Kopf binden und ein recht gottsjämmerliches Gesichtchen machen, dann zieht das sicher. Die Großmama schickt Sie selbst weg und am Bahnhof hol' ich Sie ab. Dann wollen wir doch mal sehen, ob wir nichts Bessres finden, um uns den Nachmittag zu vertreiben, als hier in gottverlassener Einsamkeit uns die hübschen Äugelchen auszuweinen."

Er beugte sich vor und sah ihr nun seitwärts mit einem oft erprobten innigen Blick in die Augen. „Gefällt Ihnen mein Vorschlag?"

Sie ruschte unruhig auf ihrem Sitz, das kleine Taschentuch ballend nnd auseinander zerrend ... „Aber — das geht doch nicht. Wenn Ida mitkönnte oder Alice ..."

„Haben Sie so große Angst vor mir, daß Sie sich mir nicht allein anvertrauen könnten? Bin ich denn so sehr furchterweckend?"

Er war ihr jetzt so nahe, daß die Spitzen seines kleinen blonden Bärtchens fast ihre Stirne berührten.

Sie riskierte einen scheuen raschen Blick in sein hübsches, lachendes Gesicht ... „Nein — aber ..." der Kopf sank wieder tiefer. Er sah nur ihren Nacken, süße und krause Löckchen und ein rundes weißes Stellchen, in das unter seinem feurigen Blick langsam das Blut trat ...

„Ich ... ja aber ... ich glaube, es wäre doch schrecklich unpassend."

„Unpassend ist, daß junge, hübsche Mädchen wie Nönnchen eingemauert sitzen und sich von alten verdrehten Schrullen hofmeistern lassen. Unpassend ist überhaupt ein ganz dummes Wort. Unpassend ist doch eigentlich nur, was mir nicht paßt. Erlaubt ist, was gefällt! Das sagt schon der große Goethe. Von dem haben Sie doch sicher auch im Examen gelernt? ..."

„Der die vielen Lieben hatte?" ...

„Derselbe. Das war überhaupt ein Mann, der was vom Leben verstand, und nach dem können wir uns getrost richten. Also mein Vorschlag gefällt Ihnen, nicht wahr? und Sie kommen? ... Morgen? — Morgen ist sicher ein schöner Tag. Hier in Berlin denkt man nicht so streng wie in Posemuckel. Hier ist eben Großstadt. Freiheit! Jeder thut, was ihm paßt ..."

Das Taschentuch war nur noch ein steinhartes Klümpchen. „Aber wenn Frau Lühning es hörte oder Mamsell Jettchen ..."

Mamsell Jettchen war die Wirtschafterin, eine ältere hämische Person, vor der sie Angst hatte.

„Wenn meine Tante mein Onkel wär'," parodierte er lustig. „Großmama! die merkt nichts, und wenn ich Sie hier am hellen lichten Tage in meinen Arm nähme und durch das große Hofthor vierspännig entführte. Die Natur hat es weise so eingerichtet, daß die Leute taub und kurzsichtig werden in einem gewissen Alter, damit sie den Jungen nicht allzu sehr auf die Finger passen und den Spaß verderben können."

Diese Logik schien ihr außerordentlich einzuleuchten: „Ach, meinen Sie das wirklich .. daß das deshalb ist . . ."

„Natürlich! Die Natur ist überhaupt viel klüger als wir. Wenn wir ihr nur folgen wollten, anstatt den alten Weibern und Moralpredigern. Glauben Sie nur, die haben sich auch alle in ihrer Jugend amüsiert und ihr Leben genossen. Was jetzt aus ihnen zetert, das ist der Neid, der blasse, saure Neid . . . Wer sich danach richten will, der kann sein ganzes Leben in der Ecke hocken und Trübsal blasen. Sie wollen doch keine Nonne werden. Dazu sind Sie viel zu schade und zu hübsch. Junge hübsche Mädchen, wie Sie, haben ein Recht, sich zu amüsieren; haben Sie nie etwas von einem Recht der Jugend gehört?" . . .

Sie schüttelte den Kopf . . . „Es kommt mir nur so unrecht vor . . ."

„Ach was! Notwehr ist's. Einfache Notwehr. Sie sind der unterdrückte, gefangene Teil und im Fall der Notwehr ist alles erlaubt. Warum sollte nicht auch das Zähnchen wirklich ein bißchen weh thun? Die Thränen von vorhin waren doch Schmerzensthränen, und ich bin der Doktor, der eine Kur dagegen verordnet. Einem Doktor muß man gehorchen, selbst wenn er einem Gift verschreibt . . . Das sehen Sie doch ein?"

Sie antwortete noch immer nicht, aber sie widersprach schon nicht mehr. Er wurde noch eindringlicher . . . „Sehen Sie mal, Sie sind doch hier in unserm Hause. Das ist doch nicht, als ob ich Ihnen fremd wäre. Sie müssen mich als Bruder betrachten, einen guten, großen Bruder, der die Pflicht hat, seine Schwester zu trösten und aufzuheitern, und Ihrem Bruder würden Sie doch nicht Nein sagen? Bin ich denn wirklich ein so unbescheidener Bettelmann, Fräulein Tilly? Nur eine ganz kleine Gabe, einen freundlichen Blick, ein Nicken, daß Sie Ja sagen, daß ich nicht vergeblich warten muß, wenn ich morgen an der Station bin . . . daß wir gute Freunde sind . . . Fräulein Tilly . . ."

Mit dem treuherzigsten, liebenswürdigsten Lächeln streckte er seine Hand aus. Sie widerstand nicht mehr. Behutsam legte sie ihre Finger in die seinen.

„Nun mal angucken," bat er.

Sie schlug die Augen auf, und während sich ihre Blicke trafen, die ihren immer noch in scheuer Frage und die seinen strahlend verheißungsvoll — drückte er ihre Hand an seine Lippen: „Auf morgen. O, ich werde pünktlich sein . . ."

Er wartete schon auf dem Bahnsteig, als der Zug anlangte. „Ich hätt's nicht geglaubt, daß vierundzwanzig Stunden so lang sein könnten!" Sie hatte ein rosaes Kattunkleidchen angezogen, das paßte zwar nicht zu ihrer Lüge mit dem Zahnarzt, aber sie wollte hübsch sein. Er fand sie entzückend in ihrer Naivität und urwüchsigen Lebenslust. Es war wirklich ein Vergnügen, ihr etwas zu zeigen. Am liebsten hätte sie sich vor jedem Schaufenster eine Stunde lang aufgehalten. Das machte ihr am allermeisten Spaß, die Läden und die vielen Leute auf den Straßen und der Lärm . . . dieser wonnige, lebengriselnde Großstadtlärm. Sie war wie ein Fisch, der endlich ins Wasser gekommen ist. „Ach, ich könnte tausend Jahr hier stehen und immer nur gucken!" Öffentliche Gebäude und Monumente interessierten sie weniger. Sie hatte kaum einen zerstreuten Blick dafür. Aber als eine Hofequipage mit federbuschgeschmückten Lakaien vorüberfuhr, schrie sie laut auf vor Freude. Er hatte seine liebe Not, sie am Nachlaufen zu verhindern. Zum Schluß führte er sie in eine Konditorei, wo sie vier Apfelkuchen mit Schlagsahne verzehrte und drei Tassen Chokolade trank. Natürlich bezahlte er.

Sie strahlte vor Glückseligkeit: „Das ist der schönste Tag meines Lebens," sagte sie immer zwischendurch. „Ich bin zu furchtbar glücklich . . ."

„O, ich bin auch glücklich!" entgegnete er, zärtlich ihre Hand drückend. Er

nannte sie jetzt schon „Tilly“ und nahm ihren Arm auf den Straßenübergängen. Ehe sie sich trennten, hatte sie ihm versprochen, ihn morgen im Garten an der bewußten Bank wieder zu treffen.

Nun machte das Verhältnis rasche Fortschritte. Sie trafen sich beinah täglich, im Garten, auf Spaziergängen, auf dem See. Er war ein guter Ruderer und hatte sein eignes Boot, in dem er sie ruderte. Das herrliche Wetter begünstigte diese Partien. Es war ein prachtvoller Sommer, warm und regenlos mit sternenklaren Nächten. Eduard war der charmanteste Liebhaber, noch zu jung, um schon blasiert zu sein, und doch mit Frauen genug erfahren, um zu wissen, was sie lieben, wie man ihnen gefällt. Fast jedesmal brachte er ihr irgend etwas mit, hübsche Toilettengegenstände, ein Nädelchen, ein Spitzchen, es sah nach nichts aus und erfreute doch und kleidete sie; Näschereien, die er von ihren Lippen mitkostete oder sich, lang auf dem Rücken liegend, in den Mund stecken ließ, Bücher. Er las mit über ihre Schulter und bei den zärtlichen Stellen küßte er sie. Er war nie schlechter Laune oder langweilig. Seine Zärtlichkeit war von der angenehmen Sorte, die weder stürmt noch wechselt, sondern die Geliebte umfängt wie ein laues Bad. Sie wurde weich und träumerisch dabei und dachte nicht an Widerstand.

Einmal, als er ihr schöne Pfirsiche mitgebracht hatte, sagte sie ganz wehmütig: „Wenn doch Muttchen und Trude auch mal so was haben könnten . . .“ Er war sofort hingegangen und hatte einen Korb voll bei Martini bestellt, der im Auftrage von Fräulein von Hartenstein gleich nach M. expediert wurde. Das war natürliche Liebenswürdigkeit von ihm. Er gab gerne und ihre naiven Erzählungen von der Armut zu Hause hatten ihn gerührt. Er war natürlich in alle Verhältnisse eingeweiht. Das brachte sie noch näher zusammen, hatte zugleich aber auch — beiden unbewußt — die Wirkung, sie noch mehr zu entwerten in seinen Augen. Für ihn, den Millionärssohn, war es einfach undenkbar, daß Leute, die in so kleinen Verhältnissen lebten, hohe, sociale Ansprüche machen sollten. Eine Flirtation mit der Kleinen war also sehr ungefährlich, eigentlich ein gutes Werk, das er an dem armen Dingelchen that. Er genoß, was ihm die Gegenwart bot, ohne sich über die Zukunft den Kopf zu zerbrechen. Es war ihm noch nie etwas quer gegangen im Leben. Sein Leichtsinn und seines Vaters Millionen hielten das Schifflein immer flott. — — Lange würde sie ja auch nicht im Hause bleiben. Er kannte seine Mutter. Sie behielt nie lange dieselbe Erzieherin. Er hatte schon die verschiedenartigsten erlebt, häßliche, die fromm waren, und hübsche, die akkommodant waren. Er rechnete sie nicht für voll. Frauen, die sich ihr Brot verdienen müssen und ohne den Schutz einer Familie dastehen, sind vogelfrei für solche Männer. . Eduard Lühning war nicht schlechter und nicht besser wie viele andere.

Natürlich versprach er ihr, daß er sie heiraten wollte. Er sagte das gleich von vornherein, als er sie zum erstenmal küßte. Nur müßte ihre Liebe vorläufig ganz geheim bleiben. Seine Eltern hätten eine andere Partie für ihn im Auge und würden ihn unfehlbar enterben, wenn er sich offen widersetzte &c. &c. In zwei bis drei Jahren könnte er selbständig sein. Wenn dann seine Eltern nicht nachgeben wollten, würde er sie heimlich heiraten, in Helgoland oder London . . . Ungefähr so, damit war die Sache ein für allemal abgethan. Er kam nicht wieder darauf zurück und sie war viel zu glücklich und aufgeregt durch die Gegenwart, um sich ernstlich mit der Zukunft zu beschäftigen. Er war viel hübscher und eleganter als alle Herren, die sie kannte. Er verstand es, hübsche Sachen zu sagen und alle etwaigen Skrupel wegzuschwatzen mit seinem angenehmen, bequemen Cynismus. Die Komödie, die sie fortwährend spielen mußte, um Frau Lühning und die Dienstboten zu täuschen, machte ihr Spaß und hielt sie in der Spannung, die sie liebte. Sie war vollkommen glücklich in diesen ersten Wochen und verschönte sich wunderbar. Aus dem Kinde war ein junges Weib geworden, das jedem Manne sehr begehrenswert scheinen mußte.

Seit einiger Zeit merkte sie, daß die Dienstboten sie beobachteten. Mamsell Jette machte ein pfiffiges Gesicht, wenn sie in ihren neuen hübschen Sachen herunterkam:



Auf der Weide. Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß.

„Ein hübsches Hütchen und von der Habich, das kostet sicher seine fünfzig Mark. Wer sich's leisten kann!“ ...

Einmal hatte sie zum Mittagessen vier Couverts auflegen lassen: „Na, ich denk' doch, der junge Herr ist da. Er war doch noch eben im Garten ...“ Sie sah Tilly frech an, die glühend errötete. Die alte Frau Lühning war zum Glück schwerhörig und beachtete das kleine Intermezzo nicht.

Aber Eduard wußte sie zu beruhigen. Beim folgenden Wiedersehen brachte er ihr einen Ring mit. Ein schöner großer Saphir funkelte in der Mitte. Er steckte ihn ihr selbst an den Finger, an den vierten der linken Hand, wo Gertrud ihren auch trug. „Was bekomm' ich nun? Bin ich nun ganz lieb?“

„Du bist so gut,“ flüsterte sie, selig ihren Ring betrachtend, „wenn ich doch auch was hätte, um es dir zu schenken ...“

Aber Eduard war nicht immer da. Manchmal, wenn Tilly allein war, weinte sie stundenlang, sie wußte nicht, weshalb, und dann faßte sie das alte Heimweh nach zu Hause, nach der Mutter.

In dieser Stimmung kam ein Brief von Frau von Hartenstein mit einem Fünfmarkschein, um auf ein Retourbillet für den Sonntag herüberzukommen, „wenn es Frau Lühning gütigst erlaubte.“ Tilly war entschlossen zu gehen und freute sich kindisch auf den Besuch. Mit Eduard zusammen suchte sie Geschenke aus, viel prächtigere, als sie beabsichtigt hatte. Er bezahlte alles. Sie brauchte den Hundertmarkschein, den sie als Gehalt bekommen, gar nicht anzurühren und war nun stolz und überglücklich, ihn der Mutter mitbringen zu können für die Schulden ...

Sie waren alle an der Bahn, die Eltern, Gertrud und die Tante Auguste, die gerade ihre jährlichen sechs Wochen Freitisch absaß, die sie sich trotz der veränderten Umstände nicht entgehen lassen mochte.

Man fand Tilly sehr wohl und blühend aussehend. Gertrud musterte ihren hübschen Hut und das neue helle Jacket ohne Neid, aber mit einer gewissen Wehmut: „Was für eine elegante Dame du geworden bist! Es wird dir gar nicht mehr bei uns gefallen ...“ Tilly protestierte lebhaft ... aber es that ihr weh, die Schwester so grau und mager zu sehen. Die Tante und ihr Muttchen sahen so altfränkisch und ärmlich aus in ihren grauen Tüchern und schwarzen, selbstgemachten Spitzenhüten ... Mamsell Jette trug viel bessere. Auch die Zimmer kamen ihr seltsam eng und niedrig vor. Sie sah auf einmal alle schlechten Stellen und Schandflecke in den alten Sachen. Sie wunderte sich, daß sie vorher nicht gesehen hatte, wie häßlich und ordinär alles bei ihnen war. Sogar das Essen schmeckte ihr nicht und Frau von Hartenstein hatte doch ihre Lieblingsspeise gemacht: Schweinsrippchen mit Äpfeln und Korinthen und zum Nachtisch gab es Plinsen ... Die Mutter ließ die Augen nicht von ihr und nötigte sie fortwährend zum Essen. Selbst der Vater behandelte sie mit einer gewissen Deferenz, goß ihr zuerst Wein ein; sie hatten sogar Wein aufgestellt für sie ... Gertrud und die Mutter tranken nicht ... Sie war ja der Gast und verdiente sich Geld.

Er erkundigte sich nach ihren Stunden, ihrer Schülerin: „Ich hoffe, du erfüllst deine Pflichten gewissenhaft und stellst deine Prinzipale zufrieden. Es wäre sehr wünschenswert, daß du dauernd in der Familie bliebest, da ich nicht gern eine Tochter von mir in der Welt herumvagabundieren ließe. Jedenfalls werde ich nicht verfehlen, der Kommerzienrätin meinen Besuch zu machen, wenn ich nach Berlin komme, und ihr unsern Dank für die Obstsendung, mit der sie uns erfreut hat, auszusprechen.“

Auch Tante Auguste gab gute Ratschläge: „Vielleicht wäre es was fürs Leben, liebe Ottilie, gib dir nur rechte Mühe! Sie setzen dir dann vielleicht später eine Rente aus oder behalten dich ganz im Hause. Gerade schwachsinnige Schülerinnen sind so sehr vorteilhaft in der Beziehung. Ich hatte mal eine, die sich so an mich attachiert hatte, daß sie mich sicher nicht fortgelassen hätten, wenn das teure Kind nicht gestorben wäre — ein reiches Mädchen und sehr feine Leute. Wir hatten zu Tisch immer zwei Gänge, und die Frau Oberstaatsanwalt schenkte alle Kleider. Auch die Großmutter machte Geschenke.“ Nun fing sie an ihre Erinnerungen auszukramen in der lehrhaften, süßlichen Art alter Gouvernanten, dabei versehlte sie nicht von allem dreimal zu nehmen und ein paar Plätzchen heimlich in ihrer Tasche verschwin-

den zu lassen. „Denkst du auch daran, beizeiten zurückzulegen, liebe Ottilie? Da ist ein Verein bei uns in Halle. Die hochselige Prinzessin Marie war Protektorin. Du könntest monatlich etwas einzahlen und hättest dann später das Recht auf Wohnung und Beköstigung im Schwesternhaus nach deinem fünfzigsten Jahre. Ihr solltet das ja überlegen, lieber Gustav ... Jede Dame hat ihr Zimmer, Bedienung und alles frei. Des Sonntags gibt's sogar Wein zu Tische und alles sehr anständige Damen ... die meisten von Adel ..."

Tilly war stiller und stiller geworden, während über ihre Zukunft und die Stiftsstelle verhandelt wurde. Nach dem Essen, als sie mit Gertrud in ihrem Stübchen saß und all die alten Sachen um sich herum hatte, die Konfirmationssprüche an den Wänden und das kleine betende Jesuskind im weißen Hemdchen, fing sie plötzlich an zu weinen.

„Was hast du nur, Tilly? Ist dir nicht gut? ... Nicht wahr, es kommt dir alles häßlich und eng vor bei uns ... O, ich wußte es ja, ich wußte es ... Ihr geht ja alle und kommt nicht wieder!"...

Das Kind schüttelte den Kopf! „Das ist es nicht, Trude, das ist es wirklich nicht ... Glaubst du, daß die Eltern sehr unglücklich wären, wenn ich die Stelle aufgäbe und wiederkäme?"

Der bleiche Schrecken im Gesicht der Schwester antwortete für sich selbst: „O, Tilly, du willst doch nicht, du denkst doch nicht daran?" ...

„Nein, nein, es war nur so eine Idee von mir!" ...

Sie sah es ja, es war kein Platz für sie zu Hause. Man rechnete schon mit ihrer Abwesenheit. Sogar ihr kleines Bett und ihr Kleiderschrank waren mit verkauft worden. Man hatte für sie ein provisorisches Bett im Salon aufgeschlagen: „Du bleibst ja doch nur die eine Nacht ...", die Mutter gab ihren Waschkrug und Gertrud ihren Spiegel ... Sie gehörte nicht mehr zu ihnen. Es gab kein zu Hause mehr für sie ...

Als sie so trostlos und verlassen auf dem Bettrand kauerte, brachte ihr Frau von Hartenstein einen Brief: „Aus Berlin, von wem denn?" ...

„Von der Schneiderin," log sie mechanisch, „für Alice ... Sie wird nicht kommen können nächste Woche."

Der Brief war von Eduard. Er hatte es plötzlich mit der Angst bekommen, sie bliebe vielleicht ganz fort, und schrieb nun in den herzbeweglichsten Tönen: „Du weißt nicht, wie unglücklich und verlassen ich mich fühle seit gestern. Ich zähle die Stunden und Minuten bis ich Dich wieder da habe, mein Süßing, mein Tausendschönchen; wenn Du morgen Abend nicht zurück bist, komm' ich und hole Dich mir. Ich gönne Dich gar keinen anderen Menschen mehr! Du bist doch mein jetzt, mein ganz allein ..."

Nun wußte sie doch, wo sie hingehörte.

Als sie gegen sieben Uhr auf dem Stettiner Bahnhof ausstieg, fand sie ihn schon wartend.

Trotz des Publikums nahm er sie in die Arme und küßte sie ab: „Gott sei Dank, daß du wieder da bist, Tausendschönchen! Ich hatte schon eine Todesangst, sie ließen dich nicht wieder fort, und bin den ganzen Tag wie eine Seele in Pein hier herumgestrichen ... Nun hör' meinen Plan, den ich mir zur Empfangsfeierlichkeit ausgeheckt habe: Wir sagen Großmuttern, daß du den Zug verpaßt hättest, und fahren in die Oper. ‚Lohengrin' mit Goetze als Schwanenritter und der König von Italien in der Hofloge. Was sagst du dazu?"

Sie amüsierte sich prachtvoll den Abend. Ein Heißhunger nach Leben und Vergnügen war über sie gekommen. Die Pracht des Hauses, die schönen Toiletten, das heiße Gaslicht und die ihr ganz neue Aufregung der Bühne thaten das Ihre. Sie war ausgelassen, übermütig wie nie und sah bildhübsch aus. Er sah, daß man sie bewunderte, daß sich von allen Seiten die Gläser auf sie richteten, und das Blut klopfte ihm in den Adern. Er mußte sich zusammennehmen, ruhig zu bleiben, um ihre tausenderlei Fragen zu beantworten.

Es war beinah elf Uhr, als die Oper zu Ende war, aber sie hatte keine Ahnung mehr von der Zeit. Sie war wie benommen von der Hitze und all dem Schönen, das sie genossen hatte. Sie sprach fortwährend davon, zur Bühne zu gehen, und er encouragierte sie. Er erzählte ihr Wunderdinge von dem Theaterleben, der flotten, freien Existenz der Künstlerinnen. Er hatte

Beziehungen, er würde sie lancieren. Sie war Feuer und Flamme für den Plan. Ihr graute vor dem Leben als Gouvernante. Tante Auguste mit ihrer hängenden, schleckrigen Unterlippe, ihrer Unreinlichkeit und ihren frommen Redensarten, stand vor ihr.

„Geht jetzt mein Zug?“ fragte sie ein paarmal.

Er beruhigte sie: „Wir essen erst noch zu Abend. Wir haben noch Zeit . . .“

Das war ein neues Vergnügen, das vornehme lauschige Zimmer in Weiß und Gold. Die Palmen und dichten Portieren, die lautlos servierenden Kellner.

— — — — — — — — —

Viktor Hartenstein saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Es war kalt in dem Zimmer, die Wirtsleute sparten mit den Kohlen und der Winter hatte früh angefangen dieses Jahr. Unaufhörlich drang das Wagengerassel und das Gequietsche der Pferdebahnen von der Straße herauf. Durch die dünne Wand hörte man das schwindsüchtige Pfeifen und Schrillen eines uralten, verstimmten Klaviers, das ein strebsamer Konservatorist von früh bis spät unermüdlich bearbeitete. Dazwischen kam von irgendwoher aus dem Hinterhause das dünne Weinen eines hungrigen, vernachlässigten Kindes, ein herzzerreißender Ton in seiner geduldigen, klagenden Gleichmäßigkeit.

Der junge Offizier hörte es nicht. Er empfand es kaum, ob die Stube eiskalt und das Sofa hart wie ein Brett war, ebenso, wie er nie das Bedürfnis gefühlt hatte, die höchst primitive Mietsstubeneinrichtung zu verbessern oder zu individualisieren. Sein Zimmer war ihm nur die Schlaf- und Arbeitsstätte, die er nötig hatte. Er hielt sich darin auf wie ein Reisender, der es sehr eilig hat und keine Zeit mit dem Auspacken verlieren will.

Er sah schlecht aus, fahl und abgespannt. Er hatte gar keinen Urlaub in diesem Jahre genommen, war sogar während der fürchterlichen Augusthitze in der Stadt geblieben, um zu arbeiten. Neben seinen dienstlichen Sachen hatte er jetzt eine Abhandlung über russische Armeeverhältnisse vorliegen, eine mühsame statistische Arbeit, die ihn oft noch die Nächte hindurch an den Schreibtisch gefesselt hielt. Seine Gesundheit hatte gelitten durch das viele Sitzen und die Überanstrengung. Der Arzt, den er konsultierte, hatte ihm mehr Bewegung, eine Kur in Karlsbad empfohlen. Es kam ihm vor, als hätte er auch dienstlich in letzter Zeit nur Mißerfolge und Verstimmungen gehabt. Man hatte ihm einen Konkurrenten vorgezogen, in einer Stellung, auf die er sich berechtigte Hoffnungen gemacht hatte, aber Graf Ranck, der andere, war ein sehr reicher Mann und man brauchte jemand, der repräsentieren konnte.

Er fühlte sich mißmutig, ohne Appetit und schwarz sehend in die Zukunft. „Es ist ja Wahnsinn, purste, dümmste Vermessenheit,“ dachte er. „Ich bin ein Narr, daß ich's überhaupt versuche. Man braucht sich auf und bringt's doch zu nichts. Ich spür's jetzt schon an mir. Ich bin alt, marode durch und durch mit dreißig. Man heizt eben die Maschine mit doppeltem Dampf. Und wie lange habe ich überhaupt noch Dampf? Wie nun, wenn ich zusammenklappe eines schönen Tages? Wenn irgend ein zu straff gezogener Nervenstrang reißt oder mein Gehirn knaxt?“ . . . Er lachte bitter auf: „Nun, ich wäre der erste arme Teufel nicht, der sich den Schädel einrennt, weil's ihm nicht hineinwollte, daß in unserem fortgeschrittenen neunzehnten Jahrhundert ein armer Teufel doch nun mal der arme Teufel bleibt, der, wenn er sich's gelüsten läßt am Herrentische mitzuessen, ebenso unbarmherzig auf die Nase gehauen wird wie in den seligen Zeiten der Knute und des Halsringes . . . O gewiß! wir haben's herrlich weit gebracht. Wir haben keine geborenen Staatsminister und keine geborenen Hundejungens mehr. Der Hundejunge kann Staatsminister werden, wenn er nur Glück hat im freien Spiel der Kräfte, Glück und eine gute Lunge! Die Rennbahn steht allen Talenten offen! . . . Nur der eine sitzt im gutgepolsterten Wagen und läßt sich von vier Pferden ziehen, während der andere zu Fuß nebenher läuft, und wenn dem armen Kerl unterwegs die Puste ausgeht, wenn er verreckt auf der Strecke . . . Warum ist er nicht in seinem Stall geblieben bei seinen Säcken und seinem Heu? Warum hat er sich vom Übermut kitzeln lassen. . . . Und schließlich haben sie recht. Warum bleibe ich zum Beispiel nicht in meiner Tretmühle,

drille Rekruten und zähle Garnituren ab? Sie sind doch ganz zufrieden dabei, die große Herde, die Tausende, die essen und trinken und Kinder in die Welt setzen. Sie leben doch auch ... Sie wollen ja gar nichts mehr. Was ist denn ‚leben‘ schließlich anders als sich selbst genügen. Die Antwort, die wir uns geben auf das große oder kleine Fragezeichen, als das wir zur Welt kommen. Für die Masse ist's: Genuß, für einige Bessere: Pflichterfüllung. Für mich und meinesgleichen ist es Macht ... Macht ist Freiheit. Macht haben ist Können. Nur wer herrscht — lebt. Ich will herrschen. Ich will ...“

Er war aufgesprungen und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. Vor einem Bilde blieb er stehen. Es war das einzige Stück im Zimmer, das sein persönliches Eigentum war, ein Geschenk Stefanies: Napoleon auf der Brücke von Arcole ... eine meisterhafte Reproduktion des berühmten Bildes von Baron Gros. Ein fahles, farbloses Gesicht mit dünnen Lippen, sturmzerzauste Haare, eine Fahne im Sturm wehend, und Sturmbeleuchtung, man weiß nicht, ob aus dem Wettergewölk oder aus den Augen dieses halben Knaben, seltsamen Augen von der Phosphorfarbe des Gewitterhimmels, der ein Heer, das in die dunkle Unendlichkeit gehüllt bleibt, zum Sturme führt.

Er liebte das Bild um des Ausdrucks willen, des Ausdrucks von dämonischer Entschlossenheit, die schon eine That ist, nicht erst wird. Man weiß, dieser Mann da muß siegen, nicht einmal siegen oder sterben, sondern siegen, bedingungslos, vernichtend siegen. Er sah es lange an. — „Ja ... wollen? Verlohnt es sich überhaupt zu wollen heutzutage? — Im Jahrhundert der alleinseligmachenden Demokratie, in diesem bureaukratischen Musterstaate, dem gelobten Lande pflichttreuer Mittelmäßigkeit und gesinnungstüchtiger Passivität? ... Selbst das Genie rangiert fein säuberlich nach Anciennetät und Conduite. Ein Moltke wird Major mit zweiundvierzig und ein Bismarck wird pensioniert wie der erste beste Kanzleischreiber ... Und wieviel Moltkes und Bismarcks vielleicht,

Aus unserer Studienmappe:



Studie zu einem Bilde „Gestörtes Rendezvous“ von H. Lehmichen.

die alljährlich ihre schäumende Überkraft vertrinken und verjeuen in dem brutalisierenden Einerlei des Gamaschendienstes oder verrückt werden in der Zwangsjacke bureaukratischer Tyrannei?

„Ja, wenn's noch Zeiten wären wie vor hundert Jahren, als in dem alten ausgebrannten Krater die Elementarkräfte sich regten und einen Bonaparte ausspieen, einen zweiten Lucifer, der den Legitimen von Gottes Gnaden zum erstenmal den Mann aus eigner Kraft entgegensetzte, der Weltgeschichte dem blöden ehernen Schicksal — den lebendigen Willen eines! ... Was für ein Mensch! Dieser verhungerte Artillerieleutnant von Brienne, der mit Welten spielte und Millionen über die Erde fegte. Welch ein prachtvolles Ungeheuer! War es Hohn oder war es Schicksal, daß nicht ein Mann unter seinen Feinden war, kein Riese unter denen, die den Riesen banden? — Die Masse siegte, die feige, allmächtige Mittelmäßigkeit! Der alte Kampf, der alte Ausgang! Und doch — welch ein Leben! Welch ein Schauspiel für die eifersüchtigen Götter, dieser neue Prometheus, an seinen Felsen angeschmiedet, dem Universum trotzend!

„Was sind wir dagegen, wir konstitutionellen Jammermenschen mit unseren Orden und Excellenzengelüsten hilflos hin und her gependelt zwischen der feigen Angst vor dem großen Pöbel und der feigeren vor der großen Individualität! Der Ehrgeiz eines Leutnants! ... Welch ein lächerlicher, zwergenhafter, mißgeborener Wicht! Und das hätschelt man, diese Spottgeburt aus Gier und Feigheit. Der opfert man seine Jugend. Meine Jugend, um die mich, wenn ich daran denke, die Reue packt, wie sie andere packt nach durchschwelgten Nächten. Er ist böser dieser Katzenjammer der Tugend! ... Freunde, Gesundheit, Familie, Liebe! Was weiß ich von Liebe — von ihrer Thorheit — ihrer Lust? ... Ich habe es mir aus der Brust gerissen wie ein gefährliches Gift und ich verschmachte danach. Ich habe stark sein wollen und verzehre mich in impotentem Haß gegen meine eigne Stärke ..."

Das war der Kampf wieder .. einer jener Krisen der Natur, die immer eintraten, wenn er in seiner rastlosen Gehirnthätigkeit einen Augenblick aussetzte.

Es gab nur ein Mittel dagegen, den Talisman, mit dem der moderne Ascet, statt der Kreuze und Geißeln der naiveren Heiligen des Mittelalters, den Dämon Natur exorcisiert: Arbeit, harte, sinnenmörderische Arbeit.

Er arbeitete.

Von außen näherten sich Schritte seiner Thüre, ohne daß er weiter darauf achtete. Es gingen so viele aus und ein in der großen, vielstöckigen Mietskaserne. Erst als ohne vorheriges Klopfen seine Thür sich öffnete, fuhr er auf: eine Dame in Schwarz stand auf der Schwelle, eine hohe, schlanke Erscheinung. Ihr Gesicht verhüllte ein dichter Schleier. Er hatte sie sofort erkannt. „Stephanie, Comtesse ..."

Sie trat noch einige Schritte vor in das Zimmer hinein und schlug den Schleier zurück. Er mußte einen Aufschrei des Entsetzens unterdrücken. Sie sah aus wie eine, die lange krank gewesen ist, in der das Fieber noch zehrt, sehr bleich mit bläulichen, vertrockneten Lippen und Augen, die in tief umschatteten Höhlen düster brannten: „Ich bin's," sagte sie und selbst ihre Stimme klang ihm verändert, seltsam eintönig und schleppend. „Erschrecken Sie nicht, Viktor. Ich bin nicht wahnsinnig. Ich weiß, was ich thue. Man sagt doch, es gibt Momente in der Todesgefahr oder an Sterbelagern, man schämt sich nicht und man fürchtet sich nicht mehr. Ich bleibe nicht lange, nur einen kurzen Augenblick, bis Sie mir eine Frage beantwortet haben: eine Frage, die ich selbst an Sie richten mußte, auf die Sie mir antworten mußten von Angesicht zu Angesicht. Wollen Sie das, Viktor Hartenstein?"

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, die gräßliche Veränderung, die mit diesem schönen lebensvollen Geschöpfe vor sich gegangen, erschütterte ihn und erfüllte ihn mit grenzenlosem Mitleid. „Sprechen Sie, Comtesse. Sagen Sie mir alles, und wenn es irgend in meiner Macht steht, wenn ein Mensch helfen kann ..."

Sie schüttelte den Kopf: „Mir kann kein Mensch helfen. Mir hilft nur Gott. Und Er ist tot. Er hört nicht. Vielleicht gibt es auch gar keinen Gott, wir Menschen haben ihn uns nur erdacht, weil uns graute vor uns selbst, vor der Welt, die

wir geschaffen, vor all ihrer Sünde und all ihrer Qual . . ."

Sie hatte das mit schwerem Ausdruck gesagt, ohne ihn anzusehen. In verändertem Tone fuhr sie fort: „Ich werde nicht langatmig sein. Die Geschichte ist ja so kurz und uninteressant. Sie wissen sie vielleicht schon. Die Spatzen pfeifen sich's ja von den Dächern, daß mein Vater ein ruinierter Mann ist, daß die Grafen Wertheim leben und Feste geben auf Kosten ihrer Schlächter und Bäcker. Nun denn, diese guten Leute, die seit Jahren gewartet haben auf ihr Geld, weil man ihnen Versprechungen machte und ihnen schmeichelte, wollen nicht länger warten. Eines Tages mußte es ja so kommen. Wenn mein Vater nicht in kürzester Frist seinen Zahlungen nachkommen kann, ist seine Stellung unhaltbar. Der Graf Wertheim ist ein Bettler, ein Bankerotteur, den seine geprellten Gläubiger ins Gefängnis schicken können, wenn's ihnen so paßt . . . Aber das ist noch nicht alles, die uninteressante Geschichte ist noch nicht aus, sie wird immer uninteressanter. Ich habe ja auch noch einen Bruder und natürlich hat er auch Schulden, dieser hübsche, lustige Junge. Dreißigtausend Thaler und Ehrenschulden dabei. Man bezahlt sie oder man schießt sich tot. So erklärte er mir das ja wohl, als ich wissen wollte, woher sie den schönen Namen haben, wie man die Ehre zu Kapital schlägt . . . heut morgen war er bei mir. Er hat auf den Knieen vor mir gelegen. Ich sah meines Vaters weiße Haare im Staube vor mir . . ." Sie schauerte zusammen bei der Erinnerung, aber sie faßte sich wieder: „Sie kamen als Freiwerber für einen Abgewiesenen . . . Herr von Brauer hält heute zum zweitenmal um meine Hand an und erbietet sich, im Fall ich einwillige, unsere Schulden zu bezahlen, ein großmütiger, ehrenvoller Antrag, nicht wahr!? Und er hatte sich seine Freiwerber gut gewählt."

Sie lachte schneidend auf.

Ihm war das Blut ins Gesicht geschossen: „Das wagt so einer, so eine infame hündische Gemeinheit! . . ."

„Was wollen Sie? Ländlich, sittlich. Sie kaufen uns. Wir sind ja zu kaufen, und der Preis ist sehr anständig. Wir müssen dankbar sein . . ."

„Sie haben . . ." Er fuhr sich mit beiden Händen an die Stirne, „aber — nein, nein, es ist nicht möglich," schrie er auf. „Was, was haben Sie geantwortet, Stephanie?"

„Was ich geantwortet habe?" Sie trat noch dichter an ihn heran. Zwei rote runde Flecken hatten sich entzündet auf ihren Wangen, und sie vertiesten sich und flammten, während sie sprach: „Was ich geantwortet habe, Viktor Hartenstein? Nun denn, ich habe geantwortet, daß ich Zeit brauchte, um mich zu entscheiden. Vierundzwanzig Stunden Frist, so viel schenkt man ja wohl auch den Gehenkten. Morgen früh kommt er und holt sich seine Antwort. Verstehen Sie nun, warum ich heute hier bin, welche Frage ich an Sie zu richten habe. Nur ein Ja oder ein Nein . . . Antworten Sie mir — antworten Sie, Viktor . . ."

Ihre Augen brannten in den seinen. Er fühlte ihren Atem, der sich heiß und schwer durch die fest aufeinander gepreßten Zähne rang. Jede Muskel gespannt, weit vorgebeugt, wie eine zum Sprunge bereite Löwin, hing sie über ihm: „Ja oder nein, Viktor Hartenstein . . ."

Er war zurückgetreten. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen: „Stephanie! . . . Das, das kann Ihr Ernst nicht sein, das können Sie nicht wollen. Ich bin nur ein Mensch, ein schwacher, elender Mensch . . ."

„Sie sind mein Schicksal . . ." und als er noch immer nicht antwortete, nur stöhnend sein Gesicht abwandte: „Feigling" — stieß sie hervor. „Ah, Feigling du . . ."

Er zuckte zusammen unter dem häßlichen Wort, aber er verteidigte sich nicht. Er hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen — dann sah sie etwas, was nie ein anderer Mensch von Viktor Hartenstein gesehen und nie einer wieder sehen sollte: Er weinte . . .

„Viktor," sagte sie sehr weich und leise, „Viktor . . ." und mit einemmal war sie an ihm heruntergesunken in die Kniee und mit beiden Armen seinen Leib umklammernd: „Erbarm dich doch, Viktor," flehte sie, „hab doch Mitleid mit dir und mir. Ich will ja warten, solange du willst. Ich will hungern und arbeiten für dich. Nur stoß mich nicht fort. Laß mich nicht unter-

gehen so ... Viktor ..." Ihre Stimme sank zu einer gebrochenen, wimmernden Klage ... „Was habe ich dir denn gethan, Viktor, daß du mich so elend machen willst und so schlecht ... denn ich werde schlecht, eine Frau, die das — das thut, muß ja schlecht werden ... Ich habe dich doch nur lieb gehabt — Ich konnte ja nicht anders ... Du weißt das nicht. Du bist ja nur ein Mann. Du hast die ganze Welt ... Du kannst denken und arbeiten. Ich habe nur dich ... ich denke nur dich ... nur dich! ... Was wollen sie denn von mir, Curt und der — der alte Mann? Er ist so alt und ich bin so jung noch ... Sterben ist ja leicht. Warum will er nicht sterben? ... Siehst du, wenn ich sterben könnte, wenn du mich töteteſt, wie ich jetzt vor dir liege ... O, das wäre gut ... das wäre Barmherzigkeit gegen das andere ... das Leben mit dem, dem Menschen — mir graut vor ihm; wenn er mich anfaßt, ist es, als ob ein ekles Reptil mir über die Haut kröche, und der ... der ... Wenn sie mich verfluchen, wenn ich zur Mörderin werden muß an ihnen ... Ich kann's nicht. Viktor, ich kann nicht von dir lassen und ich will's nicht ... Ich will's nicht, hörst du ..."

Sie hatte seine Hände gefaßt und drückte sie gegen ihre wogende Brust. Ihre glühenden Augen suchten in seinem Gesicht, und Leib gegen Leib ringend — stammelnd — sich bäumend — riß sie ihn herab zu sich mit unbändiger, sieghafter Gewalt.

Da — wie seine Lippen die ihren schon fast berührten, klangen Schritte auf der Treppe. Er glaubte seinen Namen genannt zu hören. Das rettete ihn ... Dieser winzige meskine Umstand — der Gedanke an den Skandal, das dem Offizier eingeimpfte Gefühl für das Konventionelle. Er riß sich los: „Um Gottes willen, Comtesse ... Was thun Sie? Man kommt ..."

Im Nu hatte sie sich emporgerichtet, große Dame vom Scheitel bis zur Sohle: „Sie haben recht, Herr von Hartenstein ... Ich kompromittiere mich! Ich vergaß, daß man einer Frau alles verzeiht, außer dem einen — wahr zu sein. Ich konnte fordern, wo ich ein Recht hatte. Es ziemt sich nicht zu betteln für Stephanie Wertheim!" ...

Ohne das Haupt zu neigen — ohne sich wieder zu verschleiern, stolz und hochaufgerichtet wie eine Königin, war sie gegangen.

„Stephanie!" schrie er auf, „Stephanie!" Er hatte nur das eine Gefühl, daß er verloren, gerichtet war, wenn sie jetzt von ihm ginge. Er wollte ihr nachstürmen ... sie halten. Aber er taumelte wie ein Berauschter. Er sah nichts. Verzweifelnd warf er sich gegen die Thür.

„Nanu? ... Was ist mich denn hier los?" Die Stimme brachte ihn zu sich. Sie war fort ... und er sah einen jungen Menschen, den er beinah umgerannt hätte, der jetzt ganz gemütlich die Thür wieder zuklinkte und ins Zimmer trat.

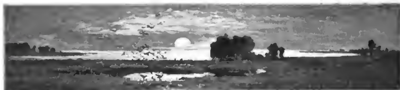
Nun erkannte er ihn auch ... seinen Bruder Hans. Seit der Katastrophe hatte ihn Viktor nicht mehr gesehen. Damals hatte er sich jede Annäherung verbeten und sich förmlich von ihm losgesagt. Jetzt stand er vor ihm, trotz der Kälte im hellen Gigerljackett mit handbreitem Schlipse und einem grauen Cylinderhut, der ihm schief und verbogen auf dem Kopfe saß. Die ganze Erscheinung in ihrer schäbigen Eleganz und zweifelhaften Sauberkeit trug unverkennbar den Stempel des décavé, dazu paßten auch das verlebte, eingefallne, immer noch schöne Gesicht und die dreisten Augen. Übrigens schien er angetrunken zu sein, nach Gang und Stimme zu urteilen. Er hatte sich wohl in die gehörige Stimmung für den beabsichtigten Besuch bringen wollen: „Sapristi: — das durfte nicht kommen ... Ich störe wohl, Brüderchen ..."

Der unverschämte Ton und der anzügliche Blick, der von der Unordnung im Zimmer über sein verstörtes Gesicht und seine verschobene Kleidung glitt, brachte Viktor um den letzten Rest von Fassung: „Was willst du hier?" schrie er den anderen an. „Wie unterstehst du dich, mein Zimmer zu betreten. Augenblicklich scherst du dich hinaus! Packe dich ... packe dich oder ..." Er suchte nach einer Reitpeitsche an den Wänden, fand keine, riß einen kleinen Tisch mit Büchern und einer Wasserkaraffe um und trampelte darauf in blinder Wut ... unartikulierte Flüche und Schimpfworte ausstoßend. Hans sah ihm grinsend

zu. Die Wut des anderen amüsierte ihn königlich. „Sachte — man sachtechen, Herzbruder, Brüderlein. Wir sind ja hier in der Familie, in der allerengsten Familie, das Fräulein eben gehört ja doch gewissermaßen auch dazu ...“

Viktor hatte sich gewaltsam gefaßt. Das Absurde seiner Raserei, durch die er seine Situation nur verschlimmerte, kam ihm zum Bewußtsein. „Du mißverstehst die Sache außerordentlich, wie das bei deiner gemeinen Denkart nicht anders zu erwarten ist,“ sagte er sehr kalt. „Die Dame hat zum erstenmal meine Wohnung betreten. Sie wollte meinen Rat in einer wichtigen Familienangelegenheit, die geheim bleiben muß. Es handelte sich um Kurt ...“

(Schluß folgt.)



Nordische Sommernacht.

(Insel Hust.)

Du Eiland hoch im Norden,
Verwaist an Glanz und Pracht,
Wie ruht auf deinen Borden
So hehr die Sommernacht!
Wie schlingt um deine Blöße
Mit linder Feenhand
Sie feierlicher Größe
Erhabnes Prunkgewand!

Die grauen Klippenwände,
Der Heide braunes Moos,
Und drunten, sonder Ende,
Die Meerflut regungslos,
Wie hüllt sie traut noch immer
Ein letzter Dämmerschein
Mit bleichem Rosenschimmer
Gleich einem Traumbild ein!

Kein Ruf aus Vogelkehle,
Kein Ruderschlag am Strand;
Lustschauernd blickt die Seele
Wie auf ein Märchenland,
Und wie des Spätlichts Glänzen
Sich eint dem Morgenrot,
Verdämmern leis die Grenzen
Vom Leben und vom Tod ...

Reinhold Fuchs.





Eine Taufe in Spanien. [
(Mit Genehmigung der Photog



. ach dem Gemälde von V. March.
aphischen Gesellschaft in Berlin.)



Die Schwarzwälder Wanduhr

Von

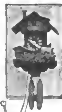
Georg Waldfreund.

Mit Illustrationen von **Fritz Reiß.**

Langsam, leise schleicht der Zeiger dort an der alten Wanduhr die schwarzen, großen Ziffern entlang; rücksichtslos schiebt er manche Fliege, die sich am hellglänzenden Schilde festgesetzt, zur Seite; rücksichtslos auch gleitet er langsam über alles hinweg, was dem Hausbewohner zustößt: über die Stunden der Freude, bei deren Genuß der Mensch ein flehendes Halt den Zeigern zurufen möchte, über die Stunden der Trauer, die wir so gern vom Zifferblatt unsers Lebens wegwischen möchten, und über die Zeiten der bangen Sorge, der Angst, der Furcht, in denen wir dem Räderwerke hastige Eile wünschen. — Eine ganz besondere Uhr ist's aber, die dort auf dem traulichen Bilde neben dem alten Kachelofen ihre Zeiger der Abendstunde entgegengeschoben: mit breiter, treuherziger Stirne schaut sie von rauch- und zeitgebräunter Holzwand herab auf eine Gruppe von Menschen, wie sie in ihrer Eigenart fast nur noch im Schwarzwald sich finden, wo eben diese Uhr entstand und gefertigt wird, die Schwarzwälder Wanduhr.


Moderne Schwarzwälder Wanduhr.

Ja gelt, gutes Großmütterchen, es will Abend werden! Die treue Uhr dort an der Wand mahnt dich an die Vergänglichkeit der Zeit und ruft dir alte, längst vergessene Erinnerungen zurück, von denen du wohl nach der Abendsuppe beim surrenden Spinnrad den hoch aufhorchenden Enkelchen erzählen wirst. — Frisch vom Meister Hölzerphilipp bezogen, mit glänzendweißem, blumengeschmücktem Schild, mit blitzenden Messinggewichten und blankem Perpendikel lachte dir die Wanduhr entgegen, als du vor mehr als einem halben Jahrhundert an der Hand deines lieben Michel das Häuschen betratst, in welchem sie euch zu so vielen


Kleine moderne Kuckucksuhr.



Häusliches Glück unter der Uhr.

an deinem Lager — und die Zeiger wollten so langsam vorwärts! Waren sie denn festgekettet? Warum höhnten sie deiner schweren Schmerzen, weshalb wollte der erlösende Schlag des Uhrwerks nicht erklingen? — Du hörtest ihn gar nicht; er wurde dir übertönt von einem süßen Wimmern, Engelslauten, die dich über alles Weh der Erde himmelhoch hinwegtrugen und dich in das Paradies versetzten: es war der Hans, dein erster kräftiger Bub', der bald mit seinen hellen Blauaugen dem glänzenden Ding dort an der Wand folgte, das immerfort sich bewegte und doch nicht vom Flecke kam, der seinen ersten Schmerz, seine erste Wunde eben von dieser guten Wanduhr empfing, da er, um die goldigen Gewichte zu haschen, an deren Kettchen emporklettern wollte und auf dieser Jagd nach dem Glück von der nachstürzenden Uhr fast erschlagen worden wäre. Aber sie wollte ihn nur warnen, sie streifte ihn nur; eine kleine Narbe schmückt seitdem seine Stirn. — Oft noch schlug dir jene glückliche Stunde; das Haus füllte sich mit Blondköpfen und — Sorgen Die Not pochte an die Thüre und hielt Einzug, als der Ernährer, dein Michel,

Wonnestunden fröhlich schlug, ohne daß ihr im Glück das Klingen des silberhellen Glöckchens hörtet. — Ein Jährchen später! Wie so deutlich vernahmst du in jener langen, bangen Nacht jeden Glockenschlag! Jedem Pendelgang folgte dein ängstlicher Blick. „Nur noch ein halb's Stündle," flüsterte tröstend die gute Frau



Alte Holzuhr aus dem Jahre 1640.

dir geraubt ward; aus allen Ecken und Winkeln grinste sie dich an. Kaum wußtest du dir zu helfen; selbst des greisen Seelsorgers Trost und Hinweis auf das Jenseits wollte dir nicht Ruhe bringen; nur, wenn du unter der Wanduhr lagst, lullte ihr gleichmäßiges seelenruhiges Tick-tack deinen Kummer auf kurze Stunden ein und zauberte dir wieder glückliche Bilder vor.

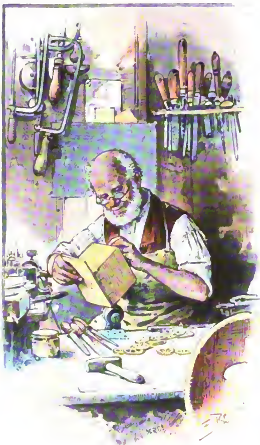
Dann kam ihr entsetzlichster, letzter Glockenschlag: Nachts brachten sie ihn dir heim; neben der kleinen Narbe klaffte eine große tiefe Wunde, aus der das Lebensblut in großem Strome, dann immer schwächer und schwächer rann; der Nebenbuhler hatte ihn, der die umsonst gewarnte Hand nach des reichen Nachbarn Tochter ausgestreckt, meuchlings niedergeschlagen, wie der Metzger den Stier. „Eine halbe Stunde noch," raunte der Doktor ins sprach- und thränenlos zu ihm auffragende Muttergesicht. O, ihr Zeiger! Was eiltet ihr denn da so grausam, was jagtet ihr wie toll auf dem höhnisch grinsenden Blatte herum? Warum konntet ihr nicht einmal wenigstens stillstehen und rasten und den Schlag der alternden Glocke aufhalten, die mit unerbittlichem, dumpfem Klagelaut das Stillstehen des ungestümen Herzens verkündete, das der Mutter Stolz und Hoffnung gewesen? — Das Schlaggewicht hast du abgehängt und die Uhr aus der Schlafkammer in die Stube gebracht, wo sie, seither in stummem Schmerz über die Verbannung, gleichwohl rastlos ihr Tagewerk verrichtet; auch dir ging dein fernerer Leben fast gleichmäßig wie das Wiegen des Pendels dahin. Unverdrossen und unbekümmert nahmst du die Lasten des Daseins auf;



Alte Schwarzwalduhr mit Handmalerei vom Jahre 1790.

auch die wiederkehrende Freude, die glückliche Heirat der tüchtigen Tochter, das Erscheinen munterer Enkel — sie lockten kaum bisweilen einen Freudenschimmer auf das gramgefurchte Antlitz. Die Uhr aber blieb dein treuer Gefährte; und bald wirst du das Schlagwerk noch einmal aufziehen, damit es mit leisem, gedämpftem Klang dein langersehntes letztes Stündlein bezeichne und dich zu deinen Lieben abrufe! —

Ja, freundliche Leserin! Wer so recht genau erfahren will, welche Bedeutung die alte Schwarzwälder Uhr mit ihrem einfachen, soliden und zuverlässigen Räderwerk für ihre Besitzer hat, der muß diese aufsuchen und mit ihnen leben in ihren abgeschlossenen, tauggrünen und felsbachkühlen Thälern oder auf ihren föhrenumrauschten, heideblumleuchtenden Höhen, wo sie sich ihre eigne Sitte und Tracht mit der ursprünglichen Biederkeit, Arbeitsamkeit und Zähigkeit nebst kinderfroher, genügsamer Heiterkeit erhalten haben, wo sie in denselben strohbedeckten Holzhäusern, die ihre Altvorderen vor 300 und 400 Jahren gebaut, am Hausrat von ältester Form sich erfreuen, unter dem eben die Wanduhr nicht den letzten Platz einnimmt. Ruft diese doch schon in frühester Tageszeit zur Arbeit, aber auch fünfmal des Tages zur Gaumenletze und abends zum wohligen hochgetürmten Federbett! Daß ja diese Zeitbestimmung eine sichere sei, hat der richtige Schwarzwälder meist zwei bis drei solcher Uhren nebeneinander hängen; die eine mag dann wohl der Kirchenuhr folgen, die andere die neumodische mitteleuropäische Zeit der fernen Stationsuhr oder des postagentürlichen Chronometers zeigen, während die dritte den schulpflichtigen Kindern die Übereinstimmung mit des gestrengen Schultyrannen Horologium erleichtert.



Das Zusammensetzen der Uhren.

Ist eines der Werke, was jedoch selten vorkommt, aus dem regelmäßigen Gang gekommen, so hat man den Helfer in nächster Nähe. Denn immer noch wird die Uhrmacherei im Schwarzwald eifrig betrieben wie vordem; ja, die eigentliche Schwarzwälder Wanduhr, von der diese Zeilen allein handeln sollen, wird heute noch in ganz derselben Zusammensetzung und Form hergestellt wie vor hundert-



Moderne Kuckucksuhren.

undfünfzig Jahren. Es ist dies ein Beweis, nicht etwa, daß die Uhrmacherei in der Technik still gestanden wäre — das Gegenteil werden wir unten hören —, sondern daß die alte Wanduhr schon bald nach ihrer Erfindung auf eine solche Stufe der Vollkommenheit gebracht wurde, daß sie jetzt noch durchaus brauchbar ist und ihre Fertigung sich lohnt. Erfindung durfte ich eigentlich nicht sagen: die Räderuhren waren in anderen Ländern schon längst erfunden, als dieser Luxusgegenstand, erst um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, durch einen Zufall in die abgelegenen Hütten des Schwarzwaldes sich verlor. Ein Glashändler aus dem Knobelwald brachte damals eine hölzerne Stundenuhr, die er auf der Reise einem böhmischen Kollegen abgehandelt hatte, als einen „raren Kram“ in die Heimat mit, wo sie natürlich gebührend Staunen erregte. Aber auch dann würde wohl lange noch keine Stunde den Glücklichen des Waldes geschlagen haben, wenn nicht gerade dieses Kunstwerkchen den dem Schwarzwälder stets eignen Spür-, Grübel- und Tüftelsinn angereizt hätte, selbst ein derartiges verzwicktes Ding zu „besteln,“ was denn auch mehreren zugleich, dem „Hackbretterlenz“ aus der Spüren bei St. Märgen und einem aus der Familie der Kreuze von Waldau gelungen sei. Dieser erste Stundenzeiger war freilich noch ganz einfach. Er bestand nur aus drei Holzrädern; als Balance diente ein hölzerner Balken, die Unruhe, welche, statt durch schöne Gewichte, durch einen Feldstein getrieben und mittelst angehängter Bleikugeln entsprechend gehemmt wurde. Eine solche Uhr mit der



Moderne Schwarzwalduhr.



Alte Schwarzwalduhr.



Zifferblattmaler bei der Arbeit.

wie geschaffen, daß nach dem Schwinden der Kriegsschrecken mit dem Utrechter Frieden das Uhrengewerbe sich hier einbürgerte: die Güter der Bauern boten nur kargen und schwer errungenen Unterhalt; die ausgedehnten Wälder, größtenteils Eigentum der Grundherren, Klöster und Stiftungen, ließen dem Landmann nur wenig Acker- und Wiesfeld übrig. Das erstere lieferte bei den einfachen landwirtschaftlichen Hilfsmitteln nur karge, zum Verkauf weder ausreichende, noch geeignete Frucht; auf den spärlichen Wiesen konnten kaum einige Kühe gehalten werden. Im Winter, der fast dreiviertel des Jahres umfaßt, gab es wenig Arbeit und wenig Verdienst. So mußte ein Gewerbe, das im Hause am warmen Ofen und nur nebenbei betrieben werden konnte, sehr willkommen sein. Das

etwas apokryphen Jahrzahl 1640 hat unser Künstler nach der Natur gezeichnet.

Bald stachelte der Ehrgeiz noch Andere an, derartige Uhren zu fertigen, zunächst für den eignen Gebrauch, dann aber auch zum Verkauf. Wenn freilich die damaligen ungünstigen Zeitläufte — Krieg auf Krieg — noch die regere Entwickelung des neuen Erwerbszweiges hemmten, so waren anderseits die Verhältnisse im Schwarzwald gerade

nötige Holz war in Fülle vorhanden und die bald auch benützten Erze lieferten die Eingeweide der Berge. In vielen Gemeinden führte sich die Uhrmacherei ein, wo sie bis heute sich erhalten hat. Mit der dem Schwarzwälder eignen Findigkeit vervollkommnete er bald sein Produkt dadurch, daß er an Stelle der Unruhe das Pendel, an Stelle der hölzernen metallene Räder setzte, den Gang der anfangs zwölfstündigen Uhr


Schwarzwald-Uhr.

auf vierundzwanzig Stunden Gehzeit erweiterte und derselben ein Schlagwerk beifügte, so daß die Schwarzwälder Uhr um das Jahr 1740 schon ziemlich genau so aussah und beschaffen war, wie heute.

Bald ergab sich der Nutzen der Arbeitsteilung; die Einen fertigten die einzelnen Bestandteile, Andere, die eigentlichen Uhrmacher, setzten diese zusammen zu ganzen Uhren und wieder Andere verpackten die Ware und trugen sie in alle Welt hinaus. Anfangs arbeiteten diese Händler im Winter selbst in der Uhrmacherei und reisten nur sommers; später blieben sie das ganze Jahr draußen und ließen sich durch besondere Spediteure, in der Regel Wirte oder Kaufleute, die Waren nachsenden. Die erstgenannte Kategorie von Meistern teilte sich wieder in verschiedene Zweige; die einen gossen die Metallteile: Räder, Zeiger, Glocken; andere, die Gestellmacher, fertigten die Holzgehäuse und Holzschilde; wieder andere verzierten letztere und bildeten die zum Teil zu künstlerischer Höhe sich schwingende Zunft der Schildmaler.

Es brausten manche Stürme über die eigenartige Industrie weg und beugten sie bald zu Boden, bald drohten sie, den jungen Baum zu entwurzeln: Kriegsjahre, Konkurrenz anderer Länder, Verteuerung der Rohmaterialien, Überproduktion im eignen Lande, dann aber auch eigne Schuld der Zunftangehörigen durch Überhandnahme von Luxus und Genußsucht, Verlassen der alten Reellität und Treue schädigten die Uhrmacherei schwer. Die letztgenannten Mißstände waren besonders bei den Spediteuren und Händlern eingerissen; sie werden treffend geschildert in nachstehenden Knittelversen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts eine junge Schildmalerin, Margareta Dufner von Gütenbach, in der Sonntagsschule als Aufsatz vorlegte:


Alte Schwarzwalduhr.

„Ich habe die Woche gearbeitet in der Uhrenmacherei,
Ich weiß, daß es eine der freien Künste sei.
Aber — sie ist leider tödlich blessiert,
Und bei den Speditoren verschmiert;
Und man läßt den Uhrenmacher sorgen;
Er muß drei und vier Jahr borgen.
Der Händler draußen im Land
Treibt sein Sach', es ist eine Schand'.

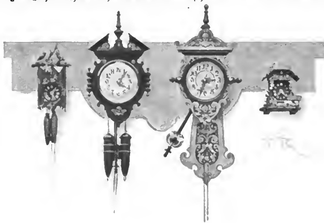

Der alte Hausierer „Mühle Franz“ von Neukirch, [illegible] Jahre alt und [illegible] Jahre Uhrmacher.

Schickt Geld heim, wenn er mag,
Was ist das für eine Plag'!
So kann der Uhrenmacher nicht mehr bestehn;
Wer kann ruhig das Elend sehen? —
Der Händler das Geld in andre Waren steckt,
Daß es nie für den Uhrenmacher streckt.
Die Speditoren haben Meß, Räder und Draht,
Sie haben Tuch und andre Sachen zum Staat,
Verkaufen's dem Uhrenmacher und schinden und schaben,
Daß die Uhren sie allbereit vergebens können haben.
Der Wirt macht auch mit. Wer nit ins Wirtshaus lauft
Und nicht sein Geld darin versauft,
Dem nimmt er keine Uhren ab, die Uhren sind dann schlecht
Und niemals einem Wirte recht.
So ist der arme Uhrenmacher in der Not
Und sie stehlen Weib und Kind das Brot.
Der Händler im Land, der keinnütz ist und thut
Der verschwendet die Uhren im Übermut."


Alte Schwarzwalduhr.

All die genannten Mißstände konnten aber die Schwarzwälder Uhrenmacherei nur vorübergehend hemmen; siegreich behauptete sie immer wieder das Feld und steht heute, unterstützt durch die Regierung, welche besondere Fachschulen errichtete und dem Handel mit Uhren möglichsten Schutz angedeihen läßt, hochgeachtet und blühend da auf dem Weltmarkt.

Naturgemäß hat sich manches im Geschäftsbetrieb, entsprechend den Fortschritten auf technischem und industriellem Gebiet, geändert; aber die Grundlagen sind die alten geblieben. Wenn die Schwarzwälder Uhr jetzt auch zum Teil fabrikmäßig hergestellt wird, so hat sich doch die Hausindustrie noch erhalten, nur daß die Meister in der Regel nicht mehr selbstständig, auf eigne Rechnung, sondern gegen Stücklohn für die Fabrikanten arbeiten. Noch bildet besonders die Gestellmacherei und Schildmalerei einen beträchtlichen Nebenerwerb für Manchen, der ein kleines Gütchen mit ein bis zwei Kühen umtreibt und in der von landwirtschaftlichen Arbeiten freien Zeit mit der ganzen Familie das Gewerbe ausübt. — Unser Künstler führt uns in zwei solcher Werkstätten ein. In der einen sehen wir den bejahrteren Meister emsig und fast liebevoll mit Zusammensetzung einer Uhr beschäftigt, die nötigen Werkzeuge hängen in stattlicher Zahl und leicht erreichbar an der Wand. Die Bestandteile, sowie das „Gestell" oder den Kasten und den Schild erhält der „Zusammensetzer" aus der Fabrik, welcher dann die fertige Uhr abliefert. Man unterscheidet — es ist stets von der eigent-


Moderne Schwarzwalduhren.

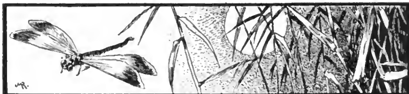
lichen Schwarzwälder Uhr die Rede — Großuhren und Kleinuhren; eine kleine Zwischenstufe sind die sogenannten Schottenuhren. Alle haben dieselbe Zusammensetzung und dieselbe Form, für welche besonders der rechteckige Schild mit seinem halbkreisförmigen oberen Ausschnitt charakteristisch ist. Auch die Geheimnisse der Schildmalerei führt uns der Stift unseres Freundes vor Augen. Wie freuen sich die jungen Künstler an den hübschen Bildchen, die sie auf den Schild zaubern! Dieser besteht in der Regel aus glattgehobeltem Tannenholz (seltener Blech oder Glas), welches zuerst grundiert, dann lackiert, hierauf gemalt und endlich noch gefirnißt wird. Der Gegenstand der Bemalung ist verschieden, je nach dem Land, in welches die fertige Uhr verschickt wird, um dort in den Besitz eines Landmanns zu kommen, dessen Geschmack dem Schildmaler im allgemeinen bekannt ist. Der norddeutsche Bauer liebt kleine Landschaften oder halbgroße Blumen, die noch einen großen Teil des weißen Grundes frei lassen; der welsche Landmann will den ganzen Schild, womöglich noch das Zifferblatt, voll bemalt sehen; dem Ungar gefallen recht große bunte Blumen. Sehr lohnend ist die Arbeit nicht; doch wurden noch Ende der achtziger Jahre 48 Werkstätten außerhalb der Fabriken mit 97 Arbeitern gezählt.

Der Fabrikant, welcher außer den Hausindustriellen noch zwanzig bis mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, versendet seine Uhren meist an Großhandlungen im Inland oder Ausland; bisweilen haben die Fabriken auswärts noch Agenturen, welche, wie früher, durch Landsleute oder Verwandte verwaltet werden, die den Verkauf der Uhren und den Einzug der Gelder besorgen. Nur selten noch sieht man jene eigenartigen Gestalten, die früher in die Welt hinauszogen: an den Rhein, nach Frankreich, England, Italien, Ungarn, Rußland, ja sogar nach der Türkei, mit Uhren wie bespickt, welche sie an ledernen Gürteln trugen. Unsere Bilder bringen das Porträt eines solchen Hausierers, des greisen „Mühle-Franz," der, achtzig Jahre alt, oben in Neukirch lebt und noch ab und zu auf den Handel geht. Biederkeit, Klugheit und Entschlossenheit sind in den markigen Zügen ausgeprägt, Eigenschaften, welche ihm auch jetzt noch guten Erfolg bei seinen Wanderungen sichern würden, wenn nicht die Konkurrenz zu mächtig wäre. Allein von allen Seiten werden jährlich ungeheure Mengen von Uhren auf den Markt gebracht, so daß es fast als ein Wunder erscheint, daß die alte Schwarzwälder Uhr noch begehrt wird. Ja, die Fabrikanten des Schwarzwaldes selbst mußten sich dazu verstehen, fremde Uhren, z. B. die sogenannten „Amerikaner," zu fabrizieren, um das Feld behaupten zu können.

So kommt es denn, daß man in den einheimischen Uhrenmagazinen eine so große Menge verschiedener fremder Arten und Formen findet, deren einige hier abgebildet sind. Außerdem hat die Wanduhr selbst im Laufe der Jahre sich zu vielfachen Modifikationen bequemen müssen: der einfache, glatte Schild wurde unterbrochen durch Laubsägearbeit oder verziert mit allerlei der Flora, Fauna und dem Volksleben des „Waldes" entnommenen Schnitzereien, an Stelle der Glocken traten als Signale Vogelrufe (Kuckuck), Trompetenstöße, Pfeifen ꝛc.; durch Zusammenstellen mehrerer Pfeifen ꝛc. wurden ganze Melodien erzeugt; so entstand die blühende Orchestrionfabrik. Außer den Sekunden, Minuten und Stunden lernte man auch noch die Monatstage, die Monate, die Umlaufszeiten der Gestirne mittelst der Räderwerke bezeichnen; man erfand die astronomischen Uhren ꝛc. Endlich wurde auch die treibende Kraft geändert, an Stelle der Gewichte traten die Zugfedern und sogar neuerdings die Elektricität.

So steht denn unsere Schwarzwälder Uhr inmitten zahlreicher Nachkommen und Fremdlinge da, einfach, aber dauerhaft und kräftig, ähnlich dem Schwarzwaldbauern, der selbst in dem ihn umrauschenden Fremdenstrom stets der alte geblieben und in seiner ursprünglichen Tracht, mit seinen eigenartigen Bräuchen und rauhen Sitten wie ein Denkmal aus vergangenen Tagen in das herandämmernde zwanzigste Jahrhundert hineinragt. — Ob die Brandung der socialen Sturmwogen ihn nicht hinwegfegen wird? Wer weiß es? Alles Irdische ist vergänglich; einst wird auch ihm das letzte Stündlein schlagen — vielleicht von der letzten im Schutt der Vergangenheit versinkenden

Schwarzwälder Wanduhr!



Hypnosis perennis.

Von

M. E.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

a wohl kannte ich den Prozeß gegen den letzten Träger eines erlauchten Namens. Mein erhitztes Gehirn brachte mir alle Einzelheiten mit peinlicher Deutlichkeit in Erinnerung. Mein Vater war ja mit ihm bekannt, meine Mutter wechselte Briefe mit Alice Wallon, der edlen Schottin aus dem Geschlechte der Mac Donalds, die zu ihrem Glücke die Verurteilung des Gatten nicht erlebte. Wir waren auf dem Lande, als er verhaftet und vor Gericht gestellt wurde. Briefe und Zeitungen setzten uns von dem ganzen Verlaufe der Verhandlung in Kenntnis. Illustrierte Blätter brachten sein Bildnis, sein ganzer Lebenslauf, seine intimsten Familienverhältnisse wurden schonungslos der Öffentlichkeit preisgegeben. Er war ein Blender, er konnte hinreißend sein, er fand Bewunderung, aber keine Freunde. Ihre Kraft und Körperschönheit, ihr Genie, ihre Energie hatten seine Vorfahren auf ihn vererbt, nicht ihre Ehrbarkeit, nicht ihr Pflichtgefühl.

Durch ein zerrüttetes Vermögen war das Ansehen seiner Familie gesunken, es zu erneuern, ihm den alten Glanz wiederzugeben, war sein Ziel. Dieses jedoch auf langsamem und sicherem Wege zu erreichen, verschmähte sein stürmischer Charakter.

Der Krieg 1859 hatte eine allgemeine Erschütterung zur Folge gehabt und latente Kräfte ausgelöst. Wagen und Gewinnen wurde die Losung. Es kam vor, daß Kavaliere sich an Kreditoperationen beteiligten, ja selbst, obwohl nicht öffentlich, dem Börsenspiele huldigten. Es war ein Vorspiel jener Schwindelperiode, welche ein Decennium später „wirtschaftlicher Aufschwung“ genannt wurde. Wallon war da in seinem Elemente, Geschick und Waghalsigkeit fesselten das Glück an seine Unternehmungen. Wer erinnert sich nicht an die von ihm gegründete Kontinentalbank, deren Aktien sehr bald einen fabelhaften Kurs erreichten, wer gedenkt nicht seiner Depositenbank, die massenhaft das Kleinkapital anlockte, da die Verzinsung, welche sie gewährte, mit der Geringfügigkeit der Einlage stieg! Sein Kredit schien unerschütterlich, und man verzieh ihm seine Erfolge, da seine fürstliche Freigebigkeit über die trüben Quellen seines Reichtums täuschte. Die Säle seines Palastes wurden Museen, seine Feste verherrlichten Erzherzoge durch ihre Anwesenheit, und ihr Mittelpunkt war seine Tochter Mary, die gefeierte Schönheit des Tages, der nur ihre kühle Unnahbarkeit und die Weigerung vorgeworfen wurde, ihre geniale Virtuosität profanen Zuhörern zu offenbaren.

Das kühne Gebäude ruhte jedoch auf Sand. Als jene Reaktion gegen den maßlosen Schwindel begann, welche später den Namen Krach erhielt, da sank es in sich zusammen. Der Unglückselige ergriff zunächst verwerfliche, endlich verbrecherische Mittel, um dem Ruin zu entgehen. Als er nicht mehr zu vermeiden war, da zeigte es sich, daß falsche Wechsel umliefen, daß alle Depots und Einlagen verschwunden waren und daß die vorhandenen Aktiva kaum zählten gegenüber den kolossalen Verpflichtungen des Bankhauses. Solide

Firmen wurden mitgerissen, Tausende von vertrauenden Beamten und Geschäftsleuten kamen um Hab und Gut, Witwen und Waisen waren Bettler geworden.

Als angehenden Juristen riß mich seine Verteidigungsrede hin. Ich zog die aufbewahrten Blätter hervor und las sie wieder durch. Er war ein Verbrecher, aber ein Verbrecher im grandiosen Stile. Einige Tropfen des edlen Blutes seiner Ahnen rollten noch in seinen Adern. Er war sein eigner Verteidiger, jeden anderen wies er ab, und er begegnete mit einer feinen, scharf geschliffenen Klinge der wuchtigen Streitaxt des Staatsanwaltes.

„Ich erwarte keinen Freispruch," apostrophierte er die Geschworenen, „Sie werden, Sie müssen mich nach menschlicher Gerechtigkeit schuldig sprechen. Ich wende mich nicht an Ihren kühlen Verstand, ich appelliere an Ihr warmes Herz. Mein Gebaren hat Thränen erpreßt, aber es waren nicht immer Thränen des Schmerzes, es waren auch Dankesthränen. Die Notleidenden, die nie vergebens an meine Thür pochten, die Siechen und Leidenden, die Linderung fanden in den von mir gegründeten Heilanstalten, die Künstler und die Aufstrebenden, die ohne meine Unterstützung verkommen wären, die Arbeiter, welche reichen Lohn fanden in den Gewerken und Industrien, die ich ins Leben rief, sie alle haben diese Thränen geweint. Wenn Sie, meine Herren Geschworenen, Schuld und Verdienst in die Schalen der Wage legen, welche die Gerechtigkeit in der Hand hält, so vermag doch nur der Allwissende zu erkennen, wohin ihre Zunge sich neigen wird. Sie aber könnten die Schale der Schuld durch Hinzufügung der guten Absicht entlasten. Sehen Sie, meine Herren, die Hochflut des Nils schwemmt auch Wohnstätten hinweg und vernichtet Existenzen, aber Ägypten verdankt ihr seine fabelhafte Fruchtbarkeit. Den Düngstoff raubt sie sterilen Gegenden und überträgt ihn auf einen Boden, wo er volle Wirkung übt. Das Land wäre arm geblieben, wenn es auf die dürftige Berieselung hätte warten müssen, welche die langsame Aktion der Verwaltung allmählich nur zustande gebracht hätte. Das war mein Vorbild, so wollte ich wirken. Weisen Sie mir irgend eine Unternehmung nach, die einen anderen Zweck hatte als das allgemeine Wohl zu fördern, nennen Sie mir irgend eine Konception, die nicht auf solider Basis ruhte, die nicht durchführbar war, solange sie von Vertrauen getragen wurde. Nicht ich bin es gewesen, der das Vertrauen erschüttert hat, und als es schwand, als das stolze Schiff leck wurde und zu sinken begann, ist sein Kapitän strafbar, weil er von der rettenden Planke, die nur einen tragen kann, die anderen herabstieß? Verurteilen Sie mich, aber verdammen Sie mich nicht."

Den Zauber seiner Rede vernichtete die kühle Auseinandersetzung des Staatsanwaltes. Mit einfachen Worten wies er darauf hin, daß ein durch solche Mittel erzielter Nutzen wertlos sei gegenüber der Schädigung des allgemeinen Rechtsbewußtseins, und daß die Billigung solchen Gebarens die Auflösung der Gesellschaft nach sich ziehen müßte.

Mit geringer Stimmenmehrheit wurde er schuldig gesprochen. Das Urteil lautete auf achtjährigen schweren Kerker, womit der Adelsverlust verbunden ist. Er vernahm es ungebeugt und verzichtete auf jede Rechtswohlthat.

Als es vollzogen, als ihm Haar und Bart geschoren und die Sträflingskleidung angelegt werden sollte, da wendete er sich und durchbohrte sich das Herz mit einer scharfen, unbemerkt gebliebenen Busennadel.

Als bettelarme Waisen ließ er seine in Luxus aufgewachsenen Kinder Mary und Francis zurück. Niemand kümmerte sich um sie, niemand erfuhr, was aus ihnen geworden war, sie blieben verschollen. Ich aber kannte sie nun, und vor mir lag das Manuskript, das mir ihr dunkles Geschick enthüllen sollte.

Mit fieberhafter Ungeduld löste ich die Siegel und wollte mit dem Lesen beginnen, hatte aber vorher noch einen schweren Strauß mit meinem getreuen Diener Johann auszufechten. Ich sähe zum Entsetzen aus, sagte er, die schlaflose Nacht, der in Ungeduld hingebrachte Tag, die Unterredung mit Herrn Bert, das Verschmähen jeder ordentlichen Nahrung hätten mich ja ganz herabgebracht. Ich solle wenigstens etwas genießen und mich dann zu Bette legen, wenn ich nicht ernstlich erkranken wolle.

Aber diese vernünftigen Vorstellungen vermehrten nur meine Nervenerregung. Die Ungeduld, das Manuskript sogleich zu durchlesen, überwand alle Bedenken. Er solle sich lieber selbst zu Bette legen, mich aber ungeschoren lassen, war meine rauhe Entgegnung. Ich ließ mir Thee bereiten, eine zweite Lampe anzünden und vertiefte mich in die Lektür des Manuskripts. — Ein flüchtiges Durchblättern zeigte mir, daß es in späteren Jahren von Herrn Bert in englischer Sprache geschrieben wurde, und in den eingelegten losen Blättern erblickte ich zum erstenmale die festen Schriftzüge seiner Schwester.

* * *

Als uns das Unglück traf (mit diesen Worten beginnt Herr Bert), war ich 14 Jahre alt. Um besser des Deutschen mächtig zu werden, denn unsere Mutter und unsere nächste Umgebung sprach nur englisch mit uns, hatte mich der Vater in das Theresianum gegeben. Die klassischen Sprachen langweilten mich, ich war in der vierten Klasse gerade kein schlechter, aber auch kein guter Student, mechanische Arbeiten dagegen machten mir die größte Freude, dazu hatte ich Geschick und Erfindungsgabe. Genaueres über das traurige Ereignis erfuhr ich nicht, aber meine Kameraden zogen sich zurück und mieden den Umgang mit mir, auch zu den Hofdiensten wurde ich als Edelknabe nicht mehr befohlen. Der Präfekt nahm sich meiner an, er that sein möglichstes, um mich zu trösten, als unsere liebe Mutter uns entrissen wurde.

Eines Tages wurde ich abgeholt und zu meiner Schwester geführt, nicht in das Palais, sondern in eine kleine, in der Vorstadt gelegene Wohnung. Ihr dürftiger Anzug überraschte mich. Ich war gewohnt, sie nur in eleganter Kleidung zu sehen, nun trug sie ein grobes Kattunkleid, eine blaue Leinwandschürze und ein buntes, wollenes Kopftuch. Sie war von einer armen Magd nicht zu unterscheiden.

Schonend setzte sie mich von allem in Kenntnis. Unsere Mutter hatte sogleich nach der Verhaftung des Vaters das Palais verlassen und die gesamte Dienerschaft verabschiedet. Alles, was sie und die Tochter an Juwelen, Kostbarkeiten und Wertgegenständen besaßen, selbst ihre reichen Garderoben ließen sie zurück, es sollte der Masse zu gute kommen und zur Verminderung der Schuldenlast beitragen. Beschränkt auf das Notdürftigste, bezogen sie die kleine Wohnung, wo bald unsere, schon seit geraumer Zeit kränkliche Mutter diesen grausamen Schicksalsschlägen erlag.

Meine Schwester überzeugte mich, daß wir, ohne uns dem Spott und Hohne, mindestens der Bemitleidung auszusetzen, niemals mehr in die höhere Gesellschaft zurückkehren könnten, daß uns nichts erübrige, als unerkannt und vergessen unser Leben durch Handarbeit zu fristen. An eine Fortsetzung meiner Studien sei aus Mangel an Mitteln nicht zu denken, ich müsse ein Handwerk erlernen und sie wolle sich in einem Bürgerhause als Magd verdingen. Sie teilte mir mit, daß Dr. Kleinert vom Gericht zu unserem Vormund ernannt worden sei. Um seine Mühe zu verringern, wolle er sie, die achtzehn Jahre alt sei, großjährig sprechen lassen. Er habe auch ein Gesuch eingereicht, daß wir den nur hinderlichen Adelstitel ablegen und den Namen Bert, die letzte Silbe unseres Prädikates annehmen dürften.

Es folgten gar traurige Tage. Die geringen Geldmittel waren durch die Krankheit der lieben Mutter und die Kosten des Begräbnisses fast erschöpft. Der Verkauf meiner Uniform, meiner Kleider, Wäsche und Bücher brachte nicht viel, da meine unerfahrene Schwester übervorteilt wurde. Sie hatte mir grobe Wäsche und einen ordinären Anzug gekauft, passend für einen angehenden Lehrjungen. Früh am Morgen begleitete ich sie auf den Markt. Nur selten kaufte sie etwas Fleisch. Brot, Gemüse und Kartoffel waren unsere, von ihr selbst bereitete Nahrung. Ich mußte über ihr Bemühen lachen, mit den Marktweibern, um sich nicht zu verraten, im Dialekte zu verkehren. Sie flößte mir eine wahre Bewunderung ein, nie kam eine Klage über ihre Lippen. Diese an einen fabelhaften Luxus gewöhnte Comtesse segte und kochte, wusch und plättete, strickte, wenn sie fertig war, und gab mir Unterricht in der englischen Orthographie.

Fast täglich gingen wir in die Stadt, um in der Schulerstraße in ausgehängten Annoncen nachzusehen, ob nicht für uns ein passendes Unterkommen zu finden sei. Auch in Dienstvermittlungsanstalten ver-

schwendeten wir Geld für nutzlose Adressen. Nirgends kamen wir an. Man fragte nach den Eltern, nach Empfehlungen, nach Zeugnissen, Fragen, die meine schüchterne Schwester nicht zu beantworten vermochte.

Die Not pochte an unsere Thür, als an einem Nachmittage Dr. Kleinert uns besuchte. Er händigte meiner Schwester ihre Mündigkeitserklärung ein und die Bewilligung zur Verzichtleistung auf unseren Adelstitel.

„Haben Sie, liebe Comtesse — ach, ja — also gut, wenn es Ihnen so lieber ist, haben Sie also, Jungfer Vert, für sich und Ihren Bruder ein Unterkommen gefunden? Sie wissen ja, daß Sie mit Ende der nächsten Woche die Wohnung räumen müssen. Verzeihen Sie," fuhr er fort, erregt durch ihre Verneinung, „Ihre gottselige Frau Mutter und Sie haben sehr ehrenvoll, aber höchst unpraktisch gehandelt. Sie entäußerten sich aller Kostbarkeiten und Wertgegenstände, die ein kleines Vermögen repräsentierten, ohne hierdurch der Masse Nennenswertes zuzufügen, und stehen jetzt mit Ihrem Bruder vis-à-vis de rien. Sie kleiden sich wie eine Magd, Ihren Bruder wie einen Lehrjungen, was soll dabei herauskommen? Nehmen Sie guten Rat an, bevor bittere Not Sie dazu zwingt. Mißverstehen Sie mich nicht. Ihre Entsagung flößt mir die größte Achtung ein, ich begreife Ihren Widerwillen, irgend etwas zu behalten, das, wie Sie glauben, nicht auf rechtlichem Wege erworben ist, ich kann mir auch Ihre Scheu erklären, mit früheren Bekannten in Berührung zu kommen, allein das hat seine Grenzen, Grenzen, welche durch die unentbehrlichen Lebensbedingungen gezogen sind. Sie müssen diese edlen Gefühle bekämpfen und sich vor allem eine Existenz gründen, die Ihnen gestattet, auch für Ihren Bruder zu sorgen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie darauf aufmerksam mache. Knüpfen Sie frühere Verbindungen wieder an, wenden Sie sich an Familien und an Personen, die Unterstützung in Ihrem reichen Hause gefunden haben, appellieren Sie an ihre Dankbarkeit, es kann Ihnen nicht schwer fallen, als Gesellschafterin, als Erzieherin, als Musik- oder Sprachlehrerin eine Stellung zu finden, die es auch möglich machen wird, Ihren Bruder weiter studieren zu lassen. Was ich hierzu beitragen kann, soll gern geschehen."

„Ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar," erwiderte meine Schwester, „Sie meinen es gut mit uns, aber ich kann Ihren Rat nicht befolgen. Ich gleiche einer auf den Tod Verwundeten, ich kann nur fortleben und langsam genesen, wenn mich nichts an die Vergangenheit erinnert. Ermüdung durch Handarbeit wird die Erinnerung schwächen, Gleichstellung mit der dienenden Klasse wird mich vor einem Erkanntwerden schützen. Hätte ich nur an mich zu denken, so würde ich längst die Barmherzigen gebeten haben, mich als Laienschwester einzukleiden. Bringen Sie meinen Bruder bei einem tüchtigen Meister unter, mich aber überlassen Sie meinem Schicksale."

„Sei es denn," sagte der Advokat. „Uns Männern, die wir den Kampf mit dem Leben aufnehmen, ist solche klaglose Entsagung unbekannt, aber bei einer so zart besaiteten Natur kann ich sie begreifen. Was ich für Ihren Bruder thun kann, soll geschehen; wenn er wirklich ein Handwerk lernen soll, so ist nur zu bedauern, daß etwas höher stehende ausgeschlossen sind, bei welchen ansehnliches Lehrgeld gezahlt werden muß."

„Jedes, Herr Kleinert, ist mir genehm," versicherte ich meinerseits.

„Gut also, ich verlasse Sie jetzt, ich bin viel beschäftigt. Sie kennen meine Kanzlei, sprechen Sie dort vor nach einiger Zeit, vielleicht, daß sich etwas Passendes gefunden hat."

Hätte der Advokat unsere Notlage gekannt, so würde er uns nicht vertröstet, sondern augenblicklich geholfen haben. Es mußte etwas geschehen, wenn wir nicht verhungern sollten. Alles irgendwie Entbehrliche war verkauft oder verpfändet, wir lebten von Brot und Kartoffeln und konnten kaum mehr das zum Kochen notwendige Holz beim Greisler kaufen. Und doch verschob meine Schwester Tag für Tag den Gang in die Kanzlei; dort um eine Unterstützung zu bitten, brachte sie nicht über ihr stolzes Herz. Ungebeugt, ohne Klage, voll Gottvertrauen auf ein Wunder hoffend, ertrug sie alles, und das Wunder ereignete sich.

Eines Morgens wurde geschellt. Als ich die Küchenthür öffnete, einen Besuch Herrn Kleinerts erwartend, fragte eine Frau, ob Comtesse Wallon nicht hier wohne. Eine hübsche Frau in mittleren Jahren, sie trug

einen Einkaufskorb am Arme. Wie gut ließen ihr eine weiße Haube und Schürze, ein blaues Seidentüchlein unter dem Umschlagkragen! Als ich ihre Frage bejahte, hinzufügend, daß wir jetzt Bert hießen, trat sie rasch ein und stellte ihren Korb auf den kalten Herd.

„Jesses, Sie sein am End gar der Graf Franzi. Aber na, wie S' gewachsen san, und derkennens mi denn nit? I bitt Ihnen, sagen S' nur der gnädigen Comtesse, die Agnes sei da, wissen S', die Köchin Agnes, die vor fünf Jahren, ender als nach München g'heirat hat, so lang bei Ihnen in Dienst g'west ist."

Ach ja, wie gut erinnerte ich mich ihrer, mit der wir ja von Kindheit an vertraut waren, da sie bei uns diente, als wir noch in einfacheren Verhältnissen lebten und unsere Mutter die Wirtschaft führte.

Sie folgte mir nach, und als ich es der Schwester mitteilte, die strickend im Nebenzimmer am Fenster saß, da ergoß sich eine Blutwelle über ihr bleiches Antlitz. Mit dem Freudenschrei: Agnes, liebste Agnes! warf sie sich an die Brust der treuen Dienerin. Mit einem Male schmolz die Eisrinde hinweg, die sie so lange umfangen hatte, ein nicht zu hemmender Thränenstrom, ein nicht zu stillendes Schluchzen entlastete endlich dieses stolze Herz. Sie hielt sie umschlungen, sie barg ihr Gesicht an ihrer Brust, es drängte sie, ihre verschwiegenen Schmerzen, ihre still getragene Verzweiflung, ihre verhüllte Trostlosigkeit der Getreuen anzuvertrauen. Auch unsere Augen wurden naß, als wir die sonst so Starke nun gebrochen und hinfällig an ihr dürftiges Lager geleiteten. Dort schmiegte sie sich wie ein schutzsuchendes Kind der sie Behütenden an, und von Schluchzen unterbrochen erzählte sie ihr in abgebrochenen Sätzen die letzten erschütternden Ereignisse. Als sie aber zum Tode der Mutter kam, da wankte ihre Stimme, und halb bewußtlos hielt die treue Agnes sie in ihren Armen. Ich brachte rasch ein Glas Wasser, wir netzten ihr Stirn und Schläfe, und ich flüsterte leise, sie sei deshalb so schwach, weil wir schon lange nur Brot und Kartoffel zu essen hätten.

Ich solle sie behüten, sagte Agnes, sich erschrocken erhebend, sie habe einen notwendigen Gang, werde aber in längstens einer Viertelstunde wieder da sein.

Als ich ihr später die Thür öffnete, da paßte der Deckel nicht mehr auf den Einkaufskorb, der Korb war ein Füllhorn geworden. Mit wässerndem Munde, mit lüsternen Augen sah ich, wie er Sahne, Zucker und gebrannten Kaffee lieferte, wie ihm herrliches Gebäck und frische Butter entstieg, wie dann Aspik und reichliche Schnitten von Schinken und Kalbsbraten nachfolgten. Das ordnete sie mit kundiger Hand. Bald duftete der Kaffee, und sehr beschämt und verlegen betrat sie das Zimmer der Schwester und bat um Verzeihung, daß sie sich herausnehme, uns ein kleines Frühstück vorzusetzen. Ach, mit welcher Dankbarkeit wurde es angenommen, und welche Mühe kostete es, sie zur Teilnahme zu bewegen! Ich gedenke noch ihrer freudigen Verwunderung über die Leistungen meines ausgehungerten vierzehnjährigen Magens. Die Gäste des Lucullus, welche mit gemästeten Muränen, mit Pfauen- und Lerchenzungen bewirtet wurden, wären durch mich beschämt worden.

Während wir frühstückten, erzählte uns Agnes, daß sie in München Witwe geworden und dann in einen guten, reichlich bezahlten Dienst getreten sei. Die zunehmende Kränklichkeit ihrer alten Eltern, welche sie jetzt unterstützen müsse, habe sie vor nicht langer Zeit bestimmt, wieder nach Wien zurückzukehren. Hier erst habe sie unser Unglück erfahren, aber trotz aller Mühe sei es ihr erst heute gelungen, uns aufzufinden. Sie habe jetzt, erzählte sie weiter, einen sehr guten Dienst bei dem reichen Klavierfabrikanten Stein auf dem Rennwege angenommen, wo in dem schönen Saale Konzerte veranstaltet werden. Die junge Frau verstehe nicht viel von der Wirtschaft, sie habe mit den drei Kindern zu viel zu thun, und so überlasse sie ihr alles, und sie sei eben daran, eine ihr empfohlene Küchenmagd anzusehen. Die frühere habe gekündigt, weil ihr vier Gulden Lohn zu wenig seien.

Hastig schob bei diesen Worten meine Schwester ihre Tasse zurück. „Agnes!" rief sie aus, ihre Hand ergreifend, „du bist uns heute wie ein rettender Engel erschienen, so mache unserer Not vollends ein Ende, empfehle mich deiner gnädigen

Frau. Hier sind Tauf- und Impfungszeugnisse umgeschrieben auf unseren jetzigen Namen; bitte sie, mich als Küchenmagd in Dienst zu nehmen, und wenn es gelingt, wollen wir trachten, den Franzi bei einem tüchtigen Meister unterzubringen. Nein, Agnes, nein, das ist kein Scherz, das ist meine dringendste Bitte. Ich bin jung, gesund, bei besserer Kost werde ich bald zu Kräften kommen. Ich scheue keine Arbeit, du sollst an mir die fleißigste und willigste Küchenmagd haben. Ich habe Freude und vielleicht auch Geschick zum Kochen, ich will mich unter deiner Leitung zu einer tüchtigen Köchin ausbilden, die gleich dir ihr Fortkommen findet. Nichts da — Agnes, was soll das heißen, die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen, sehe ich etwa wie eine Comtesse aus? Ich bin keine Comtesse mehr, ich heiße schlechtweg Marie Bert. Schau meine roten Hände an, seit Wochen reibe ich den Fußboden, putze die Fenster, wasche, plätte und schäme mich, daß ich nicht besser kochen kann.“ — Eindringlicher noch als Herrn Kleinert stellte sie ihr unsere Lage dar, erzählte unsere vergeblichen Bemühungen unterzukommen, suchte sie von der Notwendigkeit unseres Entschlusses zu überzeugen, allein es ging über das Begriffsvermögen der armen Agnes.

Händeringend versicherte sie uns, daß so etwas nicht möglich sei. Die Comtesse Mary ihre Küchenmagd! das sei ja gerade zum Schlagtreffen, und wie möchte dann die Comtesse das aushalten, sie könnte ihr ja gar keine Arbeit ersparen, es sei viel zu thun, gerade nur zum Holz- und Kohlentragen werde der Hausknecht verwendet. Wie solle sie denn reden mit der gnädigen Comtesse, sie werde doch nicht verlangen, mit du angeredet zu werden wie ein gemeines Kuchelmensch? Und daß der Graf Franzi ein Handwerk lernen solle, statt weiter zu studieren, das gehe schon gar ins Aschgraue.

Ich mußte lächeln, als ich bemerkte, wie sie nach und nach von meiner Schwester durch eine kleine List umgestimmt wurde. Wir wußten von früher her, daß der Agnes Schreiben und Rechnen ein Greuel gewesen. Nun versprach ihr die Schwester, das Küchenbuch zu führen, täglich die Ausgaben einzutragen, die Tages- und Monatsrechnungen zu machen, ihre Briefe aufzusetzen, Rezepte aus geliehenen Kochbüchern abzuschreiben und die Kompott- und Marmeladegläser mit den schönsten Etiketten zu verzieren.

Das wirkte. Die betrübte Frau wurde nachdenklich, und als ihr vorgestellt wurde, daß wir betteln oder hungern müßten, wenn sie auf ihrer Weigerung beharre, da brach sie in bittere Thränen aus.

„In Gotts Namen,“ schluchzte sie, „probiern m'rs also, wann's nit geht, kann i wenigstens nix dafür!“ Sie werde uns morgen, längstens übermorgen Nachricht geben, jetzt aber müsse sie nach Hause. Als wir uns tausendmal dankend von ihr trennten und ich sie auf die Stiege begleitete, da blieb sie einen Augenblick verlegen stehen: „Schaun's, Graf Franzi,“ sagte sie, „da san m'r so a paar schmierete Guldenzettel in d'Hand kommen, i bitt Ihnen, g'halten S'es, san's aber nit bös, 'skunt do die Schwester vielleicht was brauchen.“

Dieser und der folgende Tag verlief in Hangen und Bangen, abends aber brachte ein Dienstmann einen Brief der Agnes. Sie hatte sich recht zusammengenommen, aber es kostete Mühe, das lange Schreiben zu entziffern. Die gnädige Frau habe ihr die Wahl einer Küchenmagd ganz überlassen, sie werde also die gnädige Comtesse als eine entfernte Verwandte vorstellen, damit es nicht auffalle, wenn sie ihr die Arbeit etwas erleichtere. Dann habe sie in der nahen Ungargasse mit dem ihr bekannten Schustermeister Nowak gesprochen, der, wie sie gehört, einen Lehrjungen aufnehme. Es seien brave Leute ohne Kinder, der Obergeselle Roberts sei mit ihr aus demselben Orte gebürtig, der sei sehr geschickt und habe ihr versprochen, sich des neuen, mit ihr verwandten Lehrjungen anzunehmen. Wenn also der Graf Franzi wirklich ein Handwerk lernen müsse und gegen die Schusterprofession nichts einwende, so sollten wir am anderen Tage um sieben Uhr früh sie beim Eingange in den Belvederegarten erwarten. Der Graf Franzi solle seine Wäsche und Kleider mitbringen (Fehlendes werde sie schon nachschaffen), sie werde ihn dann in die Werkstätte führen, wo er, wenn er angenommen werde, gleich verbleiben könne. Dann, wenn sie mit dem Einkaufen fertig sei, wolle sie die gnädige Comtesse der Frau Stein vorstellen.

So wurde die getreue Agnes unsere Erlöserin aus bitterer Not. Was wir erreicht haben, was wir sind, verdanken wir ihr. — —

Ein grobes Hemd, eine Zwilchhose, ein blaues Vortuch war von jetzt an meine Arbeitskleidung. Wenn ich barfuß und ohne Kopfbedeckung Schuhwerk zu den Kunden trug, den Gesellen Bier und Eßwaren holte, da war ich wohl sicher, daß niemand in dem schmutzigen Schusterjungen den ehemaligen Edelknaben und Theresianisten wiedererkennen werde. Der Meister hatte mich auf dreijährige Lehrzeit „aufgedingt," aber in der ersten Zeit wurde ich, wie es leider bei den Schustern üblich ist, fast nur zu häuslichen Arbeiten und zur Bedienung der Gesellen verwendet. Man machte mit mir keine Umstände, und ich mußte mir manche handgreifliche Ermahnung gefallen lassen. Doch wie bei meiner Schwester widerstand meine eisenfeste Gesundheit allen Entbehrungen und Mühsalen. An Sonntagen mußte ich mit anderen Lehrjungen in die Christenlehre gehen, anderen Unterricht erhielt ich nicht. Bücher und Schreibrequisiten waren in der Werkstatt nicht vorhanden.

Erst später, als der Obergeselle Roberts auf meine Findigkeit und manuelle Geschicklichkeit aufmerksam wurde, nahm er sich meiner an. Er war ein Meister in seinem Fache, genoß viel Ansehen, es hieß, er sei vermöglich und wolle einmal das Geschäft den alten Leuten ablösen. Er erwirkte die Aufnahme eines zweiten Lehrjungen und hielt mich mit großer Strenge zur Erlernung der Profession an. Als er später sein Auge auf meine Schwester geworfen, that er sein möglichstes, um mich zu einem sehr geschickten Schuhmacher auszubilden. Daß dies mit dem Verluste aller Kenntnisse und aller Bildung bezahlt werden mußte, ist klar. Wenn ich in späterer Zeit einiges nachholte, wenn mich die Roheit und Gemeinheit meiner Umgebung unberührt ließ, so verdanke ich dies meiner Schwester. Ermutigend und ermahnend wirkte sie auf mich während meiner Lehrzeit, und als sie später die Bedienstung bei Roberts annahm, da gab sie mir als Gesellen reichlich Gelegenheit, einiges Wissen und einige Bildung wiederzuerwerben.

Ich beende diese mich betreffenden Mitteilungen, da mein ferneres Geschick aus den handschriftlichen Bemerkungen meiner Schwester erhellt.

* * *

Mitternacht war längst vorüber, als ich bis hierher gelesen hatte. Der Kopf schmerzte mich zum Zerspringen, fieberhaft klopften meine Pulse und oft durchrieselten mich kalte Schauer. Ich mußte für geraume Zeit aussetzen. Trotzdem wollte ich nicht zu Bette gehen, ich wußte ja, daß der Schlaf mich fliehen werde. Wohl eine Stunde lang ging ich auf und nieder, wollte mich stärken mit dem kalt gewordenen Thee, was meine Aufregung nur vermehrte. Es schlug zwei Uhr, als ich die Lektüre wieder aufnahm. Die folgenden losen Blätter waren von der Hand seiner Schwester ebenfalls in englischer Sprache mit festen Zügen geschrieben.

* * *

10. Juni 1864. Verborgen und geborgen! Seit zwei Wochen bin ich wohlbestellte Küchenmagd. Ich war sehr befangen, als mich meine liebe Agnes vorstellte. Wir warteten in dem prunkhaft eingerichteten Speisezimmer. Die Jungfer führte uns dann in das noch mehr überladene Sitzzimmer, wo uns Frau Stein empfing. Eine junge Frau, übertrieben geputzt für eine Morgentoilette, im Benehmen, was wir eine „Gnädige" nennen. „Sie ist eine starke Person, aber sehr blaß," sagte sie, als ich ihr die Hand küßte. Auf die Erwiderung der Agnes, ich sei ganz gesund, ermahnte sie mich, recht arbeitsam zu sein und mir die Zufriedenheit der Köchin zu erwerben.

Das macht mir nun schweren Kummer, ich habe das beschämende Bewußtsein, ihr trotz besten Willens nicht zu genügen. Solange noch die frühere Küchenmagd mithalf, ging es freilich gut; jetzt, wo ich allein bin, reiche ich nicht aus. Wenn sie mich nur tüchtig auszanken möchte, wenn ich ungeschickt bin, sie ist viel zu nachsichtig!

* * *

Den 14. Juni 1864. Agnes hat mir erlaubt, einen Sprung in die Ungargasse zu machen, um Francis zu sehen. Der Meister ließ ihn aus der Werkstatt rufen, das Herz wurde mir recht schwer, als der hübsche Junge nun schmutzig und



Unser Liebling. Nach dem Gemälde von G. Schachinger.

barfuß vor mir stand. Wir gingen im Hofe auf und ab. Er war ganz mutig, werde sich schon hineinfinden. Die Arbeit freue ihn, das sei lustiger als hinter lateinischen und griechischen Büchern zu sitzen. Er wollte mich beruhigen, ich habe es ihm aber doch angesehen, wie schwer er leidet. Ein Apfel, ein Viertelguldenstück machten ihn glücklich. Ich begleitete ihn noch in die Werkstätte, werde es aber nie mehr thun. Meine dumme Larve ärgert mich, die Gesellen nehmen sich eine Menge Freiheiten heraus und wollten mich nicht weglassen, bis sie der Obergeselle Roberts zurechtwies. Eine Küchenmagd soll sich freilich nicht zieren, aber das barsche Abweisen verstehe ich noch nicht, werde es schon lernen.

Diese kleinen Erinnerungen schreibe ich im Zimmer der Agnes, wenn ich abends mit der Küchenrechnung fertig bin. Sie liegen sicher in ihrer Tischlade. Auch viele Kochrezepte habe ich schon abgeschrieben, sowohl für Agnes als für mich.

* * *

Den 20. Juni 1864. Ich schlafe in einem kleinen Hofzimmer mit dem Kindermädchen Mali. In einer Schublade verwahre ich meine sieben Sachen. Mit der Mali habe ich dicke Freundschaft geschlossen. Sie ist ein Jahr älter als ich, eine Bauerstochter aus Atzgersdorf. Sie weiß nicht, daß ich ihre Schülerin bin und ihr den österreichischen Dialekt ablerne. Ich getraue mich nicht hochdeutsch zu reden, aber mein musikalisches Ohr und meine biegsame Kehle machen mir schon jetzt den Dialekt geläufig. Die Mali ist ein liebes Mädel, wir duzen und küssen uns, helfen uns die Zöpfe flechten, und wenn wir nicht zu müde sind, dann bleiben wir nebeneinander auf dem Bette sitzen und bei dem trüben Lichte einer Unschlittkerze erzähle ich ihr Geschichten und Märchen. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich ihre Neugierde und ihre naive Verwunderung ergötzt. Sie hat viel zu leiden von der Kinderfrau und von der bissigen Jungfer, auch ich soll nicht in Gnaden stehen bei diesen Damen, sie finden mich zu fein für eine Küchenmagd.

Die Mali bekommt wie ich vier Gulden Monatslohn, sie ist aber sehr reich. Sie hat dreißig Gulden in der Sparkasse. So weit bringe ich's nicht. Ich will nicht ganz von der Gnade meiner lieben Agnes abhängen, und so habe ich schon im halben Monat keinen Kreuzer mehr, weil ich Francis gern eine Kleinigkeit mitbringe, um ihn zu ermuntern und zu belohnen, wenn er gelobt wird.

* * *

18. Juli 1864. Ich bin überglücklich, daß Frau Agnes mit mir zufrieden ist. Ich habe große Freude an meinen Fortschritten in der Kochkunst, und wieviel kann ich noch unter dieser Meisterin lernen! Unser Verkehr ist in das richtige Geleise gekommen. Sie ist die Befehlende, sie duzt mich endlich, und ich nenne sie Frau Köchin. Während der Arbeit vergißt sie ganz des Früheren. Wenn ich ungeschickt bin, etwas verpatze oder zerschlage, wenn die Küche nach dem Abwaschen nicht blink und blank ist, da werde ich gar tüchtig ausgescholten. „I kann d'r nit helfen," sagt sie dann begütigend, „i war's nit, die aus dir a Kuchelmadel g'macht hat, aber a ung'schickts und a schlampets kann i nit brauchen. Nimm di z'sammen. An's, dös A g'sagt hat, dös muaß a B sagen können." Das ist mir gesund, ich liebe sie und ich fürchte mich ein bißchen vor ihr.

* * *

Den 13. August 1864. Die gnädige Frau kommt niemals in die Küche, auch die Kinderfrau und die Jungfer lassen sich nur selten sehen. Hier herrscht Frau Agnes unbeschränkt. Die Mali erhält den Verkehr mit dem Oberhause. Sie bringt manchmal das ihr anvertraute dreijährige Reserl, aber die ältere Schwester Anna und gar der Kronprinz Karl dürfen die Küche nicht betreten. Sie sind aufgeputzt wie die Zieraffen.

Ich bin sehr vertraut geworden mit dem bejahrten Diener des alten Herrn, des Vaters des Herrn Stein, der im Hause lebt. Das ist ein braver Mann, er serviert beim Essen und übernimmt von mir die fertigen Gerichte. Ich habe heute herzlich lachen müssen, als ich unbemerkt ein paar Worte vernahm, welche der Hausknecht, der Holz und Kohle bringt, an ihn richtete: „I kenn mi mit dem neigen Kuchelmensch nit aus," sagte er, „se tragt si ganz g'man, se redt wie unserans, se schafft für zwa und se schaut do aus, als ob's a Prinzessin war." Das erinnerte mich an einen latei-

nischen Vers, den mir Francis einst aus der Akademie gebracht hat und dessen Übersetzung lautet: ‚Das Gefäß bewahrt den Duft, der es zuerst erfüllt hat.‘

* * *

Den 4. September 1864. Den reichen Leuten ist eine den Arbeitern beschiedene Wohlthat unbekannt. „Ausruhen“ heißt sie. Wenn die Herrschaft Gäste bewirtet, da haben wir alle Hände voll zu thun, und ich komme vom Morgen bis zum Abend nicht vom Herde weg. Aber dann, wenn alles aufgewaschen ist, welche Glückseligkeit, die Hände in den Schoß zu legen, an nichts zu denken und so hinzuduseln! Wenn ich mich dann ins Bett lege, schlafe ich schon, bevor ich mich noch zugedeckt habe, und nur das ist der große Schmerz, daß ich um fünf Uhr aufstehen muß. Da heißt es, Feuer machen und alles zum Frühstück vorbereiten. Das Beste ist, daß ich mit der Toilette bald fertig bin. Sonst wurden Stunden beim Frisieren und Anziehen verschwendet, jetzt genügen zwanzig Minuten.

* * *

Den 20. Oktober 1864. Bei einem berühmten Klavierfabrikanten im Dienste sein und die herrlichen Instrumente nicht berühren können, ist sehr traurig. Ich muß mir's aus dem Sinn schlagen, eine musikalische Küchenmagd, das wäre was Sauberes! Dennoch lege ich manchmal am Abend den Strickstrumpf nieder und mache auf dem Tische stumme Musik, um zu sehen, ob meine Finger noch etwas gelenkig sind, dabei aber höre ich genau jeden Ton. Auf meine Musik verzichten zu müssen, ist die einzige Entbehrung, die mir hart fällt.

Drüben soll ein schöner Konzertsaal sein. Ja, wenn ich hinübergehen und zuhören könnte, das wäre eine Seligkeit. Im Spenzer und Kittel mit schmutziger Küchenschürze, ich möchte mich hübsch ausnehmen! Damit ist's aus für alle Zeit, jetzt übe ich die Kochkunst aus statt der Tonkunst und der Kochlöffel ist mein Taktstock.

* * *

Den 10. Dezember 1864. Seit Ende Oktober habe ich nichts mehr geschrieben, mein Leben verläuft so einfach, daß mir leid um die Tinte ist.

Ich habe Wichtigeres zu schreiben, das Küchenbuch, die Monatsrechnung, Kochrezepte und die Etiketten für unsere Einsiedegläser, und am Abend bin ich immer so müde, so schläfrig, so „abgerackert,“ wie sie hier sagen.

Francis ist gesund und brav. Agnes besucht ihn zuweilen, wenn sie beim Einkaufen Zeit findet, mir aber erlaubt sie selten nur und ungern, ihn zu sehen, weil ich mein Geld „vertranschel“ und ihm oft etwas zustecke.

Die Mali erzählte mir, daß am kommenden heiligen Abend außer den Kindern auch die Dienstleute beschenkt werden.

* * *

Den 25. Dezember 1864, Christfest. Gestern nachmittag habe ich mein Sonntagskleid anziehen müssen. Bevor mich meine liebe Frau Köchin zum Christbaum hinüberführte, hat sie mir das Haar gerichtet, meine Hände angesehen, ob sie gut gewaschen seien, ich mußte eine ihrer hübschen Schürzen vorbinden und ein buntes Tüchel um den Hals knüpfen. Sie will mit mir Staat machen. Wahrlich, sie ist meine zweite Mutter geworden, wie dankbar bin ich ihr, wie liebe ich sie und wie glücklich macht es mich, daß sie mir endlich erlaubt, ihre gütigen Hände zu küssen!

Im Speisezimmer glänzte und funkelte ein reich verzierter Christbaum, und viele Geschenke für die Kinder und die Dienstleute lagen auf den Tischen. Außer der Herrschaft waren Herrn Steins Schwester und Schwager mit ihren zwei Kindern, dann einige mir unbekannte Herren und Frauen anwesend. Ich stand ganz rückwärts neben der Mali und erfreute mich an dem Jubel der nun hereingeführten Kinder. Dann kam die Reihe an uns. Herr Stein beschenkte zuerst die Männer, den alten Diener seines Vaters, zwei Werkführer aus der Fabrik und den Hausknecht. Ein Gleiches that Frau Stein mit der weiblichen Dienerschaft. Ich erhielt ebenso wie die Mali ein dickes Regentuch, einen Kleiderstoff, eine Flasche Wein, Kletzenbrot und Lebkuchen und zwei Silbergulden. Als ich der gnädigen Frau die Hand küßte, sagte sie, es freue sie, daß die Köchin mit mir zufrieden sei, und zur Belohnung wolle sie mir von Neujahr angefangen einen Gulden am Monatslohne zulegen.

Ach, wie viele herrliche Christbäume wurden uns Geschwistern früher beschеert, allein wir waren schon übersättigt durch die vielen Geschenke. So große Freude wie

dieser hat mir kein früherer gemacht, ich empfand die Befriedigung eines kleinen eigenen Verdienstes. Bevor wir fortgingen, führte die Mali das kleine Reserl zu mir; das herzige Kind gab mir ein Päckchen Lebkuchen für den armen Schusterjungen, den sie einmal in der Küche gesehen. Ich kniete nieder, küßte und herzte den lieben Fratzen zum großen Verdrusse der herbeieilenden Kinderfrau. Ich erhielt dann Erlaubnis, Francis zu besuchen, und beglückte ihn mit den beiden Silbergulden und den erhaltenen Leckerbissen.

* * *

Den 14. April 1865. Heute vor einem Jahre starb unsere liebe Mutter. Es hatte sich günstig gefügt, daß die Herrschaft an diesem Tage zu Tische geladen war, so wurden wir frei nach dem Essen der Leute. Die liebe Agnes hatte Francis ausgebeten, wir fuhren in einem Stellwagen nach Hietzing, im dortigen Friedhofe ruht die Selige und auf ihrem Grabe wollten wir beten.

Es war wohlerhalten. Ich konnte nur ein einfaches Steinkreuz setzen lassen mit der Inschrift: Alice Wallon-MacDonald. Auf dieses hingen wir unseren Kranz und netzten es mit unseren Thränen. Als wir gebetet und uns zum Fortgehen erhoben, umarmte uns Agnes: „Von jetzend an," sagte sie, „bin i engere Muatter und es seid's meine Kinder, bleibt's brav, solang i leb, soll's eng an nix fehlen. Hört's glei auf! es habt's mir nix z'danken, was i thua, des is nur mei Schuldigkeit; d'gnädige Frau Gräfin is allweil guat für mi g'west, i dank Gott, daß i ihr's jetzend a bissel vergelten kann, se hätt si freili nit denkt, daß ihr Tochter amol a Köchin und ihr Sohn a Schuster wer'n wird, des aber is eng grad g'sund, war's anders kummen, so ward's a solchene Maulaffen wor'n, die z'gar nix da san auf der Welt und allwal auf d'bratenen Tauben warten."

Seitdem nennen wir unsere liebe Agnes immer Frau Mutter und fühlen uns als ihre Kinder. Waren wir es denn nicht zum Teile schon früher? Sie diente bei uns, als Francis auf die Welt kam und ich vier Jahre alt war. Wie glücklich waren wir, wenn wir in die Küche durften, wo sie uns ein Busserl auf die Lippen gab und ein Schokoladebusserl in den Mund steckte. Wir sind keine Waisen mehr, wir stehen unter dem Schutz unserer zweiten Mutter.

* * *

Den 28. Mai 1865. Von allem, was in der Welt vorgeht, erfahre ich nichts. Außer dem Gebet- und dem Kochbuche habe ich kein anderes in die Hand genommen. Nur wenn sich etwas Aufregendes begibt, muß ich das Extrablatt holen und es der Frau Mutter vorlesen. Ein Streben nach Bildung wäre in meinem Stande schädlich und lächerlich.

Die Mali hat's besser, sie liest in den Kinderbüchern, führt auch das Reserl in den Stadtpark und schwätzt dort mit den Kindermädchen, wir Küchenmägde aber haben fast nie einen Ausgang. Nur einmal, am vergangenen Sonntag, als die Herrschaft auswärts speiste, hat mir die Frau Mutter erlaubt, Francis in den Wurstelprater zu führen. Sie gab mir einen Gulden zum „vertranscheln." Weil ich leichtsinnig bin und mit dem Gelde schlecht wirtschafte, muß ich ihr lange schon meinen Lohn übergeben. Sie hält mich gar kurz, aber dafür habe ich im Sparkassenbuch schon sechsundzwanzig Gulden Einlage.

Das war ein Vergnügen im Wurstelprater! Alles wurde angesehen, soweit der Gulden reichte. Wir fuhren im Ringelspiel, ließen uns schaukeln und stärkten uns mit Bier und Käse.

Francis ist sehr glücklich, daß seit Neujahr ein zweiter Lehrjunge aufgenommen wurde. Der Obergeselle Roberts hält ihn seitdem mit großer Strenge zur Profession an, und er ist stolz auf seine Fortschritte. Das Hochdeutsch hat er völlig vergessen, aber unsere Muttersprache ist ihm noch ganz geläufig. Er muß mir manchmal einen Brief schreiben, Schrift und Orthographie sind leider höchst jämmerlich.

* * *

Den 18. Februar 1866. Ein aufregendes Ereignis will ich anmerken. Ich muß seit einigen Tagen den Tisch decken und servieren, weil der Diener des alten Herrn unwohl ist. Heute war zu meinem größten Schrecken Herr Gervais geladen, der berühmte Violinist, mit dem ich früher oft musiziert habe. Ich zitterte vor einem Erkennen, aber er sah mich zum Glück gar nicht an. Er erzählte von seinem letzten

Konzert, und wie es ihn verdrieße, keine ganz zusagende Klavierbegleiterin zu finden. „Was nur mit der Comtesse Wallon geschehen sei," fragte er Herrn Stein. „Wissen Sie, mit der Tochter des reichen Wallon, der später als Schwindler und Betrüger verurteilt wurde. Ich schwelge noch in der Erinnerung an unser Zusammenspiel, eine gleich geniale Musikerin habe ich nicht mehr gefunden. Sie war die vielbewunderte Schülerin des Professors Erb vom Konservatorium, hatte bei Hilmers Kontrapunkt und Harmonielehre studiert; was man aber keiner Schülerin lehren kann, das Empfinden und Erfassen der Seele des Musikstückes und die unvergleichliche Kunst, sie zum Ausdruck zu bringen, das hat sie von der gütigen Natur als freies Geschenk erhalten."

„Man weiß gar nichts von den zwei Kindern Wallons," erwiderte Herr Stein. „Die arme Gräfin soll noch vor seiner Verurteilung gestorben sein, die Kinder sind seitdem verschollen. Vielleicht sind sie in England, ihre Mutter war ja dort gebürtig."

Und die Comtesse Wallon stand zitternd hinter Herrn Stein, den Braten servierend und die Sauce verschüttend.

Ungeschickter als von da an wurde die Herrschaft gewiß nie bedient, und die gnädige Frau warf mir sehr böse Blicke zu. In der Küche erzählte ich schluchzend alles der lieben Agnes, wie ich geglaubt, die Comtesse Wallon sei längst tot und begraben, und nun sei sie wie ein Gespenst wieder erschienen. Aber die Frau Köchin setzte mir gleich den Kopf zurecht: „Glei hörst zum flennen auf und gehst an dei Arbeit," sagte sie ungehalten, „was das für Dummheiten san; kannst di nit mit dein Taufschein und mit dein Dienstbüchl ausweisen, daß d's Kuchenmadel Marie Bert bist? Und wenn di ans zu derkennen glaubt, so sagt m'r halt, daß d'ihr gleich schaust, so was kummt ja vor; antwort auf weanerisch, dei Hochdeutsch hast ja eh vergessen, da wer'n s'es glei merken, daß d' kei Comtesse bist."

Ach Gott, sie hat ja recht, aber die Scheu vor Fremden und die Angst, doch noch erkannt zu werden, kann ich nicht überwinden.

* * *

Den 12. Juni 1866. Der Obergeselle Roberts hat heute meinen lieben Bruder zur Firmung geführt. Die Frau Köchin hat sich und mich durch eine Befreundete frei gemacht. Nach der Firmung führte uns Roberts in einem Einspänner in den Wurstelprater. Das war eine andere Unterhaltung als damals mit dem mageren Guldenzettel. Der Herr Firmpate ließ sich nicht spotten, Francis bekam eine silberne Uhr und Kette, und keine Schaustellung war so teuer, daß wir sie nicht besucht hätten. Wir speisten sehr gut in einer Praterwirtschaft, und beim Biere wurde Herr Roberts gesprächig. Er erzählte, daß er es mit den alten Leuten abgemacht habe, ihnen im kommenden Jahre das Geschäft abzulösen, wolle dann ein schönes Gewölbe, eine geräumige Wohnung und Werkstatt mieten und alles auf größerem Fuße einrichten. Aber bis dahin müsse er eine hübsche und recht wirtschaftliche Frau Meisterin gefunden haben, und dabei blickte er mich lächelnd an, so daß ich blutrot wurde. Francis könne dann bei ihm als Geselle eintreten und sich was Ordentliches verdienen.

Zu Hause meinte Agnes, mit dem Roberts könne eine schon ihr Glück machen. Er sei kreuzbrav, trotz seiner vierzig Jahre noch ein sauberes Mannsbild und weit vermöglicher, als man glaube. Sie wisse das besser, sei ja mit ihm aus Gainfahrn gebürtig; er habe vor ein paar Jahren das große Bauerngut nächst Vöslau von seinem Bruder geerbt. Weil er sich aber auf Wirtschaft und Weinbau nicht versteht, hat er alles um ein Heidengeld verkauft, und sparsam, wie er sei, müsse das seitdem noch kurios gewachsen sein.

Ich gönne einer jeden das Glück, eine reiche Frau Schustermeisterin zu werden, nur mich soll er ungeschoren lassen, er soll sich meinetwegen die Mali nehmen.

* * *

Den 16. April 1867. Schon seit langer Zeit gehe ich am frühen Morgen einkaufen und besuche dann manchmal meinen lieben Francis. Was für ein großer, bildhübscher Mensch ist er geworden! Er ist jetzt siebzehn Jahre alt, hofft heuer noch freigesprochen und Geselle zu werden. Er ist ein rechter Spitzbube, hat mir vor kurzem Maß genommen, um zu zeigen, wie gut er das versteht; es war aber nur eine Finte. Der Roberts hat die Maß gebraucht und hat mir heute ein paar prächtige, mir ganz passende Kotstiefletten geschenkt. Ich habe

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf. Nach einer Handzeichnung von Annibale Caracci in der Sammlung des Herzogs von Devonshire.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

sie gern angenommen, ich darf mich nicht zieren, schon des Francis wegen. Ach Gott, ich merke es ja, daß er mir schöne Augen macht, und es wird darüber auch geschwätzt. Die Mali sekiert mich und nennt mich Frau Meisterin.

* * *

Den 1. Juli 1867. Francis ist gestern freigesprochen worden, bleibt aber noch als Geselle bei seinem alten Meister Nowak. Von seinem Paten Roberts hat er einen sehr schönen Anzug bekommen. Agnes hat ihn mit Wäsche ausgestattet, und ich bin schon so reich, daß sie mir erlaubte, ihm fünf Silbergulden zu schenken. Er ist ganz glücklich und hat sich bei uns produziert. Die Mali sagte, einen so bildsauberen Burschen habe sie schon lange nicht gesehen.

* * *

Den 28. September 1867. Was ich gefürchtet, ist geschehen. Roberts hat bei Agnes um mich angehalten. Wie traurig! Ich schätze ihn als einen kreuzbraven Mann, ich bin von Herzen dankbar für alles, was er meinem lieben Bruder erweist, ich wäre glücklich, meine Dankbarkeit irgendwie be-

weisen zu können, aber seine Frau kann ich nicht werden. Der Gedanke an eine Heirat ist mir überhaupt, seit ich im Dienste bin, nie in den Sinn gekommen. Meine liebe Agnes spricht über diesen Antrag ganz verständig. Eine arme Dienstmagd, sagt sie, soll Gott danken, wenn sie eine Versorgung findet. Es sei wahr, daß ich mich als Köchin gut fortbringen könne, und es sei ewig schade, wenn ich die Kocherei aufgebe. Was aber dann, wenn mir etwas zustoßen, wenn ich undienstbar würde? Das sei ja das Elend der Arbeiter, daß ihre Existenz von ihrer Gesundheit, von ihren geraden Gliedern abhängt. Zum Verlieben habe unsereins keine Zeit, der Roberts sei ein sauberer, anständiger Mann, ich könne auf eine gute Behandlung rechnen und werde ihn schon liebgewinnen. Dann sei eine Frau Schustermeisterin doch etwas anderes als eine Köchin, die von ihrer Frau in vierzehn Tagen könne entlassen und auf die Straße gesetzt werden. Und ich solle denken, was ich für Francis thun könne, wenn er bei uns Geselle sein wird.

Auch der alte Diener und die Mali reden mir zu. Sie freut sich, daß die Jungfer ganz giftig geworden ist, wie sie es gehört hat. Sie ginge eher ins Kloster, als daß sie sich so wegwerfen und einen Schuster heiraten würde, sagte sie.

Das alles ist ja ganz wahr und richtig, aber es übt auf mich keine Wirkung. Auch wenn ich geblieben wäre, was ich einst gewesen, würde ich niemals eine sogenannte Vernunftheirat eingegangen sein. Eine eheliche Verbindung sinkt nach meiner Meinung zu einer bloßen Geschäftssache oder gar zu einer gemeinen Begattung herab, wenn sie nicht von zwei gleich gestimmten, sich liebenden und sich ergänzenden Seelen geschlossen wird. Sittliche und geistige Hebung ist ihr Zweck, welche auf neue, ins Leben gerufene Wesen übergehen soll.

Das ist nicht die Anschauung meiner Umgebung. Äußerlich bin ich ihr gleich, innerlich doch grundverschieden von ihr. Überhebung steht mir ferne, besser bin ich nicht als sie. Daß ich über die Ehe anders denke, ist nicht meine Schuld. Ich bleibe ledig; einen mir Gleichgesinnten suche ich nicht und würde ihn unter denen, mit welchen ich verkehre, niemals finden.

* * *

Den 4. Oktober 1867. Roberts ist ein biederer Mann. Nach vergeblichen Versuchen, mich umzustimmen verzichtet er auf die Heirat und sucht mich in anderer Art zu gewinnen. Verliebt ist er gottlob nicht, und das, was er beabsichtigt, läßt sich ja weit einfacher erreichen. Im nächsten Frühjahre also, wenn er sein neues Geschäft wird eingerichtet haben, solle ich mit Agnes in seinen Dienst treten. Sie hätte die Wirtschaft zu führen, ich die Stelle einer Verkäuferin, Kassierin und Buchhalterin zu übernehmen. Seine Bedingungen sind ganz annehmbar. Agnes ist nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Ob ich mich in ein mir völlig fremdes Geschäft bald einarbeiten werde, weiß ich nicht, aber die Hoffnung, mit Francis und Agnes vereint zu bleiben, lockt mich und mindert alle Bedenken.

* * *

Den 27. November 1867. Ein wahrhaftes Abenteuer habe ich erlebt, das früher, als ich wollte, die Entscheidung herbeiführte.

Die Herrschaft war vorgestern nach Baden gefahren. Am Abend vorher hatte drüben im Saale ein Konzert stattgefunden, und weil der Hausknecht, dem die Reinigung obliegt, sich den Fuß verstaucht, befahl mir die Frau Köchin auszukehren und Ordnung zu machen.

Zum erstenmale betrat ich diesen schönen Saal und mein Blick fiel sogleich auf den großen Konzertflügel, der noch auf dem Podium stand. Als ich auskehrend mich näherte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu besehen. Ob er offen sei? Das Herz pochte mir. Ich stieg hinauf, lehnte den Besen an die Wand, versuchte die Klaviatur zu öffnen — die schwarz-weißen Tasten lachten mich an, Friedrich Stein stand in Goldlettern auf dem Ebenholze. Ich blickte umher, der Saal war leer, niemand in der Nähe, ich war allein. Eine Wonnegefühl durchströmte mich, als ich endlich wieder vor einem Klaviere stand. Ungewiß, ob ich es wagen sollte, willens, nur ein paar Töne zu versuchen, ließ ich mich nieder, rieb mir die Hände an der Küchenschürze, schlug, die Dämpfung nehmend, einige Akkorde an, und der Flügel antwortete mit prachtvoller Klangfülle. Da war's um mich geschehen!

Einem Dürstenden, einem in heißer Wüste Verschmachtenden gleich, der endlich den labenden Quell gefunden, trank mein lechzendes Ohr die entzückenden Melodien, welche die noch gehorsamen Hände dem Flügel entlockten. Ich wagte keinen lauten Ton, aber jede Schwellung, jede Verzierung ließ sich in leisem Geflüster wiedergeben. Es war, als ob aus weiter Ferne in ruhiger Luft die Harmonien auf weichen Flügeln heranzögen. Tausend Erinnerungen an die herrlichsten Tonwerke stellten sich mit vollendeter Klarheit ein. Sie in harmonischer Folge durch freie Phantasien zu verbinden, in verwandten Tonarten zu variieren, das war ja meine vielbewunderte, nur selten und nur den Würdigsten geoffenbarte Kunst. Wie lange ich weltvergessen so fortgespielt, ich weiß es nicht — weiß nur, daß ich auf ein zartes Wiegenlied überging, die Linderung, den Trost meiner leidenden Mutter, als sich ein fremdartiges Geräusch vernehmen ließ. Ich sprang auf und erblickte schreckensbleich einen jungen Mann, der mit gefalteten Händen hinter mir stand. In sprachloser Verwirrung erfaßte ich den Besen und wollte herabsteigen.

Er hinderte mich: „Ich bin trostlos," sagte er in englischer Sprache, „Sie gestört zu haben, hoffte, Sie würden mich nicht hören, als ich mich sachte hereinschlich. O bitte, fahren Sie fort. Ich bin ein Kenner guter Musik, aber so Herrliches habe ich im Leben nie vernommen. Wer sind Sie — nur ein gottbegnadigter Künstler vermag in solcher Weise zu improvisieren."

„Ich bitte Sie, ich bitte Sie — lassen Sie mich, ich bin herüber geschickt, um auszukehren, die Köchin wird mich schelten, daß ich so lange ausbleibe." Verwirrt, wie ich war, sagte ich das in meiner Muttersprache.

Er setzte sich auf das Podium und sah meiner Arbeit schweigend zu. Als ich, einen rechten Staub machend in seine Nähe kam, da fing er wieder zu reden an: „Sie sprechen geläufig englisch, das ist doch offenbar eine Maskerade. Sie aber sollten als heilige Cäcilia erscheinen und verkleiden sich als Aschenbrödel."

„Ich bin keine Cäcilia," rief ich aus, fast weinend vor Beschämung und Verdruß, „ich bin die Küchenmagd der Frau Stein. Bitte, sagen Sie niemandem, daß ich das Klavier angerührt habe."

Schlechter als diesmal ist der Konzertsaal niemals aufgeräumt worden. Ich erhielt tüchtige Schelte von meiner Frau Köchin, als ich ihr das Abenteuer erzählte. Sie vermutete, der Engländer sei der Sohn des Londoner Klavierfabrikanten Broadwood. Es hieß im Hause, er reise, um in anderen Ländern die Klavierfabrikation kennen zu lernen, sei auch zweimal schon mit Herrn Stein in der Fabrik gewesen.

Am nächsten Morgen kam die Jungfer in die Küche, um mich zur gnädigen Frau zu rufen.

„Ihr Kuchelmädel hat sich schön aufgeführt," sagte sie bissig, „hat sie es schon eingestanden, daß sie gestern statt auszukehren dem Herrn Broadwood vorgespielt hat? Der Roberts wird sich freuen, wenn er hört, daß sein Schatz Klavier spielt und sich vor jungen Herrn produziert."

„Gengen's glei weiter, Se Bosnigl' Se," fuhr Sie Frau Agnes an, „i wir schon d'Marie hinüber führ'n, und des sag i Ihner, machen's mir kan Tratsch, von Produzieren war ka Red, se hat nur a bissel klimpert, weil's g'mant hat, daß allani is."

Im Speisezimmer war Herr Stein anwesend. Er und die gnädige Frau verwunderten sich, daß ihre Küchenmagd etwas englisch spreche und Klavier spiele, sie fragten mich, wo ich das gelernt habe. Ohne die Hilfe meiner lieben Agnes wäre ich in tödliche Verlegenheit geraten, sie aber war gleich mit einer Notlüge bei der Hand, die ihr unser Herrgott gewiß verzeihen wird.

Der Vater der Marie habe englische Lektionen gegeben, von ihm habe sie es gelernt und auch etwas Klavier spielen, weil er sie zur Lehrerin ausbilden wollte. Aber nach dem Tode der Eltern sei nichts übrig geblieben, und weil sie mit der Mutter der beiden Kinder etwas verwandt sei, habe sie sich ihrer angenommen.

Damit war man zufrieden und Herr Stein forderte mich auf, im Salon etwas vorzuspielen. Dort stand auch ein sehr schöner Flügel, ich wagte nur ein einfaches Kirchenlied und einen Choral zu spielen. „Recht gut und ganz korrekt," sagte Herr

Stein, „wie schade, daß sie ihre Hände mit der groben Arbeit verdirbt."

Die Herrschaft teilte mir nun einen Antrag Herrn Broadwoods mit. Ich solle mit einer englischen Familie nach London reisen und in Broadwoods Etablissement die Instrumente zu noch höherer Geltung bringen. Freie Station, zehn Pfund Sterling Salair wurden mir zugesichert und Aussicht auf gut bezahlte Lektionen eröffnet.

Vielmals dankend lehnte ich mit voller Entschiedenheit ab. Keine noch so glänzende Aussicht hätte mich bewogen, an eine Trennung von Francis und Agnes auch nur zu denken. Um aber so rasch als möglich der Sache ein Ende zu machen, teilte ich meiner gütigen Herrschaft den uns von Roberts gemachten Antrag mit, hinzufügend, daß wir entschlossen seien, ihn anzunehmen.

„Recht schade, Marie," erwiderte der gütige Herr Stein uns entlassend, „aber ich werde daran denken, daß Sie in Ihrem neuen Verhältnisse der Musik nicht ganz zu entsagen brauchen."

* * *

Den 12. Juni 1868. Seit einem Monate sind wir bei Roberts im Dienste. Er hat auf der Landstraße oberhalb der Kirche ein großes Gewölbe, eine nette Wohnung und geräumige Werkstätte gemietet. Ich bewohne mit Agnes ein freundliches, an die Küche grenzendes Zimmer. Das Hochparterre und das hübsche Gärtchen waren leider nicht zu haben.

Der Abschied von unserer gütigen Herrschaft fiel uns beiden recht schwer, mir besonders, der es an Dankesworten fehlte, als ich von Herrn Stein ein kleines Pianino zum Geschenke erhielt, das mich ganz glücklich macht. Es steht in unserem Zimmer, ein zwar sehr gebrauchtes, doch gut erhaltenes Instrument mit kleinem Ton, aber angenehmer Spielart.

Unter Roberts' Anleitung finde ich mich leicht in die mir neue Beschäftigung. Er lobt mein freundliches Benehmen mit den Kunden, meine gute Schrift und meine Gewandtheit im Rechnen. Der Küchenarbeit bin ich enthoben, Agnes verwendet eine Bedienerin und allzu oft die beiden Lehrjungen, so kann ich meine Hände schonen und abends Musik machen. Malis häufige Besuche erfreuen uns sehr, sie hofft bald zur Kinderfrau vorzurücken.

Auch Francis ist überglücklich, nun als Geselle bei uns zu arbeiten. In seinen freien Stunden muß er mir vorlesen und sich in der Orthographie üben. Roberts kann seinen Fleiß und seine ungewöhnliche Geschicklichkeit nicht genug rühmen. Er bringt neue Formen in die Mode und erfindet Handgriffe, welche Zeit und Mühe sparen.

Nach einigen Jahren möchte er auf die Wanderschaft, im Auslande hofft er sich ganz zu vervollkommnen.

* * *

Den 20. August 1870. Bald nach Neujahr hat Francis uns verlassen, mit Empfehlungsbriefen von der Innung und reichlich mit Geld von Herrn Roberts versehen. Mehr noch als seine Briefe aus Paris erfreuen mich die aus London. Er hat dort bei dem berühmten Schuhmacher Mason Arbeit gefunden, verdient viel Geld und lernt ganz Neues in seiner Profession.

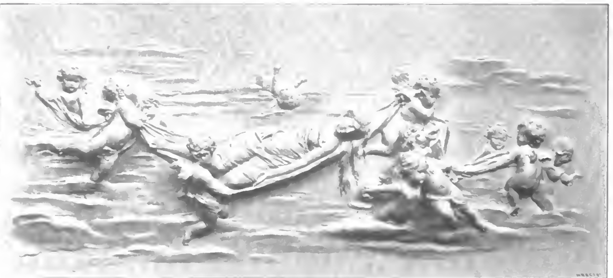
Das Geschäft geht sehr gut. Roberts denkt daran, das Haus zu kaufen, da es billig zu haben ist. Agnes hatte ganz recht, als sie mir erzählte, er sei viel wohlhabender, als man wisse.

* * *

Den 18. September 1873. Ich bin zu Tode betrübt. Gestern wurde Roberts beerdigt. Noch in der vorigen Woche führte er Agnes und mich in die Weltausstellung, und nun hat ihn plötzlich die herrschende Seuche dahingerafft. Ich habe an Francis nach London telegraphiert, er muß kommen, um das Geschäft zu übernehmen. Doktor Kleinert, unser ehemaliger Vormund, hat das Testament geöffnet und alles Geschäftliche in Ordnung gebracht. Ebenso gerührt als beschämt erfahre ich, daß der gute Roberts uns Geschwister zu Universalerben gemacht hat. Meine Thränen fließen, wenn ich des vortrefflichen Mannes gedenke, und auch Agnes ist untröstlich.

* * *

Den 20. November 1876. Daß Roberts das erstaunliche Aufblühen des Geschäftes nicht erlebt hat, thut mir in der Seele weh. Er hat den Grund dazu gelegt. Seine solide Kundschaft ist auf uns übergegangen, und das reiche Erbe, das er uns hinterließ, hat meinen genialen Bruder in den Stand gesetzt, allem einen neuen



Die Nacht. Nach dem Relief von H. Schievelkamp.

Schwung zu geben und der gesuchteste Meister in seinem Fache zu werden. Er ist in die Mode gekommen, die großen Herrschaften lassen bei uns arbeiten, wir können kaum den Bestellungen genügen. Bei dem Oberstihofmeister steht Francis so in Gnaden, daß ihm, ohne daß er darum ansuchte, der Titel eines Hofschuhmachers verliehen wurde. Dieser prangt nun auf unserem Schilde.

Das hübsche Haus ist jetzt unser Eigentum. Francis hat es ganz neu hergerichtet, und wie angenehm sind wir bewohnt! Das Gärtchen ist mein ganzes Glück und gibt mir viel zu thun. Das Pianino, ein Andenken von meiner gütigen Herrschaft, ist in den Ruhestand versetzt, in meiner geräumigen Stube steht jetzt ein großer ausgeliehener Flügel. Seitdem ich keine grobe Arbeit mehr verrichte, haben die Hände ihre frühere Gelenkigkeit wiedergewonnen. Fast aller Arbeit überhebt mich unsere liebe Agnes. Wir wollten, unsere gute Mutter sollte sich nun Ruhe gönnen, sie aber versichert, sie würde sterben, wenn wir sie am Arbeiten hinderten. Wir haben also ihr zu Ehren in der Küche einen sehr schönen neuartigen Herd setzen lassen, ein großes Gasrechaud, Porzellan und Kupfergeschirr angeschafft und ihr nebenan ein sehr freundliches Zimmer eingerichtet. Sie ist da in ihrem Elemente, und ich beklage nur, daß sie trotz der tüchtigen Bedienerin die beiden Lehrjungen allzu oft in Anspruch nimmt.

Ich bin wie früher Buchhalterin, Kassiererin und Verkäuferin im Geschäfte meines Bruders, aber für Musik, Lektüre und Blumenpflege finde ich genügend Zeit. Das einzige, was mich verdrießt und langweilt, sind dumme Heiratsanträge.

* * *

Den 28. Mai 1879. Francis ist wieder in London, um an der Quelle Einkäufe, namentlich an Krokodilleder, zu machen. Er hat mir einen prachtvollen Steinway geschickt, der mich selig macht. Das ist ein Zauberer, sogar ein recht böser Zauberer, weil er mich allzu oft von notwendigen Geschäften abzieht.

Ich bin froh, daß Francis durch diese Reise von seinen spiritistischen Träumereien abgelenkt wird. Seit langem schon hat ihn ein Befreundeter in eine spiritistische Gesellschaft eingeführt. Er erzählt mir wunderliche Dinge und will ganz Unmögliches selbst gesehen haben. Ich glaube nicht daran, ich halte alles für einen Schwindel, und Agnes ist der gleichen Meinung, sie sagte meinem Bruder, sie kenne nur einen Spiritus, den kaufe sie beim Materialisten, und mit anderem Spiritus soll er sie in Ruhe lassen.

* * *

Den 24. April 1881. Was ist denn mit mir geschehen? Ich bin ja wie verwandelt, sitze im Laden mit den Händen im Schoße und brüte und finde keine Antwort.

Ein Graf Hollenstein, für den mein Bruder arbeitet, war heute vormittags herausgefahren, um unsere Auslage zu besichtigen, und in das Gewölbe eingetreten. Ich war wie versteinert, ich kenne ihn ja — ich habe ihn nie gesehen und doch wie gut, wie genau kenne ich ihn! Aug' in Auge blickten wir uns an und konnten nicht aufhören, uns anzusehen, denn auch er kennt mich gewiß so genau wie ich ihn. Gleich einem Nebelbilde dämmerte in mir eine Erinnerung auf, wir seien früher vereint gewesen, wo aber und wann — das konnte ich nicht herausfinden. Als er zufällig meine Hand berührte, da erwachten wir aus diesem sonderbaren Zustande, ein paar Kunden, die ich bedienen mußte, kamen mir zu Hilfe.

Was war nur das? So etwas habe ich im Leben nie empfunden! Ich getraue mich nicht, es Francis zu sagen, er möchte gleich von Spiritismus und Hypnosis sprechen. Sollte wirklich etwas daran sein? Es ist mir in die Glieder gefahren, ich bin ganz abgeschlagen.

Ob er wiederkommen wird, der Graf Hollenstein zu einer Schusterin? Das ist nicht zu erwarten. Er spricht ziemlich gut englisch. Eine stattliche Erscheinung, älter als Francis; ich weiß es nicht sicher, aber es kommt mir vor, wir seien am selben Tage auf die Welt gekommen. Nein, was das für Geschichten sind! Ich will gar nicht mehr daran denken, sonst werde ich noch verrückt.

* * *

Den 8. Mai 1881. Mit vieler Mühe ist es mir in den zwei letzten Wochen gelungen, die Erinnerung an dieses auf-

regende Ereignis etwas abzuschwächen. Arbeit ist das beste Gegenmittel. Es kam mir vor, ich hätte damals im wachen Zustand geträumt, und nun ist meine schwer erkämpfte Ruhe wieder gestört. Ach Gott! er denkt an mich und ich an ihn.

Gestern kam sein Diener in den Laden, geschickt, um meinen Bruder zu seinem Herrn zu bestellen. Telephonisch aus unserem Gewölbe hätte es rascher geschehen können. Ich merkte sehr bald, er sei entsendet, um sich über uns zu erkundigen.

Der Herr Johann — so nennt er sich — ist ein Schwätzer, ohne es zu wollen, habe ich mehr über seinen Herrn als er über uns erfahren. In Mähren auf der Besitzung seiner Eltern geboren, bediente er ihn schon in der Knabenzeit, blieb seitdem stets in seinem Dienste und hat ihn überall hin begleitet. Er war des Lobes voll. Ein so großer Herr, sagte er, der bei Hofe Zutritt hat, in der höchsten Gesellschaft lebt, herrliche Orden besitzt, die er leider nur selten anlegt, und dabei so herablassend, so schlicht und einfach, und gar so gut, das fände sich nicht oft zusammen.

Ich vernahm es mit gespannter Aufmerksamkeit, hoffend, einen Anhaltspunkt zu finden, der mir erklärte, weshalb mir sein Herr als ein längst Bekannter erschienen war. Aber das Rätsel, wie man überzeugt sein könne, jemanden genau zu kennen, den man zum erstenmale erblickt, blieb ungelöst. Und heute gar kommt mein Bruder und sagt, Graf Hollenstein sei ein Musikenthusiast, er werde uns besuchen und ich solle ihm etwas vorspielen. Was nur dem Francis eingefallen ist, ihm zu sagen, daß ich Klavier spiele! Seitdem bin ich so aufgeregt, daß ich wie im Traume herumgehe, sogar Rechenfehler mache, was mir sonst niemals passiert ist.

* * *

Den 12. Mai 1881. Nie in meinem Leben ist mir so viel Vergnügen, so große Freude zu teil geworden als am heutigen Tage. Ich wußte nicht, daß sich in einem kurzen Zeitraume so viel Glück zusammendrängen könne.

Graf Hollenstein hat uns heute morgens besucht. Wie schlau er ist! Als wir aus der Kirche nach Hause gingen, kam er uns entgegen, wollte uns wie zufällig begegnet sein. Aus dem Prater sei er gekommen, sagte der Schelm und stand doch während der ganzen Messe nicht weit hinter uns. Gesehen habe ich ihn nicht, aber seine Anwesenheit ganz deutlich empfunden. Er hat es dann auch eingestanden.

Wie verwunderte er sich über den Steinway. Er wollte, ich solle ihm etwas vorspielen; weil er aber musikalisch ist, schlug ich vor, er möge lieber selbst den Flügel versuchen. Da hat er ganz nett das Pastorale von Scarlatti gespielt, das sich freilich viel ausdrucksvoller geben läßt. Ich zeigte ihm die schönen Blumen, die mir zu meinem gestrigen Geburtstage verehrt wurden, und meine Ahnung, es sei gestern auch sein Geburtstag gewesen, hat mich nicht getäuscht. Ich verehrte ihm eine Rosenknospe, die er sogleich in sein Knopfloch steckte.

Wir gingen dann in das Gärtchen, in das Glashaus und Gartenhaus und alles hat ihm sehr gefallen. Es war mir zu Mute, als ob ich mit einem Jugendgespielen herumschlenderte, den alles freute, was ich ihm zeigte.

Im Gartenhause kamen wir wieder auf Musik zu sprechen, und als ich Bachs chromatischer Phantasie erwähnte, bat er mich, sie ihm vorzuspielen. Wie gerne that ich es! Vor ihm empfinde ich keine Scheu. Einem Fremden vorzuspielen, dazu war ich kaum zu bewegen, nicht aus Ziererei, aber ein halbes Verständnis schreckte mich ab. Bei ihm fand ich ein volles und er war mir ja kein Fremder, o nein — ein lieber, mir ganz nahe stehender Bekannter. Ich spielte gerade die Fuge, als mich Agnes zum Anrichten in die Küche rief.

Schon fürchtete ich, ihn nicht mehr zu sehen, doch bald darauf ist er, zu meiner Überraschung und Freude, mit Francis in die Küche gekommen. Ich wagte ihn zu bitten, er möge zum Luncheon ein Beefsteak versuchen, legte sogleich ein viertes Couvert auf, und der große Herr war so herablassend, sich zu uns zu setzen, und aß und trank mit dem besten Appetit. Nein, wie war das lustig! Es schien mir, er gehöre zu uns, wir sprachen wienerisch der Agnes wegen, er lachte herzlich, versuchte auch im Dialekt zu reden, was äußerst komisch war. Ich wurde rot und verwirrt, als er beim Fortgehen meine Hand ergriff und mir

dankte. Aber ich wurde gleich wieder ganz resolut, sagte ihm, er müsse am nächsten Pfingstsonntage in das Hochamt kommen, sich aber nicht verstecken, dann müsse er mit uns speisen und am Nachmittage würden wir zu vier Händen Klavier spielen. Ich weiß es ganz gewiß, daß er kommen wird, und so wollen wir es auch an den folgenden Sonntagen halten.

Ein neues herrliches Leben steht vor mir. Nach so langer Zeit schwelge ich in der Gesellschaft eines hochgebildeten Mannes, der so lieb und gut mit mir umgeht, als wäre ich seinesgleichen. Ich kann Pfingsten kaum erwarten! Nur mein lieber Bruder ärgert mich ein bißchen, vielleicht zum erstenmale in seinem Leben. Er redet schon wieder von Spiritismus, sagt, ich hätte den Grafen hypnotisiert, nennt meine Einladung eine Suggestion auf Zeit, ohne daß ich ein Wort von alledem verstehe. Und so auch Agnes; ich glaube, sie sind beide nicht recht gescheit. Ich solle achtgeben, sagt sie, daß ich mich nicht in den schönen Grafen verliebe. Wie albern das ist! Bin ich denn in mich verliebt? Und nicht anders als mich selbst liebe ich ihn.

* * *

Der Morgen graute, als ich das letzte, von ihrer Hand geschriebene Blatt durchlas. Hätte es doch ihr Bruder zurückbehalten! Es vollendete die vernichtende Wirkung, welche die früheren auf mich ausübten. Sie liebt mich wie sich selbst, sind ihre letzten Worte, und ich, wahnsinniger Thor, wollte mich nicht damit begnügen!

Wie ein Lichtbild steht diese herrliche Frau vor meinen Augen. Ohne es zu wollen, enthüllt sie schlicht und einfach ihr innerstes Wesen, schildert ihren Lebenslauf, ohne der heldenmütigen Entsagung auch nur mit einem Worte zu gedenken. Sie ist wahrlich einer jener unbekannt bleibenden Helden, welche kämpfen, siegen und schweigen. Dem Hochadel entsprossen, im Luxus groß geworden, mit Schönheit begnadigt, als geniale Künstlerin in den höchsten Kreisen gefeiert und bewundert, wirft sie, als das Unglück sie trifft, alles dahin, entäußert sich ihrer gesamten Habe und flüchtet wie ein verwundetes Reh in das tiefste Dunkel des Waldes. Keine Klage kommt über ihre Lippen. Sie kann von ihren Gottesgaben keinen Gebrauch machen, denn sie vermag Bemitleidung nicht zu ertragen, Wohlthaten nicht anzunehmen. Sie hungert, bis sie durch Handarbeit ihr Leben gewinnt. Die gefeierte Comtesse wird die Magd der früheren Köchin ihrer Eltern, ist glücklich, verborgen und vergessen zu sein. Sie ist so frei von Stolz, daß sie rückhaltslos sich in die neuen Verhältnisse fügt und sich bald als Dienerin zu fühlen beginnt. Sie klagt nie, arbeitet hart und begrüßt freudig in späterer Zeit eine weniger abhängige Lage. Endlich fällt ein Sonnenstrahl in dieses beschränkte Leben. Der Umgang mit mir wirkt wie erfrischender Tau, der auf eine in dürrer Erde siechende Blume fällt. Und statt diese Blume zu pflegen, glückselig zu sein über ihr neues herrliches Erblühen, war ich unsinnig und vermessen genug, sie für mich pflücken zu wollen.

Kalte Schauer schüttelten mich und wechselten mit Gluthitze. Mühsam nur gelang es mir, das Manuskript zu siegeln und mit Herrn Berts Adresse zu versehen. Ich löschte die Lampen, ich fühlte mich krank und elend.

Während der Nacht hatte mein Diener mehrmals sachte die Thür geöffnet, hereingeblickt, sich aber zurückgezogen, um mich im Lesen nicht zu stören. Ich hatte es wohl bemerkt, war ärgerlich, daß er sich nicht Ruhe gönnte. Nun aber, als er mich in der Morgenfrühe fröstelnd an meinem Schreibtische fand, drang er in mich, das seit zwei Nächten unberührte Lager aufzusuchen.

Ein heftiges Fieber ergriff mich. Der berühmte Hofarzt, Doktor Hoffer, übernahm meine Behandlung, zwei Klosterfrauen meine Pflege. Das Bewußtsein trübte sich nach und nach, so daß fast alles, was ich über den Verlauf meiner Krankheit niederschreibe, den Mitteilungen meines getreuen Johanns entnommen ist, der Tag und Nacht nicht von meinem Lager wich.

Die Krankheit artete in einen gefährlichen Typhus aus, welchen Doktor Hoffer in den ersten Wochen mit Erfolg bekämpfte. Schon glaubte er mich gerettet, als ein Rückfall eintrat, der kaum mehr Hoffnung auf Genesung übrigließ. Ich kam immer seltener zum Bewußtsein, entsinne mich aber, daß mehrmals zu einem Consilium berufene Ärzte an meinem Lager standen, daß endlich ein Priester über mich Gebete

sprach und mir die Hostie reichte. Die Klosterfrauen, mein in Thränen aufgelöster Johann, mein Kutscher, mein Reitknecht knieten nebenan, sie wollten Abschied nehmen von ihrem Herrn. Gelassen erwartete ich den Tod. Ich fühlte keine Schmerzen, nur eine unsägliche Schwäche. Mit geschlossenen Augen, leise atmend lag ich da, und das immer schwächer schlagende Herz drohte still zu stehen.

Da plötzlich fühlte ich, wie eine kühle Hand meine fieberheiße erfaßte, wie die zweite Hand mit einem linden Tuche mir den Todesschweiß von der Stirne wischte, wie zarte Lippen meine brennenden berührten und eine liebe, wohlbekannte Stimme mir zuflüsterte: „Du wirst nicht sterben, du mußt gesund werden, wolle es nur, wir sind zusammen auf die Welt gekommen, wir können sie nur zusammen verlassen.“

Mühsam öffnete ich die Lider, sie, mein zweites Ich, stand an meinem Lager. Der Genius des Todes hob bei ihrem Erscheinen die schon gesenkte Fackel. Thränen perlten in ihren Augen, und wie bei unserer ersten Begegnung waren wir wieder durch unsere Blicke gefesselt. Sie hielt meine Hand, es war, als ob mir aus ihrer neue Lebenskraft zuströme, der Herzschlag hob sich. Sie hatte einen Fensterspalt geöffnet, milde Sommerluft blähte den grünen Seidenvorhang und wehte mir Kühlung zu. Sprechen konnte ich nicht, ihren Händedruck nicht erwidern, dazu war ich viel zu schwach, nur ein köstliches Wohlbehagen durchdrang mich, wie es ein genesendes, von seiner Mutter behütetes Kind empfindet.

Mein getreuer Johann erzählte mir nachmals, daß er nach dem Versehen in seiner Verzweiflung zu ihr hinausgefahren sei, deren Name in meinen Fieberphantasien nicht von meinen Lippen kam. Sie war auf seine Nachricht totenbleich geworden, hatte rasch das Nötigste in eine Handtasche gelegt, einige Worte mit Agnes gesprochen, ein paar Zeilen an ihren Bruder geschrieben und war mit ihm zu mir gefahren. Er erzählte weiter, daß gegen Abend der Hofarzt gekommen sei, um den Totenschein auszufertigen. Seine Verwunderung, als er mich noch am Leben fand, meinen gehobenen Puls befühlte, die erniedrigte Körpertemperatur gemessen hatte, soll grenzenlos gewesen sein. In der That hat er mir nach meiner Genesung eingestanden, daß er von nun an an hypnotische Wunder glaube und in seiner Praxis durch Suggestionen merkwürdige Erfolge erziele.

Die Klosterfrauen hatten von nun an freie Zeit. Tag und Nacht saß sie an meinem Lager, mich pflegend und behütend. So oft ich die Augen öffnete, erblickte ich sie in ihrer bezaubernden Lieblichkeit, einfach gekleidet, mit vorgebundener weißer Schürze, das goldene Haar, das eine Grafenkrone zieren sollte, von einem schlichten Bürgerhäubchen bedeckt.

Als meine Genesung fortschritt, da erklangen aus dem Nebenzimmer entzückende Melodien. Wiegenlieder und Kindergesänge zuerst, die mich in Schlummer lullten, Kirchenlieder und Choräle dann, die dankerfüllte Andacht erweckten, Märsche endlich und symphonische Tondichtungen, welche frischen Lebensmut entzündeten. Und als ich das Lager verlassen durfte, da hörte ich zum erstenmale ihre herrliche Stimme. Fröhlich und glockenrein sang sie Mendelssohns entzückendes Morgenlied: „Erwacht zu neuer Stärke, begrüß' ich, Gott, dein Licht ...“ so beginnt es und schließt mit dem Jubelrufe: „O Gott, in deinem Sonnenschein wie herrlich ist's lebendig sein!“

Ohne daß sie es wußte, stand ich hinter ihr, sank zu den Füßen meiner Lebensretterin, barg mein Gesicht in ihrem Schoße und flehte sie an, mich nie mehr zu verlassen. Sie beugte sich nieder und küßte mich auf die Stirne: „Deine Frau kann ich nicht werden,“ flüsterte sie, „du weißt, weshalb, aber da wir getrennt nicht leben können, so nimm mich hin, ich bin dein eigen, mache mit mir was du willst.“

In seliger Umarmung hielten wir uns umschlungen.

4.

Da ich die Absicht habe, das vorangehende, von meinem Schwager Hollenstein und meiner Schwester, teilweise auch von mir verfaßte Manuskript der hierortigen spiritistischen Gesellschaft zu legieren, deren langjähriges Mitglied ich bin, so scheint es mir angemessen, noch einiges über die weiteren Schicksale der beiden Hauptpersonen mitzuteilen, da ihr Lebensende mit ihren früheren, nicht gewöhnlichen Erlebnissen

im Zusammenhange steht. Ich glaube, die Zwecke der spiritistischen Gesellschaft durch diese Mitteilungen zu fördern.

Als die Genesung des durch die Suggestion meiner Schwester geretteten Grafen erfreuliche Fortschritte machte, wurde ihm von seinem Arzte zu vollständiger Erholung ein längerer Landaufenthalt empfohlen. Er jedoch wollte sich nicht von meiner Schwester trennen. Auf seinen Wunsch ließ ich unser Gartenhaus zu einem gemächlichen Wohnzimmer herrichten und den Nebenraum für seinen Diener adaptieren. In der warmen Sommerszeit, ruhend unter der blühenden Linde, behütet und gepflegt von meiner Schwester, der ich durch Aufnahme einer Verkäuferin freie Zeit verschaffte, erlangte er seine volle Gesundheit. Besuche wurden abgewiesen, Lektüre und Musik gaben den Stunden Flügel. Trotz aller Einwendungen hatte er den Staatsdienst aufgegeben und seine Besitzung verkauft.

Nach einigen Monaten vermählten sie sich. Es war eine einfache Trauung in einer Seitenkapelle unserer Pfarrkirche. Ich und Lord Loftus, der einzige seiner Freunde, welchen er empfangen und von allem unterrichtet hatte, waren die Zeugen, unsere liebe Mutter Agnes und Mali Erbert, die Freundin und ehemalige Dienstgenossin meiner Schwester, nunmehr zur Kinderfrau bei Steins vorgerückt, die einzigen Anwesenden.

Im Herbste trennten wir uns; die glücklich Vereinten bereisten zuerst Europa, dann die Vereinigten Staaten und ließen sich in New Jersey auf eignem Besitze in einer entzückenden Gegend dauernd nieder. Während sieben Jahren beglückten mich ihre häufigen und regelmäßig eintreffenden Briefe. Sie alle versicherten mir, daß ein so reines und ungestörtes Glück wie das, welches ihre Vereinigung ihnen gewähre, kaum von anderen Sterblichen empfunden werden könne.

Gegen Ende des verflossenen Jahres hoffte ich sie wiederzusehen, da sie willens waren, einige Monate bei mir zuzubringen. Diese Hoffnung auf ein Wiedersehen ist in Erfüllung gegangen, leider in der denkbar erschütterndsten Weise.

Die entsetzliche Katastrophe, welche den Dampfer Caledonian, den sie zur Überfahrt benützten, Ende 1888 vor der Elbemündung betroffen hatte, war mir aus den Blättern bekannt geworden. Noch hoffte ich, sie befänden sich unter den wenigen Geretteten, doch nur ihr treuer Diener Johann war unter ihnen. Er fand ihre an das Ufer geschwemmten Leichen. Sie hielten sich so fest umschlungen, daß man Gewalt hätte anwenden müssen, um sie zu trennen. In einen Sarg gebettet hat er sie zu uns gebracht.

Ich ließ den Sarg öffnen, und so ging das Wiedersehen in Erfüllung. Der scharfe Frost hatte sie unversehrt erhalten. Da lagen sie gleich schlafenden Kindern in inniger Umarmung, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Lächelnd und ohne Todeskampf waren sie in ein neues Sein hinübergegangen. Wie sie am gleichen Tage auf Erden erwachten, so entschliefen sie am gleichen Tage.

Wir füllten den Sarg mit Blättern und Blüten, den Enkelkindern jener Pflanzen, welche meine Schwester in unserem Glashause einstens gepflegt hatte.

Neben dem Grabe unserer Mutter, auf dem Friedhofe in Hietzing, hatte ich ein Grabgewölbe erbauen lassen. Dort ruhen sie und warten auf mich und auf unsere zweite Mutter, die vielgetreue Agnes.

Wien, im Jänner 1889.

Franz Bert.

Es ist schon viel.

(Abdruck verboten.)

Es ist schon viel, im Waldesschatten
Allein zu schweifen einen Tag,
Sorglos zu ruhn auf Moos und Matten,
Umspielt von Wind und Amselschlag;

Vom Frühroi bis zum Abendglühen
Für sich zu sein, ohn' andres Ziel,
Als still und unbewußt zu blühen,
Wie Blumen thun, — es ist schon viel.

Ernst Lenbach.



Heimkehr vom Felde.

Eine Monographie über Ludwig Richter.

Unser Titelbild und die vier Textillustrationen sind dieser Monographie entnommen.

Zu den zahlreichen mit so großem Beifall aufgenommenen Künstler-Monographien, die von Velhagen & Klasing herausgegeben werden, gesellt sich in diesen Tagen eine über Ludwig Richter. Sie ist von dem bekannten Maler Professor V. P. Mohn, einem Schüler Ludwig Richters und Gatten eines seiner Enkelinnen, verfaßt und bringt neben der Wiedergabe mancher noch unveröffentlichten Zeichnung aus dem Nachlaß des unvergeßlichen Meisters auch viele persönliche Erinnerungen an ihn. Unser Titelbild und die beiliegenden Zeichnungen sind dieser verdienstvollen Arbeit entnommen.

Als Nachklang seines 80. Geburtstages spricht Ludwig Richter selbst in seinem letzten Lebensjahre sich also über seine Kunst aus: „Kam sie auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt haben. Soli Deo gloria."



Kindergruppe. Aus: Bilder und Vignetten.

Die volle, echt deutsche Bescheidenheit Ludwig Richters, seine tiefe Frömmigkeit und das innerste Wesen seiner Kunst sprechen aus diesen

Kleinhandel. Aus: Neuer Strauß fürs Haus.

Worten. Nur höchst selten hat sich in den Werken eines Künstlers so die innerste nationale Eigenart seines Volkes ausgesprochen wie in denen unseres Meisters. Darum kann es wohl kommen, daß er einmal für kurze Zeit von anderen Künstlern in der öffentlichen Aufmerksamkeit zurückgedrängt wird, immer aber wird — solange deutsche Menschen deutsch empfinden werden — das deutsche Volk zu ihm zurückkehren und sich an seinen Schöpfungen erfreuen. Es ist charakteristisch, daß auch die Modernsten der Modernen, die keinen von den alten Meistern gelten lassen, vor Ludwig Richter ehrfurchtsvoll verstummen. Sie fühlen, daß aus seinen äußerlich so bescheidenen Blättern die höchste Kunst zu uns redet.

Wie wunderhold ist die „Mittagsruhe im Korn!“ Die volle Glut der Sommermittagsstunde zittert über den hoch stehenden Kornhalmen, in deren Schatten das jungfräuliche Kind und ihr Brüderchen Ruhe gesucht haben. Das treue Hündlein, das auf keinem Richterschen Bilde, das deutsches Kleinleben schildert, fehlt, bewacht ihren Schlummer. Vöglein und Häschen aber blicken verwundert auf die Menschen nieder, die in ihr Revier eingedrungen sind. Der ganze Zauber deutscher Poesie liegt über dem Bilde.



Ein getreues Herz zu wissen. Aus: Christenfreude.

Die ein ähnliches Thema behandelnde reizende Zeichnung: „Heimkehr vom Felde“ entstand 1858. Die „Kindergruppe“ ist eine Zeichnung, die Ludwig Richter 1862 im Auftrage des damaligen Erbprinzen von Meiningen für dessen Landhaus in Bad Liebenstein entwarf. Es waren ihrer vier, und der Maler Spieß in München führte sie vergrößert al fresco an den Außenwänden zwischen den Fenstern aus.

Das Bild: „Kleinhandel“ entstammt der 1864 erschienenen Sammlung: „Neuer Strauß fürs Haus.“ Sie entstand infolge eines Auftrages, der von dem bekannten Goethekenner, dem Buchhändler Salomo Hirzel in Leipzig Ludwig Richter gegeben wurde. Hirzel erbat sich eine Zeichnung zu folgender Stelle aus Goethes Geschwistern: „Mir ist's eine wunderliche Empfindung, nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles teils zur Ruhe ist, teils danach eilt und man nur noch die Emsigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung sieht. Ich hatte meine Freude an einer alten Käsefrau, die, mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht ein Stückchen nach dem anderen ab- und zuschnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte.“

Wie unbeschreiblich anheimelnd wirkt das Blatt!

Das Bild: „Ein getreues Herz zu wissen“ erschien zuerst in „Christenfreude in Lied und Bild“ 1855. Die Zeichnungen rühren von Schnorr, Andreä und Ludwig Richter her, der einundvierzig Blatt gezeichnet hat. Sie sind unbeschreiblich innig und anmutsvoll, und es ist uns nicht leicht geworden, eins aus ihnen auszuwählen. „Ein getreues Herz zu wissen“ ist die Illustration zu dem köstlichen gleichnamigen Liede von Paul Flemming, in dem dieser große Lyriker des XVII. Jahrhunderts seiner Liebe einen so unvergänglichen Ausdruck verliehen hat.

Der Schmerz hat mich geladen —

Der Schmerz hat mich geladen.
Ich sagte gern, ich komme nicht,
Und schlich auf Wiesenpfaden
Ins helle Sonnenlicht.

Ich möchte Frohes sinnen,
Mich dürstet nach der Freude Kuß.
Der Schmerz läßt nicht entrinnen.
Ich muß zu ihm, ich muß.

O Welt voll Lust und Gnaden,
Lock' nicht mit goldner Blütenzier!
Der Schmerz hat mich geladen.
Ich komme nicht zu dir!

Frida Schanz.



Die letzten Ähren. Nach de



…n Gemälde von Jules Breton.

Wunder des Himmels.

Von

Dr. Klein.

Während der Jahre 1892—1895 hat Professor Max Wolf in Heidelberg nicht weniger als 36 neue Planeten entdeckt, also Mitglieder des Sonnensystems und Schwestern der Erde, da sie wie diese um die Sonne kreisen. In seinem neuesten Berichte aber bemerkt der Heidelberger Astronom: „Ich selbst habe noch nie einen meiner kleinen Planeten am Himmel gesehen." Der Entdecker dieser Weltkörper hat sie also selbst niemals direkt erblickt, sondern nur seine photographische Platte hat die kleinen Sternchen „aufgepickt" und der Astronom fand sie später am Arbeitstisch unter tausend anderen heraus. So ist die Wissenschaft heute in das Stadium getreten, die Wunder des Himmels im Zimmer zu entdecken! Wenn voreinst Sir John Herschel in dem berühmten Gedichte auf das vierzigfüßige Riesenteleskop seines Vaters sagte:

„Die Wunder, die lebendem Blick nie gestrahlt,
Sie waren hier alt in dem Spiegel gemalt
Nicht deutet, nicht zählt sie der ird'sche Verstand,
Sie sind nur allein ihrem Schöpfer bekannt,"

so ist gegenwärtig dieser Standpunkt weit überholt. Heute werden die Wunder des Himmels, welche lebendem Blicke nie gestrahlt, von der photographischen Platte festgehalten, zu jeder Zeit und an jeglichem Orte kann sie der Astronom betrachten und untersuchen. Ihm zeigen sich zahllose Sternchen auf der photographischen Platte, die so lichtschwach sind, daß sie selbst in den größten Ferngläsern direkt nicht gesehen werden können. Die Strahlen, welche diese Sterne aussenden, schweiften verloren, ungesehen und unerkannt, seit Jahrhunderttausenden, vielleicht Millionen Jahre lang, durch den unermeßlichen Raum, bis endlich eines Nachts ein Teil derselben auf die lichtempfindliche Schicht des photographischen Fernrohrs fiel und hier Spuren seines Daseins eindrückte. Und diese Spuren, vom menschlichen Sinnen empfunden und vom Verstande erfaßt, leiten an der Hand der Wissenschaft zur Überzeugung vom Vorhandensein unbekannter Körper im fernen Raume, sie enthüllen uns eine Welt von Sonnen, die Kraft, Licht und Wärme ausstrahlen zu Zwecken, die wir nicht kennen und von denen wir nur wissen, daß sie nicht irdische sein können. Aber noch mehr. Das photographische Fernrohr zeigt nicht nur weltferne Sonnen als kleine Lichtpünktchen, sondern mit dem Spektroskop verbunden, zeichnet es selbstthätig auf die Platte, was auf jenen Sonnen vor sich geht, welches die Materie ist, die dort leuchtet, wie schnell und nach welcher Richtung sie sich bewegt, ja es enthüllt uns in einigen Fällen den furchtbarsten Kampf der schweren Massen, den sich die Phantasie nur schwach vorstellen kann, den Zusammenstoß und Untergang ganzer Sonnensysteme! Der ewige Friede, die nimmer gestörte Ruhe, welche die Dichter seit jeher unter die Sterne versetzen, existiert nur im Reiche der Träume, aber nicht am Himmel, nicht in den Räumen des Universums. Dort tobt vielmehr ein ununterbrochener Kampf, der Entwicklungskampf der Natur, und die Menschheit hat nur deshalb von ihm nichts gewußt, weil sie kurzsichtig und kurzlebig ist. Wie die Eintagsfliege den Baum, welchen sie umsummt, für ewig und unveränderlich halten würde, wenn sie zu denken vermöchte, so hat die Menschheit geglaubt, daß die Einrichtungen des Weltgebäudes unveränderlich seien und die Vergänglichkeit nur das Erbteil des Irdischen bilde. Die Wissenschaft hat diesem Irrtum ein für allemal ein Ende bereitet, und gerade die neuesten Wunder des Himmels, die uns zugänglich gemacht, betreffen dieses Kapitel im Buche der Natur.

Nichts ist vielleicht in gleichem Grade geeignet, uns die hohe Ausbildung der heutigen Wissenschaft vorzuführen, als ein Blick auf die Art und Weise wie die Entdeckung eines der oben angedeuteten, gewaltigsten Vorgänge im fernen Weltenraume sich vollzogen hat. Zu diesem Zwecke begeben wir uns im Geiste nach Cambridge in Nordamerika, Boston gegenüber. Die dort befindliche Universität ist die bedeu-

tendste der Vereinigten Staaten, und zu ihr gehört eine Sternwarte, die unter dem Namen des Harvard-Observatoriums in der ganzen Welt berühmt ist. In einem Arbeitszimmer dieser Sternwarte treffen wir eine Dame, Madame Fleming, mit der Durchsicht einer Anzahl photographischer Platten beschäftigt. Solcher Platten gibt es dort viele Tausende und sie sind sämtlich sorgfältig numeriert. Sehen wir uns eine derselben genauer an, so erkennen wir, daß sie ein Negativ ist, d. h. eine photographische Aufnahme, auf welcher die hellen Stellen dunkel oder schwarz und die dunklen hell erscheinen. Übrigens sieht eine solche Platte äußerlich nach wenig aus, sie ist mit dunklen Pünktchen gleichsam bespritzt und in der Anordnung dieser Pünktchen läßt sich keinerlei Symmetrie erblicken. Auch können wir bei genauerem Zusehen erkennen, daß es gar nicht einmal ordentlich runde Pünktchen sind, welche die Platte enthält, sondern eigentlich längliche, schmale Striche. Wie gesagt, besitzen die feuersicheren Gewölbe der Harvardsternwarte viele Tausende solcher Platten zusammen mit Millionen von Strichelchen und Pünktchen, und noch immer werden mehr und mehr Platten den bereits vorhandenen zugefügt. Diese Platten sind, um es kurz zu sagen, ein Inventar des Himmels und zwar ist dieses Inventar doppelt vorhanden, einmal auf Platten mit kleinen Pünktchen und ein zweites Mal auf solchen mit schmalen Strichen wie eben geschildert. Die einzelnen Aufnahmen wurden im Laufe des letzten Jahrzehnts sowohl zu Cambridge in Nordamerika als auch auf einem hohen Berge in der Nähe von Arequipa in Peru gemacht, an letzterem Orte hauptsächlich um den südlichen Himmel zu inventarisieren, und dann auch, weil auf jenem Berge die Luft außerordentlich ruhig und klar ist, so daß Sterne photographiert werden können, welche an andern Orten selbst den photographischen Platten unzugänglich sind. Die beiden verschiedenen Arten von Aufnahmen des Himmels, diejenige in welcher die Sterne als Pünktchen, und die, bei welcher sie als schmale Striche oder kleine Rechtecke sich darstellen, dienen ganz verschiedenen Zwecken: bei der ersten handelt es sich lediglich darum, festzustellen, was am Himmel vorhanden ist, bei der zweiten dagegen um Auskunft über die Frage, in welchem Zustande die betreffenden Sterne sich befinden. In der That geben jene kleinen Striche oder Rechtecke Auskunft über die Beschaffenheit der Sterne, sie sagen uns, ob es sich im gegebenen Falle um einen Fixstern oder um einen Nebelfleck handelt, ob jene Sterne außerordentlich heiß sind oder bereits bis zu einem gewissen Grade erkaltet, endlich welche Stoffe auf ihnen glühen. Die Striche und Rechtecke sind nichts anderes als mikroskopisch kleine, photographierte Spektra der Sterne und es ist von Wichtigkeit diese Spektren sämtlicher Gestirne nachträglich zu prüfen. Mit dieser Arbeit, welche große Sorgfalt erfordert und auch außerordentlich anstrengend ist, wurde vor mehreren Jahren auf der Sternwarte zu Cambridge Madame Fleming betraut, und mittels eines Mikroskops untersuchte sie alle diese kleinen Spektra eins nach dem anderen. Auf dem photographischen Negativ eines solchen Spektrums sieht man nämlich bestimmte helle Linien und diese belehren über die Beschaffenheit des betreffenden Himmelskörpers. Heute weiß jeder Gebildete, daß das weiße Sonnenlicht, wenn es durch ein Prisma fällt, in ein farbiges Band auseinander gezogen wird und daß dieses Farbenband eine große Anzahl dunkler Querlinien zeigt, deren Lage und Anzahl durch die Anwesenheit bestimmter Stoffe in der glühenden Sonnenatmosphäre bedingt wird. In gleicher Weise schließt man aus den dunklen Linien in den Spektren der Fixsterne auf die Anwesenheit der nämlichen Stoffe oder chemischen Elemente in den glühenden Atmosphären dieser Sterne. Die Untersuchungen haben nun ergeben, daß alle Millionen von Sternen in Bezug auf ihre Spektren wesentlich nur in drei Klassen zerfallen und daß diese Klassen die verschiedenen Entwicklungsphasen der Fixsterne kennzeichnen. Es ist dies eine der größten und wichtigsten Entdeckungen der neueren Himmelskunde und sie ist Professor Vogel, gegenwärtig Direktor des astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam, zu verdanken. Zum ersten Typus gehören die meisten Sterne, Sirius, Wega und andere, in welchen der blaue und violette Teil des Spektrums stark hervortritt und worin sich viele feine, aber auch breite und verwaschene dunkle

Linien zeigen. Diese Sterne besitzen unter allen anderen die höchste Temperatur und über ihrer glühenden Lichthülle dehnt sich eine beträchtliche Atmosphäre, hauptsächlich aus Wasserstoffgas bestehend aus. Die Sterne des zweiten Typus sind mehr gelblich, sie zeigen ein Spektrum, welches demjenigen der Sonne fast ähnlich ist, ja bisweilen völlig damit übereinstimmt. In diese Klasse gehört unsere Sonne, ferner der Stern Capella u. a. Die Temperatur auf diesen Sternen ist bereits erheblich niedriger als auf denjenigen des ersten Typus, aber immer noch so hoch, daß eine große Anzahl der am schwersten schmelzbaren Metalle sich dort im Zustande glühenden Dampfes befindet. Der dritte Typus enthält Sterne, welche rötlich sind und in deren Spektrum sich zahlreiche Linien finden, die infolge ihrer Zusammendrängung sich als dunkle Schattierungen oder Bänder zeigen. Dies deutet an, daß auf jenen Sternen die Temperatur bereits erheblich gesunken ist und zwar schon so weit, daß sich dort chemische Verbindungen bilden und erhalten können. Wir haben es offenbar hier mit Sternen zu thun, die den größten Teil ihrer Wärme schon ausgestrahlt haben, die in dieser Beziehung gewissermaßen altersschwach geworden und dem endlichen Verlöschen nahe gerückt sind. Einige wenige Sterne gibt es nun auch, die neben ihren dunklen Spektrallinien helle Linien zeigen und dadurch eine sehr merkwürdige, ausnahmsweise Stellung unter den übrigen Sternen einnehmen. Endlich ist noch zu bemerken, daß die sogenannten Nebelflecke des Himmels ein Spektrum zeigen, welches hauptsächlich nur aus zwei oder drei hellen Linien besteht, wodurch angezeigt wird, daß diese Nebel Gasmassen sind, deren Licht entweder eine Folge hoher Temperatur oder elektrischer Erregung ist. Damit haben wir in kurzen Zügen das Aussehen und die Bedeutung der Sternspektren oberflächlich kennen gelernt und können nunmehr wieder zu den photographischen Platten zurückkehren, welche in Cambridge der genauen Prüfung und Untersuchung harren.

Bei ihrer sorgfältigen Untersuchung der mikroskopisch kleinen Sternspektra auf einer solchen Platte traf Madame Fleming am 26. Oktober 1893 auf ein solches, in welchem sich helle und dunkle Linien deutlich erkennen ließen. Dies genügte, ihr die Überzeugung zu geben, daß es sich hier um einen sonderbaren Stern handle, dem man genauer nachspüren müsse. Zunächst ergab sich, daß die Photographie am 10. Juli 1893 auf der Arequipastation aufgenommen war und daß es sich um ein lichtschwaches kleines Sternchen des südlichen Himmels handle. Die nämliche Gegend war auch am 21. Juni aufgenommen worden, und die Platte zeigte die Spektra von kleinen Sternen 10. Größe, am Orte des vorgenannten Sterns aber zeigte sie nichts. Die photographischen Himmelskarten, auf welcher noch Sterne 14. Größe als runde Pünktchen zu erkennen sind und die in den Jahren 1889, 1890 und 1891 ebenfalls an der Arequipastation aufgenommen worden waren, zeigen ebenfalls keine Spur des Sternes. Nachdem dies feststand, wurde der Stern zu Cambridge aufgesucht und sein Spektrum in der Zeit vom Oktober 1893 bis Februar 1894 wiederholt photographiert. Es ergab sich, daß das Gestirn immer lichtschwächer wurde und gleichzeitig sein Spektrum sich so vereinfachte, daß es zuletzt nur aus einer hellen Linie bestand und dem Spektrum der Nebelflecke völlig ähnlich wurde. Das sind die Thatsachen der Beobachtung, aus welchen wir zunächst folgende Schlüsse ziehen müssen: Am südlichen Himmel ist in der Zeit vom 21. Juni bis 10. Juli 1893, also in höchstens 19 Tagen, an einer Stelle, wo früher nicht das kleinste Sternchen stand, ein Stern sichtbar geworden. Wie hell oder lichtschwach er vordem war, wissen wir nicht, allein es steht unumstößlich fest, daß jener Stern innerhalb 19 Tagen mindestens um das Hundertfache an Licht zunahm, obgleich er auch dann noch so schwach blieb, daß er ohne Hilfe der Photographie übersehen worden wäre. Nachdem dieser Stern seine größte Helligkeit erreicht hatte, nahm er bis zum Frühjahr 1894 sehr langsam wieder an Licht ab. Der Vorgang hat sich in den entlegensten Tiefen des Weltraums abgespielt und ist für das menschliche Auge höchst unbedeutend, der menschliche Verstand dagegen erkennt seine wahre Bedeutung und Tragweite. Um diese zu begreifen, brauchen wir uns bloß die Frage vorzulegen: Was würde die Folge sein, wenn unsere Sonne in einigen Tagen um das Hundertfache an Licht und Wärme zunähme? Die Antwort

ergibt sich leicht: das Meer würde verdampfen, die Erdoberfläche verbrennen und alles Leben hienieden sein Ende finden. Diese Antwort gilt Wort für Wort auch für einen Planeten, der, ähnlich der Erde, jenen aufleuchtenden Stern als seine Sonne umkreist. War aber dieser Stern selbst vorher dunkel, so ist klar, daß er nach dem 21. Juni 1893 in den Zustand feuriger Glut getreten, daß er eine Art selbstleuchtender Sonne geworden ist. Es handelt sich also um eine wahrhafte Weltkatastrophe, die lediglich wegen ihrer ungeheuren Entfernung von uns nur auf der photographischen Platte ihre Spur hinterlassen hat. Hätte sie sich in 20 oder 30 Millionen Meilen Entfernung von der Erde ereignet, so hätte alles Leben hienieden seinen Untergang gefunden. Man sieht hieraus, welche wichtigen Aufschlüsse über Vorgänge im Weltraum die genaue Durchforschung der photographischen Himmelsaufnahmen zu geben vermag. In der That haben sich seitdem noch zwei Fälle gefunden, in welchen das Aufleuchten und allmähliche Wiederverschwinden von lichtschwachen Sternchen mit vollkommener Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Es handelt sich hierbei stets um sehr lichtschwache Sterne, die in einer Anzahl von mehreren Millionen am Himmel stehen und welche nur das photographische Fernrohr, jenes Auge, das alles sieht und nichts vergißt, entdecken konnte. Mit vollkommener Sicherheit dürfen wir hieraus schließen, daß im Universum ziemlich häufig großartige Katastrophen sich ereignen, wahrhafte Weltumwälzungen, von denen die Menschheit nur deshalb keine Kunde erhielt, weil die ungeheure Entfernung sie dem gewöhnlichen Blicke entzog. Nun ist aber ohne weiteres einleuchtend, daß solche Vorgänge sich nicht immer in fast unendlichen Fernen von uns abzuspielen brauchen, denn sicherlich hat kein Teil des Universums vor dem anderen einen Vorzug. Was also in unmeßlicher Ferne sich ereignet, kann auch in größerer Nähe vorkommen. Um in dieser Beziehung keine unrichtigen Vorstellungen zu erwecken, ist es indessen nötig, daran zu erinnern, daß unter den Fixsternen, die wir nächtlich am Himmel erblicken, keiner uns näher ist als 4000 Milliarden Meilen. Würde man die Erde durch ein Schrotkügelchen von einem Millimeter Durchmesser vorstellen und wollte in dem wahren Verhältnis dieser Größe die Entfernung und Größe des nächsten Fixsternes versinnlichen, so müßte man zu diesem Zwecke eine mäßige Kanonenkugel in 300 Meilen Entfernung aufstellen. Das wäre der nächste Fixstern; die übrigen sind 10 mal, 100 mal, 1000 mal weiter entfernt. Also auch bei den uns näheren Fixsternen können sich Vorgänge der bezeichneten Art ereignen, und sie haben wirklich stattgefunden. Schon die Chinesen berichten in ihren Reichsannalen von neuen, hell aufleuchtenden Sternen, so von einem „Gaststern", der im Juli 134 v. Chr. im Sternbilde des Skorpions erschien, von einem anderen im Jahre 173 n. Chr., der außerordentlich funkelte und nach acht Monaten verschwand. Der berühmteste neue Stern aus früheren Zeiten ist derjenige, welcher am 11. November 1572 in der Cassiopeja aufloderte und den man sogar am hellen Tage um die Mittagszeit sehen konnte. Der Astronom Tycho Brahe sah ihn, als er abends aus seinem Laboratorium zurückkehrte, und war über den großen, funkelnden Stern so erstaunt, daß er seinen Augen nicht traute und Leute herbeirief, die ihm seine Wahrnehmung bestätigen mußten. Er hat den Stern dann genau beobachtet und festgestellt, daß er völlig unbeweglich war, der Glanz nahm langsam ab, und nach zwei Monaten wurde die Farbe gelblich, dann rötlich, bis er nach und nach spurlos verschwand. Der berühmte Newton hielt dafür, daß dieser und die ähnlichen neuen Sterne Himmelskörper wären, die durch in sie stürzende Kometen in Brand geraten seien, und daß es einst unserer Sonne oder der Erde ähnlich ergehen könne. Den Vermutungen über das eigentliche Wesen der neuen Sterne blieb ein weiter Spielraum geöffnet, um so mehr, als 1604 abermals ein glänzender und funkelnder Stern erschien, der nach einem Jahre wieder verschwand. Dann aber tauchte mehrere Jahrhunderte lang kein heller neuer Stern mehr auf, bis in der Nacht vom 12. zum 13. Mai 1866 plötzlich ein solcher im Sternbilde der Krone funkelte. Jetzt war aber auch die Wissenschaft imstande, der Erscheinung ganz anders zu Leibe zu gehen als früher, denn die Spektralanalyse war erfunden und gestattete, aus dem Lichte des Sternes Schlüsse auf

seine Beschaffenheit zu ziehen. Aber man mußte sich beeilen, denn das neue Gestirn nahm rasch an Helligkeit ab. Zum größten Staunen der Astronomen und Physiker zeigte der neue Stern zwei übereinander gelagerte Spektra, eins mit dunklen und eins mit hellen Linien, d. h. der Stern zeigte sich als eine Sonne ähnlich der unsrigen, die aber von einer großen glühenden Gashülle umgeben wurde, und zwar von Wasserstoffgas, welches stark leuchtete. Etwas Ähnliches hatte man bis dahin noch an keinem anderen Sterne gesehen, und es war nun außer allem Zweifel, daß es sich bei dem neuen Stern wirklich um eine großartige Katastrophe handelte, um eine Art Weltbrand. Aber wie war derselbe entstanden? Darüber konnte man nicht einig werden. Die Spektroskopiker neigten zu der Meinung, es habe sich aus dem Innern des Sternes, der vordem eine lichtschwache und unsichtbare Sonne gewesen, plötzlich eine ungeheure Menge Wasserstoff entwickelt, der ins Glühen geriet, als eine Art Nebelatmosphäre die alte Sonne umhüllte und zu neuem Aufleuchten brachte. Andere Astronomen waren dagegen der Meinung, das plötzliche Auflodern dieses Sternes sei durch Herabsturz eines Planeten auf seine Sonne verursacht, wodurch die Massen beider Weltkörper in die höchste Glut versetzt, ja in glühenden Dunst aufgelöst wurden. Eine Einigung der Meinungen war nicht zu erzielen. Da brachte das Jahr 1876 ganz unerwartet abermals das Aufleuchten eines hellen Sternes, dieses Mal im Schwan, und wiederum richteten sich die spektroskopischen Fernrohre erwartungsvoll auf den seltsamen Himmelskörper. Er zeigte ein doppeltes Spektrum wie sein Vorgänger von 1866, und die Meinung fand vielen Beifall, das Aufleuchten sei durch Hervorbrechen glühender Masse aus dem Innern des Sternes verursacht worden. Man erkannte aber auch, daß der Stern bei seiner Lichtabnahme allmählich sein Spektrum änderte, bis es zuletzt demjenigen eines kosmischen Nebels glich. Damit war angedeutet, daß mit dem Sterne thatsächlich eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen und er wahrscheinlich in einen kleinen Nebelfleck umgewandelt worden war. Inzwischen wurde das Spektroskop immer mehr vervollkommnet, und man lernte die Spektra photographieren, gleichzeitig wurde der Himmel allmählich photographisch aufgenommen, wobei besonders die oben erwähnte Sternwarte zu Cambridge und ihre Station bei Arequipa Großartiges leistete. Da plötzlich verkündigte der Telegraph, daß wiederum ein neuer Stern am Himmel stehe, im Sternbilde des Fuhrmanns, doch sei derselbe nicht sehr hell, indem er mit bloßem Auge eben noch erkannt werden könne. Alle spektroskopischen und photographischen Teleskope richteten sich augenblicklich nach jener Stelle des Himmels, und abermals sah man das doppelte Spektrum, welches die früheren Sterne gezeigt hatten. Die Photographie des Spektrums aber enthüllte jetzt mehr! Sie zeigte eine große Anzahl der Linien in diesem Spektrum doppelt und ließ erkennen, daß man es nicht mit dem Spektrum eines leuchtenden Körpers, sondern mit den gegen einander verschobenen Spektren von mindestens zwei Weltkörpern zu thun habe, die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit gegeneinander bewegten. Dies wurde ungefähr gleichzeitig auf der Sternwarte zu Cambridge und auf dem Observatorium zu Potsdam erkannt. Das große und geheimnisvolle Problem war endlich durch direkte Beobachtungen gelöst, man hatte thatsächlich mehrere Weltkörper im Zusammenstoße miteinander erkannt, es handelte sich in Wahrheit um einen Weltenbrand, hervorgerufen durch den Zusammenstoß von Sonnen und Planeten. Auch die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Weltkörper gegeneinander bewegten, konnte gemessen werden, sie betrug bis zu 100 Meilen in der Sekunde. Professor Vogel in Potsdam, der die umfassendsten Untersuchungen über den Stern angestellt hat, kam zu dem Schlußergebnisse, die Erscheinung des neuen Sterns sei darauf zurückzuführen, daß ein selbstleuchtender oder dunkler Weltkörper mit einer Geschwindigkeit von 90 Meilen in der Sekunde in ein Sonnensystem eingedrungen und mit mehreren Gliedern desselben zusammengestoßen sei. Dadurch gerieten diese kollidierenden Körper in einen hohen Glutzustand und leuchteten auf, welches furchtbare Ereignis uns Erdenbewohnern den harmlosen Anblick eines neuen Sternes gewährte. Derselbe wurde bis zum Mai 1892 fast völlig unsichtbar, nahm aber im

Sommer vorübergehend wieder an Licht zu und zeigte zuletzt das Spektrum eines Gasnebels, genau so wie es auch die anderen neuen Sterne gezeigt hatten. Die Erklärung hierfür habe ich bereits früher in meinen „Kosmologischen Briefen" gegeben, und sie ist folgende. Wenn wir annehmen, daß zwei kosmische Massen, etwa zwei Fixsterne, aufeinander stoßen, so muß dadurch eine so gewaltige Temperaturerhöhung eintreten, daß die Materie beider Sterne völlig vergast und einen Nebelfleck bildet. Diese Ausdehnung des glühenden Gases kann aber nicht augenblicklich erfolgen, sondern erfordert eine gewisse Zeit, die sich bei den ungeheuren Dimensionen, um die es sich hier handelt, auf Wochen und selbst Monate belaufen mag. Andererseits aber muß bei dieser Ausdehnung die Temperatur sinken, das glühende Gas wird erkalten und damit seine Leuchtkraft mehr und mehr verlieren, bis zuletzt die ursprüngliche Masse zu einem schwach leuchtenden Nebel wird und als solcher Millionen Jahre lang am Himmel verharrt. In der That findet man unter den Sternen zerstreut nicht wenige kleine, schwache, runde Nebel, und es ist durchaus möglich, daß diese Nebelflecke in unvordenklichen Zeiten durch den Zusammenstoß von Fixsternen entstanden. Dieser letztere Vorgang wäre demnach durchaus kein seltener, und hiermit kommen wir wieder zu der Untersuchung der Sternspektra auf der Sternwarte in Cambridge zurück, von denen wir ausgingen. Diese Untersuchungen lehren, daß wirklich unter den Millionen kleiner Sterne das Aufleuchten neuer nicht selten ist, aber weil diese neuen Sterne sehr weit entfernt und folglich entsprechend lichtschwach sind, von uns übersehen wurde. Erst die Photographie erfaßt auch diese scheinbar so unbedeutenden, in Wirklichkeit aber ungeheuren Vorgänge im fernsten Weltraume und bringt sie uns zum Bewußtsein und Verständnis. Unzweifelhaft ist es, daß es sich hierbei um kosmische Ereignisse handelt, die nicht sozusagen zufällig eintreten, sondern eine Stufe in der regelmäßigen Entwickelung der Weltkörper nnd Sonnensysteme bezeichnen. Wahrscheinlich vergeht kein Jahr, vielleicht sogar kaum ein Tag, an welchem nicht irgendwo im schrankenlosen Weltraum Sonnen auf Sonnen stürzen und in Feuersglut alle Weltkörper mit allem, was ihre Oberfläche trägt, völlig verzehren. Dann entsteht an ihrer Stelle ein ungeheurer Nebelfleck, und dieser ist nach der berühmten Weltbildungshypothese von Laplace der Ausgangspunkt für ein zukünftiges neues Planetensystem. So blühen auch im Weltengarten aus den Gräbern alter Pflanzungen neue empor und an Stelle altersschwacher Sonnen strahlen neue in jugendlichem Glanze, umringt von neuen Planeten und neuen Monden. Wir Menschen, beschränkt auf den kleinen Erdenball, dessen ganze nach Millionen von Jahren zu berechnende Dauer doch nur wie eine Sekunde im Entwickelungsgange der Schöpfung ist, können den Kreislauf der Weltenbildung aber bloß unvollkommen erkennen, nur allein jenes schlaflose Auge, das über der ganzen Schöpfung wacht, schaut Ziel und Zweck derselben.

Bedenken.

Er läßt sich schön und würdig schau'n,
Und schon verlockt mich's, ihm zu trau'n:
Er schleicht nicht trüb' mit schwerem Blut,
Er läßt sich frei und wohlgemut
Vom Sonnenlicht bestrahlen —
Da scheucht mich eines doch beiseit':
Er redet mir zu laut von Idealen.

Hans Hoffmann.

Die Jahrtausendfeier in Ungarn.

Von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit achtzehn Abbildungen.



Abb. 1. Denkmal des Grafen Stephan Széchényi zu Budapest. Nach einer Aufnahme von Alois Beer, Klagenfurt.

Magyar ország nem volt, hanem lesz.

Auf einem Platze der Haupt- und Residenzstadt Budapest steht ein Mann aus Erz (Abb. 1). Bessere Standbilder gibt es gewiß, ein besseres Wort jedoch, als das auf jenem Denkmalsockel leuchtet und fortleuchten wird, gibt's nicht. Wir haben es diesem Aufsatze an die Stirn geschrieben: „Ungarn war nicht, sondern es wird sein."

Der es sprach, war Graf Stephan Széchényi — ein Seher. Sein Name stirbt nicht, sein Wort stirbt nicht. Es ward Erfüllung, was jener Seher mit dem glühenden Herzen im Geiste geschaut: Ungarn ist geworden. Der Tag kam, welcher sein trotz allem ungebeugtes Haupt mit Rosenschauern der Hoffnung überschüttete. Unaufhaltsam brach die langverhaltene Sehnsucht nach freier Friedensthat hervor. Was sie jubelnd schuf: Kommet und schauet!

Unlängst stand ich eines Abend wieder einmal auf dem Ofener Blocksberg. Hexen gab's hier nie, doch wie Hexerei schier mutet an, was heute von dort der Blick beherrscht. Das reichgegliederte Städte- und Landschaftsbild imponiert als Ganzes durch die Größe der Linien, durch die Tiefe des Horizonts, im einzelnen entzückt es durch das Wechselspiel der ernsten und anmutigen Gegensätze: diesseits von den lieblichen Ofener Bergen umkränzt, auf prächtig skulptierten Kalkfelsen, erglänzt, eine Krone, hoch über Land und Strom, die Königsburg; jenseits, weit hinausgebreitet und wachsend, drängt sich die neue Metropole vertrauend an den gewaltigen, geliebten Strom, welcher das Abendland mit dem Morgenlande verbindet. Hinter dem steilbewaldeten Johannisberge versinkt langsam die Sonne; in blauer Dämmer-



Abb. 2. Generalansicht der Millenniumsausstellung zu Budapest.

ferne fällt das Waitzener Gebirge schroff ab zur Donau, während die sanften Piliser Höhenzüge sich klar vom Goldhimmel abheben; der Schwabenberg funkelt von Villenschmuck, Weingelände grüßen vom doppeltgipfeligen Adlerberge. Im Abendglanze wogt der reichbelebte, gewaltig überbrückte Strom, der, gen Süden vom flachen Inselkeil des Csepel gespalten, ins ungarische Tiefland zieht. Stromauswärts bleibt der Blick auf der entzückenden Margareteninsel haften, über welche schlanke Eisenbogen einer Prachtbrücke sich hinzuschwingen scheinen.



Abb. 3. Historische Hauptgruppe: Bauten im romanischen Stil.
Schloß Vajda-Hunyad. Haupteingang mit Brücke.
Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.

Wie der verzauberte Kiel eines üppig umkränzten, gigantischen Festschiffes ankert die Insel in der schimmernden Flut. Staunend folgt das Auge der stolzen Quaizeile, von der Riesenkuppel des gotischen Parlamentspalastes, des ungarischen Westminster am Strome, bis hinab zum Prachtbau des Mauthauses, dessen weite Hallen für einen Völkerstapelplatz angelegt sind. Und über die weitgedehnten, malerisch gebrochenen Baulinien der Hauptstadt, aus welchen die Basilika emportaucht, schweift der Blick zum fernen Rakosfelde hinein, wo einst das Magyarenparlament im Sattel saß, und bleibt auf einer hellen, farbig durchfunkelten, durchgrünten Märchenstadt haften: der Milleniumsausstellung (Abb. 2). Hat man dies ganze Bild von Ungarns Hauptstadt in sich aufgenommen, dann steigt man fast rauschig die holperigen Treppengäßchen des raitzischen Tabán wieder hinab. . . .

Eine Verheißung liegt auf diesem Bilde! Hungaria, die Bethörerin, kredenzt uns Milleniumsschaumwein, in dem tausend Wünsche perlen. Der Schaum vergeht, die Wünsche bleiben. So sehr dies Volk an Schein und Schaum hängen mag, es hat Ideale — nicht bloß Festideale vom Tage, sondern fortwirkende — und den Willen, sie in Thaten umzusetzen. Und auch die Kraft dazu, dies will die große Feier sagen. Und man glaubt es, wenn man auch kein ungarisch Herz in der Brust trägt. Man berauscht sich, man verspürt etwas vom heißen Hauche, der aus dem ungarischen Tieflande weht, wo's nach Brot riecht. Wie erst muß die Jahrtausendfeier den Ungarn selbst zu Kopfe steigen! Rascher schlagen die Pulse und Herzen im weiten Lande, über welchem die Stephanskrone funkelt; Nervenstimmung und Herzthätigkeit

sind gesteigert, beschleunigt. In der Hauptstadt, die wahrhaft des Reiches Herzkammer ist, steigert sich's ins Fiebrische. Das Millenniumsfieber ergreift uns alle, Ungarn und Nichtungarn, Kernmagyaren und solche, die es gern scheinen. Der Bacillus des Patriotismus — ein wundersames Lebewesen, das nicht zerstört, sondern erhält — ist der Erreger. Ungarn steht unter dem unwiderstehlichen Zeichen des erhöhten Daseinsbewußtseins und Geschichtsdranges eines Volkes, das ein Jahrtausend wechselvollster Entwickelung, zäh und bluthaltig, durchschritten und an seine Zukunft glaubt, weil es niemals den Glauben an sich selbst verloren. Aus der Tiefe seines Jahrtausends raunen ihm tausend Stimmen der heiligen Überlieferung zu, mahnend, tröstend, liebend, befeuernd. Und in dies leise, tiefe Tönen der Vergangenheit ruft die Gegenwart vieltausendstimmig die Millenniumslosung hinein: „Ungarn ist geworden!" . . .

Die Millenniumsfeier — so schrieb der deutsche „Reichsanzeiger" — ist eine Herzenssache des ungarischen Volkes. Es war ein Freundeswort, ein kluges, ein wahres Wort. Mit dem Herzen sind sie ja alle dabei, dies wird man auf Schritt und Tritt inne. Das Wort von der ungarischen Vaterlandsliebe ist kein leerer Schall. Mag sie bisweilen mit Chauvinismus versetzt sein, was verschlägt dies? Ein wenig Talent zur Selbstbewunderung ist für ein Volk viel weniger vom Übel, als solches zur Selbstverkleinerung. Wer diesseits der Leitha wohnt, wo das politische Klima ein so ganz anderes, weiß dies am besten. Seit bald dreißig Jahren sehen wir die Ungarn tüchtig und aufrichtig am Werk, durch selbständiges, rastloses Schaffen, durch unablässige Steigerung ihrer Entwickelungsfähigkeit den zweifelhaften Ruhm eines „interessanten" Volkes los zu werden und ihren Platz unter den Kulturnationen des Westens mit vollen Ehren einzunehmen. Als Politiker galten sie allezeit viel, sie wollen aber auch als Volkswirte, Socialpolitiker, Werteerzeuger, Künstler nicht wenig gelten. Sie haben den Glauben an ihre durch ein Jahrtausend beglaubigte Sendung, und dieser Glaube, diese Begeisterung für ihr tief in den Zeiten wurzelndes, historisch geläutertes Recht an die Zukunft bilden den idealen Gehalt der großen Nationalfeier, zu welcher sie die Völker geladen. Das ist ihre „Herzensangelegenheit," welche die Ungarn der Welt mit der ihnen eignen Liebe für Pracht und Schaugepräge zur Kenntnis bringen.



Abb. 4. Kapelle der historischen Hauptgruppe.
Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.

Unter diesem Glanze sprießen Saaten, reifen Thaten. Dies ist der reale Gehalt des Festes. Die Jahrtausendfeier zieht das Facit aus dem von Ungarn als modernem Staat bisher Erreichten und bildet zugleich den Ausgangspunkt zu erhöhter Kraftauspannung im Wettbewerb um die Kulturgüter, die ein Volk reich und mächtig machen. Eine unfruchtbare Begeisterung hat im Schnellleben der modernen Völker keinen Platz. So soll denn das große Fest in Ungarn nicht allein die Herzen lodern machen, sondern auch die Schaffenslust entflammen, auf daß der Maibaum Früchte trage. Fest reiht sich an Fest in schimmernder Kette, fünf Monate lang: Staats- und Hoffeste, Galavorstellungen, Aufzüge, Schützen-, Turner- und Sportfeste, Wettrennen, Regatten, Kongreßberatungen auf allen Wissens- und Arbeitsgebieten; öffentliche Prachtbauten

werden eingeweiht, Millenniumsdenkmäler enthüllt, Feststiftungen gegründet, neue Volks- und Fachschulen — fünfhundert an der Zahl — eröffnet. Aus der Flut der Feierlichkeiten tauchen als leuchtende Spitzen: die Eröffnung der Millenniumsausstellung, die Jahresfeier der Krönung des apostolischen Königs Franz Josef mit der heiligen Stephanskrone, der historische Huldigungsfestzug, ein Schauspiel ohnegleichen, die Einweihung des gewaltigen Parlamentspalastes, eines Sechszehnmillionenbaues, welchen Emerich Steindl, der aus der Wiener Schule des Gotikers Schmidt hervorgegangen, geschaffen hat, die Millenniumsparlamentssitzung und endlich die Übergabe an den Weltverkehr der neuen Straße, welche Ungarn dem geliebten Strome am Eisernen Thore gebahnt hat. Auch ein erfüllter Traum des großen Patrioten Széchenyi!

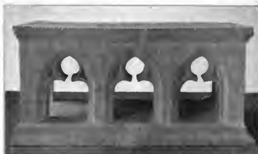

Abb. 5. Die gotische Tumba der Königin Gisela, Gemahlin Stephans des Heiligen.


Abb. 6. Obere Steinplatte der Tumba der Königin Gisela.

Ständiger Rahmen der Jahrtausendfeier ist ihre Landesausstellung. Ein Weltausstellungsrahmen! Hier, im Budapester Stadtwäldchen — ein idyllischer Name für so mächtigen Inhalt — schlägt das Herz des Millenniums; diesem Festmagnete strömen Hunderttausende zu; hier versiegt das Interesse keinen Augenblick, denn hier lockt eines der eigenartigsten, reizvollsten Ausstellungsbilder, welche dies auf die Neige gehende Ausstellungsjahrhundert geschaffen. Eine halbe Million Quadratmeter nimmt es ein, 169 Bauten, teilweise von entzückender Phantasie, umfaßt es, zehn Millionen kostet es. In ihm tritt der Doppelcharakter der Jahrtausendfeier am überzeugendsten in Erscheinung: Vergangenheit und Gegenwart; jene, sich in historischen Dämmer verlierend, dem Arpád und seine Landnehmer enttauchen, diese, vollbesonnte Neuzeit mit verheißenden Horizonten: Ungarn als historisches Reich, Ungarn als moderner Staat. Bei der Vergangenheitsgruppe des Ausstellungsbildes soll Europa sich erinnern, wie gebietend, weit über seine heutigen Grenzen hinaus, das historische Ungarn war, wie es, zerfleischten Leibes in Türkennot, für den Westen stritt und litt, wie es zerfiel und wie der zur Morgenröte sich durchrang: die Gegenwartsgruppe soll


Abb. 7. Untere Steinplatte der Tumba der Königin Gisela.

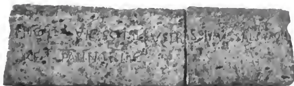


Abb. 8. Grabstein des Königs Salomon.

Europa den Anteil zeigen, welchen das moderne Ungarn sich an der großen Völkeraufgabe erkämpft hat, die Menschheit zu höheren, besseren Geschicken emporzuführen. Archive und Schatzkammern der Dynastie, der so unnahbare Sultansschatz, Museen des Auslandes, Schatzhallen und Raritätenkabinette der Großen des Reiches, der Kirche und des Sammelbesitzes haben sich aufgethan, um der historischen Ausstellung eine Fülle von Kunstschätzen, Altertümern, Reliquien, Kleinodien, Waffen, Gewändern, Urkunden zuzuführen, wie sie bisher selten an einer Stelle vereinigt worden. Die Hauptgruppe der Gegenwart enthält ihrerseits alles, was moderne Ausstellungen auf dem Gebiete der Technik, Bodenbearbeitung, Volksaufklärung, öffentlichen Gesundheitslehre, Kunst, Kunst- und Hausindustrie, des Handels und Verkehrs, der Kriegswissenschaften zu bieten vermögen. Innerhalb dieser Gruppe gelangt in einer malerischen Dorfanlage das so vielgestaltige Leben und Treiben des Landvolkes aller Rassen und Sprachen im Stephansreiche zu dankenswert anschaulicher Geltung. Einen wirksamen Kontrast bieten diese beiden sich so nahe gerückten Elemente: das bäuerliche Leben im Ausstellungsdorfe und das Großstadttreiben der modernen Hauptstadt ungarischer Nation, einer der europäischen Centralstationen der Elektricität, mit ihren stolzen Quais und Straßenzügen, welche die Windsbraut der elektrischen Bahnen durchsaust, mit ihrer Untergrundbahn und dem malerisch belebten Verkehr bis tief in die Nacht hinein auf den bestrahlten Avenues



Abb. 9. Historische Hauptgruppe; Bauten im gotischen und Renaissancestil.
Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.



Abb. 10. Hofansicht des Schlosses Vajda Hunyad.
Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.

und Straßen — selbst ein grandioses Ausstellungsstück, welches den Besuch Europas verdient.

So groß indes die Anerkennung für den Fortschritt des modernen Ungarn sein mag, das europäische Interesse wird sich mit Vorliebe den Denkmälern des historischen Ungarn zuwenden. Ihnen wohnt der intime Reiz der Ausstellung inne; aus ihnen spricht der Geist der Geschichte, welcher die Milleniumsausstellung, wie keine andere bis jetzt, erfüllt und durchdringt. Thatsächlich erscheint bei der Landesausstellung im Budapester Stadtwäldchen die Idee der historischen Gedenkfeier noch stärker ausgebildet, als dies bei der Pariser 1889er



Abb. 11. Historische Hauptgruppe: Renaissancehof.

Jahrhundertfeier und der Centennialexhibition in Chicago der Fall gewesen. Der historische Reliquienschatz bildet denn auch den Brennpunkt und sein architektonischer Schrein des Baujuwel der Ausstellung. Er ist für Ungarn, was das Germanische Museum für Deutschland, das Musée Cluny für Frankreich. Betritt man durch den Säulenhemicycle des Hauptportales mit den Atlantentürmen und hochgelagerten Sphinxen die Brücke über den Schmalteil des Stadtwäldchensees, dann fällt der Blick rechts worin das historische Ungarn verzaubert schläft. Gegner hat die Ausstellung, aber vor und in der „Burg" verstummen sie. Hier haben in der That die Ausstellungsarchitekten ganz Hervorragendes geschaffen; sie und ihre Hilfskräfte sind mit ebensoviel Begeisterung und Ausdauer, als Sachkenntnis und Fleiß am Werke gewesen. Der Bau wurde in zwei Jahren nach dem Plane Camillo Fittlers von einer Künstlergesellschaft unter Führung des Architekten Alpár durchgeführt.



Abb. 12. Ludwig der Große, König von Ungarn.
Aus: „Wiener Bilderchronik."

auf die Széchényi-Insel, von welcher, der Flut enttauchend, sich eine geradezu überraschend malerische Baugruppe mit schlanken gotischen Erkern, mit mächtigen Türmen und Kuppeln erhebt. Dies ist die „Burg." Des Tags, im vollen Sonnenlicht, glaubt man an ihre reizende Wirklichkeit, des Nachts aber, wenn Mondlicht von ihren schweigenden Mauern in den See herabrinnt, dann sucht ihr Anblick traumhaft heim und man hat die Märchenempfindung, als sollte mit einemmale ringsum still und hochauf ein weißes, heiliges Liliendickicht emporschießen, um den Feenbau zu schützen,

Die „Burg" trägt ein Dreigesicht: ein romanisches, ein gotisches und ein Renaissancegesicht mit Barockzügen. Aus dem romanischen spricht die Arpádenzeit, die mit der Landnahme beginnt und 1301 zu Ende geht; aus dem gotischen die Epoche der Könige aus gemischten Häusern; aus dem Renaissancegesicht die Habsburger Zeit, nahezu viertehalbhundert Jahre. Was der historische Festzug in lebendigen Gestalten vorführt, davon erzählen hier Steine und Reliquien. Für die äußere Anlage und Ausgestaltung wie die innere Ausstattung der merkwürdigen Baugruppe sind Motive



Abb. 13. Matthias Corvinus' Denkmal in Bautzen. Kopie im äußeren Hof des gotischen Gebäudes.

aus Ungarn und Siebenbürgen zur Verwertung gekommen. Über eine mittelalterliche Holzbrücke unter einem Thorbogen betreten wir die Burginsel (Abb. 3). Wir stehen in einem Hofraum, links die romanische, rechts die gotische Gruppe. Erstere zeigt eine romanische Kirche (Abb. 4) mit einem der Jaaker Kirche nachgebildeten Portale, welches lebhaft an jenes der berühmten Kirche in Arles gemahnt, und einen kleinen Schloßbau mit Appartements für den Kaiser König. Das Äußere der Kirche ist der seinerzeit von Eisenberg restaurierten Lebenyer Kirche nachgeahmt. Im Kreuzgang finden wir Kopien von Grabdenkmälern. Wir reproduzieren hier das älteste, die gotische Tumba der Königin Gisela, Gemahlin Stephans des Heiligen, des ersten Ungarnkönigs (Abb. 5—7), und den unansehnlichen Grabstein des sechsten Arpáden, König Salomons (1048—1076) [Abb. 8], welcher sein vielbewegtes, wechselvolles Leben als einsiedlerischer Büßer an der dalmatinischen Küste beschloß. Die Originaltumba der Königin, bekanntlich einer Schwester des deutschen Königs Heinrich, befindet sich in der Stiftskirche des Niedernburger Frauenklosters (Passau), als deren Äbtissin die verwitwete Königin 1095 gestorben ist. Der ursprüngliche Grabstein bildet den unteren Teil der Tumba, welche, nach dem Stil zu schließen, im XIV. Jahrhundert darauf gesetzt worden ist. Der Grabstein König Salomons (XII. oder XIII. Jahrhundert) ist Original; er wurde von Pola, wo er im bischöflichen Garten unbeachtet lag, der Ausstellung überlassen. Der Königsgemächer im kleinen Schloßbau sind vier im romanischen Stil polychromiert. Durch die Fenster schweift der Blick Franz Josefs über den See nach der modernen Ausstellungswelt hinüber.

Der gotische Bau wirkt mit seiner vom See bespülten reizenden Erkerfront (Abb. 9), welche der Hauptfassade der berühmten Siebenbürger Königsburg Vájda-Hunyad (Abb. 10) nachgebildet wurde, ungemein malerisch. Wir sehen die Burg, welche der Fünfkirchener Schulz, ein Schüler Schmidts, so trefflich restauriert, in getreuer Kopie vor uns. Die vier spitzgehelmten, weit ausladenden Erker zeigen reichen Fialenschmuck. An der Hofseite steigt der Schäßburger Turm der „musizierenden Apostel“ empor; der Preßburger Renaissancebrunnen ist im Hofe aufgestellt. Im Inneren hält die Stimmung, welche das äußere Architekturbild erweckt, durchweg vor. In das Stiegenhaus sprüht das Tageslicht durch eine Kreuzrose nach dem Muster jener

des Kaschauer Doms, im Hauptstock herrscht der Geschmack der Anjouzeit, im Rittersaal berichten Wandmalereien über den heiligen Ladislaus, die Kapelle nebenan ist der Donnersmarker (in der Zips) nachgebildet. Als Muster für andere Innenräume sind die Bibliothek in Cesena (Oberitalien), die Maksaer Kirche (Siebenbürgen) mit ihrem speciell im ungarischen Stil bemalten Holzplafond und der Bartfelder Rathaussaal gleichfalls mit einem Holzplafond gewählt worden. Die Cesenaer Bücherei soll nämlich von demselben Künstler herrühren, welcher ehemals die Corvinusbibliothek geschaffen. Eigenartig ist auch die Freitreppe, welche dem Kerecsender Kastell des Grafen Bethlen nachgeahmt ist.



Abb. 14. Franz Rákóczy II. Nach dem Gemälde von Mannoky. Das Original befindet sich im Besitz des Königs von Sachsen.

Der Renaissancepalast, welcher die dritte Gruppe der historischen Ausstellung, die der Habsburger Zeit, enthält, ist ein teilweise frei komponierter Barockkuppelbau (Abb. 9 u. 11); das königliche Sommerschloß Gödöllö und Spätrenaissancebauten aus Oberungarn haben die Motive dazu abgegeben; der Turm ist der Katharinenturm von Kronstadt in Siebenbürgen. Unter den Interieurs ist die Gipskopie der Graner Bakoczkapelle ein herrliches Stück italienischer Renaissance, wie in einen gigantischen Block Rotmarmor gehauen, von besonderem Interesse; die drei Waffensäle zeigen Holzplafonds nach Kremnitzer und Zipser Mustern; überall ist volkstümliches, nationales Ornament verwertet; naiv-bizarres Rankenwerk bemerkt man an der Decke eines Vorraumes. Der Hauptstock enthält von der Treppe links die fünf an Potsdam gemahnenden Esterházyappartements und drei große Säle, wovon einer eine Nachbildung des Preßburger Rathaussaales und einer dem gräflich Lambergschen Palais in Preßburg entnommen ist. Die Interieurs im rechten Flügel sind folgende: ein Raum mit blau rankendem, kräftigem Plafondornament, eine Kopie aus dem Archivsaal des fürstlich Esterházyschen Schlosses Forchtenstein im Ödenburger Komitat, dann die Nachbildung des Turscányischen Saales in Schemnitz mit erhabenem Barockornament, weiteres ein Segment aus dem Rokokosaale des Trencsiner Piaristenklosters und endlich zwei Empireinterieurs, Kopien aus dem gräflich Csákyschen Schlosse Hotkócz (Zips) und dem Coburgschen Schlosse Szent-Antal im Honter Komitat.

Was die „Burg“ enthält, ist wie ein heiliges Vermächtnis der Geschichte, ein kostbarer Hort der Nation. Zweitausend Aussteller haben dazu beigesteuert. Aus der Arpádenzeit sind nur wenige Denkmäler überkommen, um so reicher sind die beiden folgenden Epochen vertreten. Monumente, die in der Stiegenhalle des gotischen Baues aufgestellt sind, erinnern an Ludwig den Großen (Abb. 12) aus dem Hause Anjou, an den Feldherrn und Türkenbezwinger Johann



Abb. 15. Maria Theresia. Nach dem Gemälde von von Menteus. Das Original befindet sich in der „Landeshistorischen Bildergalerie“ zu Budapest.

Hunnadi, der, aus dem Mitteladel hervorgegangen, den magyarischen Heldentypus so eindringlich verkörpert, an seinen Sohn Matthias Corvinus (Abb. 13), den Kriegs- und Friedensfürsten, der das „schwarze Heer,“ die erste ständige Infanteriearmee Europas, errichtete, den böhmischen Königstitel trug, Wien erstürmte und die österreichischen Erbländer eroberte, der, im Friedenswerk nicht minder groß, die „Corvina,“ eine wahrhaft königliche Bücherei, anlegte, die Ofener Königsburg mit Kunst erfüllte und über sein Vaterland einen Goldschimmer der italienischen Renaissance breitete. Andere Gestalten enttauchen den Tiefen der Geschichte, ein Gespensterfestzug, welchen der Millenniumsfestzug zum Leben erweckt. Dozsa, der Bauernkönig, Soliman der Düsterprächtige, der Ungarns Freiheit und Ritterblüte in den blutigen Sümpfen von Mohacs erstickt; die Königsprätendenten Ferdinand von Österreich und Johann Szapolyai, die Verzweiflungskämpfer gegen die Türkenumklammerung, Szondi, Losonczi, Dobó, Zrinyi, die Siebenbürger protestantischen Fürsten im Glaubens- und Verfassungskampfe gegen Wien, die Boskai, Gabriel Bethlen und Georg Rákoczy, welche die Friedensverträge von Wien, Nikolsburg und Linz erstreiten. Zwei neue Gruppen entsteigen der Vergangenheit, der Türke zerschellt an Wiens steinerner Brust, Europas Begeisterung scheucht den Halbmond aus Ungarn hinaus. Aber weiter lodert der Kampf um die Freiheit, Waffen tönen, das Rákoczylied entflammt die Herzen, Franz Rákoczy (Abb. 14) erscheint, einen Schimmer um das Haupt. Wir grüßen den Prinzen Eugen, den Türkenbezwinger, Karl III, den Kaiser der pragmatischen Sanktion, wir beugen das Haupt vor der hoheitsvollen Anmut Maria Theresias (Abb. 15), das „Moriamur“ klingt uns ins Ohr, Josef II, in Ungarn „ungekrönt“, der Germanisator, schreitet vorüber und nach ihm Leopold, der Wiederhersteller; die letzte



Abb. 16. Kirche eines ungarischen Dorfes. Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.



Abb. 17. Magyarische Bauerntypen.
Nach einer Aufnahme von Leopold Adler, Kronstadt.

Jahrhundertgruppe des Jahrtausends führt Stephan Széchényi, der geniale Wiedererwecker Ungarns, ihm folgen Vörösmarty, der von Arpád, dem Feuerdiener und Heimaterоberer, singt, Kossúth mit der flammenden Seele, Deák, der Weise des Vaterlandes, Eötvös, Trefort, Ladislaus Szálay; neues Waffentosen, eine Kriegslerche, schmettert Petöfi sein Lied, bis ihn die Kugel trifft; Unglaubliches vollbringt das todesbegeisterte Ungarn, bis es bei Világos sich in sein Schicksal ergibt; aber schon beginnt's wieder zu tagen, Morgenlicht umspielt Hungarias Haupt, über die Leitha hinüber reicht man sich die Hände, das freie Ungarn schüttelt die Schwingen und nimmt seinen Aufflug.

Was kann es Stimmungsvolleres geben, als, aus der Vergangenheit wieder zurückgekehrt, inmitten des lärmenden Fortschrittes der Großindustrie und des Großverkehrs, welchen die Ausstellung in hundert Pavillons und Zweckbauten illustriert, das Volk bei seiner stillen Hausarbeit aufzusuchen, welche die Großindustrie noch nicht geknechtet und ihres naiven Reizes entkleidet hat? Sie wohnt im Millenniumsdorfe mit seinen typischen Wohnhäusern aus allen Komitaten, welche dem Besucher einen höchst interessanten Einblick in Volksart und -arbeit in Ungarn gestatten. Nächst der „Burg“ dürfte denn auch dieser Mikrokosmos des vielsprachigen und -gestaltigen Volkslebens das größte Interesse bieten. Nach der Feldarbeit die Hausarbeit. Wie heimelt sie uns an, die treue, wunderliche, ewig junge Alte, die wie in Rußland, in Skandinavien, so auch in Ungarn, heute noch so emsig und findig beim Schaffen ist, an der Kunkel zupft, das Weberschiffchen wirft, die Sticknadel und Spitzenklöppel führt, das Töpferrad dreht und an der Schnitzbank sitzt! Nicht gemeine Linnen und derbe Spitzen allein schafft sie, nicht grobe Irdenwaare nur formt sie, nicht Radfelgen und Holzgabeln allein schnitzt sie; ihre bäuerische, schwielige Hand hat gar oft schon eine Kunstempfindung; mit naivem Instinkt gestaltet sie die überkommenen Stickmuster um und paßt sie dem Stoffe an, der ungarische Bauerntöpfer weiß bisweilen besseren Bescheid in der Farbenverteilung, als der Kunsttöpfer und der Bauerntischler schnitzt manchen Stuhl, der neben einem Certosastuhl Figur macht. Wer Ungarn und seine verschiedenen Völkerindividuen, seine Volksspielarten und ethnographischen Besonderheiten kennen lernen will, der durchstreife und studiere das Millenniumsdorf (Abb. 16—18). Nicht allein das echt magyarische Bauernhaus aus dem Cson-

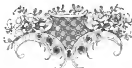


Abb. 18. Magyarische Bauerntypen.
Nach einer Aufnahme von Calderoni & Tarsa, Budapest.

gräder, Borsoder und Szabolczer Komitat findet er, sondern auch auf die Häuslichkeit der magyarisierten Steirer von Toroczkó (Siebenbürgen) wirft er einen Blick, er lernt das Leben der Tartarennachkommen im abgeschiedenen Thale von Kalotaszeg auf der siebenbürgisch-ungarischen Grenze kennen, wie jenes der Sachsen bei Hermannstadt, der Schwaben in der Torontaler Gespannschaft und der Handlovaer Deutschen der Neutraer Komitate, welche das einzige stockhohe Familienhaus im ganzen Millenniumsdorfe besitzen.

„Burg" und „Dorf" sind räumlich zwar nur ein kleiner Teil der Millenniumsausstellung, gleichwohl aber deren Hauptreiz. Man wird sie ja sonstwo nicht wieder zu sehen bekommen, während sich in dem der Jetztzeit gewidmeten Ausstellungsbilde alle jene Züge wiederholen, welche den Charakter anderer modernen Großausstellungen ausmachen. In der Anordnung der Jetztzeitbauten (14500 Aussteller) fehlt es an einem systematischen Grundgedanken; so großartig deshalb die Linien, so eigenartig fesselnd die Anordnung, eine Skizze des Gesamteindruckes wird allemal nur ein beigegebener Plan, nicht die beschreibende Feder zu geben imstande sein. Von selbst ziehen als mächtige oder malerische Bauwerke das Auge auf sich: die erweiterte 1885er Industriehalle, die Festhalle für musikalische und dramatische Aufführungen, deren Saal in den Verhältnissen dem Leipziger Gewandhauskonzertsaale nachgebildet ist, die Maschinenhalle, eine überaus elegante, anmutig leichte Eisenkonstruktion, die Halle für das Verkehrswesen, deren kuppel- und turmreicher Hauptbau als ungarisches Verkehrsmuseum vom Staate eingerichtet wird und erhalten bleibt, der im Chaletstil gehaltene Forstpavillon, der Pavillon für Hygiene (römischer Stil), der Renaissancepavillon der Stadt Budapest, die drei Gebäude der Kriegsverwaltung, worunter jenes der Kriegsmarine in Form eines Schiffes, das reizvolle Ausstellungsgebäude Bosniens und der Herzegowina, deren Aufnahme in das Programm einen gewissen politischen Beigeschmack hat, waren doch die Könige von Ungarn eine Zeitlang auch Könige von Rama (Bosnien). Bosniens Hausindustrie, welche durch die weise Förderung des gemeinsamen Ministers von Kállay sich zu erstaunlicher Blüte entwickelt hat, bietet dem fremden Besucher ein ganz besonderes Interesse.

Hinaus flutet die Festbegeisterung in mächtigen Schwingungen über das weite Ungarland, dessen Millionen Bewohner während Monaten dem leuchtenden Wallfahrtsziele zustreben werden. Was die Feier für den Tag geschaffen, den gewaltigen, hastigen Fortschritt Budapests, wer vermöchte dies alles heute in dieser Zeit der Umwertung der Kulturwerte auf seinen bleibenden Wert zu prüfen sich vermessen? Arpáddenkmäler erheben sich an den sieben Grenzpunkten, welche der staatsgründende turanische Fürst vor tausend Jahren besetzt hat. Und zum Gedächtnis der Jahrtausendwende soll eine Triumphpforte erbaut werden für Ungarns Helden, Märtyrer und Geistesstreiter, ein Pantheon für solche, die nicht sterben, und zugleich ein Triumphthor der Kultur, durch welches neue Geschlechter ins neue Jahrtausend hineinziehen. . . . Die Begeisterung verraucht, der Taumel verweht, aber der weise, fortwirkende Staatsgedanke, aus welchem die hohe Feier geboren wurde, er bleibt. Es bleiben die Denkmäler als Mahner an heilige Verpflichtungen, es bleiben die öffentlichen Gedächtniswerke als Festzeugen. Und wenn einst die Schlacken des Alltages vom heiligen Leibe der Geschichte abgefallen, werden die Enkel selbst jener, die heute Gegner der nationalen Feier sind, in dankbarer Begeisterung der Männer gedenken, welche unter dem Zeichen des Millenniums für Ungarn Siege des Friedens erkämpft haben.



Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Auf was für merkwürdige Experimente ein Romanschriftsteller verfallen kann, den die Phantasie, die Mutter alles künstlerischen Schaffens, im Stiche gelassen hat, dafür ist August Riemanns zweibändiger Roman „Der Agitator“ (Dresden, E. Piersons Verlag) ein wunderliches Zeugnis. Wem die Lebensgeschichte Ferdinand Lassalles nur einigermaßen bekannt ist, der erkennt unschwer in ihm den „Agitator,“ den Helden dieses Romans, trotzdem er hier unter dem Pseudonym eines Dr. Eduard Sternfeld auftritt. Die Familie von Dönniges, deren Tochter Helene dazu bestimmt war, in dem Lebensgange Lassalles die Rolle des Schicksals zu spielen, erscheint unter dem Namen von Gusow auf der Scene, die Gräfin Hatzfeldt als Gräfin Jagstheim, der walachische Bojar Rokowitz als Graf Gräben, die Gebrüder Duncker unter dem Namen Hofmann, — und es ist mir nicht zweifelhaft, daß Kundigere als ich auch die Originale der übrigen Mitwirkenden leicht feststellen werden. Ebenso wie die Personen, hat August Riemann auch die Handlung der Wirklichkeit entlehnt. Da ist der Kassendiebstahl und die versuchte Kinderentführung, der Scheidungsprozeß der Gräfin, in dem Lassalle seine Anwaltsrolle spielte, sein erstes Zusammentreffen mit Helene von Dönniges und die ganze Entwickelung der allen ehrgeizigen Plänen Lassalles ein Ende machenden Liebesgeschichte mit ihrem Knalleffekt, dem Duell zwischen Lassalle und Herrn von Rakowitz, bei dem der erstere auf dem Platze blieb. Das alles ist mit einer naiven Harmlosigkeit den „Quellen“ nacherzählt, wobei es wieder für Riemann charakteristisch ist, daß er die unzuverlässigste der Quellen, die brutalen Memoiren der Frau Helene von Rakovitza-Friedmann-Sheffield, geborenen von Dönniges, mit Vorliebe, in einzelnen Wendungen wörtlich, benutzt. Von einer selbständigen künstlerischen Arbeit Riemanns, die Führung der Handlung oder die Schilderung der Charaktere betreffend, kann auch nicht im entferntesten die Rede sein. Aber offenbar hat August Riemann geglaubt, daß er seinem litterarischen Rufe doch eine gewisse Selbständigkeit seiner Arbeit schulde, und er hat deshalb — man höre und staune — die Handlung seines „Romans“ in die Gegenwart verlegt. Kein Zweifel, daß selbst Luise Mühlbach niemals einen so absoluten Mangel an historischem Sinn bekundet hat, wie ihn August Riemann hiermit offenbart. Denn unmöglich kann man annehmen, Riemann habe die Geschichte Lassalles so vergessen geglaubt, daß er sie nur in die Gegenwart zu verlegen brauche, um den Leser an seinen Quellen vorüberzuführen. Er muß sich in der That eingebildet haben, die Konturen eines Lassalle — eines Lassalle als Begriff — könnten auf dem Hintergrunde von 1890 dieselben sein wie auf dem Hintergrunde von 1850, oder ein im Jahre 1855 etwa geborener Lassalle könne seine Persönlichkeit in ganz derselben Weise entwickelt und sein Leben in ganz derselben Weise gelebt haben wie der im Jahre 1825 geborene Lassalle. So naiv hätte Riemann nicht sein dürfen, trotzdem er seinen Agitator in demselben Glanzlicht schildert, in dem die heutige Socialdemokratie merkwürdigerweise immer nach Lassalle sieht. Merkwürdigerweise immer noch, trotzdem schon vor Jahren — von Paul Lindau — ein Tagebuch Lassalles veröffentlicht ist, das gar keinen Zweifel über die Triebfedern seines Handelns läßt. Ehrgeiz und Eitelkeit machten den 1825 geborenen Lassalle zu dem, was er war, zum politischen Agitator, weil er seine Karriere nach vielen Richtungen hin versperrt sah. Wäre er dreißig Jahre später zur Welt gekommen, so waren diese Schranken gefallen — er konnte alles mögliche, vielleicht sogar ein tonangebendes Regierungsmitglied werden und manchem Herrn von Dönniges von heute wäre er vielleicht ein ganz erwünschter Schwiegersohn gewesen. Das sind ganz nüchterne Erwägungen, die August Riemann auch die geringfügige eigne geistige Arbeit, die er sich bei diesem Roman zu schulden kommen läßt, hätten ersparen können, wenn er sie rechtzeitig angestellt hätte. Der Versuch, Lassalle inmitten des Milieus zu zeichnen, aus dem er erwuchs und in dem er dann seine Rolle spielte, hätte allerdings eine stärkere Kraft erfordert, als die, über die August Riemann offenbar heute noch verfügt oder jemals verfügt hat. Aber selbst ein mißglückter Versuch dieser Art wäre verdienstvoller gewesen als die Schleuderarbeit, die Riemann sich nicht scheut mit seinem Namen zu decken.

Durchaus die Marke einer interessanten Individualität trägt, in seinen ersten beiden Dritteln wenigstens, der Roman „Landen und Stranden“ von Gustav Falke (2 Bde. Berlin, Verein für freies Schrifttum). Den glänzenden Lyriker Falke erkennt man freilich in seiner Prosa nicht wieder. Er befleißigt sich da einer Nüchternheit oder wenigstens Sachlichkeit der Schilderung, die meinem Geschmack nicht immer zusagt und die den Kleinkram des Beiwerks, statt ihn in Stimmung umzusetzen und ihn im rechten Verhältnis zu dem zu betrachten, worum es ihm eigentlich zu thun ist, mit Umständlichkeit aufzählt. Falke ist stolz darauf, der neuen Schule anzugehören, und mir scheint, er glaubt, daß sie sich in dieser Art der Darstellung bekunde. Für mich — und wahrscheinlich für jeden unbefangenen Leser — bedeutet die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Schule gar nichts. Es gibt unter den Alten solche, die etwas können, und solche, die nichts können, und ebenso unter den Jungen, — das ist der einzige Unterschied, den jeder Leser macht, der nicht auf irgend eine Partei eingeschworen ist. Also nicht die Art, wie er's macht,

ist mir das Interessante an Falke; die würde mir wahrscheinlich noch sehr viel interessanter sein, wenn er seiner Individualität, wie sie aus seinen Gedichten spricht, nicht den Kappzaum der litterarischen Schule aufgelegt hätte. Aber was er gibt, ist — wie ich wiederhole, in den ersten zwei Dritteln seines Romans — viel und viel Eignes. Alle die Menschen, die sich um die Hamburger Sartimentsbuchhandlung von Johannes Roth & Co. und um die ebenda domilierende Konfektionsfirma Masch & Burmeister gruppieren, deren Schicksalsfäden nebeneinander laufen und sich kreuzen, haben ein starkes, persönliches Gepräge, so viel ihrer auch sind. Hätte Falke sich die Arbeit bequemer machen wollen, so hätte er sich diesen oder jenen für spätere Fälle zurückbehalten. Aber er ist nach verschwenderisch mit seinem Reichtum und — ein Beweis für die kräftigen Striche seiner Zeichnung — so kurze Episoden auch manchen dieser Figuren zugewiesen sind, verwirrt sich der Leser doch nicht in der Fülle der Gesichte, sondern es prägt sich seinem Gedächtnis jede der auch nur skizzierten Physiognomien fest ein. Und — auch wieder soweit es die beiden ersten Drittel des Romans betrifft — was Falke schildern wollte, das Landen der einen, das Stranden der anderen, das ist nicht nur in jedem einzelnen Falle psychologisch ausreichend motiviert, sondern steht auch in glücklichem, künstlerischem Gegensatz zu einander. Aber dann hängt aus der abgerundeten Komposition, die für ein Kunstwerk gewiß nicht weniger bedeutet als irgend eine seiner anderen Eigenschaften, ein langes Garn heraus, von dem man nicht weiß, warum es der Dichter weitergesponnen hat, und das aus diesem Grunde den Leser stören würde, selbst wenn es ein Garn von besserer Qualität wäre, als es meiner Meinung nach eines ist. Es ist eine der Hauptfiguren des Romans, für die Gustav Falke noch ein besonderes Interesse beansprucht, nachdem er die eigentliche Gesamthandlung bereits zum Abschluß gebracht hat oder sie doch in einem Kapitel abschließen könnte. Eine gut gezeichnete Figur und eine Figur, die sich das sympathische Mitleid des Lesers bewahrt, trotzdem sie zu den Schiffbruch Leidenden und Strandenden gehört. Helene Leidig, die Tochter einer ehrsamen Witwe, muß den leichten Sinn, die jugendliche Unerfahrenheit und den kecken Wagemut, mit dem sie sich zwischen die Klippen des großstädtischen Lebens wagt, bitter büßen; sie wird das Opfer des jungen Burmeister. Ich glaube, Falke hätte künstlerisch wohl gethan, wenn er hiermit nicht nur einen Aktschluß, sondern einen Schluß des Schauspiels überhaupt gemacht hätte. Vielleicht hat er geglaubt zeigen zu müssen, daß das Stranden auf dem Meer des Lebens nicht immer ein Ende mit Schrecken, sondern mindestens ebenso häufig einen Schrecken ohne Ende bedeutet, denn er setzt hier von neuem und zu einer Handlung ein, die zu der eigentlichen Handlung des Romans nur in einem Folgeverhältnis steht. Ein neuer Mann taucht auf, ein Mann, zu dem der Leser kein rechtes Vertrauen faßt, trotzdem er einen talentvollen lyrischen Dichter in ihm sehen soll. Denn dieser Mann ist — innerlich — sehr jung, sehr vertrauensvoll, sehr leicht entzündbar, und wenn er sich in Helene Leidig, von deren Fall er nichts weiß, verliebt und sich mit ihr verlobt, so hat der Leser nur das Gefühl, daß dieser Dichter einen thörichten Jugendstreich macht, und an Jugendstreichen nimmt ein Leser, der an Katastrophen vorübergeführt worden ist, kein Interesse mehr. Auch sieht man voraus, daß diese Verlobung niemals zu einer Heirat, die Jugendthorheit niemals zu einer zweiten und schlimmeren Katastrophe führen wird, — man quält sich also an dem aus dem ganz sauber gewickelten Knäuel heraushängenden Faden entlang und zerbricht sich nur den Kopf darüber, was dieses lange Ende bedeutet, aus dem man vielleicht hätte ein neues Knäuel wickeln können. Fast scheint es mir, als wollte Falke auch mit dieser Erzählung nach der Erzählung seine Zugehörigkeit zu den Modernen betonen, und die ganze abgestandene Tingeltangelatmosphäre dieses letzten Aktes sei nur dem Grundsatz zuliebe geschaffen, daß der moderne Autor auch in luft- und lichtleere Räume hineinleuchten dürfe. Eines solchen Beweises an sich bedarf es gewiß nicht, wohl aber in jedem Einzelfalle der künstlerischen Notwendigkeit. Und die liegt hier ganz und gar nicht vor.

Auch Otto Julius Bierbaum ist Lyriker wie Falke und legt wie dieser einen großen Wert darauf, zu den Modernen gezählt zu werden. Seine Zugehörigkeit zu ihnen beweist er in seinem Roman „Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind," durch ein paar Cynismen, die ganz und gar an den Haaren herbeigezogen sind, und durch einige ganz subjektive Einschaltungen, die dem unbefangenen Leser ebenso willkürlich erscheinen müssen, wenn ihn nicht der Zufall über persönliche Erlebnisse, Erfahrungen, Schmerzen und Enttäuschungen Bierbaums orientiert hat, die hier verallgemeinert sind und ihn deshalb einseitig erscheinen lassen. Schade darum und merkwürdig genug — denn Otto Julius Bierbaum ist sonst ein Mann von recht behaglichem Humor, und so gesegnete Leute werden für gewöhnlich mit dem Leben auf leichtere Weise fertig. Dieser behagliche Humor auch ist es, der ihn von den sogenannten Modernen durch eine tiefe Kluft scheidet und der seinen „Pankrazius Graunzer" innerhalb der neuesten Litteratur zu einer ganz eigenartigen Erscheinung macht. Innerhalb der neuesten Litteratur — Vorläufer hat Bierbaum eine ganze Menge gehabt und eine der ihm verwandtesten Naturen ist der seiner Zeit gefeiertste und augenblicklich gar nicht mehr gelesene Jean Paul. Keiner der „Modernen" wäre jemals auf den Gedanken verfallen, ein Mann wie Pankrazius Graunzer könne der Held eines modernen Romans werden, — ein bequem gewordener Vierziger, verknöcherter Junggeselle, den Bierbaum sehr anschaulich, aber nicht gerade von überwältigendem Reiz malt: „Was zuerst an ihm auffällt, ist seine etwas wunderliche Nase. Von vorn, nun ja von vorn ist sie einfach kartoffelig, die übliche Mischnase wendo-germanischen Typs, aber ihre Merkwürdigkeit beginnt, wenn Sie die Güte haben wollen, sich Herrn Pankrazius von der Seite anzusehen. Stellen Sie sich zu seiner Rechten, und Sie haben ein kurzes, ge-

drungenes Nasenbild mit abwärts gebogener Richtung vor sich, ein Nasenbild, das auf männliche Energie, Kurzangebundenheit, Bestimmtheit, ja, ich möchte fast sagen, Störrischkeit schließen läßt, — alles in allem ein Nasenbild, das sich unter Brüdern sehen lassen kann. Nun treten Sie aber mal, bitte, links von ihm. „Himmel! Ist das dieselbe Nase?" werden Sie voll Verwunderung rufen, und Sie haben ein Recht zu erstaunen. Denn das linke Nasenbild ist so sehr das ausgeprägte Gegenteil des rechten, wie in einem Parlamente die linke Seite der Gegenpart der rechten ist. Sie werden nicht zögern, zu erklären, daß diese Nase direkt länger ist als jene, daß ihre Richtungstendenz entschieden aufwärts geht, daß sie etwas Stuppsiges, etwas Trällerndes hat, möcht' ich sagen, und daß sie auf einen weichmütigen Besitzer schließen läßt, der ganz und gar nicht mürrisch, absolut nicht kurz angebunden und keineswegs sehr bestimmten oder gar störrischen Charakters ist. Diese linke Nase deutet vielmehr auf eine passive, nachgiebige, wohllebige, friedliche, etwas schwankende Seele hin, man könnte sie einem Melancholiker oder einem Humoristen zusprechen, und man kann sich in Ansehung ihrer des greulichen Verdachtes nicht entschlagen: Der Mann reimt! Ich halte mich nicht ohne Grund bei Herrn Pankraziussens beiden Nasen auf. Ich will nichts weiter sagen . . . aber das scheint mir gewiß: bedeutungslos ist diese Doppelnasigkeit nicht! Ich würde es unerhört von der Natur finden, wenn sie solche Merkwürdigkeiten ganz bedeutungslos inscenierte. Eine weitere äußerliche Eigentümlichkeit an Herrn Graunzer, die aber nur denen auffällt, die ihn öfter gesehen haben, liegt in seinen Augen. Sie sind blau. Nun ja. Gut. Das ist nicht merkwürdig. Aber merkwürdig ist, daß sie von einem wechselnden Blau sind. Zuweilen sind sie ganz leer blau, heller als Vergißmeinnicht, ich möchte sagen, verschossen blau, so, wie unecht blau gefärbtes Kattunzeug nach der sechsten Wäsche und Bleiche aussieht; aber ein andermal strahlen sie, der Kuckuck weiß, aus was für Tiefen und Gründen, ganz dunkelblau, so, wie die Maler die Grotte von Capri malen und wie der Himmel im Süden an seinen schönsten Tagen aussieht; und ein andermal wieder haben sie gar einen schwarzen Unterglanz, so was ganz Inneraugiges, wofür ich mich vergeblich bemühen würde, einen Vergleich zu finden. Auch dies mit der Farbe von Pankraziussens Augen ist nicht ohne! Ich will ausdrücklich darauf hingewiesen haben. Man soll mir nichts vorwerfen! — Von seiner Stirne ist zu sagen, daß sie stark gewölbt und recht hoch ist. Er hat die Gewohnheit, mit der Hand darüber hinzufahren und dabei zu seufzen, oder zu stöhnen. Je nach Launen. — Die Hände selbst deuten auf keineswegs adlige Herkunft. Sie sind breit, aber nicht fett. Ich, der ich meinen Pankrazius sehr gut kenne, brauche nur seine Hände anzusehen, und ich weiß schon, wie's in seiner Seele aussieht. Pankrazius bekommt nämlich sogleich saftige und bleiche Krankenhände, wenn sein Gemüt auch nur ein wenig aus der Harmonie gekommen ist. Also nicht einmal charaktervolle Hände hat er! Man wird seine Schlüsse daraus ziehen. — Pankraziussens Mund dürfte eher ein Maul geheißen werden, wenn es erlaubt wäre, den Sprachschatz der Deutschen gebührend auszunutzen. Da aber, wie billig, die gute Sitte derlei Maßlosigkeiten verbietet, muß ich mich damit behelfen, zu sagen, daß dieser Mund die ästhetischen Grenzen überschreitet und jenen Gesetzen des goldenen Schnittes Hohn spricht, die ein gewisses Maßverhältnis der menschlichen Körperteile untereinander bedingen. Selbst wenn Pankrazius ‚Böhnchen' sagen würde (was bei seiner Abneigung gegen Diminutive durchaus unwahrscheinlich ist), so würde dieser Mund noch immer unbillig viel Gesichtsraum einnehmen. — Hätte nun wenigstens die Vorsehung dafür gesorgt, daß das Pankrazische Lippengeschwister von einem ausreichend großen Schnurrbart verdeckt würde! Aber just dieser Schnurrbart, in seiner dürftigen Öde und Kümmerlichkeit, gibt der extravagant langen Lippenlinie noch eine gewisse Betonung. Jedes dieser wenigen starren, blonden Härchen ist ein Ausrufezeichen: Seht, welch ein Maul! Auch auf dem Haupte ist Pankraziussens Haarwuchs unvollkommen und von jedem Ueberschwang weit entfernt. Zwar hat er, für einen akademisch gebildeten Deutschen ein merkwürdiger Fall, trotz seiner vierzig Jahre noch keine Glatze, aber die Haare stehen ganz ungemein weit auseinander, fast, als ob sie sich gegenseitig nicht trauten, und da sie obendrein sehr dünn sind, macht das Ganze den Eindruck eines sehr windigen Ackers." Diesem Pankrazius Graunzer, der, man muß es sagen, ein wenig zum Weiberfeind vorherbestimmt erscheint, fällt als Erbe einer Tante — übrigens einer so vollsaftigen, kernigen, gemütstiefen und originellen Figur, daß um ihretwillen allein Bierbaums Roman lesenswert wäre, trotzdem der Leser sie nur als Abgeschiedene kennen lernt — ein Landgut zu, das er selbst bewirtschaften muß. Und Graunzer ist klug genug, bald aus der Erfahrung die Einsicht zu schöpfen, daß man sich wohl als Doktor der Philosophie keinen besonderen Schaden thut, wenn man unbeweibt durchs Leben geht, daß man aber als Landwirt ohne Frau wie ein Vogel ist, „der das Seinigte verloren hat," — wie ich mal in dem Briefe eines von der Geliebten treulos verlassenen Soldaten an seine ungetreue Liebste das Gefühl gänzlicher Verlassenheit ausgedrückt gelesen habe. Pankrazius Graunzer geht daher auf die Brautschau. Wie er das macht, das ist nicht gerade darauf berechnet, ein Spiegelbild modernen Lebens zu sein; auch in der losen, ganz willkürlichen Führung der Handlung mit hundert launenhaften und willkürlichen Seitensprüngen erinnert Bierbaum viel eher an Jean Paul oder an die Romantiker, als an die Modernen der französischen oder der norwegischen oder der russischen Schule. Diese Fahrt auf die Brautschau, so ziemlich ins blaue hinein, ist nur der Faden, an dem Bierbaum seine bunten Bilder von der wechselndsten Gestalt und zumeist von eigenartigstem Reiz aufreiht. Und ein entzückendes Liebesidyll, in dem Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind, der aus lauter Vernunftgründen sich zur Ehe entschloß und den doch keine Vernunftgründe in die Ehe hineinzwingen konnten, die Rolle des Liebhabers

spielt, — gar keine lächerliche Rolle, trotz seiner vierzig Jahre und trotzdem ihn die Natur nicht als Romeo auf die Welt gesetzt hat — schließt die Reihe dieser bunten und lose aneinander gereihten Bilder ab:

„Am Tag freut uns die Sonne,
Daß sie so golden blinkt,
Und nächten ist der Mond uns lieb,
Der in den See versinkt.

Es ist um uns ein Wesen,
Das uns verschwiegen macht,
In uns ist Mond- und Sonnenschein
Und aller Sterne Pracht.“

Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind, wird ein sehr glücklicher Ehemann; er wird's, weil er schließlich gar nichts mehr berechnet, auf alle Vernunft verzichtet und nur dem großen Gefühl, der einzigen Liebe seines Lebens, folgt. Das ist die Moral der Geschichte. Schade, daß Bierbaum manchmal glaubt, ein Genie müsse sich in Cynismen bekunden, die gar nicht zu der Gesamtphysiognomie des Buches passen.

Unter dem Titel „Anderer Leute Kinder“ (Leipzig, Verlag von Karl Reißner) hat Ernst Wichert zwei Novellen „Die Stieftochter“ und „Der Herr Pate“ in einem Bande vereinigt. Den Gedanken, daß einem fremde Kinder wie eigne ans Herz wachsen können, bringt die letzte in geschickter, wenn auch forcierter Weise zum Ausdruck. Dazu gehört nicht einmal ein eingebildetes Verschulden von der Art, wie es den Herrn Paten drückt. Er kann sich nämlich nicht ganz darüber beruhigen, daß er verständig genug gewesen ist, einem leichtsinnigen Freunde nicht sein ganzes Vermögen zu opfern und daß dieser Edle sich darauf eine Kugel durch den Kopf geschossen hat. Diese Erinnerung macht ihn gegen des Freundes hinterlassene Tochter weich und nachgiebig in höherem Grade, als es vielleicht ein kluger rechter Vater sein würde. Als das junge Mädchen sein Herz an einen vermögenslosen Offizier verliert, verzichtet er nicht nur auf allen ihm gewohnten Komfort, sondern sogar auf eine eigne späte Herzensneigung, um den Liebenden mit dem größten Teil seines Vermögens die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die ihrer ehelichen Verbindung entgegenstehen. Der Herr Pate scheint mir seine Uneigennützigkeit etwas weit zu treiben. Zu seinem Glück ist das Mädchen seiner späten Wahl nicht minder uneigennützig als er selbst. Es macht ihr nichts aus, ob sie mit ihm in einem Palast oder in einer Hütte wohnt, und sie fühlt sich nicht einmal in ihrer Eitelkeit ein wenig dadurch verletzt, daß der Pate so leicht auf das Haus verzichtet, das er sich und ihr gemeinschaftlich bauen wollte, um dem Kinde seines Freundes und ihrem Leutnant das Nest fertig stellen zu können. Es ist keine besondere Tiefe, aber ein sehr liebenswürdiger Optimismus in dieser Wichertschen Erzählung, der gewiß auch seine Berechtigung hat. Ist doch die Welt in der That nicht so ganz arm an merkwürdig guten Menschen, — die weniger guten machen sich nur mehr bemerkbar. Ergreifender aber wirkt die erste Geschichte, die Geschichte von der Stieftochter. Das ist ein junges Mädchen, das der zweiten Gattin ihres Vaters alles verdankt, mehr als alles, denn wenn ihre eigene Mutter am Leben geblieben wäre, so hätte sie und ihr Vater physisch und moralisch zu Grunde gehen müssen. Da tritt an den Vater eine ernste Versuchung heran; ihm, der ein geachteter Porträtmaler geworden ist, verspricht eine schöne Frau den Weg zu freierer und größerer künstlerischer Thätigkeit zu ebnen, und er erliegt der Leidenschaft und der Ruhmbegier. Seine Frau willigt in die Trennung; sie will den Mann nicht fesseln, dessen Liebe sie unwiederbringlich verloren zu haben glaubt. Die Tochter soll dem Vater folgen, — so erscheint es dem Vater und der Stiefmutter selbstverständlich. Die Tochter aber stellt sich auf die Seite der Stiefmutter, der sie ein neues, besseres, das Leben überhaupt zu danken hat und an die sie sich mit den unlöslichen Banden der Kindesliebe und der Kindespflicht gefesselt fühlt. Auch dieser Erzählung hat Wichert einen versöhnenden Abschluß gegeben. Nicht das schöne Trugbild führt den Künstler auf den Gipfel des Ruhmes, sondern er gewinnt aus seiner Reue die Kraft, Großes zu schaffen und zu versöhnen.

Dem „Bertram Vogelweid,“ den Marie von Ebner-Eschenbach im Anfang des letzten Jahrganges in diesen Heften veröffentlichte, hat die Verfasserin in der Buchausgabe noch eine zweite Erzählung „Rittmeister Brand“ (Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel) beigegeben. So verschieden auch der Geschmack sein mag, scheint es mir doch ausgeschlossen, daß ein Leser mein Entzücken über „Bertram Vogelweid“ nicht geteilt haben sollte, über dieses Lustspiel von so feiner liebenswürdiger Art, wie wir es auf der Bühne zu sehen uns leider haben entwöhnen müssen. Die Erzählung „Rittmeister Brand“ ist ernster im Grundton, weniger geschlossen in der Form. Wir leben sein Leben weniger mit wie wir die entscheidenden Tage Bertram Vogelweids mit erleben, als ob wir gleichzeitig mit ihm Gast auf Schloß Obositz wären; wir lassen uns vom Rittmeister Brand mehr erzählen. Marie von Ebner-Eschenbach erzählt gern von ihm — wie von einem guten Freunde, mit ein wenig Vorliebe, möchte ich meinen. Und diese Vorliebe der besten Erzählerin der Gegenwart rechtfertigt der Rittmeister durch ganz ausgezeichnete Eigenschaften des Gemüts, die durch eine zu starke Beimischung von Zartgefühl ihn daran hindern, ohne Umwege so glücklich zu werden, wie ein Mann mit solchen Eigenschaften zu werden verdient. Bescheiden für sich, aufopfernd für andere, wird er dieses späte Glück, das ihm selbst zu teil wird, immer noch als ein ganzes, volles, über die Erwartungen, die er noch an das Leben stellte, hinausgehendes empfinden. Die sympathischen Züge einer innerlich vornehmen und zugleich empfindsamen Natur, die dem Rittmeister Brand eigen sind, fesseln uns in der langen Galerie menschlicher Charaktere, die uns Marie von Ebner-Eschenbach gezeichnet hat, nicht weniger als irgend eine andere ihrer Figuren.

Rudolf Lindau hat Reiseerinnerungen

unter dem Titel „Aus China und Japan" zusammengestellt (Berlin, F. Fontane & Co.). Die meisten dieser Erinnerungen datieren dreißig Jahre zurück, und das mag es erklären, daß sie — selbst wenn man dem Temperament des Verfassers Rechnung trägt — doch hier und da etwas abgeblaßter erscheinen, als dem lieb ist, der von einen Reiseschilderer erwartet, daß er ihm unmittelbares Sehen vermittele. Aber diese dreißig Jahre, die der Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung nicht eben förderlich sein konnten, geben doch auch dem Buche seine Sonderart. Diese dreißig Jahre bedeuten für den europäischen Handel in Ostasien, für das Leben der Europäer in den chinesischen Vertragshäfen, für die Kulturentwickelung Japans vor allem einen ungeheuren Umschwung. Rudolf Lindau erzählt von Zeiten, die vergangen sind, und seine Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt sind die interessanten Streiflichter, die dem Leser manche Klarheit schaffen. Über das Japan vor der gewaltsamen Modernisierung kann außer Rudolf Lindau aus eigner Anschauung heute kaum noch ein anderer Reisender sprechen, und wie anders dieses Japan war, kann man sich kaum eine Vorstellung machen, — trotz aller japanischen Bronzen, Vasen, Fächer und Schalen. Es ist fast, als ob die Japaner sich selbst nicht mehr daran erinnern könnten, wie sie vor der großen Revolution von oben gelebt haben. Mich hat z. B. ein hier europäische Bildung suchender Japaner vor einigen Jahren versichert, die Sitte des Harikiri, der Selbsthinrichtung durch Bauchaufschlitzen, sei im vorigen Jahrhundert schon in Japan überwunden gewesen. Wie Rudolf Lindau erzählt, datiert die berühmte Geschichte der siebenundvierzig Lonin allerdings aus jener Zeit. „Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen anderen. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tötet sich" — aus gekränktem Ehrgefühl — „indem er sich den Bauch aufschlitzt. Seine Freunde und Diener, die Zeugen seiner ehrenvollen Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und siebenundvierzig von ihnen unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet, nachdem sie ihren Plan mit vollständiger Selbstverleugnung monatelang heimlich vorbereitet haben, in den Palast desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, töten die Männer, die sich ihnen entgegenstellen, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie in unterwürfigster Weise, da er ein hoher Beamter ist, zu erkennen geben, daß er sterben muß, und dem sie sodann den Kopf abschlagen. Sie tragen diese blutige Trophäe auf das Grab ihres Gebieters, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich zu verabredeter Stunde wiederum, um das blutige Werk, das sie unternommen haben, in würdiger Weise zu vollenden. Sie lassen sich um das Grab ihres alten Herrn auf den Knieen nieder, richten eine Ansprache an seine Manen und entleiben sich sodann." Das war im vorigen Jahrhundert. Aber Rudolf Lindau erzählt aus der Zeit seines Aufenthalts in Japan: „Der letzte Regent von Japan, Ikammonokami, wurde im Jahre 1860 auf offener Straße, inmitten seiner Getreuen, von einer kleinen Bande von Edelleuten überfallen. Sie hatten bei ihrem Leben geschworen, daß sie den Fürsten, der den Fremden Japan geöffnet hatte, töten würden, und sie hielten ihren Schwur und zahlten dafür mit ihrem Leben. Die meisten starben unter gräßlichen Qualen, indem sie sich, angesichts ihrer Verfolger, den Bauch aufschlitzten. — Mehrere fremde Beamte und Offiziere sind im Jahre 1862 Augenzeugen einer schrecklichen Selbsthinrichtung gewesen, die zehn japanische Soldaten, überführt, zwei französische Matrosen getötet zu haben, an sich vollzogen. Die vollkommene Ruhe dieser einfachen Männer angesichts des qualvollen Todes, der sie erwartete und noch während des Todeskampfes, ist mir von einem Augenzeugen, von dem holländischen Konsul Herrn von Polsbroek, als unübertrefflich geschildert worden. — Ich selbst habe oftmals mit Hori-Oribenokami, einem hohen japanischen Beamten, verkehrt, den ich als einen klugen, besonnenen Menschen kennen lernte: derselbe nahm sich in seinem Palaste, von Freunden und Verwandten umgeben, in feierlicher Weise das Leben, nur weil seine Politik den Fremden gegenüber vom Taikun und von dessen nächsten Ratgebern gemißbilligt worden war." Auch über den Taipingaufstand in China weiß Rudolf Lindau viel Interessantes an eignen Erlebnissen zu erzählen. Den vielen Freunden seiner Novellen wird es dabei ein besonderes Vergnügen sein, manchem Helden derselben in diesen Erinnerungen in seiner wahren Gestalt zu begegnen.

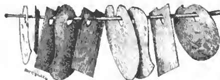
Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Vittorio March, der Maler des Bildes „Eine Taufe in Spanien," gehört der nicht kleinen Kolonie spanischer Künstler an, die sich in Rom zusammengefunden hat und in deren Ateliers der Rom besuchende Fremde so viel Anregung findet. Wenn er dem Titel seines Bildes noch hinzugefügt hätte, daß diese Taufe in Spanien nicht ein Bild aus der Gegenwart darstellt, sondern daß uns der Künstler damit in den Beginn dieses Jahrhunderts zurückversetzt, so wäre das für viele vielleicht nicht unnötig gewesen. Denn wie es heute in Spanien aussieht, wissen aus eigener Anschauung nur die wenigen, die dort die Reste alter Herrlichkeit und die Schwerfälligkeit, mit der sich Spanien modernem Kulturleben zugänglich erweist, geschaut haben. Die schöne spanische Nationaltracht, der wir auf dem Bilde von March begegnen, ist heute bis auf kleine Eigentümlichkeiten längst aus dem Volksleben verschwunden, und nur Stierkämpfer und Tänzerinnen bewahren sie. Das Bild einer Taufe würde heute viel weniger prunkvoll, viel weniger farbenbunt und prächtig als die Darstellung Marchs sein, trotzdem die alten Dome in ihrem

Innern noch immer die Kunstschätze vergangener Jahrhunderte bewahren, trotzdem die spanischen Frauen noch immer stolz und schön sind und trotzdem die Spanier noch heute ein feierliches Ceremoniell lieben. Aber der künstlerische Wert des Marchschen Bildes liegt viel weniger in dem Farbenreiz, den selbst der Holzschnitt noch ahnen läßt, als in der Gruppierung und Charakteristik. Der den Täufling am Taufstein erwartende Priester mit seinen Assistenten, der in Feierlichkeit daherschreitende Tauszug und die Gruppen Neugieriger und Andächtiger, die den Dom füllen — das alles ist von sprechendem Leben erfüllt. — Alte Frauen und arme Kinder, die auf dem Stoppelfelde die letzten Ähren lesen, malte Jules Breton, ein französischer Künstler, der mit Glück und ohne daß man ihm Nachahmung vorwerfen könnte, in den Spuren Millets wandelt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchten die Scene und geben dem Bilde einen fast feierlichen Ernst. — Ganz auf Stimmung basiert ist auch das Bild „Träumerei" von W. Menzler. So anmutig das junge Mädchen, das in die Gartenbank zurückgelehnt, die Mandoline im Schoß ruhen läßt, auch an sich ist, so würde man sich doch vielleicht daran genügen lassen, flüchtig diese Anmut zu konstatieren, wenn nicht der Ausdruck des Ganzinsichversunkenseins länger fesselte! — Die „Ruhenden Arbeitspferde" lassen uns in Edmond de Prateren einen Tiermaler ersten Ranges erkennen. Er hat nicht nur den Typus des schweren Arbeitspferdes ganz ausgezeichnet getroffen, sondern auch die stumpfe Ruhe nach starker Anstrengung in vollkommenster Weise zum Ausdruck gebracht. Daß es sich nur um eine kurze Pause handelt, sehen wir daraus, daß die Pferde angeschirrt im Hofraum des Bauerngehöftes stehen. — In seiner anmutigen und gefälligen Manier gibt uns Fritz Reiß ein ländliches Idyll, ein Frühlingsbild von bestrickendem Reiz. — H. Schievelkamp gibt in seinem Relief „Die Nacht" dem friedlichen Zauber einer Sommernacht plastische Gestaltung. Wie liebliche Träume umgaukeln Amoretten das Lager der schlummernden Frauengestalt. — Max Thedys „Mädchenkopf" erinnert in der Anordnung des Gewandes und in der kräftigen Behandlung des Kopfes ein wenig an eines der berühmtesten Frauenporträts von Meister Lenbach. Ist das Original Thedys auch nicht, wie das Lenbachs, eine blendende Schönheit, so ist diesem Mädchenkopf doch ein Ausdruck großer Energie eigen, der den Künstler wohl fesseln konnte und der in des Künstlers Wiedergabe auch den Beschauer fesselt. — Die graphische Kunst verkörpert Karl Gehrts in einer ernsten Frauengestalt, die den Stichel handhabt. Vor ihr steht das Gemälde, das sie im Holzschnitt wiedergibt, ihr zur Seite die Buchdruckerpresse. — Den Typus eines ostpreußischen Landmannes hielt Graf Bülow von Dennewitz in seiner Zeichnung fest; der Künstler nennt uns den Namen des Originals, Kämmerer Pflügge in Alkehnen. Klug, nachdenklich und zuverlässig schaut der Alte unter seiner Schirmmütze hervor. — Mit dem Blick für das Malerische, den W. von Gloeden-Taormina in allen seinen photographischen Aufnahmen offenbart, hat er sich auch die beiden tunesischen Schwerttänzer nicht entgehen lassen, die in dem schmalen Schattenstreifen an der Mauer Siesta halten. Ob ihm der Zufall das Bild vor Augen geführt hat, ob er es gestellt hat, ist gleichgiltig; im letzteren Falle würde das vollendet künstlerische Arrangement nur noch besondere Bewunderung verdienen. — Die Studie von H. Oehmichen wirkt so lebendig, daß man sich nach ihr leicht das ganze Bild ergänzen kann, wenn man es auch nicht kennt. Mit so hämischem Ausdruck blickt die Alte, daß es nicht schwer wird, sich den Schrecken des beim Rendezvous gestörten Liebespaares vorzustellen. — G. Schachingers Kinderköpfchen hat all den kindlichen Liebreiz, der so kleinen herzigen Geschöpfen eigen sein kann. — Der Studienkopf Annibale Carraccis erinnert an die Eigenart Correggios, dessen Schüler Carracci war.

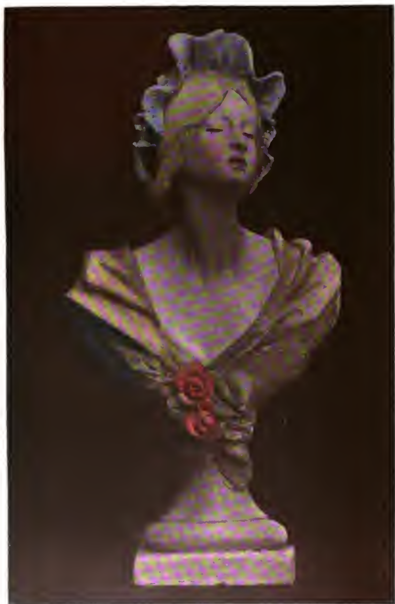
O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Statuette von Karl Bernewitz.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 12, August 1896.

Rheingold.

Eine Sommergeschichte
von
G. v. Berlepsch.

Sie saßen bei der zweiten Flasche Markgräfler.

Der Wein war vortrefflich, die Stimmung auch und der Abend lau, luftstill, düftedurchweht — einer von jenen, die allerlei wohlige Sehnsucht wecken, Märchenwinkel der Seele öffnen, aus denen es zu blinken und flüstern anfängt von lieben heimlichen Dingen, die einem einmal durchs Leben oder auch bloß durch die Träume gehuscht, die nie im nüchternen Tageslicht sich melden, nur in Feierabendstunden, in der Dämmerung, wie eben jetzt, wo die ersten Sterne winzig klein im kühlen Blau aufblinzeln.

Die beiden Freunde waren auf der Heimkehr von einer Schwarzwaldwanderung, die der eine unternommen, um nach angestrengter Arbeit — er hatte sich an der Konkurrenz für den Bau eines herzoglichen Jagdschlosses beteiligt — einmal wieder ordentlich Luft zu schöpfen. Unterwegs war ihm der Abstecher hierher in das kleine Nest, das sich zwar Städtchen nannte, „eingefallen." So sagte er wenigstens. Sein Reisekamerad that mit, obgleich hier nicht mehr viel für ihn zu suchen war; für den anderen bedeutete es ein Wiedersehen mit allerlei Reminiscenzen.

Sonnverbrannt, lechzend nach einem erfrischenden Bade waren sie vor einer Stunde erst angekommen. Der Ort lag am Rhein, in der Gegend, wo Deutschland und Schweiz über seine Fluten hinüber sich grüßen und ihre Dialekte freundnachbarlich ineinander klingen.

Das Bad hatten sie genossen und darauf ein ausgiebiges Gericht Rheinlanken sich munden lassen. Nun saßen sie vergnügt, ohne sich viel zu rühren, in dem alten Wirtsgarten zum Hirschen, dessen Terrasse von den dunklen Stromwellen bespült wurde.

„Den Seitensprung laß ich mir gefallen," sagte der Doktor. Er war eine schmächtige Gestalt, noch kein Dreißiger, mit feinem Juristengesicht. „Dieser Markgräfler allein ist's wert. Was meinst du — es gilt noch einmal?"

„Natürlich!" Der andere trank auch gleich aus, um den Rest der Flasche einzuschenken, damit sie frisch gefüllt werden konnte, denn hier zu Land wurde ein guter Tropfen noch offen, d. h. direkt vom Faß, verzapft. — „Und zwar bleiben wir morgen den ganzen Tag hier. Ich muß einiges wieder anschauen, ein paar hübsche alte Winkel, — da unten z. B. ein Thor, originell, wie weit und breit keins — und dann —"

„Eine alte Flamme —"

„Hirschenwirt, noch ein Gütterlin!" *)

*) Flasche.

Der Hirschenwirt, das Prachtexemplar eines wohlgenährten Mannes, mit feistem, gemütlichem Gesicht, ein Sammetkäppchen auf dem kugelrunden Kopfe, hemdärmelig, die Schürze vorgebunden, trat herzu.

„Geltent Sie, Herr Eberhart, das ist noch der nämliche!" sagte er schmunzelnd, mit seinem braunen Zeigefinger auf die Flasche tippend.

„Alle Ehre! Mit dem ist noch keine Giftmischerei getrieben worden."

Der Wirt lachte. „Sell thun wir uns selber nit an!"

Breitspurig, auch von der Rückseite eine beredte Illustration zu dem eben gesprochenen Worte, ging er dem Keller zu.

Die beiden sahen ihm erheitert nach, bliesen den Rauch ihrer Cigarren von sich und schlürften voll Behagen von dem bernsteinhellen Safte, den man schon seiner Farbe wegen nicht lange trocken ansehen konnte.

Jenseits des Wassers stand der Abendhimmel tiefbronzegelb über den dunklen Höhen. Sie waren nur noch Silhouetten auf Goldgrund, aber die Luft so klar, daß man einzelne Wipfel aus dem Heer der Bäume, unendlich fein gezeichnet, noch wahrnehmen konnte. Am Ufer glomm da und dort ein Lichtfünkchen, und irgendwoher — vielleicht aus einer Dachkammer, vielleicht aus einem stillen Gärtlein — kamen die Töne eines Flügelhorns.

„Schau," sagte der Doktor, „da geht alleweil noch der Trompeter von Säkkingen um! Kluge Leute, die Schweizer! Die kennen unsere sentimentalen Bedürfnisse."

„Glaubst du, der blase für's Geld, wie die im Lauterbrunnerthal das Alphorn?"

„Wenn er's bekommt, nimmt er's. Kein Geld, kein Schweizer."

„Probier's einmal. Kannst auch die saftigste Grobheit für dein Geld kriegen."

Der Betreffende blies gar nicht übel. Es klang hübsch übers Wasser her. Eberhart summte die Melodie mit.

„Vo meine Berge muaß i scheide —"

Da kam der Wirt mit Licht und einer frischen Flasche. — „Sodili!*) — Der kann's, ha?" sagte er, hinaus deutend nach dem unbekannten Musikus. — „Ja, das gilt dem Mareili in der Gießerei."

*) Ein verbindlicher Schnörkel zu „so".

„Was Mareili?" fuhr Eberhart auf.

Der Hirschenwirt lachte. „Potz Velt! Gilt's no soviel?"

„Wer ist der Mensch da?"

„Das ist der Jakob Gruber, und weil er jetzt zu den Guiden einrücken muß, wo er bei der Musik ist, so blast er halt fleißig. Wenn er aber so blast, dann ist's nimmer für die Guidenmusik, sondern für's Mareili." — Er kniff das eine Auge zu und neigte sich gegen Eberhart. „Es ist aber nicht 's Fräulein Marieli!"

„Marieli? Mareili?" Der Doktor spitzte die Ohren. — „Wer ist das?"

Da ließ Eberhart die Hand auf den Tisch fallen, daß alles klirrte. — „Richtig, jetzt muß das gräuliche Ding auch dran kommen!"

Derjenige überm Wasser hob eine neue Melodie an, ein beliebtes Volkslied, dessen Refrain so lautet:

„O bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort."

Wobei aber regelmäßig gesungen wird, daß an dem betreffenden Herzen das schönste Ort sei.

„Weshalb wirst du denn wild?" fragte der Doktor.

„Weil ich das Ding vor drei Jahren schon bis zum Überdruß jeden Sonn- und Feiertag, auf jeder Bahnstation hörte, wo vollgepfropfte Wagen dritter Klasse durchfuhren, aus jedem Wirtshaus heraus, und weil ich immer wieder aufpassen mußte, ob sie das schönste Ort singen werden. Es wurde eine förmliche Manie, dieses Aufpassen, und unfehlbar sangen sie's, wie ich es erwartete, Männlein und Weiblein. Ich hätte oft unter sie fahren mögen —"

„Als Sprachverbesserer? Oder warst du damals betreffs dieses schönsten Ortes gerade selbst in nervöser Verfassung? — Wie lange warst du auf dem Schlosse?"

„Zwei und einen halben Monat."

„Der Herr Eberhart hat aber bei uns g'wohnt," schob der Hirschenwirt ein.

„Das war noch mein Glück, — da konnte ich allemal verschnaufen."

„Sie werden den Herrn und die Frau Baronin doch besuchen?"

„Nein! Ich habe noch von dazumal genug. Die guten Leute brachten mich in aller Freundschaft mit ihren Stilfragen,

ihren ‚Interieurs,‘ schier um. Das war schon mehr ein Blutegelwissensdurst!“

„Wieso?“

„Sie hatten — respektive der Schwiegerpapa hatte für das junge baronliche Paar das Schloß Streitberg gekauft mit dem Vorsatz, es zu restaurieren, so feudal wie möglich, bis auf die Zugbrücke. Geld war in Masse vorhanden. Das lockte mich, aus diesem Vollen etwas zu machen. Ich bewarb mich, lieferte zahllose Skizzen, Pläne, Zeichnungen —“ hier kam ein kräftiger Seufzer — „na, endlich klappte es! Aber diese ewig neuauftauchenden Wünsche, diese Schreibereien, bald vom Baron, dem nominellen Herrn auf Streitberg, bald von ihr, der eigentlichen Goldquelle, auch vom Schwiegerpapa, der punkto Kostenüberschläge immerhin mit dreinredete und dabei seine eigenen ästhetischen Theorien entwickelte —, ein Mann, der stets die fetten Hände in die Hosentaschen einhängte, wenn er vom Geschäft sprach! Was zwischen uns verhandelt wurde, war natürlich bloß Geschäft. Ich hatte wiederholt das Glück, ihn auf dem Schlosse zu treffen, zumal als ich während der Hauptarbeiten und zur Vollendung des ganzen Ritterschnacks für längere Zeit herkam. Na, wir begriffen uns ja schließlich! Eine Halle wurde ganz bemalt, ebenso eine der Außenmauern mit einem großen Fries — ein Turnier darstellend, bei dem die Fetzen fliegen. Mit dieser Arbeit beglückte ich zwei Bekannte, arme Kerls, Maler, die gerade an großer Ebbe litten. Die waren für die Herrschaft bloß höhere Hungerleider und kamen nicht in Betracht, aber ich! Mich betrachtete man als umgangsfähig, und weil ich nun einmal da war, sozusagen als Dozent auf Stöhr. Ich wurde zu allen möglichen Mahlzeiten geladen, um schicklich ausgepreßt werden zu können, heute über alte Schmöker, die dem Baron von Antiquitätenhändlern aufgeschwatzt waren, morgen von der Baronin über Stickmuster für ihre Wandlaken, Truhendecken, was weiß ich alles. Der Schwiegerpapa examinierte mich über ‚altes Eisen,‘ wie er witzig sagte, nämlich Rüstungen und Waffen, die doch auch dazu gehörten. Aller Teufel fiel ihnen ein, und für alles sollte ich das wandelnde Lexikon sein. Sie waren rein stilbesessen. Das Wort lief mir wie ein Gespenst überall nach. Wäre mir damals nicht darum zu thun gewesen, durch die Arbeit bekannt zu werden, — denn die Besitzer, das wußte ich, würden in ihrer Eitelkeit die beste Reklame dafür machen, — und dann auch — —“ Eberhart sah sich nach der Seite um, wo der Hirschenwirt gestanden hatte — er war weggerufen worden — „neben all dem dummen Zeug etwas —“

„Aha — jetzt kommen die Rosen, die bei den Dornen stehen!“

„Ja, etwas wirklich Herziges, Holdseliges!“ — Eberharts lebhafte Gesichtszüge wurden plötzlich ganz hell. Ein sinnendes Lächeln ging darüber. Er hatte überhört, was der Doktor sagte, schwieg nun eine Weile, strich den Schnurrbart und blinzelte träumerisch nach der Richtung hinaus, wo der tapfere Guide noch munter fort seine Stücklein blies. — „Und das magst du glauben oder nicht,“ fuhr er in seinen Gedanken fort, „das blieb tiefer in mir sitzen, als vieles andere —“

„Drei Jahre lang! Was dich nicht hinderte —“

„Pah! Die paar leeren Kurmachereien!“

„Und nun gefällt es dir, wieder einmal verdorrte Blumen hervorzuholen, statt der frischen.“

„Verdorrt? Wer sagt das?“

„Was ist aus dem holdseligen Wesen inzwischen geworden?“

„Ich habe nichts von ihr gehört, rein nichts. Und dennoch —“ er hielt inne nnd sann, — — „das tauchte immer einmal wieder auf in unverblaßtem Zauber, wie ein lieber Besitz, an den man sich erinnert unter fremden gleichgültigen Menschen.“

„Hm! Dieses Erinnerungsbild also willst du wiedersehen — ob es unterdessen verblüht ist, — oder hinging und einen anderen nahm? Worüber man natürlich das gewisse bittere Lachen hätte! Denn Vernunft lieben wir an holden Frauen bekanntlich nur, soweit es uns paßt.“ Der Doktor legte das Kinn in die Hand und schaute dem Schwärmer kritisch in die Augen.

Der lachte. „Du verstehst dergleichen einfach nicht. Es liegt etwas merkwürdig Poetisches, Reizvolles darin.“ — Er fuhr mit beiden Händen durch die Haare und dehnte sich wohlig.

„Reizvoll! Wenn nach all der Zeit so ein Herzchen noch zittert und zappelt im alten Netze, auch wenn es etwa unterdessen aus Verzweiflung einem anderen geschenkt worden ist! — Weißt du, ich bin begierig, wie du dich seinerzeit, wenn du eine Frau hast, in solch reizvollen Momenten benehmen wirst."

„Soll mir einer kommen! Übrigens hier handelt es sich keineswegs um so etwas."

„Die Schloßfrau ist es nicht — also wer denn?"

Eberhart schmunzelte. „Ein sehr hübsches Mädchen, punktum! Auch von guter Herkunft, wenn dir das lieb ist. Kannst sie vielleicht sehen, morgen. Sie scheint ja noch am alten Plätzchen zu sein, in der Glockengießerei, dort unten. Sie ist das Kind des Besitzers, kann Klavier spielen ꝛc."

„Und?"

„Na, sehr einfach: ich ging öfter hin. Der Alte hatte es gern, wenn ich kam, denn auf dem Land ist der Umgang rar. Wir saßen manchen Abend beisammen. Er trinkt einen guten Wein und ist weit in der Welt herumgekommen. Da schwatzten wir, und das Marieli saß auch dabei und hörte zu — sie konnte so nett aufhorchen mit ihren großen braunen Augen."

„Und verschoß sich bei dieser Gelegenheit."

„Gehörig! War aber ein ganz schnurriges Geschöpf, das absolut nichts von seiner Verfassung wollte merken lassen."

„Was sagte sie denn, als du fortgingst?"

„Adieu, weiter kein Wort, und ließ mich mit dem Alten stehen. Es war rührend, wie sie sich Mühe gab, zu lachen, und ihr doch das Wasser in die Augen schoß, gleich so, daß die Thränen überliefen. Sie ging dann quer in den Garten hinter die Johannisbeerstauden."

„Und du?"

„Ich? Nun, ich ging dann auch meiner Wege. — — Zu Neujahr schickte ich ihr ein Buch, Lyrik, schön eingebunden. Glaubst du, sie hätte mir darauf geantwortet? Gott bewahre! Das machte mich wild, und ich ließ ebenfalls nichts mehr von mir hören."

„Dieses Marieli scheint eine Natur zu sein. Recht hatte sie: Lyrik, Schmachterei, Dummheiten! Das gefällt mir von ihr. — Wie alt war sie damals?"

„So neunzehn Jahre."

„Also heute zweiundzwanzig. Da kannst du eine Enttäuschung erleben."

„Gleichviel, ich will sie sehen."

„Und dann?"

„Ja, dann — —"

Der Hirschenwirt kam wieder herangewatschelt und ließ sich schnaufend am Tische nieder. — „Das werdet Sie wohl wisse, daß ein Basler = Siideherr*) 's Fräulein Marieli hat wolln hürate?"

„Nichts weiß ich."

„So, so! Weil ich g'glaubt hab, Sie schreibet einander vielleicht. — Ein riche sei's g'wese!"

„Und warum hat sie ihn nicht genommen?"

„Ha, das werdet Sie, denk wohl, besser wisse!" lachte er.

Eberhart spielte den Gleichgültigen, stand vom Tisch auf und trat an die Mauerbrüstung. Er ließ einen hellen Pfiff aufs Wasser hinaustönen.

„Aha, 's Schiff möchtet Sie," rief der Hirschenwirt. „Scho recht, aber der Kueri wird nach drei Jahre nimmer uf de Pfiff lose. Ich schick ein zu ihm, wenn er nit scho schloft."

„Ah, wir gehen gleich selber."

„Wohin?" fragte der Doktor verwundert.

„Zum Schiff hinunter, noch ein wenig auf dem Rhein fahren."

„Keine Spur; ich sitze hier fest."

„Komm, wir nehmen den Wein mit." — Er lüpfte den Freund aus dessen behaglichen Stellung auf und zog ihn mit sich. Ein Bub trug Flasche und Gläser nach.

Das Häuschen des Fischers Kueri war schon dunkel. Sie mußten an Thür und Fenster klopfen.

„Was isch?" rief endlich eine grobe Männerstimme drinnen.

„Guet Fründ! Numme 'n**) ufg'macht!" antwortete Eberhart im Dialekt, so gut er konnte.

Ein Lichtschein ging drinnen auf. Unter der niedrigen Hausthür erschien ein Mann, nur gerade mit dem Nötigsten bekleidet. — — „Ja, der Donner!" rief er, die Laterne hebend und Eberhart ins Gesicht leuchtend. „Sind Sie wieder da?"

*) Seidenfabrikant. **) nur.

„Ja, Kueri, grüß Gott! Und jetzt möcht ich das Schiff noch ein wenig; gebt mir den Schlüssel. Ich will ihn dann schon ans alte Plätzli legen.“

Einen echten Allemannenkopf hatte Kueri, blond, das Haar vom Schlaf jetzt feucht und in Unordnung; kluge Augen schauten darunter hervor und eine lange gerade Nase.

„Sind Sie uf'm Schloß?“ fragte er, die Schiffskette lösend. — „Oder eppe'n in der Gießerei?“

„Im Hirschen sind wir. Das ist mein Freund.“

„Aha, willkomm!“ — Er reichte dem Doktor die schwielige Hand. — „So, jetzt fahret Sie halt.“

Die beiden sprangen in den großen schmalen Kahn. Die Kette wurde hineingeworfen, und das Fahrzeug glitt lautlos ab vom dunklen Ufer.

„Wohin soll's gehen?“

„Abwärts.“

„Und hinauf können wir dann arbeiten wie Schiffsknechte,“ brummte der Doktor.

„Ich rudere allein, es ist nicht schwer; ich kenne die Ufer. — — Na, gefällt's dir?“

„Passabel.“

Der Himmel strahlte voll Sterngefunkel über dem nächtlichen Strom. Das flimmerte, tanzte und verschwand in Reflexen auf den glatten großen Wogen, ein unaufhörliches Spiel, und trotzdem lag eine wunderbare tiefe Ruhe in der Landschaft. Ein Wohlgeruch wie von frisch gemähten Wiesen ging durch die Luft. Die Lichter an den Ufern waren zum größeren Teil schon gelöscht; auch der Flügelhornist hatte jetzt sein Blasen eingestellt.

Der Doktor zündete eine Cigarre an und schenkte Wein ein. Eberhart rauchte nicht, aber er trank das Glas, welches ihm der andere reichte, in einem Zuge leer. Er schaute, das Fahrzeug sicher lenkend, immerfort nach einer Richtung, auf die er auch lossteuerte und, mit der Örtlichkeit ganz vertraut, den Kahn endlich laufen ließ.

Es war ein Garten mit alten Bäumen. Unter den überhängenden Zweigen derselben glitten sie eine Strecke hin und gelangten dann an eine Treppe, die zu einem stattlichen Gebäude, eigentlich einem Komplex von Gebäuden, emporführte. In dem Hause zunächst des Wassers war ein offenes Fenster mit weißen Vorhängen, die der Nachtwind manchmal ein wenig blähte, noch erleuchtet.

Eberhart spähte scharf hinauf.

„Ist das etwa die Gießerei?“ fragte der Freund.

„Pst! Wozu so laut!“

„Aha, ein Ständchen No. II. —“

„Still, sag ich —“

Die Kette rasselte ein wenig, das lange Ruder schlug an.

Oben am Fenster erschien ein Frauenkopf, lauschend vorgestreckt, abwärts blickend — eine jugendliche Silhouette. Eine Minute war alles mäuschenstill, dann rief es vorsichtig halblaut: „Bisch es du?“

„Ja!“ tönte es gerade so zurück.

„I chumme'n abe —“ Und der Kopf verschwand flugs vom Fenster.

„Was hast du eigentlich vor?“ fragte der Doktor.

„Das wird sich bald herausstellen.“

Beide schwiegen und lauschten.

Es dauerte kaum zwei Minuten, so wurde irgendwo ein Schlüssel umgedreht und eine Thüre geöffnet. Dann kam es mit eiligen Schritten, wie ein Wirbelwind daher, daß es nur so flatterte von leichten Frauengewändern.

Eberhart stand dicht an der Stiege. Der Doktor saß hinten im Schiff.

„I han scho lang g'wartet!“ flüsterte es vorwurfsvoll; aber schon im nächsten Augenblick schrie es auf: „Herr Jessis, was ischt das!“

„Nur ruhig, es ist kein Seeräuber,“ versicherte Eberhart, die Hand des Mädchens, die sich ihm entgegengestreckt, festhaltend; — „ein ganz ehrlicher Mensch ist's, wenn auch nicht gerad der Jakob Gruber. Gelt, Mareili, hast gemeint, der sei's, weil er vorhin so schön geblasen hat?“

„Um Himmelswillen, was sind denn Sie?“

„Ich hab dir's ja gesagt, ein ehrlicher Mensch.“

„Nein, an unverschamte Mensch! Lasset Sie mi nur los, oder i rüef um Hilf.“

„Dummheiten! Jetzt wirst du mir ein paar Antworten geben, wenn dir d'ran liegt, daß weder der Jakob noch die Fräulein Marie etwas davon erfahren, wie du da so flugs heruntergekommen bist.“

„Ja — kennt Sie uns denn?“

„Freilich. Aber du warst vor drei Jahren noch nicht in der Gießerei?"

„Nein. — Bitte, lasset Sie mi los!"

„Es geschieht dir ja nichts! — Wie lang bist du hier?"

„Zwei e halb's Jahr."

„Und wie geht es dem Fräulein?"

„Guet."

„So?! — War sie immer munter?"

„Warum au nit! Jetzt lasset Sie mir aber los!"

Das Zwiegespräch ging im eiligsten Tempo.

„Du darfst nicht fortlaufen, denn ich muß noch Verschiedenes fragen —"

Ohne sie freizugeben, zog er etwas aus der Tasche und machte eine kleine Bewegung. Im nächsten Momente brannte ein Streichhölzchen, mit dem er Mareili beleuchtete. Er sah ein frisches braunäugiges Geschöpf, ziemlich sonnenverbrannt, das erschreckt und bös, wie ein junges Wildkätzchen, in sein erhitztes lachendes Gesicht schaute.

Sie hielt die umgekehrte Hand vor die Augen. — „Nein, wie uverschamt! Und eins so z' duzen! Bi'n uns sage die ehrbarn Lüt Ihr zu einand."

„So, jetzt weiß ich doch, mit wem ich spreche! — Und wenn Euch das Ihr lieber ist, Mareili, so geschehe Euer Wille. Halt! Nicht fortlaufen! Ich muß noch etwas wissen."

„Also g'schwind!"

„Ist's wahr, daß Euer Fräulein hätte heiraten sollen?"

„Scho zwei oder dreimal."

„Potztausend! Warum hat sie es nicht gethan?"

„Fraget Sie's selber; sie wird's Ihne g'wiß gli uf d' Nase binde!"

Jetzt erscholl im Dunkeln ein Lachen.

„Was, no eine!" rief Mareili entsetzt. — „Machet Sie, was Sie wänd — i blibe nimme da!" — Sie riß sich los, und wie ein abgeschnellter Pfeil war sie verschwunden.

Die Hausthür fiel ins Schloß. Gleich darauf war auch das Licht oben ausgelöscht.

— — — — — — — — — — —

„Köstlich!" lachte der Doktor. „Wunderbar! — Bist du nun zufrieden? — Ein wehrhafter Schlag ist das, bei Gott, wenn sie alle hier zu Land so sind. Ich fange an neugierig zu werden. Hast du noch den Mut, deiner Angebeteten unter die Augen zu treten?"

„Erst recht!" — Eberhart stieß den Kahn ab, daß es ihn scharf im Bogen drehte und mitten in die Strömung riß. Das Wasser zog gewaltig. Er hatte mit voller Kraft zu arbeiten. Der Doktor hörte seine Atemstöße bei jedem Ruderschlag; es war ihm nicht mehr ganz geheuer mit seinem kühnen Fährmann. Wer konnte wissen, was der in seinem Erinnerungsbrand noch im Schild führte? — Er griff deshalb zu einer List.

„Ich habe noch immer einen unlöschbaren Durst," sagte er.

„Ich auch."

„Also zurück."

„Ah bah! Du wirst nicht gleich verschmachten. Wir fahren noch eine Weile." Eberhart warf dem Doktor erst seinen Hut, bald auch den Rock zu, weil ihm vom Rudern heiß wurde. Die Anstrengung machte ihm Vergnügen.

Zur Rast lenkte er an eine buschartige Stelle, wo das Wasser ruhig wie in einem Seelein stand, und fing an zu singen, mit einem ganz hübschen Tenor. Dann brach er, wieder zum Ruder greifend, ab. — „Jetzt gehen wir heim und lassen meine liebe Gießerei da unten mit allen ihren wilden und zahmen Insassen leben!"

Die Freunde schliefen verdächtig lange in den Morgen hinein. Aber kein Wunder! Die Holzladen vor den Fenstern, die bloß ein eingeschnittenes Herz als Ausguck hatten, waren fest geschlossen; überdies hielt das dichte Blätterdach der Bäume noch die Sonne ab. Es rührte sich nichts in dem kühlen, großen, altmodischen Zimmer, so lustig die Vögel auch draußen zwitscherten und der Rhein im goldensten Morgenlicht vorbeirauschte.

Der Kaffee stand längst bereit zum Frühstück; er brodelte schon zum drittenmal.

Der Hirschenwirt horchte an der Thür. Noch immer standen die zwei Paar Schuhe einmütig an ihrem Platze.

Endlich kam denn doch einmal einer, der Doktor, zum Vorschein, verwundert, daß es schon so spät sei. Eberhart schlief noch fest.

Der Doktor saß einstweilen allein bei

seinem Frühstück im Garten, vor zwei Kaffeegeschirren, aus denen eine Familie sich hätte satt trinken können. Es schmeckte denn auch danach. Aber die Freunde waren auf ihrer Wanderung nicht verwöhnt worden und hatten allerlei unter der Firma Kaffee bekommen. Überdies war der Doktor, während er ausgiebig Butter und Honig aufs Brot strich, allem Anschein nach mit anderen Dingen noch, als seiner Leibesnahrung beschäftigt. Er trug seine Kragen und Manschetten und die helle Reservekrawatte, welche er auf seiner Tour nur in Fällen, wo man an eine Table d'hote verschlagen wurde, hervorgeholt hatte. Sogar Handschuhe lagen auf dem Tisch.

Gestern war etwas wie Neid über ihn gekommen. Neben Eberhart, diesem kecken Glücksmenschen, der, wo er ein Ziel im Auge hatte, gleich mit vollen Segeln losfuhr, kam er sich mit seinen Siebenundzwanzig wie ein rechter Stubenhocker vor. Seinetwegen hatte sicherlich noch kein Mädchen ein Thränlein vergossen! Und — es mußte doch etwas merkwürdig Liebes sein, was nach drei Jahren noch so wirkte, wie das bei Eberhart gestern abend der Fall gewesen, der noch in förmliche Ekstasen geriet. Er, der Doktor, hatte diesen Dingen bisher noch immer als Theoretiker gegenübergestanden, — eine subtile, pessimistische Natur, die sich immer „hütete," ein Spötter und Beobachter, in dessen Innerstem gleichwohl die weichsten, zartesten Gefühle wohnten, z. B. eine heimliche, fast andächtige Verehrung echten Frauenwesens. Aber wie wenige ahnten das? Ihm waren nie Rosen daraus erblüht, und er konnte in Gemütsruhe dabei ein alter Geselle werden. Gestern abend auf einmal, als es da geheimnisvoll herab ans Schiff geflattert kam, als Eberhart gleich kühn die Gelegenheit nützte, um Kunde über sein Flämmchen zu haben, und das junge Ding ihn dann so recht aus der Tapferkeit des Herzens heraus abblitzen ließ; — das kurze, hitzige Zwiegespräch, bei dem es wie Funken stob, — da hatte es ihn seltsam, plötzlich gepackt, etwas wie ein Hauch und Klang von Jugend, Daseinslust, ja Romantik, die er nie gekannt — —. Nachher noch Eberharts Schwärmerei, der Wein, die wundervolle Nacht, kurz, es war ihm etwas ins Blut geschossen, eine Sehnsucht, schließlich fast Melancholie — — —.

Während er tiefsinnig über all' das nachdachte, wurden oben die Holzladen aufgeworfen; eine schmelzende Melodie wurde gepfiffen.

Zehn Minuten später stand Eberhart im Garten, frisch, in brillanter Laune. Auch er hatte seinere Toilette gemacht.

„Also — was wirst du zunächst beginnen?" fragte er.

„Zunächst habe ich auf dich gewartet."

„Das wäre nicht nötig gewesen, da wir doch zweierlei Wege gehen. Schau dir die Kirche an, ein famoser frühgotischer Bau; dann das alte enge Friedhöfchen dahinter, das ist reizend! Jetzt besonders, wo die Rosen dort blühen, ganze Büsche. Es sind auch ein paar originelle Grabsteine da, respektive Inschriften, — du interessierst dich ja für dergleichen. Und also nachher das Stadtthor. Kannst meinem Freund, dem alten Schuster, der oben im Turmstübel haust, einen Gruß von mir bringen. Der hat eine Götteraussicht — —"

„Und du?" —

„Ich? Ich gehe in die Gießerei."

„Da halte ich mit."

„Ich kann dich nicht brauchen."

„So gehe ich allein hin." Der Doktor stand auf, nahm seine hirschledernen Handschuhe und streifte sie bedächtig über die Finger. „Soll ich dich anmelden?"

Eberhart sprang auf und drückte ihn energisch auf seinen Stuhl nieder. „Hier bleibst du — in Kuckucks Namen!" —

„Meinetwegen! Es kommt mir auf eine Viertelstunde nicht an."

Eberhart that einen Schluck aus seiner Tasse und verzog das Gesicht. „Brrr! Ist das ein Gebräu — schauderhaft! — Übrigens weißt du — wie soll ich das sagen —: nur so eine angenehme Reiseepisode gibt es da nicht!"

„Willst du dich verloben?"

„Wieso?"

„Nun, in diesem Falle —"

„Nimm diesen Fall —, und kümmere dich nicht weiter um mich."

Der Doktor hatte heute eine eigentümliche Haltung, etwas Geweckes, Unternehmendes, Entschlossenes. Er zog die Uhr. „Schon elf! Sapperlot! — Ich gehe!"

„Du kannst gleich dort hinunter," rief Eberhart ihm nach, — „nicht links — rechts mußt du dich halten; siehst ja gleich den alten Turm!"

Der Freund wendete sich noch einmal lächelnd, nickend um, worauf er gerade die entgegengesetzte Richtung, die nach der Gießerei zu, einschlug.

„Hol dich der —!" murmelte der andere, „zuvorkommen sollst du mir nicht!" Stülpte den Hut auf und eilte ihm nach.

Da war nun nichts zu machen! Der Doktor war plötzlich wie besessen, die Schönheit kennen zu lernen, welche Eberhart — ob ein bißchen aus Prahlerei, oder aus wirklich noch vorhandener Verliebtheit — unvorsichtig genug gewesen, in den allerholdseligsten Farben zu schildern. Er mußte sich über die geweckte Neugier eigentlich nicht wundern! Und da er ihn, wie er nun sah, nicht abschütteln konnte, so ließ er ihn eben, schließlich den Sicheren, den Großmütigen spielend, neben sich gehen, dem Ziel von gestern abend zu, nur diesmal auf dem Landweg.

Ein frischer Luftstrom kam den Rhein herab und zog mit den Wassern blauen Fernen zu, aus denen, wie ein Hauch nur, die Vogesen winkten.

Die Straße führte jetzt ins freie Land. Der sonnigste Himmel wölbte sich darüber. Zwischen Bäumen wurden die Giebel der Gießerei sichtbar. Eberhart schob den Hut aus der Stirn und sah mit fröhlichem, aber auch etwas aufgeregtem Blick nach dem behäbigen Anwesen, das ihn mit seinen braunen Ziegeldächern und den alten dunklen Baumkronen vertraut wie eine Heimat grüßte.

„Es ist was Eignes um so ein Wiedersehen," sagte er, „ich freu' mich, und doch — wenn sie sich am Ende recht verändert hat — — auf dem Lande geht so ein gewisser Liebreiz schnell verloren. — — Was hält denn dort für ein Reiter am Gartenthor?"

Nach einer Biegung der Straße sahen sie gerade auf das Wohnhaus mit seinem Vorgarten. Da standen etliche Leute um einen Reiter. Ein helles Frauengewand leuchtete diesem zunächst; eine jugendliche Gestalt hielt etwas empor, ein gefülltes Glas, woraus der auf dem Pferde alsbald trank.

Der Jurist hatte sein boshaftes Vergnügen, den gespannten, fast erschrockenen Ausdruck in den Zügen des siegesgewissen Freundes zu beobachten.

„Einer in Uniform ist's! Ha! Der Hornist von gestern abend wird's sein, — der dunklen Uniform nach ein Guide — natürlich! Der muß sich jetzt in seinem Glanze zeigen. Die Kerle bilden sich was ein, wenn sie im Vaterlandsrock stecken."

„So wird das pfauchende Kätzchen von gestern abend auch zur Hand sein.

„Macht nichts!" rief Eberhart aufatmend, „damit wollen wir schon fertig werden!"

Es war richtig der Jakob Gruber, der in seiner ganzen Kriegerherrlichkeit bolzgerade auf seinem glänzend gestriegelten Roß saß, das halbgeleerte Weinglas in der Rechten, wie ein Gott von seiner Höhe auf die vor ihm Stehenden niederschauend. Der Tschako mit dem Roßhaarbüschel stand dem braunen Burschen gut, überhaupt die ganze dunkle Uniform, an welcher nichts blinkte, als der Säbel, das Blasinstrument und die Eisenbeschläge des Karabiners rechts am Sattel.

Nun leerte er das Glas auf einen Zug. Sein Pferd warf ungeduldig den Kopf zurück und machte rückwärts hufend eine schnelle Wendung. Er saß wie angegossen im Sattel und rief nur lachend nach: „Also Adieus!" Dann ging's in lustigem Trabe fort auf der Straße.

Der Reiter hatte seiner Gesellschaft die beiden Ankömmlinge verborgen. Nun waren sie bis auf wenige Schritte nahe und sahen plötzlich in die glänzenden Augen zweier Mädchen, die dem schmucken Guiden wohlgefällig nachblickten. Ein Graukopf, das Lederkäppchen schief gerückt, eine breite, stämmige Gestalt, stand bei ihnen.

Eberhard verwünschte den Davonsprengenden. Der war der Held in diesem Augenblick. — „Grüß Gott miteinander!" rief er, seinen Hut schwenkend.

„Ja — zum Wetter! Wo kommen Sie her?" fragte der stattliche Mann, es war der Hausherr selber, und lüpfte zögernd das Käppchen.

Sie schüttelten einander fest die Hände.

„Aus dem Schwarzwald komm ich mit meinem Freunde da — Dr. Kestner. Und jetzt möchte ich einmal wieder schauen, wie

Aus unserer Studienmappe:



Der Raucher. Handzeichnung von Adriaan Brouwer im Dresdener Museum.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

es hier geht und steht.“ Er sah mit hellem Feuer auf das eine der Mädchen, das bei seinem Anblick über und über erglühte. „Grüß Gott, Fräulein Marie!“

„Grüß Gott!“ antwortete sie lächelnd, scheinbar gelassen. Dabei wich aber das Rot fast so schnell, wie es gekommen, zuerst um Mund und Schläfen, dann aus den Wangen, bis sie ganz bleich war.

„Ah, steht's noch so!“ raisonnierte der Doktor im stillen. Er hatte sich das Mädchen nicht so schön gedacht. Ihm schlug das Herz bei diesem Anblick rascher, und der da machte einfach Miene, wieder anzuknüpfen, wo er vor drei Jahren stehen geblieben, hielt ihre Hand fest und sah tief in die braunen großen Augen.

Die andere war schleunigst verschwunden.

Es gab eine kurze Vorstellung. Dann ging man in die wohlbekannte Parterrestube, mit den Blumenstöcken vor den Fenstern, den vielen Bildern an der Wand und den großen soliden Möbeln von Anno dazumal.

„Noch alles im alten!“ rief Eberhart, sich umsehend; „wie das anheimelt!“

„Was soll viel anders sein, wenn man nicht gestorben ist?“ lachte der Gießer. „Nehmen Sie Platz, ihr Herren! Jetzt ist das dumme Kind mit dem Weine davongelaufen, und Sie werden doch auch an einem warmen Tage wie heute gern einen Schluck nehmen? Bei unserem Mareili ist halt ein wenig Sturm im Kopfe. Der Bursch, der grad vorhin weggeritten ist auf Zürich zur Guidenübung —“

„Der Jakob Gruber?“

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Ihn nicht — aber —“

„Sein Blasen,“ fiel der Doktor ins Wort, der in dem ehrenwerten Haus nicht gleich als Teilnehmer an einem Abenteuer erscheinen mochte. „Gestern abend hörten wir ihn draußen auf dem Rhein.“

„Marieli und Mareili!“ sagte Eberhart, verträumt das schlanke Mädchen betrachtend, welches schweigsam seitwärts stand. Er sann einen Moment. —

„Z' Bade staht e goldig's Hus,
's lueged drei Marete drus — —

Wie heißt's weiter? — Halt!:

Die eint spinnt Side,
Die ander schabt Chride,
Die dritt — schnidt Haberstrau,
B'hüet mer Gott mis Chindli au! —“

Der Meister lachte. „Man könnt ja glauben, Sie hätten selber schon ein paar Chindli, daß Sie die Verse so gut auswendig wissen!“

„Das ist, weil 's Fräulein Marieli sie mich einmal gelehrt hat,“ erwiderte Eberhart ernsthaft.

„Ja, wie ich selber noch ein Kindskopf war,“ lächelte sie. — „Ich will Wein holen, Vater.“

„Nein, das dürfen Sie nicht,“ rief Eberhart, ihr in den Weg tretend. „Deshalb sind wir nicht gekommen. Erzählen Sie lieber, wie es immer gegangen ist.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen,“ sagte sie und hielt eigensinnig die Augen gesenkt, sobald er hineinschauen wollte.

„Was? Nichts zu erzählen, wenn man einundzwanzig Jahre alt ist?!“

„Bald zweiundzwanzig,“ verbesserte sie.

Der Doktor blinzelte durch seinen Zwicker. „Ein seltenes Geschöpf!“ dachte er.

„Bei Ihnen wird es mehr zu berichten geben,“ sagte der Gießer hinter dem Tisch hervor, wo er bereits mit dem Doktor sich niedergelassen hatte. „Kommen Sie jetzt daher, und lassen Sie was hören.“

„Ein Stück Welt hab ich gesehen; in Spanien und Frankreich war ich. — — Existiert die Laube draußen im Garten nicht mehr, wo man so hübsch auf den Rhein schauen kann?“

„Freilich.“

„Warum sitzen wir nicht dort?“

„Am hellen Werktagmorgen?“

„Wenn gute Freunde sich wiedersehen, ist immer Feiertag. Lassen Sie uns hinausgehen.“

„Ist er immer noch so ein Schwärmer und Sapperloter?“ fragte der Hausherr vertraulich den Doktor, als sie aufstanden, um nach der besagten Laube zu gehen. „Sehen Sie, solche wie der gibt's bei uns nicht. Wir sind von gröberem Schlag und würden uns genieren, so schön zu reden und zu thun. Drum haben wir immer eine Freude gehabt, wenn er kam, und oft von ihm nachher gesprochen. Wie lang ist's, daß Sie da waren?“ wandte er sich an Eberhart.

„Drei Jahre! Oder sind's vier?“ fragte er wie zum Spaß Marie, neben

welcher er ging, obwohl die Gartenwege für zwei sehr schmal waren. Er wollte auf ihrem Gesicht den alten lieben fröhlichen Ausdruck sehen.

„Drei!" lautete es ernst.

„Sie haben sich sehr verändert, Fräulein Marie!" flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ich bin halt älter geworden."

„Das nicht allein —"

„Sie vertreten mir da meine Reseda!"

„Viel ernsthafter, kommt mir vor."

„Oh, keine Spur!" lachte sie hell, als müßte sie's gleich beweisen.

„Das ist der alte Ton!"

Abermals sah der Doktor, den Eberhart ganz und gar dem Hausherrn überließ, nach den beiden sich um mit einem eignen Blick.

„Und das ist Ihr Freund?" fragte sie.

„Warum sehen Sie ihn so kritisch an? Mißfällt er Ihnen?"

„Der ist gewiß recht gescheit?"

„Ein Mustermensch!"

Marie kräuselte die atlasglatte, leicht gebräunte Stirn. „Sie treiben's noch immer gleich, daß man nicht weiß, ist's Spott oder Ernst, was Sie sagen!"

„Und doch haben wir so gut miteinander reden können!"

Sie that, als hätte sie es nicht gehört, bückte sich, um ein Unkraut auszureißen — und dann standen sie vor der Laube.

Das Rebenhäuschen war dicht bewachsen. Zwischen dem Gezack der Blätter sah man durch drei bogenartige Öffnungen auf verschiedene Landschaftsbilder: geradeaus der Rhein in seiner vollen stattlichen Breite und die waldigen Hügelgelände drüben; stromauf das Städtchen, eng zusammengedrängt, mit seinem Allerlei von dunklem Gemäuer, braunen Ziegeldächern, Giebeln, Türmen, — und stromabwärts der Fernblick ins deutsche Land.

„Ist das nicht ein gutes Plätzchen?" fragte Eberhart. „Ich habe oft daran gedacht, mitten im Winter, wenn's schneite und die Häuserreihen gegenüber in ihrer öden Grauheit durchs Fenster hereinstarrten. Da stand dies grüne Plätzchen mir vor Augen, daß ich förmlich Heimweh kriegte —"

„Warum sind Sie nie gekommen?"

„Ja — warum!" Er warf sich auf einen der festen geradlinigen Holzstühle und fuhr durch's Haar. „Sie wissen ja gar nicht, was das für eine Hetze, für ein Kampf in der Welt draußen ist, wenn man sich behaupten und vorwärts will."

„Dafür sind Sie jung," sagte der Meister; „ich habe das auch einmal durchmachen müssen, — freilich, vielleicht anders; aber gesund ist's!"

Der Doktor hörte dem Gespräch mit gemischten Empfindungen zu. Wie der verfluchte Kerl sich nur in Scene setzen konnte, um aufs neue Eindruck zu machen! Was Eindruck, wo der erste Blick schon genügt hatte, um in dem Herzchen da drüben wieder alles aufzurütteln!

Und wie sie dort am blätterumrankten Eingang lehnte, die schlanke und doch kräftige Gestalt, nicht schlank im städtischen Sinne, viel schöner, weich in jeder Form und Bewegung, — vom Sonnenlicht gestreift, daß eine schimmernde Linie rings an ihr niederfloß, daß jedes Härchen auf ihrem Haupte glänzte, — hinter ihr der blumenbunte Garten, die blaue Sommerluft. Und im Antlitz ein Wechselspiel des Ausdrucks, wo Glück, Grollen, Erwartung rührend und doch stolz miteinander kämpften — —

War es ein Wunder, daß der Glücksmensch, dem das alles galt, angesichts dieses Schauspiels den alten Zauber blindlings wieder walten ließ und redete, was er vielleicht nicht verantworten konnte?

Der Doktor faßte ihn mit einem wahren Richterblick ins Auge. Ein Lump wäre er — wenn — na!

Schweigsam gingen die Freunde um Mittag nach dem Städtchen zurück, der Doktor ganz rechts, Eberhart ganz links am Wegrande; zwischen ihnen die sonnenheiße Straße. Dieser trug den Hut in der Hand; er war erregt und summte stoßweise eine Melodie vor sich hin. Jener trabte sinnend, nein, schon mehr grübelnd dicht an der äußersten Böschungskante, manchmal wie ein Seiltänzer balancierend, um die Linie innezuhalten.

„Ein liebes Mädchen, gelt?" fragte Eberhart plötzlich.

„Über Verdienst!"

„Haha!" Das Wort schmeichelte ihm, trotz des bissigen Tones, in dem es gesagt war. „Und sie ist bei Gott noch hübscher geworden."

„Hübsch?" — Der Doktor blieb stehen. „Wie du nur ein so nichtiges flaches Wort gebrauchen magst! Hübsch kann alles mögliche sein, ein Modepüppchen, ein Zierdingelchen, ein — —"

„Aber —?" fragte der drüben, ebenfalls stehen bleibend.

„Diese ist — etwas ganz anderes —"

„Du wirst ja sehr warm! Hast sie auch bewundernd genug betrachtet!"

„Warum nicht?"

„Nun —"

„Nun?"

Sie maßen sich über die Straße.

Eberhart war aber in königlicher Stimmung. „Ich werde es ihr heute abend sagen, daß sie an dir eine Eroberung gemacht hat," sagte er großmütig.

„Sehr freundlich! Das kann ich selbst."

„Du?!"

„Es kann mir ja auch einmal einfallen, jemand den Hof zu machen."

„Versuch's! Wünsche dir Glück dazu!"

Der Doktor nahm sein Lorgnon ab und wischte daran, was immer ein Zeichen des Überlegens war. Dann setzte er ihn bedächtig wieder auf den feinen Nasensattel und faßte seinen Gefährten drüben scharf ins Auge. „Weißt du — — übrigens, das ist kein Gespräch für die Landstraße! Die Sonne brennt kannibalisch."

Als sie durch das Stadtthor in die kühle enge Gasse kamen, wo zwischen den Pflastersteinen idyllisch die Grashalme sproßten, blieb Eberhart im Schatten stehen. „Also weiter!"

„Was?"

„Du wolltest zuvor eine Rede halten."

„Wo ist denn der bewußte alte Friedhof, den du mir so begeistert anempfahlst?" fragte der Doktor malitiös. „Wir könnten ja nun zusammen hingehen."

„Jetzt? — Haha! — Nein, mein Lieber! Jetzt ist es mir um anderes zu thun."

„Hm!" Der Doktor räusperte kritisch, schwieg und trottete weiter.

Bald darauf saßen sie wieder im Hirschengarten, die Füße unter dem Tische ausgestreckt, als hätten sie heute schon die größten Dinge vollbracht.

Der Doktor zog plötzlich den Fahrplan aus der Tasche und studierte darin.

„Wir könnten eigentlich, nachdem dein Zweck erfüllt ist, den Zug heute abend —"

„Heute? Sie erwarten uns ja in der Gießerei!"

„Du willst also wirklich noch einmal hinausgehen?" Der Doktor legte beide Arme auf den Tisch und beugte sich vornüber. „Was hast du eigentlich im Sinn?"

„Zu bleiben! — Du hast noch volle drei Tage Ferien vor dir. Oder — fahre du allein nach Hause —"

„Nein, mein Bester!"

Sie sahen sich einen Moment forschend in die Augen. Eberhart brach in Lachen aus. „Du bist urkomisch! Ich glaube, du hast dich ganz toll verliebt und denkst daran, mich unschädlich zu machen."

„Unschädlich machen — ja wohl, das will ich," sagte der Doktor langsam und gemütlich. „Ich halte dich nämlich nach allem, was ich jetzt gehört und gesehen habe, für einen ausgemachten Lump, wenn du in das Haus dieser famosen Leute noch einmal anders als —"

„Was geht dich das eigentlich an?" fragte ebenfalls ganz gemütlich und langsam Eberhart.

„Darüber bin ich dir keine Rechenschaft schuldig."

„Schau, schau! — Sei ehrlich, spiele nicht den Philister, der über anderer Leute Ehre wacht! Du hast dich ganz einfach in das herzige Geschöpf verschossen und bist nun eifersüchtig."

„Ich muß dir sagen, daß ich dein ganzes Benehmen sehr ungehörig finde!"

„Seit wann ernannte ich dich zu meinem Censor?"

„Ich habe das Recht, dir das zu sagen, jawohl! — Daß du ein leichtsinniger, gewissenloser, ein schlechter Kerl bist, wenn du — —"

Jetzt ließ Eberhart die Hand dröhnend auf den Tisch fallen. — „Genug!"

„Genug! Ja, das finde ich auch," versetzte der andere hitzig.

Da watschelte der Hirschenwirt mit den Tellern heran. „Heiß isch es hüt, ihr Herrn, bigoscht!" Er sah, daß beide rote Köpfe hatten.

Eberhart stand auf, die Hände in den Taschen.

Das Essen wurde aufgetragen. Eberhart kam nicht, um mitzuhalten. Erst stand

er an der Mauerbrüstung und sah aufs Wasser hinaus, dann war er auf einmal verschwunden.

Der Doktor machte sich allein an die Mahlzeit und ließ es sich, wie es schien, ganz ausgezeichnet schmecken.

„Was hätt 's Fräuli Marieli für 'n G'sicht g'macht, wo 'n e r cho isch?" fragte der Hirschenwirt vertraulich.

„Oh — ganz vergnügt," gab der Doktor zurück.

„Glaub's wohl, hähä! Aber wo bleibt er jetzt!"

Eberhart kam nicht wieder.

Der Doktor blieb allein sitzen, zündete eine Cigarre an, schenkte gedankenvoll öfter sein Glas ein und trank sich einen ganz netten Ärger an — Ärger über sich, den anderen, die ganze verzwickte Situation.

Was ging i h n eigentlich dieser Liebeshandel an? Im Grunde rein gar nichts — hätte er nicht s e l b e r Feuer gefangen. Jawohl! Unleugbar! Und dazu mußte er, was ihm im Menschengewimmel der Stadt bis jetzt nicht passiert, — es ist lächerlich — in dieses abseits gelegene Nest kommen! Die Rechnung bezahlen, abreisen, wäre das Vernünftigste. Aber es rührte sich auf einmal etwas in ihm, was mit seiner kühlen Juristenvernunft durchaus nichts zu schaffen hatte, wie die eben stattgefundene Scene bewies. Außerdem — aus dieser Fehde gewissermaßen feige abziehen, dem anderen einfach das Feld räumen, wie einer, der für sich selber gleich die Flaggen streicht — nein!

Er saß lange Zeit. Es wäre hier im Schatten ja recht schön gewesen. Immerhin spähte er zuweilen nach der Richtung, von welcher Eberhart kommen konnte.

Endlich mußte aber doch etwas geschehen. Er fragte den Hirschenwirt nach einem Spaziergang. Der nannte ihm den Weg zu einem Gasthaus mit prächtiger Aussicht, zu dem man auf Waldwegen gelangte.

Der Doktor schlenderte dahin. Und auf diesem Wege grübelte er über zwei Fragen so intensiv, als ihn nur je ein wichtiges Aktenstück beschäftigt hatte: erstens, ob er auf eigne Faust heut abend in die Gießerei gehen solle (das mit dem Abreisen war ja nur so ein Scheingefecht gewesen); zweitens ob es, recht besehen, nicht eine Narrheit sei, durch diese vom Zaun gebrochene Geschichte einen guten alten Kameraden vor den Kopf zu stoßen, wie er es gethan.

Er stieg den Berg hinan, ohne der Landschaft die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Blick hing am Boden; der Schweiß lief ihm von der Stirn.

Auf einmal war er oben im hellen Sonnenschein auf einer Wiese, über deren Gras und Blumen ein köstliches Lüftchen strich, wo rings die weite Himmelsbläue wie ein Meer sich breitete. Einsam in Stille und Sonnenglanz lag das Wirtshaus, einem vergnügten Gesicht gleich, mit seinen blanken Fenstern ins Ferne lugend.

Hier setzte der Doktor doch seinen Zwicker auf und sah um sich.

Wen erblickte er, auf einer der Bänke, die da festgezimmert in Reihen unter

Aus unserer Studienmappe:



Tiroler Bauer.
Nach einer Studienzeichnung von Franz von Defregger.

Bäumen standen, als einzigen Gast? Eberhart!

Er schien hier oben seine Mahlzeit gehalten zu haben; allerlei stand vor ihm, was darauf deutete. Auch er schmauchte jetzt seine Cigarre, gedankenvoll; er rührte sich nicht.

Der Doktor schritt geradenweges auf ihn los. „Wohl gespeist zu haben!"

„Ah du? — Ich dachte, du rüstest dich, wegzufahren."

„Nein."

„Va bene!"

Eine Pause.

„Was ist das für einer?" fragte Kestner, den Wein in Eberharts Glase prüfend.

„Ganz trinkbar."

„Der Durst muß unter anderem hier in der Luft liegen," bemerkte er ironisch.

„Also sieh dich vor!"

„Wieso?"

„Hüter der Moral müssen nüchtern sein!"

Der Doktor holte eine Specialkarte hervor (er war auf Touren immer mit dergleichen versehen) und begann zu studieren. Er unterzog Gegend und Karte einer scharfen Vergleichung, während der andere behaglich schwieg, rauchte und in die Ferne sah.

Plötzlich legte er das ausgebreitete Blatt zusammen und schaute auf die Uhr. — „Wozu sitzen wir eigentlich so faul hier?"

Eberhart betrachtete ihn mit Humor. Mir ist's recht so! Wenn du rennen willst — da drüben geht ein Weg längs der Höhe, zwei Stunden weit, dann bergab nach Arlheim. Drei Stunden sind's von dort zurück; unterwegs kannst du mein Schloß ansehen; Streitberg liegt am Weg. Da hast du bis abends zu laufen und nachher das Bewußtsein, den Tag gut angewendet zu haben."

„Und du?"

„Ich bleibe bis auf weiteres hier sitzen."

„Aha! Gut!"

Der Doktor nahm in der angegebenen Richtung den Weg unter die Füße. — — „Warten!" murmelte er, — „wenn es denn auf ein Fuchsspiel ankommen soll — — "

Vor der verabredeten Zeit erschien er abends, einen riesigen Waldstrauß in der Hand, erhitzt, er mußte toll gelaufen sein — und ein bißchen verlegen wegen des Alleinkommens, in der Gießerei.

Fräulein Marie trat eben aus der Gartenthür, als er kam. Sie erschien ihm jetzt womöglich noch reizvoller, als am Morgen. Ein breiter Strohhut beschattete ihr Gesicht, über das bei seinem Anblick ebenfalls ein Ausdruck von Verlegenheit, ja Schreck ging. Aber sie lächelte dabei und reichte ihm die Hand. Und diese Hand — es war keine Einbildung — zuckte und zitterte ein wenig.

Sonderbare Situation! In einer Art glücklicher Hilflosigkeit stand der Doktor dem schönen Mädchen gegenüber, befangen wie ein Schulknabe; er wußte rein nichts, womit er sein früheres Erscheinen entschuldigen sollte."

„Ist Eberhart noch nicht hier?" fragte er unsicher.

„Nein," kam es flüchtig von ihren Lippen, — „aber der Vater wird — — Mareili!" rief sie ins Haus hinein, und gleich darauf sagte sie: „Der schöne Strauß!"

„Darf ich —"

„Danke! — Wie geschmackvoll Sie ihn zusammengestellt haben!"

„Was ich eben fand — —"

„Ich habe leider noch einen Weg —"

„Lassen Sie sich nicht abhalten."

„Aber jetzt — jetzt geht es doch nicht mehr —"

„Bitte — meinetwegen!"

Mareili erschien. Sie warf einen eigen verstohlenen Blick auf den Gast.

„Geh nur," sagte Marie, „ich führe den Herrn Doktor selber zum Vater."

„Nein, ich bitte dringend! Wäre meine Uhr nicht stehen geblieben —"

„Also auf Wiedersehen!" sagte sie schnell und lief in größter Eile die Straße abwärts, in entgegengesetzter Richtung des Städtchens. Den Strauß, welchen der Doktor ihr gebracht, hatte sie Mareili in die Hand gedrückt.

Diese stellte ihn, nachdem sie den Gast zum Hausherrn geleitet, in einen Krug auf den Tisch, der in der Rheinlaube schon zum Abendbrot gerüstet war.

Bald darauf, ebenfalls früh genug, kam Eberhart. Er machte sich direkt in den Garten, um vielleicht Marie dort zu treffen. Er sah niemand, nur den festlich geschmückten

Tisch. „Aha! das gilt mir!“ dachte er beim Anblick des lustigen Spireenstraußes; — „sie weiß es noch, daß ich Spireen liebe!“ Er brach eine Rosenknospe, steckte sie ins Knopfloch und ging eine Weile erwartend zwischen den Blumenbeeten umher; gar zu gern hätte er mit ihr allein ein bißchen geplaudert. Als sie nicht kam, entschloß er sich endlich ins Haus zu gehen.

Auch hier fand er sie nicht. Mareili empfing ihn mit einem schier bösen Gesicht, da sie in ihm sofort den Unhold von gestern abend erkannte. Die Herren seien in der Gießerei, berichtete sie.

„Welche Herren?“

„Halt, der andere.“

Ei da soll doch! So war ihm der Duckmäuser zuvorgekommen! Gleich ging er über den Hof in das gegenüberliegende Gebäude. Er kannte hier ja Weg und Steg.

Da ließ sich nun der Doktor mit einem Interesse alles erklären, als wollte er gleich morgen seine Juristerei an den Nagel hängen, um selbst Gießer zu werden.

„Du schon hier?“

„Geraume Zeit.“

Der Hausherr merkte nicht, was hinter dem bissig-charmanten Ton dieser Frage und Antwort steckte. Ohne Umstände führte er seine Gäste dann hinaus in den Garten, an den gedeckten Tisch, seine Tochter entschuldigend, die noch irgend etwas vorgehabt, er wisse nicht was; Mädchen hätten ja immer ihre eignen Angelegenheiten.

Als er es sagte, kam Mareili gerade mit Speise und Trank herbei und biß ihre purpurroten Lippen wie schadenfroh, um ein Lachen zu verbeißen.

Dieses Mareili war übrigens, bei Tage besehen, ebenfalls ein ganz prächtiges Geschöpf, frisch, rotwangig, die verkörperte Jugend. Aus ihren Augen blitzte etwas von der Wehrbarkeit, die Eberhart gestern im Dunkeln bereits kennen gelernt hatte. Es zuckte um seinen Mund, als er zu ihr aufschaute. Sie gab ihm den Blick unverzagt zurück. Das Selbstbewußtsein eines hübschen Mädchens vom Lande, das bereits voll seinen Anwert gefunden, lag in ihrem Wesen.

Der Meister hatte wahrlich keine üble Umgebung! Wenn nur zu dieser bräunlichen Hebe nun noch die andere, die feinere Huldgestalt, gekommen wäre. Aber Fräulein Marie ließ auf sich warten, Stunde um Stunde.

Eberhart rückte endlich mit der Frage hervor, wo sie bleibe. Zu einer Freundin habe sie gehen müssen, lautete die Antwort, einem jungen Frauchen, bei deren Erstgeborenem sie jüngst Patin geworden; jetzt aber könnte sie schon zurück sein.

Eberhart, zuvor sehr lebhaft, wurde stiller. Er blickte nachdenklich in den lustigen Spireenstrauß. Was rief ihm der alles an lieben Momenten zurück! Denn daß er für ihn von Marie hergestellt worden, stand fest. Aber warum sie nur so lange ausblieb? Vor drei Jahren hätte sie das nimmer gethan! — —

Der Doktor war angeregt, als fehlte ihm gar nichts, im Gegenteil, als gereichte ihm etwas verborgen zur Freude, natürlich Schadenfreude. Er unterhielt sich mit dem Gastfreund wie ein rechter Biedermeier und alter Bekannter.

Drinnen im Städtchen schlug es neun — zehn — elf! Ein langsames, fast traumhaftes Schlagen war es in der stillen Nacht, tieftönend, weich wie aus weiten Fernen her. Dieser Glockenschlag machte Eberharts Stimmung voll.

Stracks stand er vom Tisch auf. — „Höchste Zeit!“ —

„No, no,“ lachte der Meister, „warum pressiert's auf einmal so?“

Er ging, das Licht tragend, mit den beiden dann durch den Garten bis vors Haus. Hier schien bereits alles tief im Schlaf; kein helles Fenster mehr, nicht der leiseste Ton. Nur der Rhein rauschte unten, anschwellend und wieder leiser werdend, wie zu einer Schlummermelodie für die zwei donnershübschen, querköpfigen Mädchen, die da jedenfalls irgendwo hinter den Mauern längst schon träumten.

Weshalb Marie weggeblieben, das einfachste Gebot der Höflichkeit, geschweige der Freundschaft — Liebe — hintangesetzt? — Halt! vielleicht gerade aus Liebe? Aber warum?

Eberhart mußte dahinter kommen. Diese Niederlage schenkte er ihr nicht. Geradenweges will er heute des frühesten (seit fünf Uhr morgens liegt er wach) zu ihr

gehen, sie fragen, was das bedeuten soll, und dann — Lebewohl sagen. Sie soll bitter gestraft werden! — Für ihn zwar ist es vielleicht, nein sicher, eine noch größere Strafe, denn sie hat ihn aufs neue in Fesseln geschlagen. Dieser stille, herbe, urmädchenhafte Zauber — diese Eigenwüchsigkeit! — — Früher nannte er das schnurrig, als sie achtzehnjährig gewesen; wie man so einen unbegreiflichen Reiz oft obenhin benennt. Heute paßt das Wort schon gar nicht mehr. Persönlichkeit, Charakter, etwas Fertiges in festen Linien ist es geworden, so wie ihr Antlitz, ihre Gestalt. — Herrgott! wie stand sie da gestern, als er sie wiedersah! — Er war überrascht von ihrer Erscheinung. Glaub's wohl, daß sie manchem gefallen! Aber daß ihr keiner recht gewesen? — Übrigens wer weiß denn — —

„Che facciamo?" fragte der Doktor nach dem Frühstück. Er redete sonst nicht in fremden Zungen, so aber kam ihm die Frage unbefangener heraus.

„Ich werde Briefe schreiben."

„Also bleiben wir auch heute?"

„Ja."

„Gut."

Am liebsten hätte Kestner gleich wieder den Weg eingeschlagen, den sie gestern zwischen elf und Mitternacht gemacht. Da dies aber doch nicht ging, sann er auf etwas anderes. Da war ja noch immer das besagte schöne Friedhöfchen. Bis zum Nachmittag konnte man die Zeit schon hinbringen, und dann, ob allein oder zu zweien, ging es wieder, wenigstens einmal noch, zu ihr, der gestern Vermißten, Ersehnten, die ihm durch ihre Abwesenheit erst recht imponiert hatte. Sie zeigte, daß ein Mädchen nicht da sein muß, wenn es einem alten Verehrer beliebt, Erinnerungen aufzufrischen, wieder ein bißchen zu schwärmen und abermals von dannen zu ziehen. Stolz lieb' ich den Spanier! Diesen Stempel trug sein Frauenideal.

Also, er ging zunächst einmal nach dem alten Friedhöfchen, auf dem die Rosen blühten. Den Freund ließ er bei seiner Briefschreiberei zurück.

Es stand jedoch weder Tinte noch Papier auf dem Tisch, vor dem Eberhart saß. Nun er allein war, blieb er erst recht sitzen, das Kinn auf die Hand gestützt, in langen, gleichsam die Seele durchziehenden Zügen seine Morgencigarre rauchend. Als er damit zu Ende kam, warf er den glimmenden Rest weit hinaus übers Wasser, sah dem Ding mit gerunzelter Stirne nach, reckte und ballte die Hände und besah sie von der Nagelspitze bis zur Manschette. (Glücklicherweise hatte er heute noch dies eine Paar frische Manschetten gehabt!)

Und jetzt ging auch er.

Die beiden Mädchen arbeiteten im Garten, als er die Straße daherkam. Sie versetzten Pflänzlinge.

Marie trug wieder den breiten Basthut von gestern, der, wer weiß, durchs Tragen oder einen koketten Kniff, eine reizend unregelmäßige, nach rückwärts wie geflügelte Form hatte. Eine helle bequeme Bluse mit ausgeschlagenem Kragen, die Hals und Arme freiließ, umhüllte lose die jugendliche Gestalt. Sie leuchtete in ihrem hellen Gewand förmlich aus dem blumenreichen Garten.

Auf einmal stand Eberhart bei ihr. — „Guten Abend!"

Ein schneller großer Blick. — „Guten Morgen!"

„Zuerst die alten Schulden! Die von gestern abend!"

Mareili hielt mit dem Setzstichel inne; sie wollte sich entfernen.

„Nein — der Salat muß fertig gesetzt werden," sagte das Fräulein. „Wollen Sie uns dabei zuschauen?"

„Lieber helfen!"

Er machte sich auch gleich ans Werk, nicht ungeschickt. Mareili mußte trotzdem verstohlen lachen.

„Tiefer hinein," belehrte Marie, „und die Erde fest andrücken, sonst welken sie."

„Nein, potztausend! Das dürfen sie nicht," sagte er eifrig gehorchend. „Das gäbe einen schönen Nachruhm, wenn hier statt voller Salatköpfe — welke Pflanzen wider mich redeten!"

Er dachte: mit Humor geht's besser!

Aber was sollte schon wieder der ernste, ja zürnende Blick von ihr bedeuten, den er da eben auffing?

„Mach' ich es nicht recht?" fragte er innehaltend.

„Geben Sie mir den Stichel."



Studie zu einem Bilde „Herz ist Trumpf". Von Carl Böker.

„Weshalb?"

„Weil es sich für Sie nicht schickt." Sie sagte das wie zu einem Knaben, in verweisendem Ton.

Ja, zum Teufel! Was war hier vorgegangen?

„Schicken!" Er lachte laut und arbeitete nun gerade zum Trotz weiter; — „was geht mich das an?"

„Ja, Sie!" sagte sie vorwurfsvoll; „aber wir sind andere Leute; wir halten etwas auf dieses Gebot!"

Er blickte zu ihr empor — denn sie stand, seit er am Boden kniete. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Er warf Stichel und Pflanzen hin und schüttelte sich vor Lachen. „Jetzt weiß ich's! O, wie vernagelt man nur sein kann!" — —

„Mareili, hol die Spritzkanne, der Herr Eberhart muß sich die Hände waschen."

„Nein, nein! Wir sind ja noch nicht fertig!" rief er und ließ sich flugs wieder nieder.

Mareili aber merkte etwas und ging.

Indessen hatte ihre junge Herrin die Arbeit aufgenommen. Eberhart kniete dicht neben ihr. „Jetzt, Fräulein Marie, ehrlich heraus — was bedeutete das gestern abend?"

Sie stach eifrig, ohne aufzusehen, die kleinen Öffnungen, regelmäßig wie mit dem Zirkel gemessen, und setzte Pflänzchen auf Pflänzchen hinein. Es wurde ihr sichtlich heiß dabei; ihre Wangen wurden immer röter.

Er schaute sie an mit einem Blick voll bewundernder Freude und wartete auf die Antwort. Sie ließ sich Zeit damit.

„Stehen wir schon wieder auf Kriegsfuß?" fragte er, vertraulich sich zu ihr beugend.

Sein Blick und Ton verwirrten sie, aber um keinen Preis wollte sie es zeigen. Sie hantierte nur um so hitziger. — — „Man könnte wenigstens meinen, der Feind wäre im Land," sagte sie endlich mit leise bebender Stimme.

„Haha! Einer, der lammfromm auf dem Boden rutscht und Salat baut!"

„Und zur Nachtzeit brave Leute erschreckt und anfällt!"

„Oho!"

Da richtete sie sich wehrbar auf; ihre Augen blitzten ihm entgegen. „Ist's etwa nicht wahr?"

In diesem Augenblick kam es mit zwingender Gewalt über ihn — viel mehr, als der Gedanke an eine Verteidigung, — das prächtige zürnende Wesen an sich zu ziehen, seiner lichterloh aufflammenden Liebe die Zügel schießen zu lassen. Aber nur wie ein Blitz durchfuhr ihn die kühne Regung; er besann sich gleich wieder.

„Anfallen! Haha! Das klingt ja ganz nach den Abbruzzen! Doch Sie glauben's selber nicht," sagte er weich und eindringlich. „Oder können Sie sich gar nicht denken, weshalb es mich am ersten Abend, in der ersten Stunde hierher zog? Und weshalb ich die Gelegenheit beim Schopf nahm, etwas von Ihnen zu hören?"

Sie zog die Stirn zusammen.

„Nicht solche Falten!" bat er.

Sie beachtete es gar nicht.

„Das dumme Kind, das Mareili, hat einen Spaß für Ernst genommen."

„Die Leute aus der Stadt meinen eben, auf dem Land sei alles zu ihrem Spaß da."

„Was hat sie Ihnen vorfabuliert?"

„Gewiß nicht die Unwahrheit. — — Ich habe mich geschämt!" setzte sie grollend leise hinzu.

„Für mich?"

„Für wen sonst?"

„O — Sie liebe Seele!" — Er mußte sehr an sich halten. „Zu schämen gab's da nichts, bei Gott! Höchstens — da Sie gar so ernst geworden sind, vielleicht ein bißchen auszuschelten. Thun Sie es, Fräulein Marie. Ich will's in Demut über mich ergehen lassen, — aber dann geben Sie mir die Hand!"

Sie beachtete es wieder nicht.

Da nahm er einfach und fest ihre Rechte, wie ein Eigentum. Sie wollte sie ihm entziehen, aber er ließ sie nicht frei.

Nach einer Weile sagte er gemütlich: „Das Mareili ist übrigens auch nicht vor allen so furchtsam. Wie ein Wirbelwind kam es aus Schiff, als es die Kette rasseln hörte."

„Weil es meinte, sein Hochzeiter sei dort."

„So? Das wäre dann also ganz in der Ordnung gewesen?"

„Das ist bei uns einmal so Brauch, und der Jakob ist ein braver, ehrlicher

Bursch, der das Mareili in Ehren hält; das weiß es," — sagte sie tapfer, — „und —"

„Und? —"

„Jetzt wissen Sie's: darum hab' ich gestern nicht daheim sein mögen," schloß sie kurz und entzog ihm mit einem leichten Ruck ihre Hand.

„Aber wir sind ja noch lange nicht zu Ende — Fräulein Marie — — Fräulein Mareili —!"

Sie war schon davon, zwischen den Gartenbeeten mit den breiten Buchseinfassungen und den hochgeschossenen Sommerblumen durch, dem Hause zu — aber nicht etwa in mädchenhafter Flucht, sondern wie eine Hausfrau, die es gerade eilig hat.

Statt ihrer kam Mareili mit der Gießkanne und einem Handtuch.

Die Pflanzen waren trotz des inhaltreichen Gesprächs alle gesetzt worden. Eberhart konnte sich nun wirklich die Hände waschen. Er that es mit einem gedankenvollen, halb verlegenen Lächeln.

„Mareili," sagte er, umständlich jeden einzelnen Finger trocknend, „was Sie gethan haben, wird Ihnen kein Glück bringen im Ehestand!"

Sie wußte recht wohl, was er meinte. — „Oder umgekehrt!" lachte sie.

„Das Weib soll seine Zunge hüten, heißt es!"

„Es heißt auch: ehrlich währt am längsten!" Sie sagte das wie zum Spott in unbeholfenem Hochdeutsch.

„Ei, das geht ja wie von der Kanzel! Wenn Sie Ihrem Herzliebsten einmal so aufwarten —"

„D' Fräuli Marie hätt g'seit, das z' Stünni*) sei dinne parat."

„Für mich."

„He ja, wenn ma so g'schafft hätt!" Mareili schaute ihn pfiffig an und hob dabei die schwere Spritzkanne wie ein Spielzeug, um das Wasser gleich auf die Beete zu gießen; dann ging sie, nicht weiter um ihn sich kümmernd.

Eberhart stand wie Herkules am Scheideweg. Was nun? Fortgehen? Den Stärkeren spielen? Oder dem Ruf des z' Stünni folgen? Denn daß diese Botschaft ein Wink, eine versteckte Verzeihung sei, stand außer Frage. — Wie sie in ihrem Groll lieb war! — Zum Kuckuck mit aller Schneid! Er ging zum z' Stünni.

Marie hatte den Tisch drinnen gedeckt und lud Eberhart mit der Verheißung, daß der Vater auch gleich kommen werde, zum Frühstück ein.

Als ob er den Vater jetzt brauchte!

„Sehr menschenfreundlich!" sagte er ironisch. „Sie scheinen meinen Besuch als eine Art Einquartierung zu betrachten, die gut genährt werden muß? Ich bin aber durchaus nicht hungrig — wenigstens nicht nach diesen Dingen."

„Wo bleibt Ihr Freund?"

„Weiß nicht."

„Sie sind doch miteinander hier. Heute kommen Sie allein, gestern abend er mit seinem großen Strauß, den er auf einem einsamen Spaziergang —"

„Welchem Strauß?"

„Dem dort."

Er stand heute auf dem Pianino, in einer prächtigen Vase, die ihm alle Ehre machte.

Eberhart ging hin und betrachtete ihn wie eine Merkwürdigkeit. „Sehen Sie," fuhr er im gleichen ironischen Tone fort, — „da kam mir gestern die Idee, Sie hätten ihn auf den Tisch gestellt, zur Erinnerung an schöne —" Er blieb stecken, sah sich rasch um — — wessen Stimme hörte er draußen? — Die des Doktors! Was hatte der Mensch schon wieder hier zu schaffen?!

Wie ein uralter Freund kam er mit dem Meister herein, und Marie ging ihm lebhaft entgegen, reichte ihm schon auf drei Schritte Entfernung die Hand hin, fing gleich an zu plaudern — war ein ganz anderes Wesen.

Über sie hinweg maßen sich die Freunde ungefähr so, wie zwei Diebe, die sich auf demselben Schleichweg ertappen.

„Was willst du schon hier?!"

„Ich folge bloß deinen Spuren, diesmal übrigens deinetwegen. Dieses Telegramm wurde dir im ganzen Städtchen nachgetragen."

Eberhart riß das Papier auf.

„Der Herzog hat meine Pläne, wie sie sind, angenommen und erwartet mich unver-

*) Zweites Frühstück.

züglich, — da heißt's heute noch abreisen! Das Telegramm wandert mir schon auf der dritten Station nach."

Die Überraschung machte ihn bleich. Sein erster Blick vom Papier weg fiel auf Marie. Auch sie hatte sich entfärbt, aber ihre Augen glänzten in einem dunklen Feuer.

„Viel Glück!" sagte sie, nur so halblaut, nachdem der Meister und der Doktor ihm freudig erregt die Hand geschüttelt.

„Sehen Sie, Fräulein Marie, man soll mit der Zeit nicht spielen! Jetzt hat das Wiedersehen schon ein Ende —"

„Das ist's doch wert!" antwortete sie, auf die Glücksbotschaft niederblickend.

Der Doktor stand als neidischer Beobachter daneben. („Der wagte es, nach drei Jahren von Zeitspielerei zu reden!!") — Es schoß in ihm plötzlich etwas wie eine Feuergarbe auf, ein Entschluß, etwas Kühnes. Das Blut stieg ihm dabei jäh zu Kopfe. Er wurde auf einmal anders, geistesabwesend, unsicher; er hörte nicht mehr, was die anderen redeten. Eine Befreiung war es förmlich, als er mit Eberhart dann fortgehen konnte, der augenblicklich zurücktelegraphieren mußte. Am Nachmittag wollten sie noch einmal kommen, um Abschied zu nehmen.

Eberhart wurde übermütig wie ein Knabe, als sie allein waren. Er schlang den Arm um des Doktors Schulter. — „Schau, dieses Nest hat mir schon allerlei Glück gebracht — damals und heute!"

„Du bist eben ein Glückspilz!"

„Freu dich mit mir, Alter! Jetzt bläst der rechte Gutwetterwind."

„Woher?"

„Na — von oben!"

Der Doktor bohrte den Blick in den Boden und schwieg eine Weile; dann sagte er: „Du könntest mir einen Gefallen thun, einen Brief mitnehmen und morgen gleich —"

„Ja — wir fahren doch zusammen?"

„Ich bleibe hier."

„Du! — Zu welchem Zweck?"

„Weil es mir gefällt."

Eberhart faßte ihn an beiden Schultern, sah ihm tief in die Augen und brach dann in ein unbändiges Lachen aus.

„Spiele nicht den Schwerenöter! Es hilft dir nichts!"

„Wieso? Hast du dir etwa besondere Rechte erworben?"

Der Doktor reckte sich in die Höhe. Es ärgerte ihn in diesem Augenblick, daß Eberhart fast um einen Kopf größer war und auf ihn herab sah.

„Du bist toll geworden, lieber Alter!"

„Durchaus nicht. Um uns gleich ins klare zu setzen: Ich gehe von hier nicht weg, bevor mein Schicksal entschieden ist —"

„Also rechtschaffen vernarrt, wie ich's sagte! — Weshalb denn aber gleich mit dem schwersten Geschütz heraus?"

„Weil ich, um dein Wort zu gebrauchen, nicht mit der Zeit spielen will. Ich bin alt genug geworden —"

Eberhart stellte sich breit vor den Rivalen, die Hände in die Seiten gestemmt.

„Du entpuppst dich ja als ein wahrer Teufelskerl: einmal ein Mädchen sehen —"

Der Doktor lächelte. „Ich werde sie noch öfter sehen."

„Vielleicht auch die Rechnung ohne den Wirt machen!"

„Möglich! — — Da kommt übrigens ein Wagen."

Ein offener Zweispänner, aus dem die Spitzenvolants großer weißer Sonnenschirme wehten, rollte leicht daher.

„Gott sei bei uns! Das ist die Equipage von Streitberg," sagte Eberhart.

Der Baron lenkte selbst das schöne Gespann und hatte, wie alle Herrschaften auf dem Lande, ein scharfes Auge für die Fremden, die da kamen. Er erkannte Eberhart sofort, rief etwas zurück in den Wagen und hielt.

Zwei Stimmen grüßten gleichzeitig, die des Barons vom hohen Kutschenbock herab, die der Baronin unter einem der weißen Sonnenschirme. Schlank und krankhaft zart, wie eine weiße Nelke, über die ein Lufthauch geht, beugte es sich aus dem Wagen.

„Wo kommen Sie her? Vielleicht von uns?"

„Nein, Frau Baronin."

„Hier sind näher liegende Freunde," stichelte der Baron, der von seinem Sitze herabgesprungen war.

„Aber das trifft sich charmant, daß wir Ihnen gleich gratulieren können!"

Eberhart schlug das Herz auf, — noch ein Grund, Glück zu wünschen?

„Sie werden das herzogliche Jagdschloß bauen, wie die gestrige Zeitung meldet.

Herzlichen Glückwunsch!" — Sie stellte unmittelbar darauf vor: „Herr Architekt Eberhart, — meine Schwägerin, Frau Hochheim. Herr Eberhart, wie du weißt," setzte sie gleich hinzu, „der Erbauer unseres lieben Streitberg."

„Sagen wir: dessen architektonischer Flickschneider."

„Nein, das gebe ich nicht zu, nun schon gar nicht, wo Sie ein berühmter Mann werden!"

Die Schwägerin, eine umfangreiche, sehr elegant gekleidete Frau mit runden verwunderten Augen und Brauen wie von Tusche gemalt, nickte gnädig.

„Mein Bruder hat sich ebenfalls hier in der Nähe angekauft," erzählte die Baronin. „Es wäre sehr hübsch, da er gerade bei uns ist, wenn Sie heute nachmittag —"

„Ja, das würde sich gut treffen," meinte phlegmatisch die Schwägerin.

„Ich reise heute abend ab."

„Schon wieder!" raunte der Baron mit verschleiertem Aufblick, seinen blonden Schnurrbart wirbelnd. „Hält es Sie nicht länger?"

„Schade! Wie schade!" klagte seine kleine kunsteifrige Frau. „Ich hätte Ihnen so gern allerlei gezeigt. Und dann haben auch meine Verwandten Baugedanken —"

Während sie sich fragend zu ihrer Schwägerin wandte, ob hier gleich ein anbahnendes Wort zu sprechen wäre, — lächelte der Baron vertraulich:

„In der Gießerei gewesen, selbstverständlich! — Magnifique geworden, wie?"

„Was meinen Sie?" fragte Eberhart kühl.

„Na, na! — Als ob es einer Erklärung bedürfte. Das Töchterchen, wen sonst?"

„Was? Wie? Wessen Töchterchen?" mischte sich die Baronin wieder ein. „Sie wissen doch, Herr Eberhart," sagte sie naivstolz, „daß eine kleine Erbin von Streitberg existiert?"

„Ei! Da gratuliere ich Ihnen und der kleinen Erbin!"

Sie reichte ihm die schmale Hand gesenkt wie zum Kuß herab. Er schüttelte sie kräftig. Frau Hochheim sah erstaunt dieses burschikose Wesen.

„Aber ich muß um Entschuldigung bitten; mir brennt ein Telegramm in den Fingern," rief Eberhart. „Leben Sie wohl!"

„Haben Sie in der That keine Zeit für uns übrig? Es ist noch lange bis zum Abend.

Aus unserer Studienmappe:



Schwarzwälderin.
Nach einer Aufnahme von A. Tilgee & Sohn, Hofphotographen, Freiburg i. Br.

Sie sollten unser Streitberg wirklich wiedersehen. Es gäbe so mancherlei zu zeigen, über das ich auch Ihr Urteil hören möchte. Unser Wagen könnte Sie dann direkt zur Station bringen."

„Sehr gnädig! Es geht leider nicht."

„Verstehe!" sagte der Baron mit etwas malitiösem Ausdruck. „Ein andermal denn!"

Er schwang sich wieder auf seinen hohen Sitz, nahm die Zügel und grüßte noch einmal lachend. Seine Gemahlin war ein wenig böse, daß ihre Einladung nicht mehr Eindruck gemacht. — „Adieu, adieu, da Sie es denn gar so eilig haben!" — Sie schmiegte sich schmollend in die Kissen zurück. Frau Hochheim, die Schwägerin, die es ihr in dieser bequemen Lage nicht nachthun konnte, weil sie trotz des Landlebens so schlank wie möglich geschnürt war, saß steif aufrecht und nickte kalt.

Die Pferde zogen an, der leichte Wagen flog davon. Es blieb ein intensiver Duft von Velontine und Tuberosen zurück.

„Rieche nur," sagte Eberhart; „den reinen Gottesmorgen sich so zu verpesten! Und in diesen Dunst hinein sollen, um ein paar Stunden Kunstschröpfung über sich ergehen zu lassen — nein! — — Ist die Luft, die dort weht," er wies in der Richtung der Gießerei, „nicht wie reiner würziger Bergwind dagegen?"

„Der Baron that übrigens recht vertraulich mit dir."

Eberhart wurde etwas verlegen. „Das ist so eine Scherzmacherei von ehedem. Heute hat es mich geärgert. Was hat der sie magnifique zu finden!" —

Die Baronin erhob sich im Wagen, als sie eine Strecke gefahren waren, und sagte zu ihrem Gemahl: „Findest du Eberhart nicht verändert? Seine Aktien sind bedeutend gestiegen!"

Der Baron liebte diese Fachausdrücke seiner Frau nicht. „Es gibt eben auch noch anderswo Hausses, als auf der Börse," sagte er über die Schulter zurück.

„So!" — Die paar Sachen waren gepackt. Der Hirschenwirt sollte sie abends zum Bahnhof bringen. — „Und du also — fährst im Ernst nicht mit?"

„Nein."

„So sage ich dir jetzt in Freundschaft eins: Du bekommst sie nicht!"

„Das werde ich im gegebenen Moment von ihr selbst hören."

„Wenn es dir um einen Korb zu thun ist —"

„So muß ich damit fertig werden."

„Du bist auf einmal fabelhaft optimistisch!"

Der Doktor lächelte wie ein Träumer.

„Das scheint in der Art dieses Zustandes zu liegen. Gestern hielt ich dich noch für einen sehr eingebildeten Gesellen, und heute bemerke ich an mir eine ganz ähnliche kühne Sicherheit. Es ist wirklich eine wunderbare süße Hexerei — —"

„Zum Donnerwetter! Nun wird's mir zu toll!"

„Was willst du eigentlich?" fragte der Doktor verwundert.

„Du stehst ab von deinem Vorhaben, — ich verbiete dir jeden Schritt oder —"

„Lächerlich! Noch einmal: Beweise mir, daß du das Recht dazu hast."

„Das werd' ich."

„Gut. So gehen wir — — Oder verstehst du mich nicht? Jetzt soll die Entscheidung fallen, ehrlich, unzweideutig." Der Doktor sah auf die Uhr. „Wir, respektive du, haben noch zwei volle Stunden Zeit."

Eberhart lachte höhnisch. „Das ist die richtige Taktik, mit der Uhr in die Hand!"

„Wenn es nicht anders geht —"

„Hansnarr! Du kommst mir vor wie einer, der im Schlafe wandelt."

„Du beleidigst mich nicht. Es ist ja etwas Närrisches — aber die schönste Narrheit —"

Eberhart machte eine Bewegung, als wollte er ihn würgen. „Glaubst du, ich habe heute keinen anderen Gedanken, als —"

„Ja, wer zwingt dich denn zu irgend etwas? Geh — thue — lasse, was du willst und mußt!"

Eberhart wendete ihm mit einem wütenden Blicke den Rücken, strich entschlossen seinen Schnurrbart und ging, ohne ihn eines weiteren Wortes zu würdigen, von dannen.

Der Doktor folgte, ebenfalls in entschlossener Haltung. Im Vorbeigehen brach er von einem Blumenstock am Wirtsstubenfenster sogar noch keck eine glutfarbige Nelke für sein Knopfloch.

Noch einmal saßen sie dann zu viert in der Rheinlaube.

Doktor Kestner mußte, wie am vorigen Abend, mit dem Meister fast allein die Unterhaltung führen. Sein Freund war stumm, erregt, in Gedanken. Nun, das konnte man sich durch die heutige überraschend eingetroffene Nachricht schon erklären. Aber auch der Doktor war sonderbar zerstreut und aufgeregt, sprang von diesem zu jenem über und ließ dabei auffallend oft den Blick nach ihr, der Heißumstrittenen, schweifen, die, still zurückgelehnt, etwas abseits saß.

Es wollte absolut kein vernünftiges Gespräch gelingen, bis der Meister Eberhart über das Projekt seines Herzogsschlosses befragte und etliches davon zu erfahren wünschte. Da schoß es mit einemmale leuchtend in Eberharts Augen auf — und er war der Alte, zuversichtlich, sieghaft, ja schier übermütig. Damit kam die Behaglichkeit scheinbar noch einmal zu ihrem Rechte. Es hatte durchaus nicht den Anschein, wenigstens jetzt bei Eberhart, als ob innerhalb der nächsten Stunde noch so Wichtiges sich hier entscheiden müßte.

Um so unruhiger wurde der Doktor. Von Viertelstunde zu Viertelstunde sah er auf die Uhr, dann auf den leichtsinnigen Menschen da, ihm gegenüber, der es auf ein Spiel mit ihm abgesehen zu haben schien. Je sicherer dieser that, desto erregter, zerstreuter wurde jener. Wo blieben seine guten Vorsätze? Wollte Eberhart ihn auf die Folter spannen, ihm beweisen: Du kannst mir nicht gefährlich werden? — Oho! Hm, hm! —

Da das Schicksalswort gesprochen werden sollte — warum nicht gleich? Er mußte sein Hierbleiben (von dem er bis jetzt noch gar nichts gesagt!) doch motivieren. Das Stärkste der Situation war aber: Marie saß neben ihm, nicht neben Eberhart!! — Diese ihre Nähe regte ihn jetzt bei seinen Überlegungen in Anbetracht seines Vorhabens derart auf, daß er kein gescheites Wort mehr hervorbrachte. Das mußte ein Ende nehmen. Ein Schwindel ergriff ihn schließlich, eine Art Todesmut, wo man die Augen zudrückt und den Sprung ins Unbekannte wagt.

Er sprach leise ein Wort zu Mariens Vater, stand auf und ging langsam mit ihm durch den Garten.

Sie schritten im Hintergrunde auf und ab, eifrig redend.

Eberhart warf ein paarmal beobachtende Blicke nach ihnen; sie gingen weiter, gegen das Haus; dann bogen sie sogar um die Ecke — verschwanden — —

Nach einer Viertelstunde erst kamen sie wieder, mit hellem Gesicht, wenn auch das des Doktors nicht gerade triumphierend, sondern in noch unsicherer Spannung. Aber ein gewisses Einvernehmen zeigte, daß der Meister ihn voll und ganz als Ehrenmann genommen. Das war die erste Stufe und immerhin eine sehr solide Grundlage! Nun stand es felsenfest bei ihm, daß er noch blieb. Wenn man das Vertrauen hat, wie er soeben erfahren — —

Der Doktor starrte plötzlich, als sähe er etwas Ungeheures — es hatte ihn schon lange zurück nach der Laube getrieben —

Da stand Eberhart neben Marie unter dem Blätterbogen, durch den ein liebliches Stückchen Landschaft herüberschaute, Berge, Himmel, glänzende Wölkchen — —

Und Wölkchen, Berge, Himmel, Menschen — das fing jetzt vor des Doktors Augen an zu schweben, zu tanzen, ja auf den Kopf sich zu stellen, Purzelbäume zu schlagen! Und in diesem heillosen Durcheinander mußte er noch sehen, wie Eberhart den Arm um Mariens schlanke Gestalt legte und herzhaft einen Kuß, — ja, weiß Gott, einen Kuß! — auf ihren Mund drückte — —

Wie ein Naturereignis, ein Erdbeben war es, was ihn durchbebte und wie vernichtend durchfuhr.

Etwas Herrliches, Göttergleiches mußte es sein, die Liebe dieses Mädchens zu besitzen! — — Jener also besaß sie — besaß sie schon längst! — — Und er? Er kam sich plötzlich wie eine Schneiderseele, ein Zwerg, ein lächerlicher Wicht vor, — er schauerte, bewunderte und haßte.

Die glutrote Nelke fiel aus seinem Knopfloch zur Erde. Er bückte sich mechanisch danach und ließ sie dennoch liegen. Hätte sich lieber vor ihm der Erdboden aufgethan! —

Aber nein! Wozu ist man ein Mann? Er raffte sich auf, blaß allerdings bis in die Lippen, der Stimme kaum mächtig.

Die Uhr wiederum ziehend — was lag zwischen diesem Uhrziehen von zuvor und jetzt! — rief er, ohne aufzusehen, aus einiger Entfernung Eberhard zu: „Nun aber wird es Zeit für uns zum Aufbruch!"

Eberhart trat allein aus der Laube, leicht, elastisch.

„Meister," sagte er, „heute ist ein Tag der Ereignisse! Auch Ihrer harrt eines: ich habe einen Raub begangen an einer gewissen lieben Hand. Die gehört fortan mir, obgleich es noch mit keinem Jawort besiegelt ist."

„So, so," sprach der Meister, „sind Sie Ihrer Sache so gewiß? — Und Ihr Freund da, der gerade auch um sie geworben hat?"

Eberhart legte die Rechte auf des Doktors Schulter und lachte — ein sonnenhaftes, glückseliges Lachen, das ihn eigentümlich verschönte. — „Der muß und wird sich trösten!"

Der Doktor wich beiseite; er vertrug diese Hand momentan nicht. „Ich werde — vorausgehen," sagte er, — „im Hirschen meine Rechnung begleichen. — — Um eines bitte ich: kein Wort über mich!" Er drückte warm des Meisters Hand. „Leben Sie wohl! Und haben Sie Dank für Ihre Gastfreundschaft. Ich werde sie nicht vergessen, — — es waren zwei schöne Tage — trotzdem!" — wobei er zu lächeln versuchte, was aber ziemlich matt ausfiel.

„Ah, so geht's denn doch nicht. Mein Marieli muß Ihnen Adieu sagen. Warten Sie!"

Marie war aus der Laube verschwunden. Der Meister bestand darauf, sie zu holen. So ließ man aus seinem Hause werte Gäste nicht ziehen.

Er ging — kam aber kopfschüttelnd ohne sie zurück.

„Sie hat sich verschanzt. Mir scheint, sie ist bös über diesen Raubritter da —"

„Böse?! fragte Eberhart verwundert. „Ich muß sie aber unter allen Umständen noch sehen."

„Probieren Sie es!"

Sie gingen miteinander zum Hause. Eberhart wollte gleich sein Glück versuchen. Mareili wies ihnen die Thür, hinter welcher ihre junge Herrin sich befand.

Er klopfte an.

Es folgte kein Herein.

„Fräulein Marie!" rief er leise hinein, als das Mädchen außer Hörweite war, „liebstes Marieli — —"

Keine Antwort.

„Ich muß Sie noch sehen! In zehn Minuten geht's fort! — — Wir sind ja doch Brautleute jetzt, — da geht es nicht mehr so mit dem Davonlaufen! Der Vater weiß alles; ich habe es ihm sofort gesagt, — nun müssen wir doch beide vor ihn treten!"

Er flüsterte es in den zärtlichsten Tönen durch die Thürritze.

Alles blieb still.

„Sei lieb! Sei vernünftig, Marieli!" Seine Stimme wurde energischer. „Oder ich lasse den Herzog mitsamt dem Jagdschloß fahren und bleibe hier, so wahr ich da stehe, — mag daraus werden, was da will. — Ich kann's auch, wenn es sein muß! Ich warte — und wenn der Zug darüber fortfährt — meinetwegen!" —

Er lauschte gespannt. Es rührte sich etwas, aber wie verstohlen — dann war es abermals still. Auch drinnen schien man zu lauschen. — — Und jetzt — horch! nahten Schritte, erst zögernd, dann entschlossen —

Die Thür ging auf.

Marie erschien mit glühendroten Wangen und einem Angesicht, in dem eine ganze Völkerschlacht von Gefühlen geschrieben stand.

„Also Adieu!" sagte sie sehr ernsthaft.

„Weiter nichts? Ja — was habe ich denn schon wieder verbrochen?"

„Sie dürfen den Zug nicht versäumen, es ist keine Zeit mehr."

„Was hab' ich verbrochen?" drängte er stürmisch. „Ich gehe früher nicht —"

Sie schlug die Augen rasch, fast furchtsam, daß sie zu viel reden könnten, zu ihm auf. „Das kann ich nicht so sagen, wenn Sie es nicht selber fühlen —"

Er beugte sich zu ihrem Ohr: „Daß ich vielleicht den Brautkuß allzu rasch auf deine lieben Lippen drückte?"

„Was mußte sich der Vater denken — und Ihr Freund —"

„O der! — Wenn du wüßtest! — Das ist ein ganzer, ein Prachtkerl; von dem muß ich dir später einmal etwas erzählen. Aber jetzt — sei lieb und komm mit!"

„Nein —"

„Ja, soll die Geschichte so anfangen?! Ach was! Das ist ja alles Verstellung! Wissen wir nicht längst, wie gern wir uns haben, nicht erst seit heute, — du herzlieber, rackeriger, widerspenstiger Schatz! — — Gib mir noch eine Reisezehrung!" —

„Wenn Sie wiederkommen."

„Die Zeit, und wär's nur bis morgen, wird mir viel zu lang!"

„Drei Jahre sind noch länger!"

„O du!" jubelte er. „Und das sagst du mir im letzten Augenblick?" Er schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie voll Glückseligkeit auf Mund und Augen.

„Fort! Fort! Sie dürfen nicht zu spät kommen —"

„Sag: Du!"

„N — nein."

„Warum nicht?"

„Es muß nicht alles so mit Gewalt gehen. — — Wo ist Ihr Freund, der Herr Doktor?"

„Schon voraus."

Sie entglitt ihm wie ein Eidechslein und flog über den Gang vor die Hausthür, wo sie ihren Vater stehen sah.

Der Meister war allein. „So, kommst du endlich? Der Doktor läßt dich grüßen, grad' ist er fort." —

Er ging bereits ein Stück weit draußen auf der abendlichen Straße.

Sie eilte ihm nach. „Herr Doktor! — — Herr Doktor!"

Er wandte sich um und sah sie auf sich zu kommen.

Das war noch eine starke, eine bittersüße Prüfung, bei welcher ihm das Herz unsinnig aufschlug.

„Ich muß Ihnen noch Adieu sagen!"

„Bitte —" Er lächelte seltsam; es fiel ihr auf. „Sie sind ja ganz außer Atem —"

„Das ist bloß vom geschwinden Gehen — weil ich Sie einholen wollte."

„Sehr gütig!"

„Kommen Sie wieder einmal zu uns an den Rhein?"

„Schwerlich! — Doch, man kann ja nicht wissen. — Leben Sie wohl, recht wohl!"

Sie schüttelte seine Hand und hatte dabei ein Gesicht, so licht wie der Abendhimmel, voll unbegreiflicher Seligkeiten. Ach! Und so lieb und gut schaute sie ihn an, so — vertrauensvoll, als wäre sie da ihrem alten Vettergötti*) nachgelaufen und nicht einem verkappten Freier.

Wußte sie, welche Pläne er im Busen getragen? —

Als sie zurückging, blieb er stehen und blickte ihr nach — mit einem Seufzer. Das konnte er sich wenigstens noch gestatten. — — „So also sieht das Glück aus! — — O, ich Esel, der ich mir einbildete — — — Aber vorwärts, ich muß ja noch packen!" — — —

*) Pate.



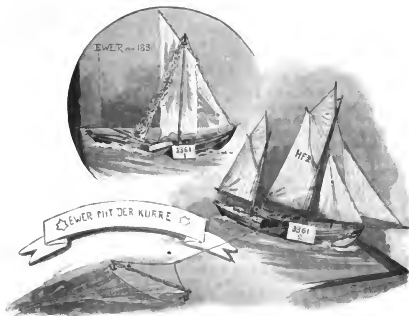
Herbst.

An meinem Stock die letzten Rosen,
Die wollen nimmer mir gedeihn,
Es sehnen sich die Freudelosen
Zurück nach Licht und Sonnenschein!

O Sonne, sieh noch einmal wieder
Durch diese Nebel, bleich und kalt,
Auf meine armen Blumen nieder,
Zu meinen Rosen kehre bald!

O kehre schnell den Freudelosen,
O komm noch heute, Sonnenschein!
Es könnten morgen meine Rosen,
Die roten, schon gestorben sein.

Sophie Trojan.



Ewer mit der Kurre.

Von der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

III. In der Fischerei-Ausstellung.

Von

Julius Stinde.

Mit zwölf Abbildungen von **C. Arriens.**

Wenn ein Ahnungsloser von der Oberspree auf einem Nachen daherschwämme und das bebuschte Gelände des Treptower Parks in Sicht bekäme, der würde sicher die Frage thun: Warum denn zwei Kirchen auf einmal und weshalb so dicht nebeneinander?

In der That hat das Zwillingsgebäude, worin Fischerei, Sport und Nahrungsmittel zur Ausstellung gelangen, die größte Ähnlichkeit mit den Holzkirchen Norwegens, jedoch dem architektonisch Empfindenden deuten Erker- und Schnörkelwerk an, daß der Bau profanen Zwecken errichtet ist, obgleich die verbindenden Arkaden lebhaft an würdige Klostergänge erinnern.

Hoffacker, dem die Ausstellung den größten Anteil ihres künstlerischen Gepräges zu danken hat, wählte für das Fischereigebäude den nordischen Holzbau und erreichte, abgesehen von der in Konstruktion und Detail sich frei aussprechenden Phantasie, durch tiefe Tönung des Holzes und Grünfärbung des Daches eine hocherfreuende malerische Wirkung, in der jedes sorgsam gedachte und ausgeführte Detail zur vollen Geltung gelangt. Hallen, Höfe und Gänge, die ein großes Wasserbecken einschließen, nehmen insgesamt zehntausend Geviertmeter Bodenfläche ein. Der sich frei erhebende Turm hat eine Höhe von fünfundfünfzig Metern und könnte, wäre er nicht aus

vergänglichem Ausstellungsstoff, mancher Kirche aus Turmnöten helfen.

Im Innern geht es bunt her. Die farbigen Ornamente und Schnitzereien, namentlich der Balkenträger, sind geistreich ersonnen. Es sind Drachengetier und dem nordischen Sagenkreise zugehörige wohlstilisierte Ungeheuer, die da ihr Wesen treiben, und auch in den dekorativen Bildwerken spuken die alten Götter der Edda, so daß Wand und Getäfel einen einheitlichen charakteristischen Eindruck machen. Aber die Tische und Zwischenwände, die Einbauten und Verhaue aus Ausstellungsgegenständen haben einen Irrgarten geschaffen, aus dem sich auf dem gewollten Weg herauszuwinden etliche Erfahrung und einiger Ortssinn gehören. Dadurch, daß man in dem dunklen Gange, von dem aus die Aquarien betrachtet werden, einen Halbkreis beschreibt, wird die Sache auch nicht klarer.

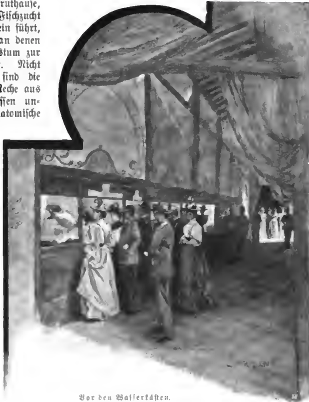
Das Richtigste ist daher, das Einzelne seiner Betrachtung zu unterziehen, obgleich — von vornherein sei es gesagt — zu wirklichem Studium der vielen, vielen Gegenstände Monate erforderlich würden. Es ist aber auch die Arbeit vieler Jahre und Jahrzehnte hier sichtbar ausgebreitet.

Die größte Anziehungskraft für die Menge hat das Lebendige, und nie wird es vor den Wasserkästen an Schaulustigen leer, die Kinder der kühlen Fluten nicht nur zu besehen, sondern auch einer mehr oder minder sachgemäßen Begutachtung zu unterwerfen. Der ernsteste Fisch, der mit dem Moos des Alters bedeckte Karpfen, muß sich gefallen lassen, komisch gefunden zu werden, und bei dem Sterlett, dem kostbaren Leckerbissen aus der Wolga, wird von Unkundigen zuweilen die Eßbarkeit angezweifelt. Aus solchen Äußerungen ergibt sich, wieviel Aufklärung durch Ausstellungen verbreitet werden kann. Micha, der Krebskönig — Berlin ist der erste Krebshandelsplatz der Welt — hat außer Speisekrebsen verschiedener Gattung und Größe auch schwedische und galizische Krebse zur Wiederbevölkerung von Gewässern aus-



Im Hauptgang.

gestellt, sowie im Bruthause, worin die künstliche Fischzucht ein bescheidenes Dasein führt, auch junge Krebse, an denen das langsame Wachstum zur Anschauung gelangt. Nicht minder interessant sind die Krebse von Benno Reche aus Myslowitz und dessen ungemein belehrende anatomische Präparate, die die Entwicklung des leckeren Krusters darstellen. Besonders reichhaltig hat der Bayrische Landes-Fischereiverein gesandt: die Seeforelle, Saibling, Huchen, Bodenrenken aus dem Tegernsee. W. von Derschau hat neben Regenbogenforellen auch die fein schmeckende Äsche ausgestellt, deren Zucht eine Besonderheit des Fischgutes Seewiese bei Gmunden ist. Regenbogenforelle, Saiblingsbastarde, Forellenbarsche, Goldorfen sind Edelfische, die, den meisten kaum dem Namen nach bekannt, sich als deutsche Zuchtfische vorstellen. Die kaiserliche Fischzucht in Hüningen (Elsaß), die von Stieglitzsche Forellenzucht (Schlesien), der Erfurter und Thüringer Fischereiverein u. a. m. sorgen hauptsächlich für die Aufzucht und Akklimatisierung dieser wertvollen Fische in deutschen Gewässern. Je wertvoller der Fisch, d. h. je höher sein Marktpreis ist, um so einträglicher wird durch seine Zucht die Wasserwirtschaft.


Vor den Wasserkästen.

In dem Bruthause erregen die in Betrieb befindlichen Brutapparate allgemeines Interesse. Hier sieht man die Entstehung des Fischleins aus dem Ei, und auch ein Eisschrank Haackscher Konstruktion ist vorhanden, worin die Eier in der Entwicklung zurückgehalten werden. Nur in solchen Eisschränken ist der Versand der Fischeier von Kalifornien nach Deutschland möglich und somit die Verpflanzung geeigneter nutzbringender Arten aus der neuen Welt in die alte.

Zum Zweck der künstlichen Befruchtung streicht man einem Paar Zuchtfischen Rogen und Milch ab, die man vermischt. Ein geringer Druck auf den Bauch des Fisches genügt, um dies zu bewerkstelligen. Dann gießt man Wasser darüber und läßt die nunmehr befruchteten Eier so lange stehen, bis sie sich voll Wasser gesogen haben. Dann werden sie in Brutapparate gethan, die man in fließendes Wasser bringt, oder durch welche stets reines und kühles Wasser fließen muß. Das befruchtete Ei unterscheidet sich zunächst sehr wenig von dem


Lachs- und Forellenzucht im Bruthause.

sondern auch der minderjährige Aal dem Schlamm entrissen, so daß der Fischer kleinen Gewinnes wegen dem Fischbestand empfindlichen Schaden zufügte, der schließlich zum Verbot dieser und ähnlicher Fangzeuge führte. In der historischen Abteilung, deren Reichhaltigkeit zunächst dem Märkischen Museum zu verdanken ist, erblicken wir die Fangapparate von der Pfahlbauzeit an bis zu den Tagen, die dem Innungsleben nicht mehr günstig waren. Da sind Angelhaken aus Feuerstein, Knochenfischspeere, Pfeilspitzen aus Bronze, Eisenharpunen, Netzsenker, Einbäume aus Eichenstämmen, darin vor Jahrhunderten der Fischer seinem Gewerbe auf der Spree und Havel oblag. Mit Emblemen, Humpen, Po-

unbefruchteten. Nach kurzer Zeit aber werden zwei schwarze Punkte, die Augen, sichtbar, und endlich, gegen Ende der Brutperiode, nimmt man auch die Bewegung des Embryos wahr. Das junge Fischchen wächst auf Kosten des eiweißhaltigen Dottersacks oder der Nabelblase. Diese verschwindet allmählich, und wenn sie sich mit dem Bauch des Fischchens ausgeglichen, ist es im stande, allein Nahrung zu sich zu nehmen. Hierauf kann es den Teichen und Gewässern anvertraut werden.

In alter Zeit wurde der Natur nur entnommen; schon Luther aber äußerte besorglich, es werde dereinst noch der Mark an Holzungen und Fischen fehlen. In welcher Weise der Wasserraub getrieben wurde und auch heimlich noch ausgeübt wird, davon geben die verbotenen Fischgeräte Kunde, die Aalhauer und der Aalspeer vom frischen Haff. Mit diesen eisenzähnigen Harken wird nicht nur der ausgewachsene,


Fischeranzug von Mönchsgut.



Fischerinnenanzug von Mönchsgut.

deutschen Nation zu dem ihr zustehenden Anteil am Fischwesen und der wirtschaftlichen Ausbeutung der Meere, Flüsse und Seen zu verhelfen.

Früher wurde geraubt, jetzt wird geschont, gepflegt, bevölkert und die Frucht ehrlicher Arbeit eingeheimst. Freilich fangen die Holländer uns die meisten Rheinlachse weg, aber bösen Wassernachbarn allgemach das Handwerk zu legen, ist auch eine Aufgabe, die der Verein mit zäher Ausdauer verfolgt.

Die Innungen sind eingegangen, aber eine große Einigung entstand; die Überbleibsel der Zunftzeit, „die dicke Lotte," eine große kupferne Ausgußkanne, die biergefüllt beim Umzuge des Oderberger Gewerkes vorangetragen wurde, Marschallstäbe, Schärpen und Schaubleche zeugen von entschwundenen Pokalen, Fahnen und Reliquien der Fischerinnungen schließt der geschichtliche Teil der Süßwasserfischerei ab, der die Vergangenheit vor das geistige Auge bringt.

Das Modell eines Pfahldorfes, umgeben von den Resten der primitiven Kultur frühester Zeit, wie läßt es den Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt erkennen! Der Mensch zog sich auf seine armselige Wasserfestung zurück, um vor Überfällen sicher zu sein, und lebte arm in leiblichen und geistigen Dingen. Heute erhebt sich am Wasser, wo vielleicht einst der Pfahlbauer vegetierte, das stolze Fischereigebäude, das Zeichen einer anderen Zeit, der Tempel einer Wissenschaft. Denn das Fischereiwesen ist zu einer Wissenschaft geworden, deren praktische Ergebnisse dem Allgemeinwohle dienen.

Der Deutsche Fischereiverein unter dem Präsidium des Fürsten von Hatzfeld-Trachenberg ist die treibende Kraft der Bestrebungen, der



Fahrzeug zum Austernfischfang. Vorrichtung zum Reinigen der Austernbänke.

dener Herrlichkeit, und nicht mehr ertönt das Lied der Kinzfischer von Potsdam, dessen erste Strophe lautet:

„Frisch auf! Ihr Fischer in dem Kahn,
Frisch auf! Werft euer Netz.
Es kommen Fisch' die Meng' heran,
Als Stinte, wie auch Pletz,
Als Karpfen, Bleifisch, wie auch Hecht
Und was noch mehr vom Fischgeschlecht
Herummer in der Wassersflut,
Herummer laufen thut."

Daß nur gute Rassen in den deutschen Gewässern „herummer laufen" und zahlreich, das ist das zu erstrebende Ziel, das jedoch nur durch Belehrung des Volkes erreicht werden kann.

Deshalb sind auch die Fischfeinde ausgestellt von der Fischotter und dem Uhu bis zu den Wasserkäfern und Parasiten, zu deren Erkennung das Vergrößerungsglas erforderlich ist. Auch die Ratte fehlt nicht und das Wiesel, der Reiher, die Krähe und allerlei Getier, das sich fischend ergeht. Unter der reichhaltigen, kaum übersehbaren Ausstellung der Seefischerei imponiert das Schädelgerüst eines ausgewachsenen Walfisches mit vollständigem Bartenwuchse. Sein Wert wird auf 40 000 Mark angegeben. So teuer ist das Fischbein.



Haifisch. Wahrzeichen eines Spezereiladens.



Wallfischschädel mit Barten.

Und noch eins ist genau zu betrachten, das ist die statistische Darstellung des Heringsfanges verschiedener Länder im Jahre 1894. Von einer Anzahl kleiner hölzerner Tonnen von sehr verschiedenen Abmessun-

gen stellt eine jede das Totalergebnis des Heringsfanges dar. Das mit England bezeichnete Tönnchen erscheint von der Größe einer Vierteltonne, während das kleinste der Sammlung, Deutschland, die Größe eines Bierseidels haben mag. Englands Fang im Jahre 1894 hatte einen Wert von 24 Millionen, der von Holland 9 1/2 Millionen, darauf folgt Norwegen mit 3 1/2 Millionen und zuletzt Deutschland mit 739 293 Mark. Was den Konsum dieses Fisches anbelangt, so sehen wir, daß Deutschland für eingeführte Heringe 24 911 000 Mark, also fast 25 Millionen Mark, an das Ausland bezahlt.

Netze hängen von den Decken, jedes hat seine besondere Tüchtigkeit, seinen besonderen Zweck, wie auch die Seestiefel, die hier nur als charakteristischer Schmuck dienen. Fahrzeuge sind da, kleine im Modell, große schaukeln sich draußen auf der Spree. Unsere



Keitelkahn mit Garn vom Kurischen Haff.


Stellnetz und Seestiefel für Fischer.

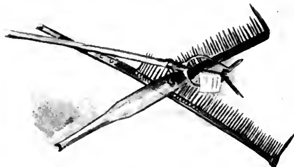
Abbildungen zeigen einen Ewer ältester Bauart (Katalognummer 3361.1) und mit der Kurre (3361.2), einem Fangnetze, das voller Listen ist, den Fisch in seine Sackgasse zu treiben und zu halten. Die mit dem Kurrennetze gefangenen Fische, Hechte, Zander, Bariche u. s. w., sind ihrer Verletzungen wegen nicht lebend zu erhalten; seine Anwendung ist während der Frühjahrsschonzeit verboten, weil es durch Ver-

nichtung des Laiches und der Brut den Nachwuchs ertötet. Ähnliches gilt vom Keitelgarn (3319), das hauptsächlich zum Aalfange dient und die Fische lebend erhält.

Unter Nr. 3381 sehen wir ein Austerfischerfahrzeug von Sylt. Seine Ausrüstung besteht aus vier Schrapnetzen, die aus Eisenringen gewoben das Schaaltier vom Grunde abschöpfen. Der daneben abgebildete Sternkratzer (Standredge) wird in Amerika zum Reinigen der Austernbänke von Seesternen benutzt, die sich in den am Ende des Gerätes befindlichen Hanfquasten verwickeln. Der Seestern ist der schädlichste Austernfeind und daher auf jede Art zu vernichten. Die Einführung dieses Kratzers wäre bei uns sehr zu befürworten.

Für den Praktiker sind unzählige Einzelheiten vorhanden, deren Betrachtung befruchtend einwirken muß, eben so reich ist das ausgestellte Material, das den Zwecken der Forschung dient. Wissenschaftliche Instrumente verbrüdern sich mit der Öltuchjacke, Theorie und Praxis einen sich in schönster Harmonie.

Leute jeden Geschmacks und jeden Berufs werden aus den reichhaltigen ausgestellten Gegenständen Belehrung ziehen können. Der Naturforscher wird die Gelegenheit ergreifen, um die Seetiere neben einander zu vergleichen. Der Geograph und der Geologe werden viel aus den Karten und Modellen lernen können, welche die Lage, Gestaltung und den Charakter der Fischereigründe veranschaulichen. Der Ethnograph wird Kenntnis nehmen von dem, was sich auf die Gewohnheiten, Statistik, Kleidung, Wohnung und Ausrüstung der Fischer bezieht. Der praktische Fischer, der Handwerker und Fabrikant werden mit Nutzen die verschiedenen Formen der Boote, Netze, Haken und anderer Fischereigerätschaften vergleichen, und hier wird wiederum der Ethnologe in den vor Jahrhunderten gebrauchten Hilfsmitteln eine reiche Fundgrube entdecken. Die, deren Beruf es ist, die Welt mit Kleidung und Nahrung zu versorgen, werden mit Nutzen sehen, wie die Produkte der Gewässer in anziehender Form bereitet und bewahrt werden. Der Statistiker und Nationalökonom endlich können ermessen, welchen Einfluß der Fischereibetrieb auf den Wohlstand der Bevölkerung hat.



Verbotenes Fischgerät vom Frischen Haff.

So dient die Fischerei-Ausstellung nicht nur der bloßen Schaulust, sie fördert vor allem durch Anschauung und erweckt das Interesse für die Fischerei als für einen aufblühenden Zweig unserer volkswirtschaftlichen Wohlfahrtsbestrebungen.





Vestalin. Gemälde von **Angelika Kauffmann** in der Kgl. Gemaldegalerie zu Dresden.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.



Heinrich von Treitschke.
Nach einer Aufnahme von A. Halwas, Berlin.

Heinrich von Treitschke.

Von

Theodor Schiemann.

Es ist das Schicksal des Menschen, solange er lebt, mißverstanden zu werden in Liebe und Haß, wenn er emporragt aus der langen Reihe derer, die hingehen, ohne dauernde Spuren zu hinterlassen. Nur wenigen unserer großen Männer, wie etwa einem Goethe, ist es vergönnt gewesen, die historisch abwägende Würdigung ihrer Lebensarbeit selbst zu erleben; sogar an Gestalten wie Kaiser Wilhelm, Moltke, Bismarck, die doch als etwas in sich Abgeschlossenes dastanden und dastehen, entzündet sich noch heute der Gegensatz politischer Meinungen. Denn politische Leidenschaften sind ihrer Natur nach unduldsam wie die religiösen; ihre Existenz hängt am Kampf und bedarf des Kampfes. Auch schwindet den Mitlebenden nur zu leicht das Verständnis für die innere Notwendigkeit, die den Mann zu dem macht, was er ist: der feine Zusammenhang, der zwischen dem Angeborenen, der Erziehung durch andere, wie der Selbsterziehung, und den großen Ereignissen besteht, die den Einzelnen hineinziehen in den Wirbel des nationalen und politischen Lebens, dessen Richtung mitzubestimmen das Ziel jeder starken politischen Selbständigkeit sein wird.

An dieser Stelle einige Worte der Würdigung über Heinrich von Treitschke zu sagen, darf ich vielleicht wagen, weil es mir nicht nur vergönnt war, durch eine Reihe von Jahren in engen Freundschaftsbeziehungen zu ihm zu stehen, sondern weil ich an der Hand des reichen Nachlasses an Briefen Treitschkes seinen Entwicklungsgang bis in die intimen Einzelheiten hinein zu verfolgen Gelegenheit fand. So ist mir ein Bild des Mannes lebendig geworden, das von seinen frühesten Knabenjahren bis zu jenem 28. April führt, der uns den Unvergeßlichen raubte. In großen Zügen will ich versuchen, es dem Leser vorzuführen.

Die nationale und sittliche Erhebung, welche, von Preußen ausgehend, während der Napoleonischen Fremdherrschaft und danach in dem Wettersturm der Freiheitskriege durch Deutschland ging, hat das deutsche Volk doch weit tiefer und nachhaltiger bis in die Seele hinein erregt, als die Zeitgenossen sich bewußt wurden. Selbst in Sachsen, das in jenen Tagen eine so traurige Rolle spielte, zitterte die Bewegung nach. Das unerhörte Schauspiel, daß ganz Deutschland als eine Einheit während der Tage des letzten Kampfes dem Feinde gegenüber stand, ging nicht verloren, und wenn man auch dort, wie in den übrigen Staaten, die der Wiener

Kongreß sorgsam wieder aufgebaut hatte, sich naiv der neu gesicherten „Vaterländer“ freute, der Gedanke des deutschen Vaterlandes, dessen Wirklichkeit man wie im Traum gesehen hatte, tauchte sortan als politische Vision immer aufs neue wieder auf.

Auch Heinrich von Treitschkes Vater ist von der Schulbank her als Freiwilliger im November 1813 den Freiheitskämpfern zugezogen, er hat 1814 den Feldzug in die Niederlande, 1815 den unblutigen Zug in das Elsaß mitgemacht und sich aus diesen Tagen ein warmes Herz für allgemein deutsche Ideale gerettet. Sie blieben ihm trotz eines entschlossenen sächsischen Patriotismus bis zuletzt, da er im April 1866 als Generalleutnant und Kommandant der Festung Königstein seinen Abschied nahm. Ein ehrenfester, hochbegabter Mann, dessen Ebenbild der Sohn auch äußerlich gewesen ist. Dichterisch veranlagt, pflichttreu, besonnen, trotz seines warmen Herzens und raschen Temperaments Herr seiner Leidenschaft. Als ihm am 15. September 1834 als zweites Kind sein Heinrich (Gotthard) geboren wurde, hat er gerade diesem Knaben seine volle Liebe zugewandt. Weit mehr an der Hand des Vaters, zu dem er als zu einem Ideal edler Männlichkeit aufblickte, als unter der Mutter Führung, ist er herangewachsen. Aber schon früh wurde Heinrich von schwerer Prüfung betroffen. Im Mai 1842 erkrankte er an den Spitzpocken, auf welche im Herbst des Jahres die Masern folgten. Als er sich vom Lager erhob, hatte sein Gehör so schwer gelitten, daß er fortan nur mühsam den Gesprächen anderer folgen konnte. Damit beginnt ein psychisches Martyrium, das ihn begleitet hat bis ans Ende, stetes Hoffen und stete Enttäuschung, kurze Besserung, qualvolle Kuren, bis endlich Ende der sechziger Jahre, da er Professor in Heidelberg war, die völlige Stille eintrat. Es war ein Heldenkampf, den er gegen sein Leiden führte; die tapfere Seele stählte ihm die Kraft, ein eiserner Fleiß, ein untrügliches Gedächtnis half über alle Schwierigkeiten hinweg, und als er Ostern 1851 als sechzehnjähriger die Schule verließ, der kenntnisreichste und reifste Schüler, den die Dresdner Kreuzschule je entlassen hatte, da meinten die Lehrer wohl, es sei kein Knabe mehr, sondern ein Mann, der nun ins Leben trete. Aus dieser Schulzeit ist zweierlei für Treitschkes Entwickelung entscheidend geworden, der Einfluß des Rektors Klee und der gewaltige Eindruck der Jahre 1848 und 1849. Rektor Klee war weit mehr deutsch als sächsisch, eine fein angelegte, aber kraftvolle und feurige Natur, die an dem frühreifen Talent und stolzen Charakter des Knaben mit Teilnahme und bald mit väterlicher Freundschaft hing, sein Vertrauter, nächst dem Vater der Mann, der ihm bis in den Anfang der sechziger Jahre am nächsten stand. Auch für Klee war die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung das politische Zukunftsideal, die Arbeit am Staat der würdigste Beruf des Mannes. Die große Revolution aber, die den Einheitsgedanken so hoch hatte aufflammen lassen und die dann so klägliche Enttäuschungen brachte, als sie in demokratisch-republikanischen Taumel ausmündete, vor welchem die preußischen Bajonette auch Sachsen retten mußten, hat in Heinrich von Treitschke erst recht den Gedanken der notwendigen einheitlichen Spitze Deutschlands wachgerufen und lebendig erhalten. Es ist bekannt, wie er als Fünfzehnjähriger bei einem Schulaktus in seiner Festrede allgemeine deutsche Ideale verherrlichte, die den gerade anwesenden Herrn von Beust in dem Knaben den künftigen Gegner erkennen ließen. Dieser Knabe mit dem schwer zu bändigenden üppig schwarzen Haar, der mächtigen Nase und den tiefen braunen Augen hatte selbst für Männer etwas Fascinierendes. Er sprach von innen heraus, mit dem unverkennbaren Willen, die Geister zu seiner Überzeugung zu führen. Man wurde auch wider Willen fortgerissen.

Wie glücklich war er, als es nun hinausging in die Freiheit der Studentenjahre: erst drei Semester in Bonn, dann ein Semester in Leipzig, danach wiederum Bonn und zum Abschluß der Studien Tübingen, Heidelberg, endlich Göttingen. Sein Studium waren die Kameralwissenschaften, im November 1854 wurde ihm das Doktordiplom auf Grund einer Dissertation über die „Produktivität der Arbeit“ aus Leipzig nach Heidelberg gesandt, erst im Dezember 1858 habilitierte er sich in Leipzig. Es ist höchst interessant zu verfolgen, wie aus dem Kameralisten

und Nationalökonomen, trotz der gewissenhaftesten Studien in diesen Gebieten, schließlich der Historiker — man kann wohl sagen — emanierte. Die Brücke, die von dem einen zum anderen führte, aber war die Poesie. Man könnte jene zwei Bonner Jahre selbst ein Gedicht nennen, so voll sind sie von überschäumender Jugendkraft, von Freundschaft, von Begeisterung für Kunst, Natur und Poesie. Er war in seinem dritten Semester in die Burschenschaft Franconia getreten, und dort hatte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde um ihn geschart, Gutschmidt, Wilh. Nokk, der um einige Jahre ältere Aegidi, Oppenheim, von Frantzius waren wohl die bedeutendsten unter ihnen. Es war ein frisches jugendliches Treiben, harmlos und begeistert, obgleich vor allem der Wissenschaft geweiht, durch die herrliche Natur ringsum poetisch gestimmt, durch Dahlmanns beherrschende Persönlichkeit in unitarisch-deutsche Kreise gelenkt, der Blick nach Osten, auf Preußen gerichtet, trotz aller Misere, welche gerade die fünfziger Jahre für Preußen brachten. Der Redner, welcher den Festen der Verbindung die Stimmung gab, aber mußte „Knollen" — so hieß Treitschkes Spitzname — sein. Noch nach langen Jahren haben die Freunde dieser Reden gedacht: „Da hörte man deine Stimme, die wie ein Flammberg einschneidet, und sieht dein hoch erhobenes Haupt, aus dem die Augen leuchtend hervorblitzen." Ein Freund spricht von seinen „metallenen Worten" und ein andermal: „Schon der Form nach hat deine Rede für mich immer den Zauber gehabt, den das Waldhorn übt oder ein helles Geschmetter von Trompeten: ‚Das Schlachtroß steigt' ꝛc. und mit der Kraft des Wortes dann die Fülle der Gedanken und die Echtheit des Empfindens." Damit ist Treitschkes Rednergabe, auch wie sie uns Späteren entgegengetreten ist, vortrefflich gezeichnet, nur daß als neues Element die Fülle des Wissens und die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Natur hinzutrat.

Denn wenn Treitschke in diesen Jahren auch von Liebe, Wein und Jugend sang, so lebte er doch der Überzeugung, daß es die Aufgabe der Poesie sei, durch die Schilderung einer großen Vergangenheit die Geister für die Zukunft zu rüsten. In der Geschichte Deutschlands, die ihm ohnehin ein Fundament seiner Bildung war, wollte er die Form finden, in welche er seine politischen Ideale zu gießen dachte, und so wandte er sich mit und durch die Poesie der Geschichte zu. Schon in Bonn entstand ihm eine Reihe von Liedern, deren Grundgedanke doch war, daß das Leben ein geringes Gut ist, wo Freiheit und Vaterland gefährdet sind, jenes dulce et decorum est pro patria mori, das ihm noch von den Horazstunden des Rektors Klee her im Herzen lebte. So hat er die Siedinger und Ditmarschen, Walter von Plettenberg, Jürgen Wullenweber, in seinen vaterländischen Gedichten mit männlich starker Empfindung geschildert und bald danach sich in dramatische Stoffe vertieft, die ihn ganz gefangen nahmen. Der Korse Sampiero, der um des Vaterlandes willen sein Weib opfert, Heinrich von Plauen, die letzte Heldengestalt des Deutschen Ordens in Preußen, sie erfüllen ihm so ganz sein Denken und Empfinden, daß er den Entschluß faßte, die akademische Laufbahn, für die er sich vorbereitet hatte, fallen zu lassen und ganz der Dichtkunst zu leben. Es war ein harter innerer Kampf, ehe er diesen Lieblingsplan, an dem er hing mit aller Kraft seines Wollens, aufzugeben vermochte. Der Wunsch des Vaters, die Ratschläge Klees, die Notwendigkeit, sich zu einer wirtschaftlichen Selbständigkeit aufzuringen, haben gegen die Poesie entschieden. Als ihm aber die Entscheidung feststand, ist er so mannhaft entsagend dabei geblieben, daß jene dramatischen Entwürfe, die in der Disposition von Scene zu Scene fertig waren, zum Teil auch bereits die poetische Form gefunden hatten, fortan unberührt geblieben sind bis an seinen Tod.

Es folgten die Leipziger Privatdocentenjahre. Am 10. December 1858 hielt Treitschke seine Probevorlesung „Über den Charakter der Hauptvölker Europas in Bezug auf ihr Verhältnis zum Staat," die Habilitation erfolgte auf Grund seiner Schrift über „Die Gesellschaftswissenschaft," sein erstes Kolleg behandelte die deutsche Verfassungsgeschichte, aber er hatte den Mut, mit der Zeit nach dem Westfälischen Frieden zu beginnen, also mit dem Zeitpunkte, an dem damals die meisten abzuschließen pflegten; daran knüpften sich Vorlesungen über Nationalökonomie in Lüt-

schena, und eine immer steigende litterarische Thätigkeit, die zunächst in merkwürdiger Verbindung uns den Poeten und den Politiker zeigt. Die Aufsätze über Heinrich von Kleist, Otto Ludwig, Milton, Hebbel, Lord Byron, Uhland tragen diesen Doppelcharakter, während andere, wie die Rede über Fichte, der Nekrolog auf Dahlmann, Karl August Wangenheim und später der herrliche Aufsatz über das Ordensland Preußen, sowie die Studien über den Bonapartismus, jene Verbindung von Geschichte und Politik zeigen, die, ohne direkt an der deutschen Gegenwart zu exemplifizieren, den Leser zu selbstthätiger Parallele nötigt. Aber Treitschke hat auch ganz direkt politische Fragen angefaßt und dadurch wie durch seine Vorlesungen über neueste Geschichte das Mißtrauen der sächsischen Regierung, die in ihm den Unitarier erkannte, der nach der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung strebte, in so hohem Grade erregt, daß man sehr ernstlich daran dachte, den allzu kühnen Privatdocenten zu maßregeln. Auch ein anderes Moment spielt mit: die preußische Richtung des Sohnes bekümmerte den Vater, und so entschloß sich Treitschke im Jahre 1861, Leipzig zu verlassen und in München Studien für eine Geschichte des Deutschen Bundes zu unternehmen. Wenn er dennoch zu Anfang des Jahres 1862 wieder nach Leipzig zurückkehrte, so zeigte sich bald, daß auf die Dauer, trotz seiner unerhörten akademischen Erfolge, für ihn in Sachsen keine Stätte zu finden sei. Der Vater litt unter den Nadelstichen, die ihn in Anlaß der litterarischen Thätigkeit des Sohnes in Dresden trafen; die Feindseligkeit des Professors Wuttke ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um auf die Sünden Treitschkes gegen den Geist des sächsischen Patriotismus hinzuweisen, und wenn Treitschke auch in dem Kreise, der sich um Gustav Freytag und die Grenzboten scharte, treue Gesinnungsgenossen fand, so stand er doch als Einzelner im akademischen Zirkel, mit dem er zu leben angewiesen war. Alle diese Dinge, zumeist wohl die Rücksicht auf den Vater, an dem er mit so heißer Liebe hing, veranlaßten ihn, einen Ruf als Extraordinarius nach Freiburg anzunehmen. Vorher aber hielt er noch am 8. August 1863 vor der deutschen Turnerschaft, die sich in Leipzig zu Tausenden versammelt hatte, unter freiem Himmel jene berühmte Rede zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig, durch welche er die Tradition der Freiheitskriege für die Gegenwart in Anspruch nahm, damit sie den Geist der Väter fortbilde mit der wachsenden Zeit und ihren wachsenden Forderungen.

Heinrich von Treitschke ist durch diese Rede weit über die Grenzpfähle Sachsens hinaus zu einem der Führer der Nation geworden, die fortan von ihm die Losung erwartete in dem wilden Parteikampf, der zwischen Nord und Süd, zwischen preußischer Staatspolitik und österreichisch-mittelstaatlicher Tendenz entbrannt war. Diese Aufgabe, ein politischer Führer der Nation zur Einheit zu werden, hat Treitschke mit dem vollen Ernst seines Wollens zu lösen versucht. Die erste Sammlung seiner historisch-politischen Aufsätze, die später in den „Zehn Jahren deutscher Kämpfe" zusammengefaßten politischen Abhandlungen der Jahre 1864—1866 legen Zeugnis davon ab und sind verständlich nur in dem großen Zusammenhang der politischen Ereignisse jener Jahre. Sie selbst ein Stück Zeitgeschichte, gerade durch ihre patriotische Leidenschaft, die kein Mittelding zwischen warm und kalt anerkennen wollte, bahnbrechend, ein wundervolles Denkmal zugleich kraftvoller Polemik und subjektiver Wahrhaftigkeit. In diesen Freiburger Jahren ist ihm auch der Plan einer Geschichte des Deutschen Bundes ausgereift zu dem weiteren Plan einer deutschen Geschichte. In einem Briefe aus dem Jahre 1861 hatte Treitschke sich über seine künftige Geschichte des Deutschen Bundes folgendermaßen geäußert: „Ich will eine Geschichte des Deutschen Bundes schreiben, kurz, scharf, völlig rücksichtslos, um dem faulen Haufen zu zeigen, daß uns die Grundlagen alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit, fehlen und keine Rettung anders möglich ist, als durch Vernichtung der Kleinstaaten. Wäre es mir um wissenschaftlichen Ruhm zu thun, wahrlich, ich wählte mir ein anziehenderes, bereits klarer durchforschtes Thema. Aber ich weiß, kaum ein anderes historisches Werk ist für die Aufklärung des großen Publikums notwendiger, und da von denen, die gelehrter sind als ich, niemand den Mut dazu findet, so will ich es versuchen,

auf die Gefahr hin, daß, während ich schreibe, der Bund dem Fluche der Völker bereits erliegt.“ Die Ausweitung seines ursprünglichen Planes zur deutschen Geschichte geschah in den Jahren, die ihn jene Katastrophe, die er 1861 kommen sah, als ein Ereignis der nächsten Zukunft erkennen ließen. Die Studien im Archiv von Karlsruhe erweiterten nicht nur seinen historischen, sondern auch seinen politischen Blick. Er hörte auf, die Welt vom Standpunkt des Nationalvereins zu betrachten, und vollends stiegen ihm ganz neue historisch-politische Gesichtspunkte auf, als ihm 1865 die Liberalität Bismarcks die preußischen Staatsarchive öffnete. Seit dem Tage von Düppel hat Treitschke mit voller Zuversicht an den politischen Genius Bismarcks geglaubt, und wenn es auch noch eine geraume Zeit dauerte, ehe er die innere Politik des großen Staatsmannes als eine durch die Verhältnisse erzwungene Notwendigkeit respektieren lernte, so hat er doch fortan treu zu ihm gestanden, und als das Jahr 1866 die Entscheidung brachte, keine Stunde gezögert, seine Stellung in Freiburg zu opfern, um einen Konflikt zwischen seinem politischen Gewissen und seiner Eigenschaft als großherzoglich badischer Professor aus dem Wege zu gehen. Wie tief hat doch der Riß, der damals durch die Nation ging, in Treitschkes privates Leben eingegriffen! Zweimal hatte er eine aussichtsvolle Stellung wegwerfen müssen. Je näher die Krisis sich zuspitzte, desto schärfer traf jedes rücksichtslose politische Wort des Sohnes den Vater, den er mehr liebte, als sich selbst. Sein Bruder stand im feindlichen Lager, als die Entscheidung bei Königgrätz fiel. Alles, was sächsisch war, Verwandte und Freunde, erblickte in ihm den ungetreuen Sohn des Vaterlandes; den Halt mußte er finden in sich selber, in der unerschütterlichen Wahrhaftigkeit seiner Natur und in dem festen Glauben an eine Zukunft, die er voraus erkannte und deren Erfüllung seinen Nächsten wie ein unsagbares Unheil erschien. Nun, er hat auch das schwere Jahr 1866 überwunden und das große Jahr 1870 erlebt. Auf eine kurze Professorenlaufbahn in Kiel folgten sieben glückliche Jahre in Heidelberg, die ihm die Erfüllung seiner patriotischen Hoffnungen, die Versöhnung mit seinen Lieben und die Muße brachten, aus welcher die deutsche Geschichte als das vollendetste Denkmal nationaler Historiographie hervorgegangen ist. Die letzten 22 Jahre seines Lebens hat Treitschke in Berlin verbracht in einer akademischen Thätigkeit, wie sie in gleich fruchtbar erziehender Weise keiner unserer Historiker entwickelt hat. In diesen Berliner Jahren ist zwar der Politiker hinter dem Historiker zurückgetreten, niemals aber hat der Historiker seiner politischen Pflichten vergessen. Von 1871—1884 wirkte Treitschke als Abgeordneter im Reichstage, anfänglich als Mitglied der nationalliberalen Partei, später als eine politische Figur für sich. Er war nicht geschaffen, die Disziplin einer von taktischen Rücksichten bestimmten Fraktion über sich ergehen zu lassen, und ebensowenig entsprach es seiner Natur, sich unbedingt der Politik einer Regierung anzuschließen, die genötigt war, ihre Zwecke auf Umwegen und durch Kompromisse zu erreichen. Aber ernst und männlich griff er ein, wo es ihm Pflicht schien, kommenden oder vorhandenen Gefahren entgegenzutreten. Seine Stellung zur Judenfrage, sein besonderer Standpunkt gegenüber dem Socialismus, dem praktischen wie dem akademischen, in späterer Zeit sein Gegensatz gegen die Schulpolitik des preußischen Kultusministeriums, das alles hat ihm zahllose Feinde nach allen Seiten hin erregt. Häusliches Unglück trug dazu bei, ihn auch in seinen vier Wänden zu isolieren. Schwer drückte ihn seine Taubheit, ein Augenleiden, das plötzlich und akut hervortrat, schien eine weitere Perspektive namenlosen Elends zu eröffnen, und als es dank treuer Pflege und sorgsamer Behandlung endlich vorüberzog und er mit neuem Mut sich in die Arbeit stürzte, da hat er zwar die Freude erlebt, daß der fünfte Band seiner deutschen Geschichte einen in Deutschland unerhörten Erfolg fand; aber da er eben mit den Vorarbeiten zum sechsten Bande fertig war und im Geiste bereits den siebenten und achten, die zur Gegenwart führen sollten, lebendig vor sich sah, hat ihm ein tückisches Leiden die Feder aus der tapferen Hand gerissen.

Die Empfindung eines großen nationalen Verlustes geht durch die Massen, und diese Empfindung wird sich steigern, wenn

einst die deutsche Nation den Mann so kennen wird, wie seine Freunde ihn kannten, so selbstlos, so wahrhaftig, so ohne Falsch. Von unerschöpflichem Gedankenreichtum, ein unter allen Umständen treuer Freund, ein Patriot, der kein Opfer kannte, das ihm für die Sache des Vaterlandes zu schwer gewesen wäre; furchtlos nach oben wie jener öffentlichen Meinung gegenüber, die er verachtete, weil ihn ein langes Leben gelehrt hatte, daß die Stimme des Tages nicht die Stimme der Nation ist. Deutschland hat in der Reihe seiner großen Männer keinen gehabt, der lauterer an Charakter, fester in seiner Gesinnung und großmütiger in seinem Empfinden gewesen wäre. Ein Mann, der sich gleich geblieben ist bis zuletzt, der sich fühlte als Glied des Ganzen, und wenn er auch seiner außerordentlichen Gaben wohl bewußt war, seinen Stolz doch nur darein setzte, ein Teil des Genius zu sein, der lebendig ist und, wie er fest glaubte, stets lebendig bleiben wird in der deutschen Nation.



Einmal im Jahr
Blühest du zaubrisch und wunderbar,
Duftendes Rätsel im Blumenreich,
Silbern und bleich.

Nur eine Nacht
Sieht deine wonnig strahlende Pracht,
Kurz, aber voll ist dein Glück, —
Selig Geschick!

Jahre voll Pein
Schließen der Menschen Leben oft ein.
Ob ihnen Seligkeit lacht
Nur eine Nacht?

Wenige nur
Kennen auf Erden der Wonne Spur,
Werkeltags nebliger Lauf
Zehret sie auf.

Einzige Nacht, —
Blume, verträum' sie in deiner Pracht,
Morgen schon bist du zur Ruh,
Königin du!

Atme die Luft,
Einmal zu herrschen, auch unbewußt,
Traumhaft zu duften, zu sein, —
Dann schlafe ein.



Nürnberg.*)

Von

Gottfried Böhm.

Mit sechzehn Originalzeichnungen

von **Anton Lewy.**

(Abdruck verboten.)



Skulptur an einer Schanzmauer der Burg.

Nürnbergs Silhouette hebt sich weithin sichtbar vom Himmel ab, und kein Deutscher mag sich ohne eigne innere Bewegung dieser Stadt zum erstenmal nähern. — Die Wahrzeichen anderer alter Städte bilden ihre Mauern, gewisse Kirchtürme, eine eigentümliche landschaftliche Lage, das Stadtbild von Nürnberg wird durch die fast tausendjährige Burg bestimmt, die sich auf schroffem Sandsteinfelsen über der Pegnitz erhebt.

Viele Überreste der Vergangenheit haben wirklichen oder vermeintlichen Verkehrsbedürfnissen der Neuzeit weichen müssen, bis sich die Nürnberger, die vor allem gute Kaufleute sind, noch gerade zur letzten Zeit erinnerten, daß historische Bauwerke und ein altertümlicher Charakter einem Gemeinwesen nicht nur ideelle, sondern auch recht erhebliche materielle Vorteile gewähren. So ist von den Stadtmauern, die seit dem XIII. und XIV. Jahrhundert die Stadt umgaben, ein gutes Stück erhalten geblieben und nicht wenige von den alten Türmen und Thoren, die ein gewissenhafter Zähler noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auf 107 angab.

*) Die Zeichnungen, in denen Herr Professor Lewy den unvergleichlichen malerischen Reiz der alten Reichsstadt Nürnberg so eigenartig und intim wiedergegeben hat, werden in Verbindung mit dem Artikel jetzt, wo die ungemein interessante bayrische Landesausstellung ihr noch mehr Fremde zuführt als sonst, unseren Lesern besonders willkommen sein. D. R.



Die Burg und der Wall vom Hallerthörl aus gesehen.



Auf der Burg.

dazu rühre von Albrecht Dürer her. — Wie oft ist ferner schon von Künstlerhand die malerische Partie des Wasserturmes mit dem sogenannten Henkerssteg verewigt worden, der einst dem Scharfrichter zur Behausung diente, dessen unehrliches Handwerk nicht zu den Sinekuren gehörte, seitdem Kaiser Ludwig der Bayer dem Rate (1320) das Recht einräumte, „schädliche Leute und ungeratene Bürger" mit dem Tode zu bestrafen!

Nicht wenige Sehenswürdigkeiten ersten Ranges umschließen diese alten Mauern, herrliche Kirchen, ein stattliches Rathaus, reizende Brunnen, kühne Brücken, schöne Denkmäler, reichhaltige Sammlungen. Die Fremdenführer, denen wir hier keine Konkurrenz machen möchten, haben dies alles mit leuchtenden Sternchen versehen, die den Reisenden zu jenen Stätten geleiten mögen. Noch größeren, weil intimeren Reiz mag es für manchen haben, planlos durch die Straßen zu schlendern, wo er auf Schritt und Tritt auf anziehende Einzelheiten aus vergan-

Wem prägten sich nicht die vier vierschrötigen Türme ein, die aufgerichteten Kanonen gleichen? Sie erhielten erst nach dem zweiten verheerenden Krieg mit dem Markgrafen Albrecht Alcibiades ihre gegenwärtige Gestalt (1455 bis 1461), indem man schon vorhandene vier eckige Türme zur Verstärkung mit einem steinernen Mantel umgab, aber ihre Form gefiel so sehr, daß sich die Bevölkerung bis auf den heutigen Tag nicht ausreden ließ, die Zeichnung



Die Kanzel auf der Burg, von welcher aus den frumben Landsknechten die Predigt gehalten wurde.


Das „weiße Thor."

Bauthätigkeit sich mit Verständnis den früheren Stilen anschmiegt, wird vielmehr in allen Dingen eine harmonische Verschmelzung von Gegenwart und Vergangenheit empfunden.

Nürnberg ist, wie Rom, auf Hügeln erbaut, und schon Aeneas Sylvius, der spätere Papst, rühmt, daß man dort Bürgerhäuser antreffe, welche würdige Behausungen für Könige abgeben könnten.

Was das „Neue Taschenbuch von Nürnberg" (1822) schreibt, ist zum Teil auch heute noch zutreffend: „Noch sind vorhanden die meisten alten, ohne Ausnahme aus massivem Steine aufgeführten Häuser der Patrizierfamilien und der übrigen Kaufleute. Bei weitem der größere Teil zeigt eine Höhe von drei bis fünf Stockwerken und eine beschränkte Breite gegen die Straße, aber sie reichen tief in das Innere hinein. Das Erdgeschoß ist einzig zu Kaufmannsgewölben und Magazinen bestimmt. In den höheren Stockwerken begegnet man geräumigen, auf italienische Art gepflasterten Sälen, dann erreicht man, Treppchen auf und Treppchen nieder, einige Zimmer, aber die unheizbaren Kammern sind immer in größerer Zahl. Keine Abteilungen sind gemacht für mehrere Haushaltungen; der

genen Tagen stößt, an den alten Stadtmauern vorbei, die Ufer der Pegnitz entlang, wo hochgiebelige Häuser ihm die hölzernen Galerien ihrer Rückfassaden zeigen, bis hin zu dem einzig schönen Markt, aus dem bei der von Essenwein vortrefflich restaurierten Frauenkirche ein anderes Wunderwerk gotischer Kunst, der schöne Brunnen, die Aufmerksamkeit fesselt. — Über der Vorhalle der Frauenkirche wurde bei freudigen Begebenheiten, welche das alte Deutsche Reich betrafen, bei einer Friedensfeier, dem Krönungsfeste oder der Vermählung eines römischen Königs oder Kaisers, eine solenne Instrumentalmusik aufgeführt, nach deren Beendigung dem Gefeierten ein Vivat gerufen und auf den Wällen und Türmen die Kanonen abgefeuert wurden.

Noch heute herrscht ein gar reges Leben auf diesem Platz, und nirgends in Nürnberg empfängt man den melancholischen Eindruck des Verfalls und der Ausgestorbenheit, der so vielen ehemals bedeutungsvollen Kulturstätten eigentümlich ist. Da auch die neue


Der Henkersteg.

große Raum war nur für eine Familie mit ihren vielen Hausgenossen bestimmt, und der Kaufmann gestattete keiner zweiten, ihm fremden, den Zugang und Durchgang zu seinen Magazinen." —

Fast burgartig erhebt sich der Lorenzer Kirche gegenüber das sogenannte Nassauer Haus, das ehemals die Wohnung der Pröpste war und nun einer der reichen patrizischen Stiftungen zum Sitze dient; unvergleichlich ist das Chörlein aus dem XIV. Jahrhundert am Sebalder Pfarrhof, in dem der Geheimschreiber Maximilians I, Melchior Pfinzing (1481 bis 1535), den Theuerdank geschrieben haben soll; Typen von Patrizierwohnungen bieten die verschiedenen Tucherschen Häuser und besonders aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts das reiche Pellersche, in welchem aber die Gemahlin Kaiser Matthias' im Jahre 1612 nicht wohnen wollte, da sie keinen Gefallen an dergleichen „Schnitzelwerk" fände.



Partie an der Sebalduskirche.

Von diesem und manchem anderen Patrizierhaus aus werden wir dann wohl auch gern unsere Schritte lenken zu den bescheidenen Behausungen und Überresten von solchen, die uns zeigen, wie klein, ja fast ärmlich, wir uns die Verhältnisse denken müssen, aus denen die höchsten Blüten der alten Kunst und der ergiebigste Quell volkstümlicher Dichtung hervorgegangen sind. Wer könnte ohne Rührung vor dem hohen Hause mit sichtbarem Gebälk stehen, in dem Albrecht Dürer gewirkt hat? Wer fragte nicht nach der Werkstätte des wackeren und liebenswürdigen Hans Sachs, dessen 400jähriges Jubiläum die Stadt vor zwei Jahren so glänzend und würdig gefeiert hat?

Unter all den zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten, welche Nürnberg im Laufe der Zeit hervorgebracht hat, nehmen ja immer Albrecht Dürer und Hans Sachs die erste Stelle ein, nicht nur weil ihre Kunstthätigkeit eine echt volkstümliche war, sondern weil wir in ihnen zwei Idealgestalten echtdeutschen Wesens verehren und lieben. Die Fremdenführer pflegen den Reisenden zur Belohnung für alle überstandenen Sehenswürdigkeiten in das Bratwurstglöcklein bei der Moritzkapelle zu geleiten und ihm zur größeren Erbauung zu versichern, hier hätten einst auch Albrecht Dürer und Hans Sachs ihren Abendtrunk eingenommen. Das besagte Glöcklein ist jedenfalls die berühmteste von den circa 1100 Bier- und Weinwirtschaften, welche das Nürnberger Adreßbuch pro 1896 aufführt. Zu den Gasthöfen, welche vornehme

liehenen Markgrafschaft Brandenburg zu nehmen, bildeten die verbleibenden wirklichen oder vermeintlichen Rechte eine Quelle nie endender Fehden und Streitigkeiten, welche oft genug die heiteren Tage des aufblühenden Gemeinwesens trübten. Und noch mehr — ein großer Teil der gestrengen Stadtherren, die sich allmählich zu einer abgeschlossenen Kaste ausbildeten, waren als einstige Ministerialen des Kaisers oder der Burggrafen von der Burg in den Frieden der Stadt herabgestiegen.

Auch andere von den ursprünglich circa 133 Reichsstädten — im Jahre 1803 bestanden noch 51 derselben — hatten aristokratische Verfassungen, und selbst da, wo die Zünfte sich im Laufe der Zeit einen erheblicheren Anteil am Stadtregiment zu erkämpfen gewußt hatten, wurde er beschnitten und zurückgedrängt, als Karl V nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) durch die Städte des Reiches zog und die „alten" Verfassungen wiederher-



Der Brunnen am Fleischhaus.

Personen in der alten Zeit besuchten, gehörten besonders die „Goldene Gans," der „Ochsenfelder" und der „Bitterholz," der jetzige Bayerische Hof, von dem aus uns das Stadtbild ganz venezianisch anmutet.

Die alte Kaiserburg wirkt nicht nur auf die äußere Erscheinung Nürnbergs bestimmend ein, sie ragt auch herein in die Stadtgeschichte und bildet gleichsam das Wahrzeichen ihrer streng aristokratischen Verfassung bis zur Auflösung des alten Deutschen Reiches. Jahrhundertelang ist die ganze Politik der Reichsstadt darauf gerichtet, das Band zu lockern und zu lösen, das sie an die Burg knüpfte, und als endlich (1427) die Burggrafen ihre ausgebrannte Burg, ihre Dörfer und Wälder und Lehen an die Stadt verkauft hatten, um fortan ihren Sitz in der ihnen ver-



Partie an der „Hauptwache" (Gotische Häuser).



Das Tuchersche Haus und Garten vor dem Maxthor.

stellte, indem er zum Teil über Nacht aus Gevatter Schneider und Handschuhmacher ein Patriziat schuf. Aber ganz waren die wohlerworbenen Rechte der zünftigen Bürger doch nicht mehr zu beseitigen gewesen, und so ausschließlich und unumschränkt wie in Nürnberg haben die „Geschlechter“ nirgends geherrscht. Nicht selten und nicht mit Unrecht verglichen sie daher ihre Verfassung mit der Venedigs, und noch im Jahre 1739 konnte ein junger Patrizier (Ph. J. Haller von Hallerstein) in einer Dissertation „de Patriciis“ rühmen: „Sola enim Norimberga veterem illibatamque Patriciae Reipublicae virginitatem, ab eo tempore, quo Caroli IV auspiciis rerum gubernacula ad Patricios pervenerunt, retinuit.“ *) — Der enge Kreis der zum Stadtregiment berufenen Familien wurde im Laufe der Zeit nur selten durch kleine Patrsschube erweitert.

Dieses System erwies sich nicht als nachteilig, solange auch die Patrizier sich als Bürger der Stadt fühlten und ihre Sonderinteressen nicht denen des Gemeinwesens vorsetzten. Anders wurde die Sache, als sie anfingen, sich des Handels, der sie reich gemacht hatte, zu schämen, als sie



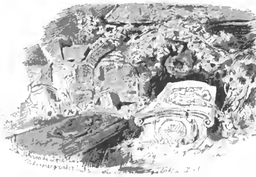
Patrizierhaus mit Seitengebäude, in welchem der Sekretär Kaiser Maximilians Probst Pfinzing wohnte.

*) Nürnberg allein hat die alte unversehrte Jungfräulichkeit einer patrizischen Republik von der Zeit an aufrecht erhalten, in der unter den Auspicien Karls IV die Regierung an die Patrizier gelangt ist.

ihr Vermögen, das wohl die Hälfte des Gesamtvermögens ausmachen mochte, dem Handel der Stadt entzogen, um Landgüter damit zu erwerben, als ihr ganzes Sinnen und Trachten nur mehr darauf gerichtet war, es in allen äußeren Dingen dem Landadel gleich zu thun, der die „Pfeffersäcke“ doch selten für voll gelten ließ und in den Turnierordnungen des XV. Jahrhunderts ihre Turnierfähigkeit bestritt.

Nun entstand allmählich eine Kluft in der Bürgerschaft, und das Band der gemeinschaftlichen Interessen schien gelockert. Das Patriziat erachtete sich nur mehr als die „von Gott gesetzte Obrigkeit,“ die Bürger als ihre Unterthanen.

Die Regierung der Stadt, ihre Einkünfte, ihre Stellen, ihre Ämter, wurden das Monopol einer Kaste. „Da es“ — schrieb einer, der noch ein Zeitgenosse dieser Zustände war, der Altdorfer Geschichtsprofessor Mannert, „notwendig für jeden Patrizier war, sich sehr frühzeitig zu verheiraten, wenn er Beförderung erhalten wollte, so mehrte sich die Zahl der Absprößlinge in den meisten Familien beträchtlich. Alle verlangten Versorgung, und bürgerliche Gewerbe sollten sie doch nicht treiben! Bald zeigte sich's, daß die Stammgüter nicht hinreichten zu ihrer Befriedigung. Auch die Stellen der Ratsherren, der Gerichte ꝛc. gaben von altersher eine nur dürftige Einnahme. Notgedrungen dachte man daher an die Schöpfung neuer Ämter, oder man entzog andere den bisherigen bürgerlichen Vorstehern, um einen Patrizier ausstaffieren zu können. Lauter wurde infolge solcher Maßregeln die Klage der Bürger, der Patrizier suche nur auf Kosten der Stadt sein wohlgenährtes Dasein zu fristen.“ —


Patriziergräber mit dem vermauerten gotischen Portal auf dem St. Johannesfriedhof.

Eine solche Übung trug denn auch im Bunde mit den kriegerischen Zeitläufen nicht wenig dazu bei, die Finanzen der Stadt zu zerrütten. Die Schulden erreichten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die enorme Höhe von $12\frac{1}{2}$ Millionen, und das jährliche Defizit betrug trotz der fast unerschwinglichen Abgaben seit 1763 nie weniger als 80 000 Gulden, einmal im Laufe des Siebenjährigen Krieges sogar über 400 000 Gulden!

Daß die Patrizier bei ihrem regen Sinn für Prunkentfaltung den Gewerben der Stadt Nahrung gaben, soll nicht in Abrede gestellt werden. Sie liebten es nicht nur, ihre Persönlichkeiten malen, in Kupfer stechen, auf Medaillen prägen zu lassen, sie stifteten auch schöne Altäre und pompöse „Epitaphien“ in die Kirchen, und es gehörte zu ihren löblichen Traditionen, ihre Wohnungen und alle Gegenstände des Gebrauches durch künstlerische Individualisierung zu veredeln und gleichsam der Forterhaltung innerhalb der Familie würdiger zu gestalten.

Freilich darf man dabei an eine Kunstunterstützung im modernen Sinne des Wortes nicht denken. Als Albrecht Dürer dem Rate seiner Vaterstadt im Jahre 1524 ein Darlehen von tausend ersparten Gulden anbot, schrieb er: „Die dreißig Jahre, die ich zu Haus gesessen bin in dieser Stadt, hab' ich nicht um fünfhundert Gulden Arbeit (für dieselbe) gemacht.“ — Und als Kaiser Maximilian ihn aus besonderer Gunst frei von Abgaben machen wollte, nötigte ihn der Rat, auf das kaiserliche Anerbieten Verzicht zu leisten.

Hingegen verhandelten die Stadtväter nach dem Tode des Meisters mehrere von dessen Werken, ja sogar ein Geschenk von

ihm (die berühmten Apostel) an kunstsinnige Fürsten und nahmen für ihre Vermittelung hiebei goldene Trinkgefäße und Ehrenkettlein entgegen.

Ein großer indirekter Vorteil der patrizischen Stadtverfassung lag wohl darin, daß dank derselben das Zunftwesen in seinen verknöchertsten Formen, mit all seinen störenden beengenden Formen in Nürnberg erst in später Zeit die Oberhand gewinnen konnte. Alle Gewerbe, insbesondere das, was wir heute das Kunstgewerbe nennen, erreichten daher dort eine Blüte, wie nirgends in Deutschland, und „Nürnberger Tand ging durchs ganze Land“ und fand weithin Absatz. Die Namen gar vieler Handwerksmeister, des Adam Krafft, des Peter Vischer, des Veit Stoß, des Wentzel Jamnitzer u. a., sind aus der Werkstätte in die Kunstgeschichte übergegangen, und von jeher ist die große Zahl der Erfindungen gerühmt worden, welche Nürnberger gemacht haben. Die Kunst des Drahtziehens war ihnen eigen, die Erfindung der Taschenuhren und die Verbesserung der Brillengläser werden ihnen zugeschrieben, und wenn sie auch das Pulver nicht erfunden haben, so gossen sie doch zuerst Kanonen und brachten das Radschloß an Flinten an. Eine andere Erfindung, die ihnen nachgerühmt wird — die des Nürnberger Trichters — ist leider wieder verloren gegangen.



Die Museumsbrücke.

Ihre Einverleibung in Bayern im Jahre 1806 gereichte der früheren Reichsstadt zum Segen. Bayern übernahm ihre Schulden, unter der Regierung wohlwollender und kunstliebender Monarchen heilten die alten Wunden, und nahm alles einen neuen Aufschwung. Schon im Jahre 1809 konnte in Nürnberg eine Ausstellung der Kunsterzeugnisse der Stadt stattfinden, welche der Kronprinz besuchte, und als König wandte der für Kunst und Altertum so begeisterte Ludwig I der Vaterstadt Dürers seine volle Liebe zu. Seine ersten Anregungen galten der Wieder-



Die heilige Grabkapelle.

zuweilen eine kleine Rivalität mit der in Vergangenheit und Gegenwart so wesensverschiedenen Landeshauptstadt hervor, und man kann nicht selten die Äußerung hören, die geistige Hauptstadt Bayerns sei „eigentlich“ — Nürnberg.

Wenn sich hierbei der Lokalpatriotismus auch etwas zu weit hinreißen läßt, so muß doch eingeräumt werden, daß in der aufstrebenden wohlhabenden Stadt über den materiellen Interessen die idealen nicht vernachlässigt werden. Nürnberg und Straßburg waren die einzigen Reichsstädte, welche sich den Luxus eigener Universitäten gestatteten, und noch heute besteht in Nürnberg eine lebhafte Teilnahme für einzelne Wissens-

herstellung des schönen Brunnens, den Vorarbeiten zum Dürerdenkmal, einer Galerie altdeutscher Gemälde, und in einem Briefe an den Freiherrn von Aufseß vom 15. September 1830 sprach der König zuerst den Gedanken der Gründung eines germanischen Museums aus.

Zu ihrer Blütezeit (1450) zählte die Reichsstadt circa 20000 Einwohner, als sie 1806 an Bayern kam 25000 — bei der jüngsten Volkszählung ergaben sich 162380 Seelen.

Und es ist eine rührige, arbeitsame, aufstrebende Bevölkerung, die nicht nur von der Vergangenheit zehrt. Unter der Ägide des bayerischen Gewerbemuseums — einer Musteranstalt ersten Ranges — tagt heuer in Nürnberg vom 15. Mai bis 15. Oktober eine bayerische Landesausstellung, bei der die dortige Industrie die besten Proben ihres Könnens abgeben und in manchen Zweigen vielleicht München zurücklassen wird. Es tritt überhaupt



Im Hof der „Goldenen Gans.“

zweige, wie unter anderem der hohe Stand der Stadtgeschichte beweist. Der Pegnesische Blumenorden ist die älteste litterarische Gesellschaft Deutschlands, und noch immer gibt es an der Pegnitz ausgezeichnete Redner und talentvolle Gelegenheitsdichter. Der Albrecht Dürerverein fördert die Beziehungen zu der neueren Kunst, und das Stadttheater, das hoch über einer gewöhnlichen Provinzbühne steht, bekundet höhere Bestrebungen. In dem regen Vereinsleben der Stadt nehmen Musik- und Gesangvereine die erste Stelle ein, jede Art von Musik erfreut sich der erfolgreichsten Pflege.

Aus dem socialen Leben der Stadt scheint der alte Kastengeist weniger gewichen zu sein, als in anderen Orten des Bayernlandes, und wie in allen früheren Reichsstädten, wie aristokratisch auch immer ihre Verfassungen gewesen sein mögen, so hat sich auch in Nürnberg eine gewisse demokratische Grundstimmung erhalten, ganz abgesehen von dem bedeutenden Kontingent, welches die starke Arbeiterbevölkerung der Socialdemokratie stellt.

Allein, wie hoch auch die Wogen des Parteilebens zuweilen gehen mögen, alle Nürnberger sind doch einig in dem Lobe und in der Liebe ihrer schönen Stadt, die in den Jahren 1424—1796 die Reichskleinodien bewahrte, und die noch immer für jeden Deutschen die besten Erinnerungen an das alte Deutsche Reich, an die alte deutsche Kunst und an das echte deutsche Bürgertum bewahrt.



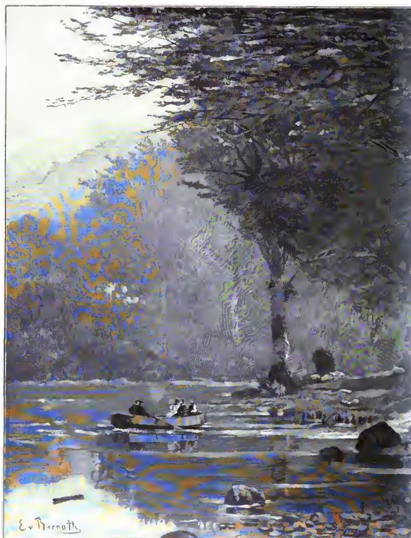
Innenansicht des „Bratwurstglöckl.“

Einmal noch.

Jener Strauch, den nur im Mai
Rötlich-weiße Blüten schmücken,
Einmal noch, in trüber Zeit,
Wird er farbig dich entzücken.

Wenn die letzte Blume starb,
Wenn aus dunklem, nebelfeuchtem
Windgewiegtem Dorngerank
Rote Hagebutten leuchten.

Ernst Lenbach.



Herbstmorgen. Nach dem G



älde von E. von Bernuth.



Misere.

Roman

von

H. von Kahlenberg.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Hans glaubte ihm aufs Wort. Er kannte seinen Bruder. Aber die Gelegenheit war viel zu günstig, um sie sich entgehen zu lassen. Er setzte eine impertinent spöttische Miene auf: „Deinen Rat wollte die Comtesse? — Rat ist gut . . . Die Anekdote ist amüsant, eigentlich zu amüsant, um sie für sich zu behalten . . .“

„Wenn du ein Sterbenswort darüber verlauten läßt, schieße ich dich nieder wie einen tollen Hund . . .“

„Vorausgesetzt, daß du mich triffst. Und das eine Sterbenswörtchen bliebe doch leben, und was so ein fatales kleines Wörtchen neben dem Namen einer jungen Dame, — einer so schönen, hochgestellten, vielbeneideten jungen Dame anrichten könnte . . . Ich sage es ja, der Ruf einer Frau, der ist zart, unendlich zart, Staub auf einem Schmetterlingsflügel, Tautropfen im Lilienkelche. Tipp nur dran. Pust't nur drüber, er ist weg, der Schmand ist ab, das Schiffchen schwimmt nicht mehr . . . Sehr gut, das mit dem Schiffchen . . . Ich mache nämlich jetzt gelegentlich in Litteratur. Zwei Mark fünfzig für die Spalte . . . Merkwürdig, wie viele von uns vom Kommißgaul auf den Pegasus geraten. Der eine ist so mager wie der andere, und beide sind an Mißhandlung gewöhnt. Na, ich denke, das Totschießen lassen wir für ein andermal und arrangieren die Sache friedlich zwischen uns zwei beiden. Wozu sind wir denn Brüder, haben an demselben Busen gelegen, dieselbe Milch frommer Denkungsart hochedler Vorfahren eingesogen . . .“

Viktor unterbrach ihn ungeduldig. „Mach es kurz. Brauchst du Geld? . . . Ich habe keine zehn Mark in der Tasche. Ich hungre. Dank deiner bin ich so weit . . .“

„Du siehst danach aus. Ich bemitleide dich. Wahrhaftig, du könntest mich rühren, daß ich dir fünf Mark borgte, wenn ich nicht fürchtete, deine Gefühle zu verletzen. Apropos, du hast mir keinen Stuhl angeboten. Ich bin so frei . . .“ Er placierte sich gemütlich in dem einzigen Lehnstuhl, die Beine von sich spreizend. „Also um den schnöden Mammon handelt es sich nicht, obgleich er in diesem elenden Leben eine so große Rolle spielt, eine ganz unverschämt, polizeiwidrig große Rolle. Wir stehen im Zeichen des goldenen Kalbes. Wenn's noch goldener Löwe wär', oder goldener Hirsch, oder irgend ein anderes weidgerechtes Tier! Aber Kalb, so'n dämliches, glotzäugiges Haustier . . . Es ist zu stupide . . . denk nicht drüber nach . . . Es handelt sich diesmal bloß um einen Liebesdienst, einen ganz billigen . . .“

„Drück dich deutlicher aus und komm endlich zur Sache. Du kannst dir denken, daß ich das Vergnügen deines Besuches nicht über das Notwendige verlängern möchte . . .“

„O, ich habe Zeit! Es gefällt mir außerordentlich hier. Wirklich ein reizendes Etablissement, so stilvoll und komfortable. Und diese mollige Wärme! . . . Cigarren führst du wohl nicht. Darf ich dir eine anbieten? . . . Feine Havanna, zwanzig Pfennige das Stück. Nobel geht die Welt zu Grunde. Ich habe immer viel Verständnis für die altehrwürdige Sitte des Henkersmahls gehabt. Ich hätte ihnen ein Menü zusammengestellt . . . Das fin de siècleste vom fin de sièclesten! . . .

Du rauchst nicht? Schade, es macht das Plauderstündchen so viel gemütlicher. Also um auf mein Thema zurückzukommen. Ich suche eine Stellung! . . .

„Du! . . . Eine Stellung.“ Viktor lachte laut auf trotz der in ihm kochenden Wut.

„Ich, Hans Heinrich von Hartenstein, Leutnant a. D., Privatier. Ich will mich konsolidieren, ansässig werden. Ich sprach von einer Stellung, die dein brüderlicher Einfluß mir verschaffen soll . . .“

„Ich! Wünschest du etwa meine Protektion für den Kriegsministerposten, oder soll ich dich Seiner Majestät als Oberhofprediger empfehlen?“

„Ich verachte Staats- und Fürstendienst. Freiheit und Männerstolz über alles. Ach, du weißt noch nicht, daß ich Socialdemokrat geworden bin? Wir sind alle Socialdemokraten, wir verkrachten Nobili. Aber zur Sache. Entsinnst du dich aus C. eines gewissen Manders?“

„Ein reicher Jude und Halsabschneider, der in der Mühlenstraße wohnte?“

„C'est ça. Nur daß der Jude getauft und der Halsabschneider nicht mit auf der Visitenkarte steht. Ich sag's ja, berühmte Männer vergessen nicht. Vielleicht zaubert dir dein Gedächtnis nun auch die Tochter zurück, weiland Intima unserer Tilly.“

„Ich entsinne mich der Person.“

„Wahrhaftig! Julius Cäsar war ein dummer Junge gegen dich. Nun also, ich traf das Mädel neulich in der Bahn. Die reine Prinzessin! Ich sag's ja, so ein Zusatz von echtem Golde macht das rötste Blut blau. Selbst die Natur ist bestechlich. Man fälscht ja jetzt sogar Hühnereier — war aber gar nicht so unträtabel, lud mich sogar ein, Besuch zu machen. Prachtvolle Villa, sehr comme il faut, Sekt in Strömen.“

„Soll ich etwa den Freiwerber für dich machen?“

„Danke, nein! So viel Dusel habe ich nicht. Dieser verfluchte alte Kerl, der Manders also, der in seinem ganzen Leben keinen Gaul zwischen den Krummhaken gehabt hat . . . spielt sich jetzt hier auf den Sportsman und Pferdemäcen, natürlich um sich in die Gesellschaft hineinzuschmuggeln. Der Plan stammt von Fräulein Grete, das Mädel hat einen flair, fabelhaft! Die Sache macht sich auch wundervoll. Werthern und Wolfshagen sind seine Intimsten. Sie wollen da im far west einen Tattersall oder so was gründen, so eine Art hohe Schule für Vier- und Zweifüßler, nebenbei unverfänglicher Rendezvousort und Heiratsbrutanstalt für die obersten zehntausend. Natürlich brauchen sie eine Menge Personal. Das Gehalt wird nicht schlecht sein und durch die kleinen Beizus, die man sich machen könnte, nicht schlechter. Ich dachte nun, so ein Pöstchen wäre gar nicht übel für mich und unserer erlauchten Ahnen kavalleristischen Angedenkens nicht ganz unwürdig, und man gab mir auf zarte diesbezügliche Andeutungen zu verstehen, daß die Sache sich arrangieren ließe, wenn . . . Springe mir nicht ins Gesicht, Verehrtester . . . also wenn ein gewisser jemand, Moltke in spe und meiner Unwürdigkeit würdigster und berühmter Bruder, sich entschließen könnte, dort eine Karte abzuwerfen. Unstandesgemäß wäre es nicht. Die Allianz zwischen Fonds und vons ist so komplett geworden, daß längst der Beigeschmack abhanden gekommen ist, und wie gesagt: Ich handle im Allerhöchsten Auftrage. Du weißt, ce que femme veut, Dieu le veut, und sollte der alte Herr moralische Bedenken haben, machen sie's mit dem Satan. Voilà . . . Ich habe gesprochen . . .“ Er lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück, den anderen aus blinzelnden Augen beobachtend . . .

„Ich weiß nicht, ob ich verrückt geworden bin oder ob du“ . . . „betrunken bist,“ vollendete Hans gelassen.

„Ja, ich muß gestehen, ich war auch zuerst etwas verblüfft und schwer von capé. Aber der Wunsch der Dame war gar nicht mißzuverstehen. Du bist entschieden doch unwiderstehlicher, als du gedacht hast, und hast da eine unbewußte Eroberung gemacht. Jedenfalls kann man dir gratulieren?“

Viktor war aufgesprungen und ging mit großen, unruhigen Schritten im Zimmer umher. Jetzt blieb er stehen.

„Und du denkst, ich gäbe mich dazu her? Ich . . . ein Hartenstein . . .“

„Du bist köstlich in deiner beleidigten Unschuld und Hidalgogröße. Ich möchte wissen, was da weiter herzugeben ist, wenn einem zwei Millionen auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden. Die könnte ganz andere haben. Honni soit qui mal y

pense. Das Mädel ist in dich verliebt, kaprizionniert, verhext oder sonst was. Verlaß dich auf meinen flair in solchen Sachen und sei kein Esel, alter Freund, zwei Millionen, das schmiert die Räder besser als all dein Schwitzen und Nachtwachen ... Zwei Millionen, das ist wie zwei Flügel, die einen rasch und sachte den Berg hinauftragen, an dem man sich sonst die Lunge auskeucht. Ich habe die allerbesten Absichten mit dir, wie du siehst. Es wäre nur anständig, wenn du dich nun auch gegen mich ein bißchen gentil zeigtest. Unter Brüdern sollte man sich helfend unter die Arme greifen und den Schleier der Liebe über etwaige, kleine, dunkle Punkte breiten. Also du thust mir den kleinen Gefallen, nicht wahr? Dein Wort darauf und ich schweige wie das Grab. So wäscht eine Hand die andere ..."

Viktor überlegte. Er sah ein, daß er sich in eine mißliche Lage gebracht hatte und nun wohl oder übel paktieren mußte.

„Jedenfalls übernehme ich keinerlei Bürgschaft für dich, wenn es sich um eine Vertrauensstellung handelt."

„Ist auch durchaus nicht nötig. Zeige dich nur, opfere eine Karte am Altare Mammons. Im übrigen sei so steif, zugeknöpft und fürnehm, wie du willst. Ich habe nur die Verpflichtung übernommen, dich zu Schusse zu bringen. Das übrige wird sich finden ..."

„Gut also. Ich werde thun, was du wünschest, und denke, unsere Unterhaltung ist damit beendet."

„Mehr deutlich als höflich. Ich weiß, das ist nicht Mangel an Gemüt bei dir. Du kannst dich nicht so geben ... Es ist auch wirklich Zeit für mich, zu gehen. Dies Wiedersehen hat mich dir menschlich näher gebracht. Ich meine, die Bruderhand könntest du mir wohl reichen, um unseren neuen Freundschaftsbund zu befestigen."

Er hielt herausfordernd die Hand hin. Das war zu viel. Viktors Augen waren dunkel geworden vor Haß und Scham, während er den anderen zur Thür hinausdrängte. „Geh jetzt ..." knirschte er — „geh ... daß ich mich nicht noch vergreife an dir ... Lump, du ... Erzlump ..."

Er schlug die Thüre hinter ihm zu und verriegelte sie. Draußen hörte er Hans noch auflachen, ein höhnisches, freches Lachen. Dann stieg er pfeifend die Treppe hinunter. Viktor war allein.

— — — — — — — — —

Schon am folgenden Tage ließ sich Viktor zur vorschriftsmäßigen Besuchsstunde in Helm und Waffenrock bei Herrn Manders melden. Es schien ihm nicht der Mühe wert, länger zu warten oder irgendwie zu bemänteln, daß er nur einem Zwange gehorchend kam. Herr Manders war nicht zu Hause, aber das gnädige Fräulein und Frau Baronin ließen bitten ...

Ein wohlgeschulter, bartloser Diener in diskreter, dunkelbrauner Livree führte ihn durch die Salons. Wieder berührte ihn der gediegene, vornehme Luxus, der ihm schon im Treppenhaus aufgefallen war, wohlthuend gegen seinen Willen. Er hatte sich auf protzigen, aufdringlichen Reichtum gefaßt gemacht und fand nun ein beinahe zu ernst gehaltenes, künstlerischstilvolles Interieur. Schöne ausgewählte Gemälde, die Diana chasseresse aus dem Louvre, eine entzückende Psyche mit dem Schmetterling — überall dieselbe dunkelrote Grundfarbe der Portieren und Teppiche. In einem hohen getäfelten Zimmer, dem die vielen Bücherschränke an den Wänden den Charakter einer Bibliothek haben, stand ein großer Flügel. Alle schönen Künste schienen vertreten. Es gab ihm eine bittere Empfindung, um die er sich selbst verlachte: „Die Kunst muß doch leben. Und der Jud' hat das Geld. Es bettelt ja alles beim Juden ..."

Aus dem anstoßenden kleineren Salon kam Gelächter und Stimmengewirr. Eine ältere, fein und leidend aussehende Dame mit weißem Spitzenhäubchen saß auf dem Sofa. Das war wahrscheinlich die Baronin. Außerdem waren mehrere Herren im Zimmer. Er kannte einen, den Grafen Haynau.

Fräulein Manders hatte sich erhoben und war ihm entgegengekommen. Trotz des Vorurteils, das er ihr und ihrer Rasse entgegenbrachte, mußte er sich sagen, daß sie Haltung hatte. Sie war nicht eigentlich hübsch geworden, aber entschieden interessant aussehend und mehr in ihr Gesicht hineingewachsen, wie früher. Ihr Kleid war fast zu glatt, ein stumpfes, modernes Schokoladenbraun, unsichtbar geschlossen, wie ein Panzer anliegend um die schlanke,

brillant modellierte Taille. Sie reichte ihm die Hand, etwas steif, kavaliermäßig, wie es Sportsdamen thun. Sie begrüßte ihn als alten Bekannten ohne jegliche Befangenheit, aber auch ohne einen Schatten von Familiarität, die er gefürchtet hatte. Die beiden anderen Herren stellten sich als Baron Leszen und Herr von Wieterslöh vor. Sie und der Graf waren augenscheinlich Hausfreunde und Nebenbuhler in Fräulein Manders' Gunst. Er merkte das sofort an der Art, wie sie ihn mißtrauisch musterten, und nachdem seine Steifheit und Schweigsamkeit sie wieder einigermaßen beruhigt hatte, sich mit verdoppeltem Eifer ihr widmeten, einer den anderen in plumpen Komplimenten und Aufmerksamkeiten überbietend.

Viktor konnte, von seinem Ruheposten neben der Baronin aus, alle ihre Manöver beobachten. Er ärgerte sich über seine Standesgenossen. Sie kamen ihm würdelos und verächtlich vor, wie drei hungrige Hunde an demselben Freßnapf; diese Ähnlichkeit frappierte ihn immer mehr. Der Graf, dessen Reitkunst und Spielleidenschaft gleich weltbekannt waren, war der feine aristokratische Windhund. Viktor wußte, daß er total derangiert war und nur durch die ungeheure Höhe seiner Schulden überhaupt noch existierte, weil kein Gläubiger den Mut fand, ihn zu verklagen, in der Angst, dann alles zu verlieren. Baron Leszen, der beständig von seiner „Mamma“ und seinem Gute in Schlesien sprach, mit stark provinzialem Dialekt, erinnerte an einen täppischen Hühnerhund. Der kleine dicke Wieterslöh endlich in seinen kurzen, knurrenden Bemerkungen über „Gäule“ und sein „Re'ment“, glich einem Mopse zum Verwechseln.

Und während der ganzen Zeit saß sie in ihrem Sessel zurückgelehnt, mit den weißen Veilchen spielend, die der Graf ihr, wie es schien, jeden Morgen überbrachte, kaum ab und zu ein Wort dazwischen werfend, das dann gierig aufgeschnappt wurde und neue Huldigungen hervorrief. Er hatte das deutliche Gefühl, daß sie ihre Verehrer ebenso lächerlich und verächtlich fand, wie er selbst, daß sie sie eine Vorstellung geben ließ für ihn. Es empörte ihn. Er wurde immer ablehnender und schweigsamer. Als die Herren sich empfahlen — einer stand natürlich keine Sekunde eher auf wie der andere, um dem Gegner ja keine Chance eines tête à tête's zu geben — erhob er sich auch, aber sie hielt ihn zurück. „Herr von Hartenstein, Sie schenken mir noch einen Augenblick ...“

Die Baronin wußte es geschickt einzurichten, daß sie zugleich mit den Rivalen verschwand, die wie begossene Pudel kleinlaut mit eingekniffenen Schwänzen abzogen.

„Diese gute Baronin muß vorzüglich dressiert sein,“ dachte Viktor. „Wieviel Gehalt sie wohl bekommt? ...“

Er war die verkörperte Ablehnung, als Fräulein Manders sich jetzt mit einem feinen Lächeln zu ihm wandte:

„Ich habe Sie gebeten, noch zu bleiben, Herr von Hartenstein, weil ich Ihnen noch eine Erklärung für diesen Besuch à contre coeur schulde ...“

„Mein gnädiges Fräulein ...“

Sie hob die Hand. „Sie brauchen nicht zu leugnen, Herr von Hartenstein, Sie haben ein viel zu ehrliches Gesicht, und ich verstehe mich etwas auf Physiognomien. Gestehen Sie nur, daß Sie uns, oder vielmehr mich, denn ich allein bin die Schuldige, für aufdringlich halten, daß Sie es zum mindesten taktlos — sagen wir echt jüdisch und parvenühaft finden, um eine Gefälligkeit, die selbstverständlich Ihrem Herrn Bruder mit dem größten Vergnügen erwiesen wurde, in der Weise zu schachern. Sie haben das gedacht, und Sie hatten ein Recht, so zu denken ...“ Er wollte reden — aus angeborener Höflichkeit — aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Lassen Sie mich mit ganz offenen Karten spielen, Herr von Hartenstein. Ich liebe es, klar zu sehen. Wozu soll ich gerade Ihnen eine Komödie vorspielen, wenn doch vollste Aufrichtigkeit das ist, was ich von Ihnen wünsche. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie, und immer, seit ich Sie kenne — das ist schon sehr lange her — habe ich gewünscht, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Nehmen Sie das für eine Laune, eine Idee fixe, eine Schmeichelei, was Sie wollen. Wir Frauen haben ja das Privileg, ohne logische Gründe handeln zu dürfen ... Die Angelegenheiten Ihres Herrn Bruders sind nach seinen Wünschen geregelt, seit gestern schon. Sie kamen unter einem Zwange

hierher, ich darf es Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie jetzt gehen und dies Haus nicht wieder betreten — aber wenn ich Sie bäte — wenn ich Sie nun jetzt bitte, wiederzukommen, Herr von Hartenstein, würden Sie ‚Nein' sagen?"

Er verbeugte sich: „Es wird mir eine Ehre sein, eine so liebenswürdig erneuerte Bekanntschaft fortzusetzen . . ."

In ihren dunklen Augen blitzte es triumphierend auf. Aber sie beherrschte sich. „Ich danke Ihnen, Herr von Hartenstein," sagte sie einfach.

Als er zurückkam in seine Wohnung, fand er auf dem Tische ein großes weißes Couvert mit dem Poststempel C. Graf Eberhard Wertheim, Excellenz u. s. w. zeigte die Verlobung der Comtesse Stefanie mit dem Königl. Sekondeleutnant u. s. w. Herrn Anton von Brauer, an. Er nickte nur und ließ das Blatt fallen . . . Das war zu Ende.

— — — —

Die Kommerzienrätin war ganz plötzlich, von niemandem erwartet, zurückgekehrt. Tilly fand zwei hochbepackte Droschken vor der Thüre und das ganze Haus in Aufruhr, als sie mit Alice von ihrem Spaziergang zurückkehrte. Sie traf sich jetzt mit Eduard in einem kleinen halb verfallenen Pavillon, den er zu Wasser erreichen konnte, ohne vom Hause aus gesehen zu werden. Diese Vorsichtsmaßregel war von ihr ausgegangen. Sie fühlte sich nirgends mehr sicher und zitterte beständig vor Entdeckung. In ihrer Angst kam sie auf die merkwürdigsten Uebertreibungen. Sie las ihr Geheimnis überall in den Blicken der Dienstboten, in den Briefen von zu Hause, in denen man sich über zu kurze und zu karge Nachrichten von ihr beklagte, sogar in Alices blöden, stummen Augen. Sie entsetzte sich, wenn sie sich im Spiegel sah. Ihre Augen, ihre Lippen waren verändert: sie mußten 's ihr ja ansehen. Alle Welt mußte es sehen . . . Es quälte sie unbeschreiblich, diese Angst . . . das war weniger moralisch als rein physisch . . . die alte, feige Kleinkinderfurcht vor Entdeckung und Strafe, die so viele Prozent aller menschlichen Reue und Gewissensnot ausmacht.

Seine Leidenschaft war auf ihrem Höhe-

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Ferdinand Brütt.

punkt angelangt. Die Vorsichtsmaßregeln, die er anwenden mußte, um sie zu sehen, machten ihn ungeduldig und nervös. Er drängte sie beständig, ihre Stellung aufzugeben, Schauspielerin zu werden, sich ganz auf ihn zu werfen. Aber instinktiv klammerte sie sich an das Haus, an ihre Stelle. „Ich will hier bleiben und warten, bis du mich heiraten kannst." Sie sprach oft von der Heirat, jetzt mit einer gewissen flehenden Ängstlichkeit. Er versprach alles, um sie zu beruhigen. Er schwur es ihr auf den Knieen, und wenn die guten alten Zeiten noch gewesen, in denen man nächtlicherweile den Priester aus dem Bette trommelte und aus zwei Liebesleuten ein Ehepaar ward, ohne Standesbeamten und Aufgebot — er hätte sie sicher geheiratet.

Frau Lühning war in denkbar schlechtester Stimmung heimgekehrt. Die Gnädige fing an zu merken, daß ihre einst berühmte Schönheit bedenklich an Zugkraft eingebüßt hatte. Sie war unausstehlich — mit allem unzufrieden. Alice hatte keine Fortschritte im Sprechen gemacht, und ihr Haar war in skandalösem Zustande. Eduard fehlte beim Empfang, und die Wände im Schlafzimmer ließen die Feuchtigkeit durch. Die Mamsel hatte viel zu viel verbraucht in den zwei Monaten. In heller Wut verlangte sie Wirtschaftsbücher und Rechnungen . . . Jeder drückte sich an den Wänden entlang, um ihr nicht in die Schußlinie zu kommen. Ida lief mit nassen Tüchern und Riechsalzen umher, auf alle Fragen bedeutungsvoll an ihre Stirne tippend. Nach der Entrevue mit der Mamsel, die sehr stürmisch angefangen und auffallend lange gedauert hatte, war sie plötzlich wie umgewandelt. Sie erschien zum Essen unten und war liebenswürdig und aufgetaut, wie nie, besonders gegen Tilly. Sie ging so weit, sich wegen ihrer schlechten Laune mit Migräne zu entschuldigen, lobte Tillys Art und Weise mit Alice und erkundigte sich freundlich, ob sie sich auch nicht allzu sehr gelangweilt hätte in den stillen Wochen hier in der Einsamkeit. „Es scheint Ihnen aber jedenfalls gut bekommen zu sein. Sie blühen ja wie eine Rose. Ja, die Jugend!"

Als das Mädchen ihr einen Teller hinreichte, beugte sie sich plötzlich vor, ihre Hand fassend:

„Welch hübscher Ring, den hab' ich doch früher nicht an Ihnen gesehen?"

„Ich habe ihn von meinem Onkel geschenkt bekommen," log das Kind.

„Ein freigebiger Onkel. Der Stein ist ein Saphir und sicher sechzig Mark wert. Verlieren Sie ihn nur nicht. Er scheint zu weit für Ihren Finger."

Sie plauderte unbefangen weiter, von ihrer Reise erzählend, der alten Frau ein Ragoût fin aux coquilles auseinander setzend. Einmal als Tilly flüchtig aufsah, begegnete sie einem lauernden, funkelnden Blick, der sich sofort abwandte, als er sich gekreuzt fühlte.

Sie atmete auf, als die Kommerzienrätin nach Tisch sagte: „Alice sieht etwas blaß aus. Sie muß an die Luft. Wie wäre es, wenn Sie heute nachmittag eine Spazierfahrt in den Grunewald mit ihr unternähmen. Man muß diese letzten schönen Tage ausnutzen. Nehmen Sie sich Zeit . . ."

Tilly gehorchte. Es drängte sie, aus dem Hause fortzukommen, und Fahren war ihre Wonne, die Art der Bewegung, die ihrem indolenten, genußsüchtigen Temperament am meisten zusagte.

Es war fast sechs Uhr, als sie zurückkamen — ein Septembertag mit rasch fallenden Schatten und zunehmender Abendkühle. Alice wurde gleich von der Großmutter in Beschlag genommen. Tilly stieg die Treppe hinauf, um in ihrem Stübchen Hut und Jacke abzulegen. Sie wunderte sich, daß das Gas im Korridor noch nicht angesteckt war. Es kam ihr vor, als hörte sie's flüstern und zischeln in der Dunkelheit, die vor ihr lag. Das ganze Küchenpersonal schien sich an der Hintertreppe zusammengefunden zu haben. In ihrem Zimmer brannte Licht. Die Thüre stand weit offen.

„Das Mädchen, das zurecht macht," dachte sie, ruhig weiterschreitend . . . „sie ist früh heute . . ." Auf einmal blieb sie stehen . . .

Auf der Kommode stand die Lampe, alle Schubfächer waren herausgerissen, ihres Inhalts entleert, der auf den Fußboden geworfen war, und mitten in dem tollen Wirrwarr von Hüten, Wäsche und Schächtelchen stand die Kommerzienrätin Lühning im schleppenden, blauen Plüschmorgenrock, die tizianblonde, falsche Perücke halb herunter-

gerutscht, mit beiden Händen in dem Briefpult wühlend, das das Kind immer vergaß abzuschließen, trotz specieller auch in den Briefen wiederholter Ermahnung von Frau von Hartenstein. Ida, mit ihrem mokanten, undurchdringlichen Soubrettengesicht, beleuchtete die Scene . . .

Tilly war vorwärts geschritten. Sie mußte vorwärts, obgleich es ihr wie Blei in den Füßen lag und das Herz stille stand in ihr. Jetzt stand sie mitten in der Thüre im Hellen.

Ida gewahrte sie zuerst und machte ihr ein heftiges Zeichen zu fliehen, aber schon hatte das wütende Weib sich umgewandt und brach nun los: „So! — Also so sind Sie! In meinem eignen Hause, vor den Augen meines unschuldigen Kindes, knüpfen Sie eine Liebschaft mit meinem Sohn an. Und seit Wochen geht das. Seit Wochen betreiben Sie Ihre Schamlosigkeiten hier, daß die Leute auf der Straße ihre Glossen machen und sich mein Haus mit den Fingern zeigen."

Sie stieß mit dem Fuße in den aufgehäuften Kram. „Pfui! Pfui! Über so viel Schmutz und Niedertracht!"

Das Kind war in die Kniee gesunken. „Gnade!" wollte es schreien, „Gnade!" Aber es fand keinen Ton, nur die Hände hob es abwehrend gegen sein Gesicht . . .

Die Frau mißverstand die Geste: „Rühren Sie mich nicht an," schrie sie zurückweichend. „Unterstehen Sie sich nicht, mir nahe zu kommen. Ich will nichts hören. Ich habe genug gesehen. Keinen Augenblick länger will ich Ihre Gegenwart hier dulden. In meinem Hause ist kein Platz für Ihresgleichen! Ihr Plunder da wird Ihnen nachgeschickt werden. Ich besudle mir nicht die Finger damit. Aber Ihren Eltern werde ich die Wahrheit sagen, mir Sie ins Haus zu schicken. Wer weiß, was Sie vorher gethan haben, warum man Sie loswerden wollte. Sie sollen keine anständigen Leute mehr betrügen. Alle Welt soll wissen, wie Sie sind, verstehen Sie mich? Ich weise Sie hinaus, verstehen Sie mich? Ich jage Sie fort . . . und nun gehen Sie, gehen Sie augenblicklich . . ."

Einen einzigen, gräßlichen Schrei stieß Tilly aus, dann floh sie über den dunklen Korridor, in dem sich das Küchenpersonal mit offenen Mäulern drängte, die Treppe hinab, an der alten Frau, die vergebens ihr Gehör anstrengte, um zu fassen, was oben vorging, vorbei — hinaus in die Nacht . . .

Erst ein Steinhaufen, über den sie hart hinschlug, hemmte ihren rasenden Lauf. Ihre Stirn blutete. Sie fühlte es warm über ihr Gesicht rieseln. Zugleich etwas Kaltes, Nasses. Es regnete. Um sie herum war es dunkel. Bäume und Feld, nur das Geräusch des rieselnden Regens von allen Seiten. Sie setzte sich auf den Steinhaufen und nahm ihren Hut ab, damit die kalten Tropfen sie treffen sollten. Jedes Glied an ihr zuckte. Ihr Herzschlag überstürzte sich und setzte aus in unerträglicher Weise. Allmählich, ganz allmählich kam ihr die Besinnung zurück, eine tolle Hetzjagd von sich überschlagenden, wirren Gedanken, daß sie etwas Furchtbares gethan und nun verfolgt und ins Zuchthaus gebracht würde. Alle grausigen Geschichten von Gefolterten und Hingerichteten, die sie immer mit Vorliebe gelesen, fielen ihr ein. Sie sah sich mit einem Strick um den Hals auf einem Karren. Man schlug sie und warf mit Steinen nach ihr. Und die häßlichen, furchtbaren Worte, die sie gehört hatte, kamen wieder und gellten ihr tausendstimmig in den Ohren. Sie lief und lief, das Wasser rann ihr in Strömen von der Stirn, ihre Brust keuchte, und immer waren die Augen da und die furchtbaren Stimmen . . . dann wieder mitten zwischen den Schrecken kamen Bilder aus der Vergangenheit, Rückerinnerungen aus der Kinderzeit: das Stübchen, in dem sie mit Gertrud zusammengeschlafen, die weißen Bettchen und die weißen Vorhänge an den Fenstern. Sie kniete in ihrem Nachtröckchen, und die Mutter sprach ihr das Gebet vor: „Ich bin klein, mein Herzchen ist rein — —" „Mutter," wimmerte sie, „Mutter! . . ." Es war ihr, als wäre sie plötzlich hellsehend geworden, so deutlich sah sie alles vor sich: das Wohnzimmer zu Hause — den runden Tisch mit der braunen Decke und den gestickten Rosenknöspchen . . . Die Lampe brannte. Sie sah Gertrud in ihrem alten, schwarzen Kleidchen, mit vorgebeugtem, blondem Kopfe, wie sie mühsam an ihrer Stickerei die Stiche zählte. Im Sofa saß die Mutter. Sie strickte. Leise klappernd bewegten sich die Nadeln auf und ab . . .

Sie hörte die Nadeln klappern, sie sah das müde, geduldige Gesicht, die weißen zitternden Löckchen über den eingefallenen Schläfen. Im Lehnstuhl saß der Vater und las. Der Vater ... Sie hatte immer vor ihm gezittert. Als Kind hatte sie sich in die Häuserecken geduckt vor ihm, hinter dem zugezogenen Fenster der Konditorei mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen gelauscht ... Er war immer der Richtende, Strafende gewesen. Die alte Kleinkinderangst kam ihr vertausendfach zurück. Sie sah ihn mit gehobener Faust und blutunterlaufenen Augen ... Er trieb sie fort aus dem Hause ... Sie hörte den schrecklichen Klang seiner Stimme ... und wimmernd barg sie sich zurück in die Nacht, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Wie lang sie so saß, wußte sie nicht. Der Regen drang durch ihr dünnes Kleid und durchnäßte sie bis auf die Haut. Ihre Füße standen in Wasserlachen, von denen eine eisige Starrheit durch ihren ganzen Körper heraufzog. Es war Nacht, dunkle, sternenlose Nacht, und ringsherum rieselte und rauschte der Regen und drang sickernd zwischen die Steine, die sich schmerzhaft in ihr Fleisch einbohrten ...

Und durch das Rieseln und Rinnen des Regens vernahm sie es jetzt ganz deutlich, ein großes, ernstes Rauschen, rhythmisches, tieftöniges Aufschlagen und Zurückweichen, dem sie in ihren wirren Fieberphantasien gelauscht, ohne es zu verstehen: Der See ...

Wie eine Offenbarung kam ihr der Gedanke, den Bann lösend, in dem ihr Denken wie in einem fortwährenden Kreislauf sich bewegte. Der See forderte sie. Sie mußte sterben ... Sofort arbeitete ihr Gehirn in der neuen Richtung weiter ...

Eine Geschichte fiel ihr ein, die sie als Kind erlebt hatte. Man hatte eine Leiche aus der Elbe aufgefischt, ein Mädel, das sich ertränkt hatte. Tilly war mit ihrer Schulfreundin auch hingelaufen, um zu sehen, was es gab. Sie hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt hinter einer alten Frau, und als die Männer sie aufhoben, sah sie die Leiche ganz deutlich. Es war die erste und einzige Tote, die sie in ihrem Leben je gesehen hatte. Darum wußte sie es alles noch so gut. Ganz weiß sah das Gesicht aus, mit geschlossenen Augen, sehr jung und müde, so eine furchtbare, besondere Müdigkeit, daß man gleich denken mußte, sie würde nie wieder aufwachen ... Ihre Haare hatten sich aufgelöst, und überall aus ihren Haaren und Kleidern troff das Wasser, in hellen schimmernden Tröpfchen, die auf den Weg fielen, den man sie entlang trug. Sie entsann sich, daß Leute geweint hatten, und sie selbst und Emmi Reinach fingen auch an zu schluchzen. Es war so rührend gewesen.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein würde, wenn man sie aus dem Wasser zöge. Ob dann auch alle Leute weinen würden? Sie sah sich blaß und still, mit aufgelösten braunen Haaren, aus denen das Wasser rieselte, und ihre Thränen fingen an zu strömen, immer reichlicher, immer heißer. Ein ungeheures, gerührtes Mitleid mit sich selbst erfaßte sie, und in ihrem Mitleid und in ihrer Angst faltete sie die Hände und fing an zu beten: „Lieber Gott, lieber Gott," betete sie, und dann fiel ihr ein, daß der liebe Gott ja auch böse war, weil sie etwas Schlechtes gethan hatte, und gerade, wie sie's als Kind ihrer Mutter gegenüber gethan, fing sie an mit ihm zu plädieren und sich herauszureden ... „Ich dachte mir ja gar nichts so Schlimmes dabei. Zu Hause war's immer so traurig und langweilig, und andere Mädchen gehen doch auch aus und amüsieren sich und haben welche lieb ... Ich konnte doch nichts dafür, daß ich ihn lieb hatte, und er war so gut und freundlich und schenkte mir so viel. Ich wollte gewiß nichts Böses thun, lieber Gott ... nur auch mal ein ganz klein bißchen glücklich sein, ein ganzes bißchen nur, und nun ist es so etwas Schreckliches, und jeder haßt mich, und ich muß sterben. Ich muß in den See, den kalten, dunkeln See da unten. Ich will ja auch gar nicht, nicht sterben, aber es thut mir so leid ... daß ich sterben muß, und ich fürchte mich so ... lieber Gott, lieber Gott ..."

Ein seltsames, konfuses Gebet ... aber es beruhigte sie etwas. Einmal dachte sie daran, sich von Ida ihr Geld holen zu lassen und fortzufahren in die weite Welt ... auch an Eduard dachte sie ... aber sie wies den Gedanken wieder von sich. Sie wollte sterben ... Sie zweifelte keinen Augenblick, daß alles gut wäre, wenn sie



Chloë. Nach dem Gemälde von E. J. Poynter.

stürbe, wie als Kind, wenn sie ihre Strafe abgebüßt hatte und nun wieder mitspielen durfte. Es war so schön und rührend, zu sterben. In den Romanen war das immer das Allerhübscheste gewesen. Alle Leute würden weinen, sogar die Kommerzienrätin. Tilly stellte sich vor, wie es ihr leid thun würde und sie Blumen auf ihren Sarg legte ... dann fiel ihr ein, wer wohl ihre Sachen kriegen würde. Ob man sie ihr mit ins Grab gäbe ... das Armband mit den Brillanten und die silberne Kette und den Ring ... um den Ring war es ihr am meisten leid. Sie weinte immer trostloser, dann kam wieder stärker als alles andere die Angst über sie, die alte Furcht vor dem Dunkeln, die sie als Kind immer gehabt. Es war so finster, manchmal knackte es in den Bäumen ... und der See rauschte so unheimlich. Es war ihr, als käme er näher, und die schwarzen Wellen höben und reckten sich nach ihr wie gierige, leckende Zungen. Sie wollte ja gewiß sterben, aber ein bißchen heller sollte es werden, ein klein bißchen heller. Sie saß und wartete. Wie lange sie so saß, wußte sie nicht. Sie fürchtete sich vor dem Dunkeln und zitterte, daß es hell werden könnte ... Sie hatte seit Mittag nichts gegessen. Eine große Mattigkeit und Starrheit kam über sie. Ihr Kopf sank immer tiefer auf ihre Brust ..." „Ja, wahrhaftig, wenn es hell wird," murmelte sie noch halb im Schlafe. „Ja doch, wenn es hell wird ..."

Sie erwachte erst, als zwei Arme sie umfingen und eine Menschenstimme an ihrem Ohre ertönte: „Endlich! Endlich gefunden. Und ich dachte schon, du hättest dir ein Leid gethan, du wärest in den See gesprungen. Was für eine Nacht ... was für eine Nacht!"

Es war Eduard, er kniete vor ihr und rieb ihre kalten Hände und versuchte ihr Wein einzuflößen, während er in zärtlichen, kosenden Worten auf sie einsprach.

Sie sah nur, daß es Tag war, heller, sonniger Tag. Sie hielt sich die Augen zu davor. „Ich muß sterben," schrie sie, sich losringend. „Laß mich ... ich muß sterben ..."

Er hob sie in seinen Armen auf: „Armes Närrchen! Leben sollst du; für mich leben, für deinen Edi ... heute reisen wir ab ... nach Paris, nach Amerika, wo keiner uns kennt, wo wir sehr, sehr glücklich sind und immer zusammen. Jetzt fängt ja das Leben erst an. Guck mal, die Sonne, wie sie uns zulacht ..." Sie konnte nicht mehr. Todmüde, fiebernd vor Angst und Kälte schmiegte sie sich an ihn: „Ich wollte wirklich ... es ist so schlecht von mir, daß ich es nicht thue ... aber der Tod ist zu schrecklich, zu schrecklich ..."

— — — — — — — — — — —

Der Kommerzienrat Lühning ging mit großen unruhigen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er sah schlecht aus, wie einer, der eine schlaflose Nacht hinter sich hat. Er hatte in der That auch schlecht geschlafen. Seine Hände bewegten sich nervös, ab und zu kroch ihm ein unbehagliches Frösteln über den Rücken, obgleich es warm im Zimmer war.

„Fatale Geschichte," reflektierte er, „wirklich höchst fatale Geschichte! Konnte das nun nicht ohne Eclat abgemacht werden? Man schickte das Mädchen einfach unter irgend einen Vorwand nach Haus. Sie wären einem noch dankbar gewesen für die Diskretion, und kein Huhn und kein Hahn hätte darum gekräht. Die Weiber — die Weiber! Dies Geschlecht ist wie die Geier wenn sie Aas wittern, wo sie sich untereinander die Augen aushacken können, da thun sie es ... Jetzt hab' ich mir die ganze Sippe auf den Hals geladen. So ein alter Eisenfresser, der weiter nichts zu verlieren hat, ist mit Mord und Totschlag rasch bei der Hand ... Wenn sich der Bengel wenigstens meine Warnung hinter die Löffel geschrieben und sich aus dem Staube gemacht hat ... Wär' er nicht mein einziger, und ginge es nicht gleich auf Tod und Leben, eine Lektion hätt' ich dem windigen Patron schon mal gegönnt. Wahrhaftig, ich bin kein Philister, kein römischer Vater, aber der Anstand muß gewahrt werden, schon um des guten Beispiels nach unten willen. Das ist man der Gesellschaft schuldig. — Es gibt keine ungemütlicheren, rabiateren Menschen, als diese verhungerten Adeligen, mit keinem Groschen in der Tasche und dem langen Stoßdegen an der Seite. Sie sind mir noch viel unsympathischer, als der Pöbel, der Pöbel hat wenigstens keine Prätensionen. Ich sage, diese modernen Stegreif-

ritter mit ihren mittelalterlichen Begriffen von Ehre und Faustrecht sind geradezu eine Gefahr für den ruhigen Bürger, für die Besitzenden. Ich bin dieser Sorte stets aus dem Wege gegangen. Es ist nicht gut Kirschen essen mit ihnen, und nun brockt mir heute der Junge das ein ... Fatal, wirklich höchst fatal."

„Der Oberstleutnant von Hartenstein," meldete ein Diener.

„Ich lasse hierher bitten," der Kommerzienrat nahm sofort Haltung an. Er sah sehr steif und sehr kühl aus, mit einem Untergrund von beleidigter Würde ... Nur ein gewisses Kribbeln in der Magengegend konnte er nicht ganz unterdrücken, und die Nähe des elektrischen Klingelknopfes, der seine Dienerschaft im Moment zusammenrief, war ihm entschieden wohlthuend.

Der Oberstleutnant war in Civil, in einem altmodischen, sehr langen und hochgeknöpften Gehrock. Die Hand, die den schäbigen, barockgeformten Cylinder hielt, zitterte.

„Herr Kommerzienrat," begann er mit stockender Stimme, die er vergebens zu befestigen suchte. „Ich komme, um ... Sie wissen, was mich heute zu Ihnen führt."

Dem anderen war beim Anblick seines Gegners, bei dessen Unsicherheit, deren Motive er total mißverstand, der Mut bedeutend gewachsen: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Oberstleutnant ..."

Der alte Offizier sah den angebotenen Sessel gar nicht: „Mein Platz ist nicht in diesem Hause," und den anderen voll und drohend fixierend: „Wo ist meine Tochter, Herr Kommerzienrat Lühning?"

Der Kommerzienrat wich mit gut gespielter Überraschung ein paar Schritt zurück: „Ihr Fräulein Tochter? Sie verließ mein Haus bereits vorgestern ..."

„Sagen Sie, sie wurde bei Nacht und Nebel hinausgejagt, bei Nacht und Nebel, wo kein Christenmensch einen elenden Hund auf die Straße schmeißt ... Sagen Sie das, wenn Sie das Ding beim rechten Namen nennen wollen ..."

„O, o nicht doch. Sie exagerieren."

Der Kommerzienrat wiegte mild, bedauerlich den Kopf. „Ich bedauere unendlich, daß das heftige Temperament meiner Frau diesen Eclat herbeiführte. Ich mißbillige ihre brüske Handlungsweise ganz außerordentlich, habe ihr meine Vorwürfe nicht erspart ... Aber Sie müssen selbst zugeben, Herr Oberstleutnant, daß das Betragen Ihrer Fräulein Tochter in meinem Hause die Entrüstung einer Frau und Mutter einigermaßen rechtfertigte ..."

„Was meine Tochter verschuldet hat, liegt zwischen mir und ihr. Ich werde selbst untersuchen ... richten, wenn es sein muß. Sie war Ihrem Hause, einem christlichen, anständigen Hause anvertraut, zu Hut und Schutz. Von Ihnen, als dem Herrn dieses Hauses, fordere ich mein Kind. Ich frage Sie jetzt zum zweitenmale: Wo ist sie?"

Der Zug beleidigter Würde im Gesichte des Kommerzienrates trat stärker hervor: „Ich habe selbstverständlich nichts anderes denken können, als daß die junge Dame ins Elternhaus zurückgekehrt wäre."

„Sie ist nicht zurückgekehrt ..."

„Vielleicht hat sie sich zunächst an Bekannte in der Stadt gewandt."

„Sie ist bei niemandem gewesen."

„Und hat keinerlei Nachricht von sich gegeben?"

„Nichts!"

„Ja, dann." Der Kommerzienrat schob die Achseln in die Höhe ... „Berlin ist groß, Herr Oberstleutnant, ein junges Mädchen allein! ... Wenn ihr ein Unglück zugestoßen wäre, wüßte man es wohl schon. Aber vielleicht mit Hilfe der Polizei ... Selbstverständlich ... Wenn ich irgendwie behilflich sein kann ..."

„Ich werde meine Tochter selbst zu finden wissen und bedarf niemandes Hilfe dazu. Ich habe jetzt hier nur noch eins klarzustellen. Ich bitte Ihren Herrn Sohn zu sprechen ..."

Das Gesicht des Kommerzienrats war eine absolute, höfliche Negation: „Da muß ich ebenfalls bedauern. Mein Sohn Eduard hat sich vorgestern in Hamburg eingeschifft, da er im Innern von Amerika Geschäfte hat, die ihn voraussichtlich auf mehrere Jahre von Deutschland fernhalten werden. Es ist mir selbst im Augenblicke nicht möglich, seine Adresse anzugeben."

Der Oberstleutnant war leichenfahl geworden, der Hut entfiel seiner Hand: „Entflohen," stieß er hervor ... „Er hat sich aus dem Staube gemacht. Ah der Schuft — der ehrlose Feigling."

„Herr Oberstleutnant, ich muß sehr bitten . . .“

„Es ist gut. Ich verstehe — aber es soll ihm nicht glücken. Er entgeht mir doch nicht. Wenn ich ihm bis ans Ende der Welt folgen sollte, ich werde ihn zu finden wissen und ihn zur Rechenschaft ziehen.“

Der Kommerzienrat zuckte die Achseln: „Thun Sie, was Ihnen Ihre Grundsätze gebieten, Herr Oberstleutnant. Die Frage ist nur, ob es in Ihrem und Ihrer Fräulein Tochter Interesse nicht weiser gehandelt wäre, Skandal zu vermeiden, die unangenehme Geschichte möglichst auf sich beruhen zu lassen . . .“

„Zu vertuschen, Herr. Die Schande meiner Tochter ist bereits Stadtgespräch. Die Spatzen pfeifen es sich von den Dächern . . .“

„Der Klatsch legt sich wieder. Es macht die Sache um nichts besser, ob Sie meinem Sohne eine Kugel in den Leib jagen. Im Gegenteil . . . Wenn man zum Beispiel die junge Dame auf einige Jahre entfernte, ins Ausland schickte. Ich habe viele Beziehungen in allen Weltteilen. Ich würde gern meinen Einfluß verwenden. Überhaupt, was ich thun kann . . .“

Eine Geste des Oberstleutnants ließ ihn momentan innehalten . . . aber er fuhr fort:

„Wir dürfen dergleichen Dinge, die jeden Tag hundertmal vorkommen und doch nun mal nicht zu redressieren sind, auch nicht zu tragisch nehmen, die Welt vergißt eins über dem anderen. Ich gebe meiner Frau die nötigen Instruktionen. Beschwören kann ja niemand etwas. Das Fräulein ist noch sehr jung, hübsch und liebenswürdig. Warum sollte sie sich nicht noch glücklich verheiraten? Drüben ist man nicht so skrupulös, und die Welt ist groß. Jugend ist nun einmal Jugend, Herr Oberstleutnant. Nehmen Sie meinen guten Rat, die Familie ist da, um zu decken, um eine Schutzmauer gegen Indiskretion von außen zu bilden . . . Die Familie hat sogar die Pflicht . . . Wir sind allesamt schwache Menschen . . .“

Das Schweigen des anderen hatte ihn zu einer gewissen redseligen Bonhomie ermutigt, überdies war er jetzt auf einem Lieblingsthema, er hätte sich gern noch weitschweifiger darüber ausgelassen.

Der Oberstleutnant hatte ihn starr angesehen. Jetzt fuhr er langsam mit einer beinah irrsinnigen Bewegung über seine Stirn.

„Ich, ich verstehe Sie nicht. Ich bin ein alter Mann und etwas schwerhörig. Vielleicht verstehen wir uns überhaupt nicht. Sie reden eine andere Sprache als ich. Es ist ja auch gar nicht nötig. Männer sollten nicht Faxen machen und schwatzen wie die alten Weiber. Ihr Herr Sohn wird mich besser verstehen . . . Sie weigern sich also nach wie vor, mir seine Adresse anzugeben?“

„Ich bedauerte schon vorhin, nicht in der Lage zu sein.“

„Ich werde ihn zu finden wissen auch ohne das. Wir haben ja doch eine Polizei in Deutschland, und ich habe einen Sohn, der weiß, was er seinem Namen schuldig ist, und junge Beine hat, wenn meine alten lahm werden sollten . . .“

Aus dem Gesicht des Kommerzienrats war jede Spur von Bonhomie gewichen. „Sie sind entschlossen, die Sache auf die Spitze zu treiben?“ fragte er scharf.

„Ich bin zu allem entschlossen, Herr Kommerzienrat. Unsereiner hat ja weiter nichts zu verlieren als seine Ehre . . .“

„Nun denn, Herr Oberstleutnant von Hartenstein, Sie nötigen mich, deutlicher zu werden. Ihre Tochter hat sich zu meinem Sohne geflüchtet und ist gestern morgen mit ihm abgereist. Daß es freiwillig und ohne Nötigung geschah, können Ihnen Zeugen bestätigen, die ich auf Ihren Wunsch . . .“

Er vollendete den Satz nicht. Ein Röcheln drang aus der Brust des alten Mannes. Die blutunterlaufenen, gläsernen Augen quollen vor — seine Hände spreizten sich. Er fiel schwer zurück.

Der Kommerzienrat stürzte zur Klingel: „Ein Schlaganfall!“ schrie er den bestürzten Diener an, „den Herrn hat der Schlag gerührt. Schicken Sie sofort zum Arzte.“ Er selbst und der andere Diener bemühten sich, den Schwerröchelnden, anscheinend Bewußtlosen aufzurichten. Bei der Berührung zuckte er zusammen, er sträubte sich, die Augen verdrehten sich gräßlich.

Mit qualvollster, furchtbarster Anstrengung brachte er ein paar Worte heraus: „Nicht sterben . . . Nicht sterben hier . . . lieber ins Spital, ins Spital . . .“

Aus unserer Studienmappe:



Damenbildnis. Nach dem Gemälde von Anton Mangold.

Der Kommerzienrat mochte fühlen, daß seine Gegenwart den Zustand des Leidenden verschlimmerte. Er zog sich zurück und gab dem Diener Befehl, im Zimmer zu bleiben und ihm fortwährend Bericht zu erstatten. „Fatal, höchst fatal!" murmelte er fortwährend . . .

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, schien der Kranke aufzuatmen. Er wies den Wein zurück, den ihm der Diener bot: „Es geht schon, es geht schon besser . . . Einen Wagen holen Sie mir, einen Wagen, Freund . . ."

Als der Arzt kam, war er durch eine ungeheure Willensanstrengung schon wieder so weit, daß er stehen konnte. Er forderte immer heftiger den Wagen, um gleich fortzufahren. Der Arzt konnte nichts machen, da um jeden Preis neue Aufregung vermieden werden mußte, wie er dem Kommerzienrat auseinandersetzte. Er selbst und der Diener geleiteten ihn die Treppe hinunter. Er ging fast ohne Stütze. Der Kommezienrat hatte den Takt gehabt, sein eigenes Coupé mit Gummirädern nicht anzubieten. Eine einfache Droschke hielt vor der Thüre. Der Diener half ihm beim Einsteigen. Er saß schon, als er sich noch einmal aufrichtete.

Er suchte . . . erst mit dem rechten Arm, dann unter furchtbarer Verrenkung seines Körpers, unter der sich sein Gesicht wieder blaurot färbte, mit dem linken . . . den Thaler Trinkgeld für den Bedienten . . .

— — — — — — — — — — — —

Er erholte sich nicht wieder. Sobald die übernatürliche Willensspannung nachgelassen hatte, klappte er zusammen, die Nacht phantasierte er fürchterlich. Er rang mit einem Feinde, den er an der Kehle hielt und würgte. Dann wieder überschüttete er sich selbst mit Hohn und Schimpfworten — hochaufgerichtet im Bette mit glühenden Augen schrie er nach seinem Degen, den er zerbrechen wollte, oder er zählte — stundenlang konnte er zählen: „Hundert Millionen, tausend Millionen, zehntausend Millionen . . .

Als das Fieber sich ausgetobt hatte, verfiel er in einen halbidioten Zustand. Er schien kaum zu wissen, wer um ihn war, man mußte ihm gewaltsam starken Wein und Bouillon einflößen. Das dauerte fast eine Woche. — — — — — — — —

Sie waren alle um ihn, als es zu Ende ging. Gertrud, Viktor, Frau von Hartenstein. Er wälzte die schweren verglasten Augen von einem zum anderen, als suche er jemanden: „Wo ist Tilly . . . Tilly ist ja nicht da . . .“ und als keiner antwortete: „Ihr hättet sie nicht fortgehen lassen sollen, so allein, da draußen ist's so laut, die Wagen fahren immer zu, immer zu. Sie fürchtet sich, so ein kleines dummes Mädchen ganz allein.“ Er schloß die Augen wieder: „Arme Kinder, arme Kinder . . .“

Frau von Hartenstein beugte sich über ihn: „Soll ich nach Hans schicken, soll er kommen, Gustav?“

Er sah sie scheu an: „Hans ist tot, er ist ja tot, Hans! Laß die Toten . . .“

Dann lag er eine Stunde lang wie schlafend. Eine große Veränderung ging über sein Gesicht. Als er die Augen aufschlug, sahen sie alle, daß er bei Besinnung war. Er sah seine Frau an mit einem wunderbaren, zärtlichen Blicke, wie er sie nicht angesehen seitdem und vorher, seit die großen Sorgen gekommen waren. Sie verstand ihn und sank neben dem Bette in die Kniee, ihre Lippen auf seiner Hand. Die Kinder zogen sich still zurück.

Als sie wiederkamen nach einer Weile, lag er ganz still, seine Hand in ihrer. Sie hatten Frieden gemacht, auch in ihrem armen, vergrämten Gesicht lag etwas von dem Frieden. Gegen Abend wurde er wieder unruhig. Er sprach mit Viktor wegen der Witwenpension: „Ich habe immer pünktlich bezahlt, die Quittungen liegen oben im rechten Fache. Sechshundert Thaler, die dreihundert Mark schicke an . . .“ Er nannte den Namen des Agenten, der die Schuldenregulierung für Hans übernommen hatte. „Wieviel ist es noch? Ich weiß es jetzt nicht genau, aber es ist alles aufgeschrieben.“

Sie mußten ihm das Buch bringen. Es blieben fast noch 5000 Mark zu bezahlen. Tausend hatte er wirklich abbezahlt in den 10 Monaten. Er seufzte: „Das muß ich mit ins Grab nehmen, das wird lasten auf mir und dem Namen. Ich hätte ihn gerne propper gekriegt. Es war ein alter, ehrlicher Namen. Der Alte wird nicht zufrieden sein mit mir . . .“

Der Gedanke, was „der Alte“ sagen würde, quälte ihn augenscheinlich. Er warf sich unruhig hin und her, ein paarmal murmelte er etwas: „Ich konnte es doch nicht . . . 6000 Mark . . . Ich hatte keine Zeit . . . Wenn sie mir Zeit gelassen hätten . . .“

Viktor trat zu ihm und ergriff seine Hand: „Die Schulden sollen abbezahlt werden, Vater. Ich gelobe es dir bei meiner Ehre . . . Verstehst du mich, lieber Vater . . .“

Er hatte verstanden, die schwache Hand, die er in der seinen hielt, anwortete mit starkem Drucke. „Mein Sohn,“ stammelte er, „mein braver Sohn!“

Um acht Uhr kam der Arzt. Er konnte nichts mehr thun. Es konnte jetzt jeden Augenblick zu Ende gehen, nur der starke Organismus wehrte sich noch und etwas anderes, das ihn nicht sterben ließ. Er verlangte zu wissen, der wievielte es wäre . . . das hatte ihn während der ganzen Zeit seiner Krankheit gequält wegen der Pension, die für den Sterbemonat und den darauffolgenden noch ausgezahlt wird. Es war der 30. September zehn Uhr nachts.

„Es ist der erste — abends, lieber Gustav,“ sagte sie sehr leise.

Er seufzte erleichtert auf: „Der erste, das ist gut, das sind für Euch 400 Mark . . .“

Sein Atem ging sehr kurz; als sie sich

über ihn beugte, hörte sie sein Herz nicht mehr, aber er hielt ihre Hand noch immer fest.

Viktor dachte, es wäre zu Ende. Gertrud stand starr und thränenlos mit ineinander gerungenen Händen, aber sie konnte nicht beten . . .

Auf einmal schlug er die Augen wieder auf: „Keinen Stein . . . auf das Grab. Alles für die Schulden . . . abzahlen . . .“

Das war sein letztes Wort.

Die Todesanzeige war in der Kreuzzeitung erschienen. Sein altes Regiment hatte einen schönen Kranz geschickt. Alle Pensionierten gaben dem alten Waffengefährten das letzte Geleite.

„Er war ein braver Mann, ein sehr braver Mann, aber er hatte kein Glück, und nun mußte er noch am dreißigsten sterben... Ja, ja, er hatte kein Glück . . .“

Herr von Teuben hatte sich zum Begräbnis wegen sehr schwerer Influenza entschuldigen lassen. Von der Präsidentin langten ein kostbarer Kranz und ein sehr förmliches Kondolenzschreiben an.

Als Gertrud den Tag nach dem Begräbnis zum Kirchhof ging, fand sie auf dem Grabe einen prachtvollen Kranz von weißen, doppelten Veilchen. Sie stieß ihn mit dem Fuße beiseite.

Es stellte sich heraus, daß Rieke in aller Frühe den Kranz hinausgetragen hatte. Er war von Paris an sie adressiert angekommen, nur ein Zettel dabei — halb verwischt: „Für Papas Grab.“ Das treue Mädchen hatte sich wohl gedacht, woher die Blumen kamen, und sie still hinausgetragen.

Gertrud war außer sich und fuhr sie an, wie sie sich so etwas unterstehen könnte. Rieke blieb auf ihrem Standpunkt: „Sie ist doch auch sein Kind und hat's gut gemeint. Unserm alten, seligen Herrn im Himmel oben wird's nicht recht recht sein, daß Sie die schönen Blumen so fortwerfen, und dem Herrgott auch nicht . . .“

Auch Frau von Hartenstein schüttelte den Kopf über diese Härte: „Wir sollen nicht richten, Kind. Sie ist unser Fleisch und Blut.“

„Sie hat Schimpf und Schande über uns gebracht. Sie hat ihn getötet. Ich kann ihr das nicht vergeben, nie — nie, wenn du es kannst, Mutter . . .“

„Eine Mutter vergibt alles, darf alles vergeben, mein Kind . . .“

Das Mädchen preßte die Lippen zusammen und stichelte weiter an ihrer Arbeit. Sie hatte alles, was an die Schwester erinnerte oder ihr gehört hatte, fortgeräumt und vernichtet. Ihr, in ihrer herben Jungfräulichkeit erschien das, was Tilly gethan hatte, unerhört, schmachvoll, tausendmal schlimmer und unverzeihlicher als alle Vergehen Hansens. Sie konnte nicht daran denken, ohne schamrot zu werden; der Name allein, wenn er genannt wurde, verursachte ihr körperliche Qualen. Ihr Herz schloß sich zu in Groll und Schmerz. Sie hatte keine Thräne am Grabe gefunden. Sie weinte auch jetzt nicht. Nur blässer und magerer wurde sie mit jedem Tage. Es war, als zehrte ein Fieber in ihr und glühte aus ihren sonst so stillen Augen.

Und Willy kam nicht . . .

Erst war es immer die Krankheit gewesen, mit der er sich entschuldigte . . . aber vor Weihnachten wollte er sicher noch kommen, erst am achzehnten, dann am zweiten Feiertage. Sie war zu stolz, ihm Vorwürfe zu machen, aber den ganzen Monat lang erwartete sie ihn von Tag zu Tag. Wenn draußen eine Droschke vorüberfuhr, eilte sie ans Fenster. Sie wurde nervös bei jedem Geräusch. „Er kommt sicher auf der Rückreise nach den Feiertagen zu uns,“ sagte Frau von Hartenstein, unermüdlich in neuen Entschuldigungen; das Mädchen schüttelte nur den Kopf: „Er kommt nicht. Er kommt überhaupt nicht, Mama. Sie nehmen mir ihn auch noch. Mir wird ja alles genommen . . .“

Dann, eines Abends kurz nach Neujahr war er plötzlich da. Sie konnte nicht sprechen. Sie warf sich nur schluchzend an seine Brust, das waren die ersten Thränen nach dem großen Unglück. Er beruhigte sie, er war sehr zärtlich und liebevoll. Diesmal sträubte sie sich nicht gegen seine Küsse. Er fand sie hingebend, beinahe leidenschaftlich: „Du bist gekommen, du bist doch gekommen! Und nicht wahr, du stehst doch zu uns . . . du verläßt uns nicht auch? . . . Du hast mich lieb, du hast mich doch noch lieb, Willy?“

Während sie ihn an sich drückte und immer wieder küßte mit gierigen, fiebernden Lippen, suchte sie in seinem Gesicht, und

erst jetzt fiel ihr auf, wie schlecht er aussah, wie grau und abgemagert. Er sprach hastig, sich überstürzend und schien ruhelos, ganz im Gegensatz zu seinem gewöhnlichen gutmütigen Phlegma. „Was hast du nur, Liebster? Du hast Sorgen, Willy?"

„Nichts, Herzchen, nichts," wehrte er ab ... aber sie überraschte ihn doch wieder, den zerquälten, hilflosen Blick, der sie erschreckt hatte. „Es ist meinetwegen. Sie quält dich? Sie quält dich sehr? Sag's mir. Sag mir alles ..."

Nun hielt er sich nicht mehr und, den Kopf auf ihre Schulter gelegt, wie ein kleiner Junge, halb schluchzend, auftrotzend dazwischen ... klagte er sich aus. Es war das erste Mal, daß er ausfallend wurde gegen seine Mutter. Sie mußte es arg getrieben haben: „Warum gibt sie uns das Geld nicht? Was ist es denn für sie? Sie könnte immer noch gut genug leben. Aber sie will uns tyrannisieren können. Es ist nichts als Geiz und gemeine Berechnung von ihr ..."

„Willy, es ist deine Mutter ..."

„Du kennst sie nicht, Gertrud. Du bist viel zu gut und unschuldig, um sie zu verstehen. Aber ich durchschaue sie. Ich weiß ganz genau, was sie beabsichtigt ... O, du ahnst gar nicht, wie sie mich fortwährend quält und reizt," und nun erzählte er alles: die Sticheleien über ihre Armut und die verlorene Aussteuer, die er täglich zu hören hatte ... das Unglück mit Hans ... und Tilly ... Es war vielleicht nicht sehr großmütig von ihm, aber er brachte auch das vor in seiner egoistischen kindischen Herzensnot: „Ich halte es nicht mehr aus. Ich nehm' mir das Leben ..."

Sie streichelte ihn nur immerfort sacht über das Haar, wie eine Mutter ihren kleinen Jungen tröstet: „Wenn es doch besser für dich ist, Liebster, wenn es sein muß ... Du weißt, ich habe dich auch dazu lieb genug ..."

Ihre sanfte Güte brachte ihn vollends außer sich. Er schluchzte noch heftiger, dann warf er sich auf die Kniee vor ihr und küßte ihre Hände: „Mein Einzigstes, mein Liebstes! Du weißt doch, daß ich nicht leben kann ohne dich, daß ich mich eher in Stücke zerhackte, als daß ich dich ließe. Keiner weiß ja, wie gut und süß du bist. Viel, viel besser wie alle anderen. Mein Engel! Mein kleines blasses Maiglöckchen! Aber du sollst nicht mehr traurig sein und darben. Du sollst nicht mehr. Sie denken, weil ich gutmütig und langsam bin ... aber ich werd's ihnen zeigen, daß ich auch etwas kann, ich werde arbeiten, und dann nehme ich sofort eine Stelle an, die erste beste in einem Bankhaus oder bei der Eisenbahn, wenn's auch nichts Feines und Großartiges ist. So ein ganz, ganz kleines Nestchen, in das wir grad' hineinkriechen können, wenn wir uns eng zusammendrücken. Was brauchen wir denn so viel Krimskrams und Dienerschaft? Wir sind ja viel glücklicher, wenn wir ganz allein sind. O, wir werden sehr glücklich sein als kleine Hinterhausleutchen. Des Abends singen wir zusammen. Du konntest so ein hübsches Liedchen früher. Weißt du's noch? ‚Mein Schatz, der ist ein Weber' und was von einem weißen Brautlinnen und zum Schluß immer: ‚Und übers Jahr im Sommer soll unsre Hochzeit sein ...'"

Er war ganz glücklich jetzt. Er merkte es nicht, daß sie immer stiller und trauriger wurde. Sie war keine Menschenkennerin. Sie wußte nichts von der herben Weisheit der klugen Französin: Mißtraue der Zärtlichkeit der Männer ... Sie verstand ihr eignes Herz nicht, warum es so zweifelte und litt, aber es litt furchtbar.

Er hatte in seinem neuerwachten Liebesrausche die Zeit ganz vergessen. Um neun Uhr sprang er plötzlich auf: „Ich muß fort. Es ist die höchste Zeit. Mama erwartet mich. Ich hab' ihr bloß gesagt, ich träfe mich mit einem Freunde in Berlin."

„Sie weiß nicht, daß du hier bist?"

Er warf aufmuckend den Kopf zurück: „Ich bin doch kein kleines Kind mehr. Ich thue, was mir gefällt. Jetzt komme ich regelmäßig alle Sonntage herüber. Du sollst nicht wieder warten auf mich. Im Sommer wird Hochzeit gemacht, im Juni, wenn die Rosen blühen ..."

„Wenn die Rosen blühen", wiederholte sie träumerisch. „Wenn die Rosen blühen ..."

Er bückte sich, um sie zu küssen. Sie warf beide Arme um seinen Hals. So hing sie lange wortlos, ohne eine Regung, obgleich es ihm war, als schluchzte sie. Es mußte doch nicht gewesen sein, denn als er sie sanft losmachte, waren ihre Augen



Einigkeit macht stark. Nach der Gruppe von Dante Sodini.
Internationale Kunst-Ausstellung Berlin 1896.

trocken. Nie vergaß er den Blick, mit dem sie ihn ansah. Als die Mutter, die ihm die Treppe hinuntergeleuchtet hatte, wieder ins Zimmer trat, fand sie das Mädchen ohnmächtig, starr und weiß auf den Fußboden hingestreckt . . .

Sie wartete einen Sonntag und einen zweiten. Am Dienstag kam ein Brief, ein Brief, von dem jedes Wort nach Diktat geschrieben war — aber in seiner Hand, seiner kleinen vielverschnörkelten Frauenhandschrift! „Mein teures, geliebtes Mädchen. Mit blutendem Herzen, nach langem, schwerem Ringen mit meinem Gewissen entschließe ich mich zu diesem Briefe, zu der Bitte an Dich, mir meine Freiheit zurückzugeben. Die unglückliche Gestaltung, die die Verhältnisse in letzter Zeit angenommen haben, und die vollkommene Aussichtslosigkeit unserer Hoffnungen für die Zukunft zwingt mich zu diesem äußersten Schritte. Gott allein weiß, was ich leide! Du wirst mir stets das Ideal eines treuen, deutschen Mädchens bleiben. Diese Jahre, in denen ich Dir nahe stand und noch hoffen durfte, Dich zu besitzen, werden immer die schönsten und unvergeßlichsten meines Lebens bleiben. Ich weiß, daß ich mit Deiner Hand zugleich auf das Glück verzichte, das nur mit Dir für mich möglich war. Wenn ich Dich dennoch bitte, das Band zu lösen, was wir in einer glücklicheren Stunde knüpften unter Voraussetzungen, die sich leider nicht erfüllten, glaube mir, es geschieht nur, um größeres Unglück und weitere Herzenskämpfe zu verhüten, um uns beiden eine ruhige Zukunft zu retten. Aber auch jetzt noch lege ich mein Schicksal ganz und gar in Deine Hand. Wenn Du darauf bestehst, werde ich selbstverständlich weiter bestrebt sein, die gegen Dich eingegangenen Verpflichtungen einzulösen. Dein edles, treues Herz wird Dich das Rechte finden lassen und mir vergeben, wenn ich Dir wehe thun muß. Ich zweifle nicht, daß auch Du noch das Glück finden wirst, das Du verdienst, das mir nicht gegeben war, Dir zu schaffen. Aber wie Du auch entscheiden mögest, ich bin in treuer Ergebenheit und unwandelbarer Liebe stets der Deine W. v. Teuben."

Sie saß eine Weile ganz still . . . nur ein wunderliches Lächeln glitt um ihre schmalen Lippen: „Armer Willy, das war es also. Deshalb kam er, und er hatte nicht den Mut, es mir zu sagen. Armer Willy! . . ."

Noch denselben Tag machte sie ein Paket aus allen Sachen, die er ihr geschenkt hatte im Verlauf des Brautstandes: kleine, lustige Nippsächelchen aus der ersten Zeit: Kätzchen, Porzellanschäfer, Flacons, kleine Attrappen, unten drunter war immer das Datum geschrieben, manchmal eine Bemerkung dazu: Zum Geburtstag, als Vielliebchen, zum Gruß aus Helgoland . . . Es wurde ein großes Paket. Zu allerletzt wollte sie auch den kleinen Ring abziehen und ihn hineinlegen. Aber es ging nicht. Er saß zu fest. Sie hätte ihn abfeilen lassen müssen. So ließ sie ihn denn am Finger: „Sie werden wohl nicht fragen danach. Es ist ja auch nicht für lange . . ."

Beim Frühstück machte Frau von Teuben ihrem Sohne die Mitteilung. Er war spät heruntergekommen, aber er sah nicht aus, als ob er gut geschlafen hätte. Er versuchte einen Schluck Kaffee zu trinken und schob die Tasse wie angeekelt zurück. Sein ganzes Gesicht zuckte. — Sie betrachtete ihn lange schweigend: „Liebes Kind", sagte sie, „der Kampf ums Dasein ist eben ein wirklicher Kampf. Im Kriege richtet man nichts aus mit halben Maßregeln. Da heißt's du oder ich. Keine Operation geht ohne Schmerzen ab. Du warst auf dem Wege, dich und deine ganze Zukunft zu ruinieren. Heutzutage schlägt man nicht mehr reelle Vorzüge in die Schanze um romantischer Ideen willen. Danke Gott, daß du so davongekommen bist . . ."

Er hatte sie reden lassen, ohne zu widersprechen. Auf einmal ließ er den Kopf auf die Tischplatte sinken und brach in Thränen aus. „Es ist eine Schlechtigkeit — eine Schlechtigkeit! Ich bin ein Schurke, daß ich es thun konnte. Wie konnte ich's nur . . .! Wie konnte ich's . . . Du hast mich zu Grunde gerichtet, Mutter."

„Ich habe deine Zukunft gerettet!" sagte sie majestätisch . . .

— — — — — — — — — — — — —

Zwischen Viktor und Grete Manders hatte sich eine gewisse Intimität herausgebildet. Er ging ziemlich häufig hin. Sie kam ihm in auffallendster Weise entgegen — ihre übrigen Verehrer waren einfach Luft, wenn er da war — und stieß ihn doch ab zu gleicher Zeit: „Du gefällst mir" hieß das —

und ich werde dich haben, ob du selbst willst oder nicht." Es reizte ihn unendlich, aber wider seinen Willen intessierte ihn das Weib in seiner hochmütigen Initiative, die alle kleinen Künste der Koketterie zu verschmähen schien. Er konnte nicht umhin, ihren Geist zu bewundern — diesen kalten, skeptischen Verstand ihrer Rasse, mit dem sie alle Erscheinungen der Kunst und des öffentlichen Lebens auffaßte und durchdrang. Es war eine förmliche Leidenschaft in diesem Mädchen von 19 Jahren, zu wissen, einzudringen in die Tiefen der dunkelsten, socialen Probleme.

„Knowledge is power," sagte sie einmal, als sie ihn befremdet sah über ein Buch, das sie las. „Ich will stark sein. Unwissenheit ist Schwachheit. Darum möchte man uns Frauen unwissend halten, ‚unschuldig,' wie man es euphemistisch ausdrückt. Das liegt im ureigensten Geschlechtsinteresse der Männer. — Man läßt sich williger führen, man fällt auch leichter mit verbundenen Augen als mit offenen. Der künstliche und unwahre Idealismus, in den uns unsere sentimental-ästhetische höhere Töchtererziehung hineinschraubt, ist der Fluch unseres Geschlechts, die Ursache fast all unseres Elends, unserer Schuld. Was uns not thut dagegen, das ist Wahrheit! Eisen gegen diese sittliche und intellektuelle Bleichsüchtelei, die mehr Lebenskrüppel macht, als die physische . . ."

„Sie hätten ein Mann werden müssen," sagte er.

Sie lächelte etwas spöttisch. „Nur weil ich weder unschuldig noch unehrlich bin? Ich habe den Wunsch noch nie gehabt — glaube aber gern, daß Sie ein Kompliment damit beabsichtigten. Man sagt: der Genius hat kein Geschlecht. Hat der Geist eins oder der Charakter? Meiner Meinung nach wird der Gegensatz ganz künstlich groß gezüchtet. In Namen der Natur trennt man, was die Natur geschaffen hat, um sich zu ergänzen . . . So haben wir eine männliche und weibliche Bildung, männliche und weibliche Moral sogar! Nennen Sie mir eine einzige sogenannte männliche Tugend: Großmut, Wahrhaftigkeit, Thatkraft, die nicht ebenso gut das Weib zieren würde oder umgekehrt? Das Menschliche ist beiden gemeinsam und natürlich. Es wird in beiden verkrüppelt und entstellt. Warum erziehen wir nicht Menschen, Vollmenschen, anstatt dieser elenden impotenten Halbwesen, die sich gegenseitig zersplittern an der Engherzigkeit und Einseitigkeit ihrer Schöpfungen!"

Auch über ihre Freier sprach sie sich ganz offen aus gegen ihn: „Ich verachte sie. Nicht mal darum, weil sie ihre Seelen verkaufen würden um zu Gelde zu kommen; Geld ist das sine qua non heutzutage, das Palladium des Erfolges in jeder Lebenssphäre. Wenn ich arm wäre, würde ich wahrscheinlich selbst alles daran setzen, es zu gewinnen, aber diese Männer verachte ich, weil sie, wenn sie es haben, mein Geld nur gebrauchen würden, um ihre elende Drohnenexistenz damit zu fristen. Ich bin Spekulantin. Wo ich mein Kapital hineinstecke, da will ich Zinsen sehen — Wucherzinsen!"

Er bemerkte recht gut, daß die Freunde des Hauses anfingen, ihn als den siegreichen Rivalen zu betrachten, und etwas zurückhaltender wurden in ihren Bewerbungen. Den alten Manders sah er selten, der fühlte sich am wohlsten in seinem Zimmer unter Kurszetteln und Kuponscheinen. Gegen Viktor war er stets von einer ausgesuchten, beinah schüchternen Höflichkeit. Er selbst hatte die deutliche Empfindung, daß, wenn er um Fräulein Manders anhielte, sie „Ja" sagen würde. Ohne daß er es sich eingestand, schmeichelte ihm dies Gefühl, während er sich jeden Tag vorsagte: „Ich will ihnen beweisen, daß ich stark bin, daß ich ihr Geld verachte." Er fing an, wenn er allein war, von Millionen zu träumen, er jonglierte mit ihnen: „Das könnte ich haben und das" . . . und dann sah er stolz auf seine vier kahlen Wände und seine schäbigen Uniformhosen: „Ich bin gefeit. Ich will nicht" . . . Er ahnte nicht, daß dieses Spiel gefährlich war, der goldene Weihrauch, der da täglich und unmerklich um ihn aufstieg, benebelte doch, mußte benebeln. Er wirkte verflauend, wollüstig, wie der Essensgeruch auf den Hungrigen, der draußen auf der Landstraße seine Qual mutig getragen und sich nun auf einmal schwach werden fühlt vor dem gedeckten Tische. Überdies sagt sich kein Mann ungestraft: „Ich könnte dieses Weib besitzen, wenn ich wollte" . . . und dies Weib ist

jung, temperamentvoll und von anderen begehrt . . .

Er war doch schon so weit, daß er es wie einen Stich von Eifersucht verspürte, als sie sich an einem Ballabend, den er auch besucht hatte, auffallend einem General widmete. Der General war Witwer. Er hatte eine brillante Karriere gemacht, war sehr jung in eine einflußreiche Stellung gekommen. Es gab Leute, die ihn als künftigen Kriegsminister designierten. Der General machte ihr stark den Hof. Sie schien entzückt von seiner Konversation und Liebenswürdigkeit.

Er konnte sich nicht enthalten zu fragen, ob der Rechte gekommen sei? . . . Sie lächelte, ihr eigentümliches, mokantes Lächeln: „Noch nicht . . . Herr von Hartenstein."

Er ärgerte sich über sich selbst. Er hatte ihr gegenüber die fatale Empfindung des Schachspielers, der im Gefühl seiner Überlegenheit leichtsinnig die Partie entriert hat und sich nun verlieren fühlt. Er spielt nicht mehr mit kaltem Blute, verheddert und widerspricht sich in seinen Zügen, und währenddessen avanciert der Gegner langsam und sicher: . . . „Schach dem Könige!"

Eines Morgens bekam er ein Billet von ihr: „Ich muß Sie unbedingt sprechen, Herr von Hartenstein. Können Sie sich heute vormittag noch frei machen? Die Sache ist von Wichtigkeit und duldet keinen Aufschub. Margarete Manders."

Er fand sie schon auf ihn wartend, sie war nervös ganz gegen ihre Art und schien um einen Anfang verlegen: „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, was ich zu sagen habe, Herr von Hartenstein. Ich hoffe nur, Sie werden meine Einmischung nicht mißverstehen. Ich betrachte Sie als meinen Freund. Sie haben mir öfter Beweise Ihres Vertrauens geschenkt, und vielleicht kann eine Frauenhand diese Angelegenheit leichter und diskreter ordnen . . . Haben Sie in letzter Zeit Ihren Herrn Bruder gesprochen?"

„Nein. Ich habe jeden Verkehr mit ihm abgebrochen. Für mich existiert er nicht mehr."

„Ich dachte mir das. Vielleicht wäre es aber doch jetzt in Ihrem eigensten Interesse geratener, sich über seine Angelegenheiten zu informieren. Er scheint nicht auf gutem Wege zu sein. Man spricht von Spielverlusten beim Rennen. Es sind Unordnungen vorgekommen . . ." Sie schob nervös die Hände in- und auseinander, ohne zu ihm aufzusehen.

„Ich hatte die Ehre, Ihrem Herrn Vater, wie ich das für meine Pflicht hielt, vorher zu sagen, daß ich keinerlei Garantie für meinen Bruder übernehmen könnte, ihn nach seinem Vorleben kaum für einen Vertrauensposten geeignet hielte."

„Gewiß, das erklärten Sie. Mein Vater hat es dennoch versucht, ich verhehle Ihnen nicht, auf meinen Wunsch. Ich weiß, wie Sie gegen Ihren Bruder stehen, und hätte das peinliche Thema sicher nicht berührt, wenn nicht . . ." Sie sah ihn flehend an . . . „Herr von Hartenstein, es ist dies ein Geheimnis, das nie über meine und meines Vaters Lippen gehen wird gegen einen anderen, als Sie. Es ist heute ein Wechsel zur Einlösung präsentiert worden, dessen Unterschrift unzweifelhaft gefälscht ist. Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen Mitteilung von der Thatsache zu machen, da unglücklicherweise ein Verdacht, eine bloße Vermutung vielleicht nur . . ."

Er war bleich geworden bis in die Lippen. Seine Hand krampfte sich um den Degengriff: „Ich verstehe, gnädiges Fräulein, und ich danke Ihnen. Sie beurlauben mich jetzt wohl. Ich werde die Ehre haben, Ihren Herrn Vater noch heute nachmittag um eine Unterredung zu ersuchen." Sie erschrak vor dem furchtbaren Ausdruck in seinem Gesicht. Es war wie versteinert, nur in den Augen ein eisiges, hartes Funkeln. In ihrer Angst fiel sie etwas aus der Rolle: „Gehen Sie jetzt nicht . . . Thun Sie nichts Unüberlegtes, Viktor . . . Ich flehe Sie an . . ."

Sie hatte seinen Arm umklammert. Er schob sie rauh beiseite. Er konnte nicht sprechen. Er kriegte die Zähne nicht auseinander. So winkte er nur mit der Hand und ging.

Er ging zurück in seine Wohnung. Wie er es thun wollte, wußte er nicht, nur daß ein Ende gemacht werden mußte, ein Ende um jeden Preis. Mechanisch prüfte er den Revolver, der immer geladen auf seinem Tische lag . . . Es war eine schön gearbeitete, vorzügliche Waffe. Er hatte ihn als junger Offizier gekauft

aus seinen Kadettenersparnissen, und er liebte ihn mit einer Art abergläubischer Zuneigung. Damals sagte er sich: „Wenn ich Unglück habe, wenn alle Stränge reißen, bleibt mir immer noch das: Aut Caesar aut nihil . . .“ Thatsächlich fand er in dem Gedanken an diese Möglichkeit für den schlimmsten Fall immer wieder Spannkraft und Gelassenheit . . . Ein Fortvegetieren in der lebenslänglichen Misere einer Alltagsexistenz, nach dem Scheitern seiner ehrgeizigen Hoffnungen wäre für ihn unerträglich und undenkbar gewesen.

Auch jetzt that ihm die Berührung des kalten Stahls wohl. Sie wirkte klärend. Er empfand, als er sich jetzt auf den Weg machte, weder Haß noch Zorn, nur eine Art objektives, gelassenes Schicksalsgefühl, wie es über den Richter kommt, wenn er das Todesurteil ausspricht, nachdem alles Plädieren und Sondieren vorüber ist. Er fragte sich nicht einmal, ob er seinen Bruder zu Hause finden würde. Er wußte, daß er ihn finden mußte . . . daß das Schicksal sich vollendete.

Das Zimmer war in der wüstesten Unordung, ein zerwühltes, großes, Bett, auf dem Tische Weinflaschen, halbgeleerte Gläser und Spielkarten, über die der gelbe, klebrige Saft einer umgestürzten Likörflasche geflossen war, eine dumpfe, erstickende Atmosphäre von Cigarrenrauch und Spirituosen und mitten dazwischen, in dem grauen Durcheinander dieser Junggesellenorgie, den zierlichen Hacken vorwitzig und spöttisch nach oben gewandt, ein winziges, goldglitzerndes Frauenpantöffelchen.

Hans war noch nicht angezogen trotz der späten Mittagsstunde. Er saß auf dem Bett in Hemdsärmeln, ohne Stiefel, den Kopf in den Händen vergraben. Sicher war er die ganze Nacht nicht ausgekleidet gewesen. Sein Gesicht war grauweiß, die Augen dick und verquollen, mit einem halbidioten Ausdruck von Müdigkeit und Verzweiflung. Er beachtete den Eintretenden kaum, der die Thüre hinter sich zuschloß und verriegelte.

„Du kommst wohl von der alten Frau?“ sagte Hans. „Die alte Frau hat dich wohl hergeschickt. Sie weint wohl immer noch, die alte Frau?“ . . . Er seufzte. „Ich hab ihr doch einen Brief geschrieben, daß es nicht anders ging. Das is mal so. Wo es drin liegt, da muß es raus, und wenn man dann erst im Rutschen ist, dann geht das so immer weiter — tirili — tirili —“ Er machte mit dem Finger eine Bewegung, als ob er einen Strudel zeichnete. „Da hilft kein Weinen und Beten. Schließlich geht der ganze Brei zum Deibel. Das ist auch das Allergescheidtste. Ich geh auch. Ich schieß mir 'ne Kugel vor den Kopf. Das hält ja kein Vieh aus, so'n Hundeleben! Ich halt's nicht aus. Mein Kopf ist wie ein Stein, wie eine Kegelkugel, mit der sie drei Nächte lang gekegelt haben . . . O mein Kopf, mein Kopf“ . . . Er bog sich wimmernd. Auf einmal begegnete er Viktors Blick, der starr und unverwandt ihn fixierte. Er fuhr zurück: „Warum stierst du mich so an? Warum sprichst du nicht? Was willst du? Du sollst mich nicht so ansehen. Du sollst nicht . . .“

Er duckte sich winselnd zusammen, seine Augen mit den Händen beschützend. Aber Viktor packte ihn in den Gelenken und riß ihm die Arme herunter.

„Sieh mich an,“ befahl er. Und unter der Gewalt seines bannenden, festen Blickes, hob der andere die Augen, feige, schielende Augen voll Todesfurcht und Schuldbewußtsein.

„Du bist ein Dieb und ein Fälscher. Versuche nicht zu leugnen. Ich weiß alles. Du gehörst ins Zuchthaus. Ins Zuchthaus, verstehst du mich?“ . . .

In seiner Erregung schüttelte er ihn an den Händen, die er immer noch hielt. Hans war wie ein Lappen in seiner Faust. Sein ganzes Gesicht hatte sich verzerrt. Der Unterkiefer war schlaff herabgesunken. „Ins Zuchthaus,“ murmelte er. „Ins Zuchthaus“ . . . Er duckte sich schaudernd. Ein Ausdruck stumpfer, blödsinniger Verzweiflung trat in seine Züge.

Sich noch tiefer herabneigend, daß seine Lippen fast das Gesicht des Jungen berührten, fuhr Vikor fort: „Höre nur gut zu, Hans! Du bist ein verlorener Mensch. Für dich gibt's keine Rettung mehr, keine; das Zuchthaus oder den Tod . . . Der Tod, verstehst du mich . . . Ein Hartenstein darf nicht als gemeiner Dieb am Pranger stehen. Der Name muß und wird rein bleiben.“

Er nahm den geladenen Revolver und legte ihn vor sich auf die Tischplatte. „In

einer Stunde bin ich zurück, dann muß geschehen sein, was geschehen muß. Gib mir dein Ehrenwort — und ich gebe dir das meine dagegen, daß dein Verbrechen ein Geheimnis bleibt, das du mit dir nimmst ins Grab ... Wenn nicht ..." Er richtet sich schwer atmend auf ... „Willst du selbst Richter sein, oder willst du mich zwingen, zu richten? ... Denn — bei Gott ... eh' ich dich angeklagt und verurteilt sehe — meinen Bruder, einen Hartenstein — eher schieß' ich dich tot mit eigner Hand ... du hast zu wählen ..."

Er wußte, daß jetzt alles auf ihn ankam, daß er ein verzweifeltes Spiel spielte und zu Ende spielen mußte, komme, was da wolle daraus für ihn und seine Karriere. Keine Wimper zuckte in seinem Gesicht, nicht das leiseste Beben war in seiner Hand, als er jetzt langsam die Waffe erhob, und den blinkenden Lauf gegen die Brust des anderen richtete: „Stirb oder schwöre ..."

Und unter dem hypnotischen Einfluß dieser stählernen Pupille und der stahlharten, menschlichen Augen, die ihn gebannt und gebrochen sein Lebenlang ... zitternd, wie betäubt wiederholte der Junge: „Ich schwöre ..." Viktor ließ die Waffe sinken. Der kalte Schweiß perlte ihm von der Stirne ... Nach der fürchterlichen Willensspannung der letzten Sekunden kam der Rückschlag wie eine Ohnmachtsanwandlung. Einer unerklärlichen Wallung von Rührung und Erleichterung folgend, bot er dem Bruder die Hand ... „Ich danke dir" ...

Wie ein Raubvogel schoß der Junge darauf los ... aber er hielt sie fest und zerquetschte sie fest ... höchster Triumph flackerte auf in seinen Augen. „Du willst doch nicht gehen, Bruder; du darfst noch nicht fort. Die Komödie hat noch einen Akt. Ein höflicher Mann bleibt bis zum Ende ... Du sollst auch bleiben ... Ich will, daß du bleibst" ... Er war wie elektrisiert. Seine Augen funkelten. Jede Spur von Furcht und Katzenjammer schien verflogen. Jetzt war er der Gebietende, der Stärkere, und Viktor gehorchte — willenlos — wie betäubt von der plötzlichen Vertauschung der Rollen.

„Aber so setz' dich doch, setz' dich doch," gebot der Junge, mit lärmender Geschäftigkeit Tisch und Gläser zurechtschiebend. „Gieß dir ein von dem Roten rechts, da ist Feuer drin. Château Lafitte, 69er. Gieß dir gut ein, Bruder, ein volles Glas bis an den Rand! Du sollst mir Bescheid thun. Bescheid auf dies hier" ... Er hatte das gestickte Pantöffelchen vom Fußboden aufgehoben, und Viktor sah ein kleines Fläschchen mit wasserheller Flüssigkeit, daß er rasch hinein entleerte, eh er Wein drauf goß — langsam, die Flasche gegen das Licht funkeln lassend. „Das ist Blut ... besseres und adligeres, als der träge, blasse Saft in unseren Adern. Sonne und Urkraft! Und nun stoß' an! Der Wein und die Weiber. Das einzige, was reell ist und reell geblieben ist in dieser faulen Zeit." Er hob das gefüllte Schühchen herausfordernd ihm entgegen.

Viktors Glas fiel ihm aus der Hand und zerbrach klirrend auf dem Tische, während der Wein sich in rotem Strome auf den Teppich ergoß ... Der andere lachte laut auf: „Du fürchtest dich wohl gar ... Du fürchtest dich vor mir" ... Er hatte das weiße goldglitzernde Spielzeug angesetzt und leerte es mit einem Zuge ... „Wie feige du bist, mein stolzer Bruder! Es stirbt sich leicht, wenn man leicht gelebt hat" ...

— — — — — — — — — — — —

Es war drei Uhr, als Viktor sich bei Herrn Manders melden ließ. Er wurde sofort angenommen und kam ohne Umschweife zur Sache: „Sie haben einen Wechsel in Händen, Herr Manders, dessen Unterschrift gefälscht ist. Der Fälscher ist Ihnen bekannt. Was gedenken Sie zu thun?"

Der alte Mann schwieg einen Augenblick, während seine schlanen, dunklen Augen aus ihren zusammengekniffenen Ritzen den jungen Mann scharf beobachteten: „Mein lieber Herr von Hartenstein. Ich habe nur eine Tochter; wie ich verstehe, bewerben Sie sich um meine Grete, und das Mädchen ist Ihnen günstig gesinnt. Ich denke also, wir betrachten die Sache als eine Familienangelegenheit, die sich unter den Beteiligten leicht aus der Welt schaffen läßt. Ich zahle Ihnen also heute zehntausend Mark im voraus von der Mitgift meiner Tochter —" ... Er zögerte einen Augenblick, aber Grete hatte ihn zu gut präpariert. Er

nahm das Papier vom Schreibtisch und riß es mitten durch.

„Sind Sie einverstanden so? . . .“

Viktor war das Blut zu Kopfe gestiegen. Einen Augenblick war es ihm, als wenn er den Alten da mit der Faust niederschlagen mußte und dann sich mächtig aufreckend, mit einem Ruck die Ketten zerreißen, in denen er sich von allen Seiten eingeschnürt fühlte.

Er bezwang sich: „Ich nehme Ihr großmütiges Anerbieten an, Herr Manders. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir anthun, und ich werde sie zu schätzen wissen.“

„Das ist recht, dann ist also die leidige Sache gleich abgethan . . . Was den jungen Herrn selbst anbetrifft . . .“

Viktor unterbrach ihn. „Ich danke Ihnen, Herr Manders. Das ist besorgt. Sie gestatten wohl, daß ich mich jetzt auf einige Stunden zurückziehe. Die Leiche meines Bruders ist noch über der Erde . . .“

Der Alte war einen Schritt zurückgewichen. „Ah! . . . aber das ist . . . Sie wollen doch nicht sagen . . .“

„Morphiumvergiftung! Er starb heute morgen . . .“

Herr Manders war noch immer nicht von seinem Schrecken zurückgekommen. Er vermochte es nicht, den anderen anzusehen, der so ruhig und höflich vor ihm stand; mit dem rotseidenen Taschentuch tupfte er sich den Schweiß von der Stirne. „Und . . . und . . . Was soll ich meiner Tochter sagen, Herr von Hartenstein? . . .“

„Morgen, Herr Manders, morgen stehe ich dem gnädigen Fräulein zur Verfügung.“

Mit Gertrud ging es schnell bergab. Hochgradige Bleichsucht, allgemeine Kräfteabnahme wegen Blutarmut konstatierte der Arzt. Er konnte nichts thun gegen diese Krankheit, die widerstandslos den zarten jungfräulichen Leib verzehrte. So verschrieb er Eisen, starke Weine, und sobald es wärmer würde, Klimawechsel, in kräftigender Bergluft. Viktor hatte Ordre gegeben, daß mit nichts gekargt würde. Er hatte ja jetzt Kredit als Verlobter einer Millionärin, und er gebrauchte ihn. Beinah täglich kamen Sendungen mit Früchten und Delikatessen aus Berlin an. Die kleine Vorratskammer mit ihren Näpschen voll kärglicher Reste, die Frau von Hartenstein von einem Tage bis zum anderen aufsparte, quoll über, von den auserlesensten Leckerbissen aller Länder, in etikettierten Büchsen und gepolsterten Körben.

Sobald es warm würde, sollten Gertrud und Frau von Hartenstein nach San Remo abreisen. Darauf freute sie sich jetzt und zählte die Tage. Reisen war immer ihr Traum gewesen. Sie hatte ja nie die Berge gesehen, und das Meer nur den einen Tag, in Heringsdorf. Ihre ganze Kindheit hatte sie zwischen engen Stubenmauern und Festungswällen abgespielt. Sie behielt für Wiesen und blühende Bäume etwas von der Schwärmerei großstädtischer Proletarierkinder. Wenn sie sich die große Reise mit allem Schönen, das sie sehen sollten, ausmalte, war sie ganz glücklich. Sie war überhaupt nie unglücklich. „Ich bin zu müde,“ sagte sie oft. „Ich kann das nicht mehr. Mir ist, als ob ich ganz, ganz uralt wäre, und das läge alles weit hinter mir. Jetzt sehe ich nur noch, was ist . . . Und das ist so schön! . . .“

Es war rührend, wie dies arme Geschöpf, das schon als kleines Kind nie leichtherzig und frohgemut gewesen war wie andere Kinder, sich jetzt an dem Geringsten freute: an einem Sonnenstrahl, der über ihr Bett huschte, einem Vogelzwitschern vor dem Fenster, einer neuen Knospe, die an ihren Blumenstöcken aufbrach! Es war, als ob diese Fähigkeit, sich harmlos zu freuen, den im Vollbesitz ihrer Kräfte Schaffenden und Ringenden verloren ginge und bloß den Kindern, den Genesenden und den Greisen — der Schwachheit in jeder Gestalt — gegeben wäre.

Sie hatte bestimmt, daß ihre ganze Aussteuer verkauft werden sollte. Alles, was sie während der vier Jahre ihrer Brautzeit für den künftigen kleinen Haushalt genäht und zusammengespart hatte. „Bezahle die Rechnungen damit. Mir ist wohler dann, Muttchen.“

Nur den Brautschleier und ein Hemd hatte sie zurückbehalten, ein feines Battisthemd mit kostbarem Spitzeneinsatz aus der Erbschaft einer Tante. Sie hatte es vorn und auf den Achseln mit blauen Seidenbändern geschmückt. Vielleicht hatte sie es einst zu ihrem Brauthemd bestimmt. Sie liebte das Stück und ließ gern ihre Finger über das weiche, kühle Linnen gleiten . . .

Allmählich wurde sie schwächer und

konnte nicht mehr aufstehen, um die Blumen zu begießen und nach den Spitzen der Bäume draußen zu sehen, ob sie sich noch nicht röteten. Sie hatte gar keine Schmerzen und lag oft stundenlang mit geschlossenen Augen, still lächelnd. Von der Reise sprach sie nicht mehr.

Frau von Hartenstein war unermüdlich. Alle Augenblicke kam sie mit einem zerquirlten Ei, Taubensüppchen, Orangen. Das Mädchen zwang sich ein paar Häppchen zu essen, um ihr Freude zu machen ... Sofort wollte sie wieder aufstehen: „Jetzt gehe ich und hole dir noch ein Biskuit ..."

„Bleibe du lieber bei mir, Muttchen. Setz dich dahin und gib mir deine Hand ... so ..."

Die alte Frau rutschte unruhig auf ihrem Stuhl: „Willst du nicht lieber noch etwas Schinken essen. Ich habe einen wunderschönen, frischen? ..."

Gertrud schüttelte lächelnd den Kopf. „Nichts mehr zu essen. Dich selbst, Muttchen ... so ... so ist's gut ..."

Frau von Hartenstein saß ganz still neben ihr. Sie dachte wohl daran, ob sie nicht stricken oder häkeln könnte dabei, aber die Kranke wurde unruhig, so oft sie anfing, sich zu bewegen. Nun wagte sie es nicht mehr. Aber es war ihr so ungewohnt, nichts zu thun. Sie hatte gesorgt ihr ganzes Lebenlang und alles gegeben. Jetzt, wo sie sich selbst geben sollte, hatte sie nichts zu geben ...

„Sprich zu mir," bat die Kranke.

Die alte Frau besann sich, aber sie wußte nicht, was sie sprechen sollte. Da waren ihre Haushaltgeschichten, die neuen Oberhemden für Viktor und noch etwas, von dem sie nicht zu sprechen wagte.

„Spiele mir etwas," sagte Gertrud, als sie stumm blieb nach verschiedenen kleinen Anläufen über das Wetter und die Nachbarn. Gehorsam setzte sie sich an das Klavier. Es war ein uraltes, elendes Instrument. Ihre Finger waren ganz steif und ungelenk geworden, aber es ging doch. Sie spielte die alten altmodischen Lieder, und zuletzt fing sie mit ihrer dünnen, leisen Stimme an zu singen. Es war ihr, als käme ihre ganze Jugend zurück, und sie konnte davon sprechen. Aus ihrer Kinderzeit, und wie Gustav Hartenstein sie geliebt hatte, eine ganz steife, ehrbare Liebesgeschichte mit dem Mütterchen in gestärkter Bouffante und schwarzseidener Krinoline als gestrengste Chaperonne, aber ein Lenzhauch lag doch darüber, ein Stückchen Rosenschimmer von der großen Weltensonne ...

Die Kranke hatte still zugehört. „Wie schön das ist!" sagte sie mit einem Male, die großen verklärten Augen auf das Fenster gerichtet. „Sieh mal, Muttchen! ..." Frau von Hartenstein wußte zuerst gar nicht, was sie meinte, dann sah sie's auch: die Sonne ging unter. Das alte alltägliche Schauspiel, aber der alten Frau war es, als hätte sie noch nie die Sonne untergehen sehen, in einem langen Leben von fünfzig Jahren nicht, und sie faltete unwillkürlich die Hände.

„Wie schön das ist!" sagte Gertrud leise, „und wir sehen es nicht und freuen uns nicht daran. Von all den Millionen, die da unten ringen und drängen um ein Stückchen Brot, vielleicht nicht einer... Ah, das müßte schön sein. Kein Hunger mehr, keine Sorge, kein Haß, nur leben, sich freuen dürfen und einander lieb haben ..."

Endlich einmal, als es schon dämmerig war und Frau von Hartenstein dachte, sie schliefe, fing sie auch von Tilly an: „Siehst du ... ich habe das nicht verstanden, was sie gethan hat ... Ich wußte, daß ich so etwas nie thun könnte ... und ich hatte doch auch einen lieb." Ihre Stimme zitterte ein klein wenig, aber sie fuhr fort: „Du mußt sie zu dir nehmen, wenn sie wiederkommt. Ihr könnt ja wohin ziehen, wo keiner euch kennt. Vielleicht kommt sie doch wieder, und es ist gut, wenn sie dich dann hat. Einen, der sie lieb hat und alles vergibt. Sie war ja nicht schlecht. So ein gutes — weiches — kleines Herz hatte sie... Vielleicht brauchte sie auch nur ein bißchen Sonnenschein, und in unserem Hause war keine Sonne ..."

Viktor kam, so oft er sich frei machen konnte. Er war noch schweigsamer und verschlossener geworden. Er wußte selbst kaum, warum er kam, aber er kam immer wieder. Wenn seine Zeit dann um war, fuhr er auf aus seinem stummen Brüten. „Kann ich irgend etwas für dich thun?" fragte er dann regelmäßig. „Sprich einen Wunsch aus, Trudchen."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich habe keine Wünsche mehr, lieber Bruder."

Frau von Hartenstein mied ihn. Seit Hansens Tode war er ihr noch mehr entfremdet. Sie fühlte instinktiv, daß er irgendwelchen Anteil an dem Unglück gehabt hatte, obgleich sie von den näheren Umständen nichts ahnte. Sie berührte das Thema nie gegen ihn, aber gerade daran und an ihrer furchtsamen Art ihm gegenüber merkte er, daß sie in ihrem Herzen ihm die Schuld gab und litt unter seiner Gegenwart. Er machte keinen Versuch, sich zu rechtfertigen. Mit Gertrud sprach sie jetzt wieder viel von Hans. Er hatte gebüßt. Nun war er wieder ihr Junge, ihr Liebling, um dessen schöne, heitere Stirne sie allmählich einen Glorienschein wob . . .

Der April brachte Viktors Ernennung zum Hauptmann im Großen Generalstabe. Seine Arbeit über das russische Heerwesen hatte allgemeine Beachtung gefunden und war von Allerhöchster Stelle anerkannt worden. In seinen Kreisen galt er für den Mann der Zukunft. Seine Erfolge schienen ihn weder zu erfreuen noch zu verstimmen. Einmal als Gertrud freundlich bemerkte, daß er nur Glück gehabt hätte seit seiner Verlobung, lachte er grell auf: „Du kennst doch das Märchen vom König Midas . . ."

Seine Braut erwähnte er selten. „Sie ist eine ehrliche, durchaus nicht kleinliche Natur. Wir kommen sehr gut miteinander aus. Ich werde an ihr stets eine kluge Beraterin und Mitarbeiterin finden. Das genügt mir."

„Und Stephanie?" fragte sie.

In seinem Gesicht veränderte sich keine Miene: „Sie wurden gestern getraut."

Eine lange Pause entstand, in der sie leise seine Hand streichelte: „Armer Bruder! . . ."

„Ich bin ganz zufrieden," sagte er abweisend. „Das Leben läßt uns ja doch bloß eine Wahl: Hammer oder Amboß. Ich ziehe es vor, Hammer zu sein . . ."

Waldgang.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)



Ich geh' durch den Wald, mir Frieden zu suchen,
Der Juliwind fächelt im Wipfelgrün.
Das Farnkraut wuchert, es schatten die Buchen.
Die Föhren blühn.

So ungestört liegt das goldene Dämmern,
So heiligstill, wie es Gott erschuf.
Nur Finkenschlag tönt und des Spechtes Hämmern
Und Kuckucksruf.

Aus grünem Dickicht lugen die Rehe. — — —
Meines Herzens Unrast hat aufgehört.
Wir hatten Gedanken, gar wilde, wehe,
Den Sinn gestört.

Ich ging durch den Wald, mir Frieden zu suchen.
O heiliges Rauschen im Wipfelgrün!
Das Farnkraut wuchert, es schatten die Buchen,
Die Föhren blühn!



Die olympischen Spiele.

Ein Skizzenblatt.

Von

Ernst Eckstein.

Mit dreizehn Abbildungen.

Die jüngsthin versuchte Wiederbelebung der weltberühmten olympischen Spiele auf internationaler Grundlage hat das Interesse weiterer Kreise für die Vergangenheit wachgerufen. Ein paar flüchtige Bilder aus Alt-Olympia dürften daher zeitgemäß und selbst dem altertumsfeindlichsten Leser willkommen sein.

Der Name Olympia bezeichnet nicht, wie dies vielfach geglaubt wird, eine Stadt oder ein Dorf, sondern vielmehr eine Thalebene in der peloponnesischen Landschaft Elis, am südlichen Fuße des Berges Olympos und des Kronionhügels. Diese Thalebene bestand aus zwei scharf gesonderten Abteilungen, von denen die eine profan, die andere geheiligt war. Die geheiligte führte den Namen Altis. Hier stand, von breitwipfligen Platanen und wilden Ölbäumen feierlich überschattet, eine Reihe von Tempeln und Hochaltären: vor allem der große Zeustempel, dessen Ruinen man seit 1875 auf Kosten des Deutschen Reiches wieder zu Tage gefördert hat. Im Allerheiligsten dieses prachtvollen dorischen Hypäthraltempels thronte auf prunkendem Sessel der vielgepriesene olympische Zeus des Pheidias, das größte Meisterwerk der altgriechischen Plastik. Der Künstler hatte den Gott nach den bekannten Versen der Ilias gebildet:

„Also sprach, und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion;
Und die ambrosischen Locken des Gottes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos."

Die überwältigende Hoheit und Macht also, die selbst im väterlich-wohlwollenden Gewähren noch die Zinnen der Berge erschüttert — cuncta supercilio moventis, wie es bei Horaz heißt —, diese göttliche Größe, mit Huld und Milde gepaart, kam in dem Zeus des Pheidias unwiderstehlich zum Ausdruck. Das Bild, nahezu vierzig Fuß hoch, war aus Gold und Elfenbein hergestellt und wirkte schon durch den verschwenderischen Reichtum des Materials. Aber auch rein künstlerisch war der Eindruck so wunderbar, daß jeder empfängliche Mensch von Schauern der Ehrfurcht und Andacht durchrieselt wurde, und erst nach und nach zu der Erkenntnis gelangte, daß der Tempel eigentlich für die Statue zu klein war. Aufstehend würde nämlich der Gott weit über das Dachgebälk hinausgeragt haben.

An die Altis schlossen sich die eigentlichen Festspielplätze: das Stadion und der doppelt so lange Hippodromos — die Pferderennbahn. Durch den sogenannten heiligen Weg war Olympia mit der Stadt Elis verbunden.

Der Ursprung der olympischen Spiele verliert sich ins Sagenhafte. Ihre geschichtlich nachweisbare Gründung war im Bewußtsein des griechischen Volkes nur eine Wiederauffrischung. Der weltkluge Eleer Iphitos, ein Zeitgenosse Lykurgs, grämte sich über das fortschreitende Schwinden des



Der Zeustempel.

griechischen Nationalgefühls und das bedrohliche Anschwellen der kleinlichsten lokalpatriotischen Strömungen. Wie seiner Zeit im heiligen römischen Reich deutscher Nation, so herrichte damals in Hellas die kurzsichtigste Selbstsucht der Einzelstaaten, während im Osten schon die Vorahnung künftiger ernster Ereignisse heimlich wetterleuchtete. Iphitos befragte daher das Orakel von Delphi, was man zu thun habe, um dem gefährlichen Niedergange der Nationalidee Halt zu gebieten. Die patriotisch-gesinnten Priester der Pythia antworteten: nur die Erneuerung der uralten Zeusfeste in Olympia werde dem Unheil steuern.

Unverzüglich ging der willenskräftige Vaterlandsfreund ans Werk. Er wußte zunächst bei allen hellenischen Staaten für die Landschaft Elis eine Art von Neutralität, für die Teilnehmer und Besucher der Feste aber die vollste Unverletzlichkeit der Person zu erwirken. So kam es, daß während der Zeit der olympischen Festspiele in ganz Griechenland überall Waffenstillstand und eine Art Gottesfrieden bei Freund und Feind herrschten. Die obersten Festleiter — Hellanodiken genannt — überwachten die Aufrechterhaltung dieser Bestimmungen mit unnachsichtlicher Strenge. Ihnen stand die Befugnis zu, den Brecher des Gottesfriedens — sei es ein Staat, sei es eine Privatperson — mit Geldstrafen heimzusuchen und ihm, falls er die Strafe nicht zahlte, die Teilnahme an dem Feste von Amts wegen zu verbieten. Beim Auswerfen dieser Geldstrafen waren die Hellanodiken durchaus nicht zaghaft. Den Lakedämoniern, die sich im peloponnesischen Krieg wider die Vorschrift des Gottesfriedens vergangen und gleichzeitig die Neutralität von Elis verletzt hatten, legte man für jeden bei der Unthat beteiligten Kriegsmann die höchst empfindliche Buße von hundertundfünfzig Mark auf. Da sie dies Strafmandat nicht



Auf der Fahrt nach Olympia.

prompt einlösten, durften sie trotz ihres Protestes weder die Altis, noch den Hippodrom und das Stadion betreten.

Seit Iphitos, der außer den Opfern und Umzügen seinen schaulustigen Landsleuten nicht viel mehr bot als etliche Gänge des allerdings hochangesehenen Wettlaufsports, haben sich die olympischen Spiele ganz allmählich zu dem entwickelt, was uns jetzt vorschwebt, wenn wir den Namen Olympia aussprechen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen sei die Geschichte dieser Entwicklung hier übergangen. Wir befassen uns mit dem Vollendeten.

Wer sich bei den olympischen Spielen mitwirkend beteiligen wollte, der mußte sich frühzeitig unter genauer Angabe seiner Verhältnisse und seines besonderen Sportfaches an die Adresse des Hellanodikenausschusses zu Elis wenden. Er wurde dann aufgefordert, sich persönlich zur Prüfung zu stellen. Die mannigfaltigen Untersuchungen, die das Festkomitee mit dem Angemeldeten vornahm, dauerten einen Monat. Übrigens konnte man ihn schon vorher als untauglich wegschicken. Nach bestandenem Examen mußte der Kandidat vor dem Standbilde des Zeus Horkios im Ratshause zu Olympia einen heiligen Eid ablegen, daß er nach den Gesetzen auch fähig sei, an den Wettkämpfen teilzunehmen. Zu dieser Fähigkeit gehörten drei Hauptpunkte. Der Kandidat mußte ein Vollblutgrieche und der freie Sohn freier Eltern sein; es durfte ihm keine die Götter verletzende oder sonst ehrlose That zur Last fallen; und wenigstens zehn Monate lang mußte er sich für die betreffende Gattung des Wettkampfes gehörig trainiert haben. Wer das beschwor und außerdem eidlich gelobte, sich bei dem Wettbewerb nur erlaubter und anständiger Mittel bedienen und keinerlei strafbare Hinterlist üben zu wollen, der wurde dann endgültig zugelassen.

Schon während der Zeit dieser Prüfungen herrschte in allen griechisch redenden Landschaften eine mit jedem Tag wachsende Aufregung. Die Städte schickten sich an, ihre offiziellen Abordnungen — die sogenannten Theoroi — zu wählen, vorwiegend solche Bürger, die möglichst ausgiebig repräsentieren konnten. Im schwelgerischen Korinth wie im nüchternen Sparta, in Theben wie auf Paros und Kythnos, im ionischen Asien wie an der Küste Siciliens — überall bildeten die bevorstehenden Festspiele ausschließlich das Tagesgespräch. Die Begüterten ließen ihre gold- und seidedurchwirkten Prunkzelte in stand setzen, ihre Gefolgschaft neu kleiden, ihre Dreiruderer ausrüsten. Die Ärmeren gingen mit sich zu Rate, ob Aussicht vorhanden sei, die Reise- und Zehrkosten aufzubringen, sei es selbst unter Veräußerung wichtiger Wertstücke. „Gehst du allein," fragte der Nachbar den Nachbarn, „oder nimmst du diesmal deine heranwachsenden Söhne mit?" Schulden wurden gemacht, Wucherverträge geschlossen, Ackertiere und Grundstücke verpfändet, nur um an dem teilnehmen zu können, was nach der Meinung aller gebildeten Griechen bei weitem das Sehenswürdigste, Größte und Herrlichste unter der Sonne war. Kurz, es bemächtigte sich der gesamten Nation eine Art von Taumel, der sich vielleicht mit der bacchantischen Feststimmung vergleichen läßt, wie sie in manchen Städten des Rheins den sonst so ruhig und schlicht dahinlebenden Bürger ergreift, wenn Prinz Karneval seinen Einzug hält.

Je näher das Fest rückte, um so mehr steigerte sich das Fieber. Zwei, drei Tage vor Beginn der Feierlichkeiten glich die heilige Straße von Elis nach Olympia einem wimmelnden Heerweg. Fußwanderer in bräunlichem Ärmelchiton, den Petasos auf dem Kopfe, den Stab in der Hand und die Tasche mit Gerstenbrot, Feigen und Lauch an der linken Seite, mischten sich unter die Stutzer und Edellinge, deren schneeweiße Chlamys über den Bug feuriger Koppapferde dahinwallte. Große Herren und Könige, Tyrannen aus Großgriechenland oder von den gesegneten Inseln des ägäischen Archipelagos, zogen auf üppigen Tragbetten dahin, von prunkhaftem Gefolge umringt. Die obenerwähnten Abordnungen der einzelnen Städte, die sogenannten Theoroi, entwickelten gleichfalls eine sinnfällige, gold- und purpurstrotzende Pracht, wenn sie auch hinter dem wahnwitzigen Luxus gewisser Selbstherrscher zurückblieben. Auch Barbaren, vornehmlich Perser und Meder, die uralten Erbfeinde des freien Hellenentums, wallfahrteten in großer Zahl nach Olympia, wo sie durch eignen Augenschein sich überzeugen konnten,

daß in Hellas trotz der Zwiespältigkeit seiner Stämme doch der nationale Gedanke fortlebte, sehr im Widerspruch mit den irrigen Vorstellungen, die man in Susa und Ekbatana geflissentlich großzog. Manchem dieser asiatischen Gäste mag beim Anblick der allgemeinen Begeisterung, die auf der heiligen Straße schon vor Beginn des Festes deutlich zu Tage trat, eine bedenkliche Ahnung von dem aufgestiegen sein, was dieses Volk vermochte. Er hat dann vielleicht abseits von dem lauten Getümmel noch einmal und mit erhöhtem Verständnis die Zuschrift seines hellenischen Gastfreundes durchgelesen, der ihm da schrieb, das Schauspiel, das dem Fremdling bevorstehe, werde in mehr als einer Beziehung sein Herz aufregen und erschüttern.



Zuschauer.

Auch Sklaven durften sich als Zuschauer bei den olympischen Spielen beteiligen.

Was die Frauen betrifft, so erlaubte nur Sparta bedingungslos ihre Zulassung, wie denn überhaupt die Lakedämonier im Punkte des Schicklichen etwas freisinniger dachten, als die übrigen Griechen. Athen zumal beschränkte das öffentliche Erscheinen der Frauen und Mädchen auf das allernotwendigste. Auch findet sich in Athen kaum eine Spur von einem Familienverkehr zwischen den Mädchen und Jünglingen im Stil unserer modernen Geselligkeit. Nach der Hausfrau in Abwesenheit ihres Gemahls auch nur zu fragen, hätte nie ein Athener gewagt; das galt für den Gipfel der Taktlosigkeit, ja unter Umständen war das eine geradezu tödliche Beleidigung. Es versteht sich daher von selbst, daß die Athener, die ihre Damen grundsätzlich in fast haremsartiger Abgeschlossenheit hielten, während der Festtage in Olympia keinerlei Ausnahme machten.

Strenger noch als die Athener dachten die Bürger von Elis. Während den Frauen Athens der Besuch des Stadions und des Hippodroms nur durch die Sitte verboten war, stand in der Landschaft Elis die schwerste Strafe darauf. Man hielt die Androhung einer solchen vielleicht für nötig, weil die Versuchung wegen der unmittelbaren Nähe des Festplatzes größer war; ungefähr wie heutzutage das Betreten der Spielsäle von Monaco den Ansässigen der benachbarten französischen Departements aus-

drücklich untersagt wird. In Elis galt das Gesetz, daß jede Frau, die während der Festspiele auch nur den Fluß Alpheus — die Grenze des Festgebiets — überschritt, diese Unziemlichkeit mit sofortiger Hinrichtung büßte. Die einzige Ausnahme von dieser Regel machte die Priesterin der Saat- und Erdgöttin Demeter. Diese Priesterin hatte sogar, wie später im cäsarischen Rom die Jungfrauen vom Dienste der Vesta, im Zuschauerraum einen bevorzugten Ehrenplatz. Übrigens soll es sich nur ein einziges Mal ereignet haben, daß eine Eleerin jenem Verbot zuwider handelte. Kallipataira nämlich, eine begeisterte Sports- und Vaterlandsfreundin, konnte sich's nicht versagen, dem Debut ihres Sohnes anzuwohnen, der zu Olympia als Kämpfer im Stadion auftrat. Kallipataira legte zu diesem Behuf Männertracht an, wurde aber trotzdem erkannt und festgenommen. Da inzwischen ihr Sohn im Wettkampf gesiegt hatte, ließen die Männer von Elis Gnade für Recht ergehen. Die Mutter eines olympischen Kranzträgers konnte man nach altgriechischer Anschauung doch unmöglich vom typäischen Felsen herabstürzen!

Das unabsehbare Menschengewühl, das während der Festtage die Ebene von Olympia bevölkerte, bot nicht unbedeutende Schwierigkeiten im Punkt der Verpflegung und des Logierens. Es gab wahrscheinlich nur sehr wenige Gasthäuser, in denen man außer dem Bett auch Speise und Trank vorfand. Bei weitem die meisten hotelartigen Bauten lieferten nur das Nachtlager und das Notwendige für die dringendsten Toilettenbedürfnisse. Die Mahlzeiten nahm ein solcher Hotelgast in einer der zahlreichen Garküchen und Restaurationen, die auf alle Anforderungen, von den geringsten bis zu den üppigsten und tollkühnsten, berechnet waren. Trotz der Julihitze konnte hier der verwöhnteste Feinschmecker seine kopaischen Aale in Primaqualität genießen, während man dem bescheidenen Kleinbürger die unvermeidlichen Malven kochte.

Eine erhebliche Anzahl der Gäste wohnte in größeren und kleineren Zelten, und zwar bunt durcheinander, wie es der Zufall fügte. Von dem gefeierten Philosophen Platon wird uns berichtet, er habe einmal inkognito mit etlichen wildfremden Leuten in einem solchen Olympiazelte logiert und die Herrschaften derart durch seine geistreiche Unterhaltung entzückt, daß sie sich vorstellten und ihn um Angabe auch seines Namens ersuchten. Später machten dann etliche dieser Zeltgenossen dem berühmten Olympiabesucher in Athen ihre Aufwartung.

Gut bemittelte oder gar reiche Leute wohnten zumeist in ihren eignen Zelten, mit denen gelegentlich ein geradezu persischer Luxus getrieben wurde. Besonders die vornehmen Syrakusaner leisteten auf diesem Gebiete Unglaubliches. Einmal hat sich's ereignet, daß den Vertretern des berüchtigten syrakusanischen Selbstherrschers Dionys die Prunkzelte über Nacht zerstört wurden, da sich ein Teil der Gäste durch die asiatische Protzenhaftigkeit dieser goldüberladenen Prachtstücke niedergedrückt und beleidigt fühlte.

Zu den menschenwimmelnden Wohn- und Speiselokalitäten kamen nun Schau- und Gebrauchsbuden jeglicher Art und eine Unsumme fliegender Händler und Spekulanten, so daß man sich das Getreibe um Stadion und Hippodrom gar nicht bunt und geräuschvoll genug vorstellen kann. Die Festtage wurden überdies zur Erledigung der mannigfaltigsten Dinge benutzt, die eigentlich außerhalb des Programms lagen. Man wickelte hier unter der Hand politische und private Geschäfte jeglicher Art ab. Trauerspieldichter trugen einem erlesenen Kreise von Kunstkennern ihre jüngsten Tragödien vor, Lyriker ihre Festhymnen, Kitharaspieler ihre neuesten Kompositionen. Familienbündnisse kamen zustande; Gastfreundschaften wurden geschlossen und wichtige Staatsverträge. Kurz, das ganze hellenische Leben schien sich hier für die Dauer der Festzeit wie im Brennpunkte eines Hohlspiegels zu sammeln und leuchtende Funken zu sprühen.

Das altgriechische Theater ging bekanntlich aus einer gottesdienstlichen Handlung hervor. So waren auch bei den olympischen Spielen die Opfer und Umzüge das Ursprüngliche. Wenn sie auch später stark in den Hintergrund traten, so wurde das Fest doch jederzeit durch Gebete, Prozessionen und Brandopfer eingeleitet.

Dann hub das eigentliche Programm an.

Der erste Tag begann mit den Wettläufen im Stadion. Dies Stadion hatte,



Zuschauer beim Ringkampf.

wie der doppelt so große Hippodrom, die allbekannte Form des römischen Circus Maximus. Nachdem die Zuschauer Platz genommen, traten die Wettläufer durch einen unterirdischen Gang in die Schranken. Das Wettrennen war der älteste und berühmteste Zweig der Festspiele. Nach dem Sieger wurde der Zeitraum der folgenden vier Jahre, die Olympiade, bezeichnet — als die Olympiade des Korinthers Diagoras, oder als die des Atheners Kallikles und so weiter.

Ein Hörnersignal erscholl: das Stimmengeschwirre auf den Sitzreihen verstummte. Ein Herold trat vor und rief laut in das Publikum: „Wer irgend etwas gegen die Herkunft oder den Lebenswandel dieser Männer hier vorbringen will, der melde sich!“ Und dann las er die Namen der Teilnehmer. Erfolgte kein Widerspruch, so warf man das Los darüber, wer von den Angemeldeten eine Partie bilden sollte. Eine Partie bestand jedesmal aus vier Teilnehmern. Die Sieger der einzelnen Partien hatten dann wieder untereinander zu wetteifern, so daß also zu dem end-

gültigen Siege mindestens ein zweimaliges Laufen nötig war. Die gewöhnlichste und ursprünglichste Art des Wettlaufs bestand in dem einmaligen Durchrennen des Stadions. Hierbei kam es natürlich mehr auf Schnelligkeit als auf Ausdauer an. Bald indes führte man das zweimalige Durchrennen und schließlich einen vollständigen Dauerlauf ein, der eine Strecke von sieben, fünfzehn, ja vierundzwanzig Stadien, also mehr als eine Wegstunde umfaßte. Bei diesem Dauerlauf galt es für weise, im Anfang die Kräfte thunlichst zu sparen und erst gegen den Schluß hin mit aller Wucht loszulegen. Die Anstrengung überstieg in jedem Fall das Vernünftige: mitunter zahlte der Dauerläufer den Wettbewerb mit dem Leben.

Außer diesen gewöhnlichen Wettläufen, deren Teilnehmer unbekleidet und mit Öl gesalbt waren, gab es auch sogenannte Waffenläufe in voller Rüstung, denen man mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Krieges einen besonderen praktischen Wert zuschrieb.

Auf die Wettläufer folgten die Ringkämpfer.

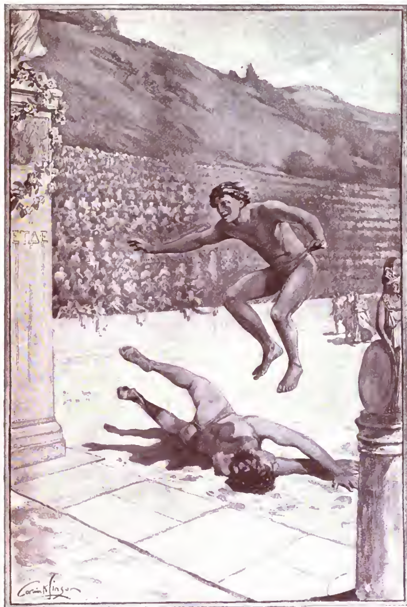


Zuschauer beim Verfolgen des Wettlaufs.

Der Sport des Ringkampfes war uralt. Selbst die Fürsten und Edlen verschmähten es nicht, bei Gelegenheit einen derartigen „Gang“ zu improvisieren. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Ringkampf des Ajax mit dem Odysseus, wie ihn Homer schildert. Die beiden Herrscher gürten sich, treten vor auf den Kampfplatz und „umschmiegen sich mit gewaltigen Griffen wie die vom Baumeister verschränkten Balken eines hohen Hauses.“

„Beiden erknirschte der Rücken von stark umspannenden Armen,
Angestrengt und erzuckend, und nieder strömte der Schweiß rings.“

Nicht lange währt es, so bedecken sich die Körper der beiden Fürsten mit blutigen Striemen. Geraume Zeit schwankt die Fehde mit wechselndem Glück hin und her; keinem der Kämpfer jedoch gelingt es, den anderen mit dem üblichen Ruck auf den Boden zu schmettern. Da kommt dem vielgewandten Ithakerfürsten jene freundliche Macht zu Hilfe, die ihm so oft in ernsten und heiteren Lagen seines bewegten Lebens Beistand geleistet: die List. Er stößt dem Ajax hinterrücks die Faust in die Kniekehle.



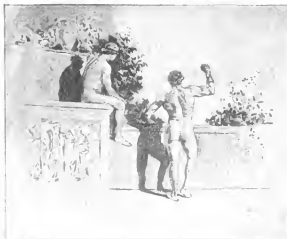
Schlußscene eines Wettlaufs. Sprung des Siegers, Tod des Unterliegenden.

Ajax stürzt, und der schlaue Odysseus fällt auf ihn, womit sein Triumph denn besiegelt ist. Damals, im Zeitalter Homers, scheint sonach dieser Faustschlag in die Kniekehle statthaft gewesen zu sein; denn es wird nicht erzählt, daß man dem Sieger den „schöngegossenen Dreifuß“, um den gekämpft wurde, wegen Anwendung eines illoyalen Kampfmittels verweigert hätte. Später jedoch, in der historischen Zeit, war das Schlagen ebenso streng untersagt, wie das Beißen und Treten. Nur ein Kunstgriff galt für erlaubt: das Drücken und Zerbrechen der Finger; — nach unserem Gefühl etwas ungleich Perfideres, als der homerische Faustschlag in die Kniekehle. Es gab erfolgreiche Ringer, die, sonst ungewandt, nur durch dies Fingerzerbrechen den Sieg erfochten. Der furchtbare Schmerz zwang den Gegner, vom Kampf abzustehen.

Die Leiber der Ringkämpfer wurden, wie die der Wettläufer, mit Öl gesalbt, überdies aber mit feinem Staub überstreut, um das Anpacken und Festhalten zu erleichtern.

Eine mustergültige Darstellung dieses Sports besitzt die florentinische Kunstgalerie in der allbekannten Gruppe der Ringer, die zwei jugendkräftige Prachtgestalten in angespannter Umschlingung zeigt. Einer der beiden Jünglinge steht im Begriff, den Gegner zu fragen, ob er sich endgültig für besiegt hält. Die Art, wie er ihm das Handgelenk faßt, stellt einen letzten Ansturm in Aussicht, der leicht mit der Ausrenkung der Schulter, wenn nicht noch schlimmer, endigen kann. Die Ringkämpfe waren ja allerdings nicht ganz so gefährlich wie die jetzt gleich zu erwähnenden Faustkämpfe. Aber es kam in besonders unglücklichen Fällen doch vor, daß sie mit schweren Schädigungen, ja mit dem Tode endigten; manchmal sogar mit dem Tode des Siegers.

Nach den Ringkämpfen begannen die Faustkämpfe. Das oben erwähnte Fingerzerbrechen überstieg schon bei weitem die Grenze, wo nach unseren Begriffen der Spaß aufhört und die Brutalität beginnt. Die Faustkämpfe vollends waren durchaus das Produkt einer Zeitanschauung, die später in den barbarischen Tierhetzen und Gladiatorengefechten der Römer ihre entsetzlichen Orgien feierte. Hervorragend scheußlich wurden die Faustkämpfe, seitdem man die weichen ledernen Riemen, die als Schutz für das Handgelenk und für die Pulsadern gedacht waren, durch ein gehärtetes, scharfkantiges Flechtwerk ersetzt und dies Flechtwerk schließlich mit allerlei Knoten und Metallstücken versehen hatte. Das Boxen mit einer derartigen Vorrichtung, die so ziemlich dasselbe leistete wie der moderne Schlagring, war eine förmliche Metzelei. Das plattgeschlagene, zerspaltene oder hinweggehauene Ohr wurde denn auch für den Faustkämpfer beinahe sprichwörtlich. Es gab griechische Boxer, deren zerdroschenes Gesicht durch die unzähligen Narben so verunstaltet war, daß man sie nicht mehr wiedererkannte. Ein klassisches Epigramm versichert mit übertreibender Ironie, dem Faustkämpfer, auf den es Bezug



Rastende Faustkämpfer.



Wettlaufen in voller Rüstung.

nimmt, sei buchstäblich alles — Augen und Ohren und Kinn und Nase — in seinen zahlreichen Festspielgängen vom Schädel abgeboxt worden. Und nun werde er leider sogar einen Erbschaftsprozeß verlieren, weil er infolge dieser Entstellung seine Identität nicht nachweisen könne! Ein Gebiß von annähernder Vollständigkeit besaß der berufsmäßige Faustkämpfer nur in Ausnahmefällen. Die meisten Zähne hatte er während seiner ruhmreichen Boxerduelle in die Arena gespuckt, wenn er sie nicht verschluckt hatte, was in Fachkreisen für ein ganz außergewöhnliches Zeichen von Kaltblütigkeit und Heldenmut galt.

Der Anblick einer Olympiaboxerei kann nach alledem nicht sonderlich sympathisch gewesen sein. Ganz abgesehen von der Brutalität ihres Auftretens waren die Faustkämpfer auch meist sehr unangenehme Erscheinungen. Wie sich unsere modernen Jockeys durch eine streng eingehaltene Diät die nötige Dünnheit und Leichtigkeit antrainieren, so gebrauchten die altgriechischen Boxer eine Art Mastkur, um ihren Körpern mehr Wucht zu verleihen und sich durch die künstlich erzeugten Fleisch- und Fettpolster gegen die Wirkung der feindlichen Faustschläge zu schützen. Nach und nach ward dieses aus Zweckmäßigkeitsgründen gepflegte Speisebedürfnis Natur. Die Freßgier der Faustkämpfer überstieg alles verständige Maß. Einer von diesen Berufsboxern soll zur Hauptmahlzeit regelmäßig einige zwanzig Pfund Fleisch und ebensoviel Brot vertilgt haben; außerdem aber Käse und Zukost. Nach der Fütterung schliefen die Kerle dann mehrere Stunden lang wie die gesättigten Riesenschlangen. Es waren also meist wahre Kolosse, die mit den buckelbeschlagenen Riemen einander bearbeiteten, bis die unförmigen Körper über und über von Blut troffen. Ein unerquickliches Schauspiel! Die besseren Elemente der griechischen Gesellschaft hielten denn auch mit ihrem vernichtenden Urteil über diese Entartung durchaus nicht zurück, ohne jedoch dem Übel Einhalt gebieten zu können. Die Sache war eben herkömmlich, und die Masse des großen Publikums fühlte nicht, daß hier der Sport längst zum Gewerbe geworden war. Für die Faustkämpfer gab es nämlich schon frühzeitig Preise in bar und in kostbaren Wertgegenständen: hervorragende Boxer, die überall auftraten — und die olympischen Spiele waren ja, wie bekannt, nicht die einzigen auf hellenischem Boden — konnten sich leicht ein Vermögen sammeln, zumal sie mitunter nach Art unserer Dorfartisten noch obendrein von den Zuschauern einen Extra-Obolus einforderten.

Außer den bis dahin erwähnten Sportarten betrieb man im Stadion das Springen, das Diskuswerfen und das Schleudern



Ringkämpfer. In demselben Moment, da der eine die rechte Hand erhebt, womit er sich für besiegt erklärt, stirbt der Sieger infolge der übermenschlichen Anstrengung.

der Wurfspieße. Der sogenannte Fünfkampf — das Pentathlon — vereinigte alle Sportarten mit Ausnahme des Faustkampfes. Die Teilnehmer an dem Fünfkampf mußten also nach allen Richtungen hin gleichmäßig geübt sein.

Der Hippodrom war der Schauplatz für den großartigsten und beliebtesten Teil des Festes, für das Wagen- und Pferderennen. Beim Wagenrennen wurden die Pferde — stets mehrere an der Zahl — vor ein zweirädriges Fuhrwerk gespannt, das sich nur wenig von der bekannten Form der Homerischen Streitwagen unterschied. Der Lenker stand. Wie heutzutage auf unseren Rennplätzen beim Beginn jedes einzelnen Rennens die Signalfahne in die Höhe gezogen wird, so stieg in Olympia jedesmal an weithin sichtbarer Stange ein vergoldeter Adler empor. Nach welchen Grundsätzen die Wettfahrer aufgestellt wurden und wie viele auf einmal rannten, ist streitig. Jedenfalls aber ging es hier in Olympia ungleich gefährlicher zu als auf



Krönung des Siegers.



Lyrische Abendstunde.

dem Turf einer modernen Großstadt. Bei der Umfahrung der Wendepunktsäulen gab es oft übles Gedränge; die Wagen zerschellten; die Pferde stürzten; die Wagenlenker verunglückten. Anfänglich rannte man vierspännig, später auch zweispännig.

Wer in Olympia siegte, der ward feierlich mit dem Ölkranz geschmückt. Dieser Ölkranz wurde aus Zweigen geflochten, die ein Knabe aus Elis mit goldner Sichel von dem geheiligten Ölbaum im Haine des Zeus abschnitt. Überdies hatte der Sieger das Recht, im Bezirke der Altis sein marmornes Standbild aufstellen zu lassen. Ehe der Hellanodike den Sieger krönte, ward der bändergeschmückte Kranz feierlich ausgestellt. Bei der Krönung gab nochmals ein kostbar gekleideter Herold dem Volk die Personalien des Siegers kund.

Von dem hohen, unvergleichlichen Wert, den ganz Hellas dem olympischen Ölzweig beilegte, können wir uns kaum eine ausreichende Vorstellung machen. Als Wettläufer oder als Ringer zu Olympia gesiegt zu haben, das galt ebensoviel, wie die Ruhmesthat eines gewaltigen Feldherrn oder die Leistung eines gottbegnadeten Dichters. Eine echte altgriechische Mutter versank bei der Nachricht von dem Sieg ihres Sohnes unfehlbar in Weinkrämpfe; großfühlende Väter ließen sich in ihrer jauchzenden Herzensfreude mitunter vom Schlag rühren, und das Publikum sagte dann: „Recht so! Was konnte der Mann Besseres und Gescheiteres thun? Eine höhere Freude war ihm ja für diese Welt nicht mehr vorbehalten!" Mit den Siegern trieb das Volk einen abgöttischen Kultus. Ihnen zu Ehren verfaßten die gefeiertsten Lyriker brausende Festgesänge, die man zuweilen von Amts wegen in Erz und Metall grub. Bei ihrer Heimkehr wurden die Preisgekrönten von ihrer Vaterstadt mit Auszeichnungen jeglicher Art überhäuft. Man ließ sie nicht wie gewöhnliche Sterbliche durch das Stadtthor einziehen, sondern riß eigens ein Stück Mauer zu Boden, damit sie durch diese Bresche hineinkämen; ein Symbol, das besagen sollte: „Wenn ein Gemeinwesen dich als Bürger besitzt, dann braucht es zu seinem Schutz keine Mauern mehr!" Neben den rein idealen Ehren wurden den Siegern auch vielfach Besoldungen und Jahreseinkünfte zuerkannt. In Athen erfolgte ihre Verpflegung auf Staatskosten im Prytaneion.

Die Abende in Olympia waren froher Geselligkeit und ruhigerem Lebensgenusse gewidmet. Man schlenderte müßig umher; man plauderte, sang oder ließ den Becher kreisen. Doch ging man zeitig zu Bette: denn früh schon vor Sonnenaufgang mußte man wieder heraus, wenn man sicher sein wollte, einen halbwegs günstigen Platz zu bekommen.

Im allgemeinen mag wohl auch von Olympia gegolten haben, was von allen derartigen Mittelpunkten großer Volksansammlungen gilt: mit dem Vergnügen und der lockenden Aufregung ging die Strapaze und die Mühseligkeit Hand in Hand. Das Horazische „Hitze- und Staubertragen" konnte hier gründlich gelernt werden; die Bewirtung im Gasthof wie in der Garküche war bei außergewöhnlichem Andrang oft unzureichend, und die Bequemlichkeit in den stark überfüllten Sitzreihen der Schauiribünen ließ vielfach zu wünschen übrig. Es gab Leute, die den Aufenthalt in der Tretmühle für minder qualvoll erachteten wie den in Olympia: dies berichtet uns mit ausdrücklichen Worten ein altklassischer Schriftsteller. Der Lärm nicht nur während der Wettkämpfe selbst, sondern auch außerhalb des Hippodroms und des Stadions war ohrenzerreißend. Zudem schien die Zeit der olympischen Spiele — der sengende Monat Juli — nicht gerade glücklich gewählt. Eiserne Nerven gehörten dazu, die ganze Geschichte von A bis Z ohne Schädigung durchzugenießen. Der gefeierte Astronom Thales, einer der sieben Weltweisen, beging die unphilosophische Thorheit, als Greis von nahezu hundert Jahren nach Olympia zu gehen — um nicht wieder heimzukehren. Die Aufregung, der Durst und die Hitze brachten ihn kurzer Hand um. Zahllose Olympiabesucher sind vor und nach ihm zu der Erkenntnis gelangt, daß nichts im Leben so schwer zu ertragen sei, als eine Reihe olympischer Festspieltage, was natürlich nicht hinderte, daß man sich schon während der Rückreise ganz unbändig auf das nächste Mal freute. Auch in dieser Beziehung gleicht der Mensch dem Horazischen Segler, der draußen bei tobendem Sturm das Meerfahren verschwört, kaum aber gelandet, von neuem zur Karte greift und tollkühne Pläne entwirft.



Abendfeier.



Sommer.

Von

Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)

Lindkosend streichelt die Spitzen
Schwellender Ähren die Luft;
Auf dem Weiher ein Flimmern und Blitzen;
Um die Wälder ein zitternder Duft.

In den Nestern Gezirp und Geflatter,
Und Gesumm in dem Lindengezweig;
Wie ein Strahl huscht schimmernd die Natter
Über den moosigen Steig.

Wildröslein blühn an den Wegen;
Aus dem Weizen leuchtet der Mohn;
Mild träufelt verschwendrischer Segen
Von des Sommers funkelndem Thron.

Fast schauen in sonniger Weite
Die schwelgenden Augen sich blind;
Im Schatten ruh'n mir zur Seite
Mein blühendes Weib und mein Kind.

Zu schön fast ist es auf Erden, —
Doch Sonnenwend' ist vorbei,
Vorüber das Knospen und Werden
Und die Zeit der Verheißung, der Mai.

O Tage des Schwankens und Schwebens
Zwischen Hoffen und sehnender Qual,
Vorbei! — Von der Höhe des Lebens
Blickt sinnend das Auge zu Thal.

Kaum wagt sich's das Herz zu gestehen,
Was es Holdes und Liebes besitzt,
Eh' die Rosen im Winde verwehen,
Eh' die Sichel im Felde blitzt.





Vom Gewittersturm überrascht. Nach



[Na]ch dem Gemälde von Adolf Schreyer.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Plauderei vom Regietisch.

Von

Max Grube.

Unserer Zeit fehlt es nicht an charakterisierenden Beinamen, man nennt sie die Zeit der Naturwissenschaften, der Erfindungen, des Dampfes, der Elektricität, der Nervosität, des Darwinismus, und man hat ihr gewiß noch unzählige Epitheta angehängt, die mir gerade nicht einfallen.

Ich fühle mich nun meinerseits lebhaft gedrungen, diesen Beiworten ein neues hinzuzufügen, ich nenne unsere Zeit keck und kühn: das Zeitalter der Regie.

Das mag zuerst befremden, aber bei etwas näherer Betrachtung wird nur ein äußerst naives Gemüt an der Berechtigung

dieser Benennung zweifeln können, und das wird mir jedermann zugeben, die Bezeichnung der „Naivetät" hat noch niemand unserem Jahrhundert anzuhängen gewagt.

Sehen wir uns doch nur um im öffentlichen Leben! Geschieht irgend etwas ohne Regie?

Wahlen, Jubiläen, Demonstrationen aller Art, Kurssteigerungen, Volksaufläufe, Theater- und Litteraturerfolge — es fällt doch niemandem mehr ein, anzunehmen, daß dies stets spontane Äußerungen vieler gleichgesinnter, von gleichem inneren Drange mit elementarer Gewalt getriebener Menschen seien. Wir wissen ganz genau, das alles ist „inszeniert," wir sprechen ganz offen darüber, wir loben oder tadeln das mehr oder minder gelungene „Arrangement."

Natürlich ist das immer so gewesen. Zu jeder Zeit hat wohl hinter den Kulissen des Weltentheaters und der Gesellschaft irgend ein führender Geist gesessen, nach dessen unsichtbarer Pfeife bei großen und kleinen Ereignissen getanzt hat, was da tanzen wollte oder sollte; nur so klar ist man sich vielleicht früher darüber nicht geworden, so gutwillig hat man sich früher nicht darein gefunden. Wir erkennen die Inscenierung solcher Dinge ja sogar in gewissem Grade an, wir nehmen es auch einer einzelnen Persönlichkeit gar nicht übel, wofern nur etwas Tüchtiges dabei herauskommt, wenn sie sich selber zu inscenieren versteht. Wir wissen ja, daß es leider nur sehr wenigen Menschen, welche diese moderne zeitgemäße Kunst nicht verstehen, gelingt, Anerkennung oder auch nur Beachtung zu finden.

Hab' ich recht oder nicht? Leben wir nicht wirklich in der Zeit der Regie?

Aber das alles hat ja auch einen guten Grund.

Wir streben nach Vereinigung, nach dem Ausdruck des Gesamtwillens und finden es daher nur in der Ordnung, daß einzelne hierfür besonders veranlagte Leute sich der Mühe unterziehen, die auseinanderstrebenden Moleküle der Masse zu verschmelzen, die vielen kleinen Ziffern zu einer imponierenden Gesamtsumme zusammenzuaddieren.

So ist es denn ganz gewiß kein Zufall, daß unser heutiger Kunstgeschmack auf der Bühne den Gesamteindruck des Kunstwerkes erstrebt, daß die Virtuosen ihre Rolle ausgespielt haben und das Ensemble, die Unterordnung unter einen großen Einheitszweck, auf den Thron erhoben worden ist.

Die Bühne ist eben auch hierin ein Spiegel der Zeit: was auf dem Welttheater das Bewegende und Große ist, wird auf den Brettern, die die Welt bedeuten, nachgeahmt: gäbe es einen Schutzpatron für die Regisseure, so würde es Bismarck sein.

Wie nun aber gar mancher von dem Zeitalter der Elektricität spricht, ohne auch nur eine entfernte Ahnung davon zu haben, wie ein Telephon konstruiert ist, so gibt es viele Leute, selbst litterarisch hochgebildete, welche über das eigentliche Wesen der Bühnenregie noch ziemlich unklare Vorstellungen hegen. Da meinen einige, der Regisseur habe nichts zu thun, als für den scenischen Apparat zu sorgen. Das sind die Leute, die einem ganz im Ernste Komplimente über eine schön gemalte Dekoration machen oder über die schönen und so geschmackvoll gestellten Möbel nebst passenden Portieren.

Es gibt freilich eine große Anzahl sogenannter Tapezierregisseure, und sie können ja auch große Erfolge erringen, besonders wenn sie das Glück haben, auf ihre wohlgeordneten Stühle gute Schauspieler setzen zu können, und noch mehr, wenn hübsche Schauspielerinnen die große Kunst verstehen, ihre geschmackvollen Toiletten der Farbe der Salons anzupassen. Aber natürlich ist das doch nur ein ziemlich untergeordneter Teil der Aufgabe des Regisseurs.

Manche glauben wieder, der Regisseur sei dafür verantwortlich, daß alles „klappt," daß die Schauspieler richtig auftreten und zur rechten Zeit abgehen, daß der Vorhang nicht zu früh und nicht zu spät fällt und dergleichen mehr.

Das alles gehört allerdings auch dazu, ist aber doch mehr Sache des Inspizienten, der die Weisungen des Regisseurs auszuführen hat.

Andere halten wieder den Regisseur für eine Art dramatischen Oberlehrer, der den Schauspielern jede Rede und jede Bewegung einstudieren muß, der wie der Puppenspieler im Kasten verborgen sitzt und doch alle Fäden der Marionetten bewegt.

Diese noch kindlichere Anschauung der Sache braucht in einem so litterarisch und theatralisch gebildeten Kreise, wie ihn die Leser dieses Blattes darstellen, freilich nur der Vollständigkeit halber erwähnt zu werden.

Wir haben nun einige „Teile in unserer Hand", ich habe nur noch die Aufgabe, das „fehlende geistig' Band" herumzuschlingen, und wir werden das Gesamtbild der Regieaufgabe und der Regiethätigkeit entstehen sehen.

Fürchten Sie aber ja nicht, daß ich Ihnen eine ästhetisch-akademische Auseinandersetzung über das System der Regiekunst vorlegen werde. Ich habe durchaus nicht diese Absicht und zwar aus einem sehr guten Grunde: Es gibt gar kein „System" der Regie. Die Regie ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst und zwar die allerindividuellste. Jeder Regisseur muß sozusagen sein eignes System, seine eigne Theorie haben, wenn er sich über den Standpunkt des bloßen Regiehandwerkes erheben will.

Und selbst als Kunst betrachtet, hat die Regie einen sehr schwierigen Standpunkt. Jede andere Kunst muß sich ihren Vorwürfen anpassen, die veränderlich sind, aber ihre Mittel bleiben stets mehr oder minder die gleichen. Ob der Maler eine Landschaft oder ein Historienbild malt, seine Farben, seine Pinsel bleiben dieselben; der Regisseur aber hat nicht nur heut ein Trauerspiel, in acht Tagen einen Schwank geistig zu erfassen, soweit es nötig, und in gewissem Sinne nachzudichten, soweit es möglich, auch sein Material ist zum wichtigsten Teil ein ewig wechselndes. Freilich der eigentlich scenische Apparat, so vielgestaltig er auch ist, bleibt derselbe — bemalte Leinwand, Kostüme, Möbel und all die tausend Requisiten, die das äußere Bild fixieren müssen; aber die ausschlaggebenden Farben des Gemäldes sind doch die Schauspieler, sind Men-

schen und zwar meistens ganz besonders organisierte Menschen, Künstler — keine Marionetten, — Individualitäten, die jede Stunde in anderer Beleuchtung, in anderer Gemütsstimmung, in anderer Kraftexpansionsfähigkeit sich befinden.

Ja — ich gewahre zu meinem Schrecken, ich gerate schon ganz bedenklich in das mystische Feld der Kunstphilosophie hinein, und es wird wohl nötig sein, uns zunächst auf ein einfacheres Gebiet zu retten, von dem ausgehend wir dann gelegentliche weitere Ausflüge machen können, wie ein Bergsteiger sich zunächst ein Standquartier wählt, um die Spitzen der Umgegend zu bezwingen! —

Handwerk hat goldenen Boden. Lassen Sie uns also erst einmal ein Bild von dem Handwerksmäßigen gewinnen, das, wie jeder Kunst, auch der Regie zu Grunde liegt, oder schauen wir uns, um bei dem vorigen Vergleich zu bleiben, nach einem Führer um, von dem wir zunächst auf die sichere Straße geleitet werden, um dann nach Belieben rechts und links abzuschweifen.

Wenn ein Schauspieler exemplifizieren will, so greift er natürlich nach seiner Weltbibel, nach seinem Shakespeare, und Shakespeare läßt auch mich nicht im Stich, hat er doch das Wirken eines Regisseurs und die Entstehung einer Theatervorstellung recht anschaulich und mit breitem Behagen gezeichnet. Alles, was wir wissen wollen, wird uns einer meiner bekanntesten Kollegen lehren, manchmal freilich ebenso durch das, was er unterläßt, wie durch das, was er thut. Sie wissen schon, wen ich ersuchen will, uns zu helfen: ich meine den sehr ehrenwerten Regisseur der Komödie im Sommernachtstraum, Herrn Peter Squenz.

Sie werden zunächst sagen, ich hätte mir da keinen sehr ausgezeichneten Fachgenossen herausgesucht. Im Vertrauen gesagt, es gibt noch heute schlechtere, und für unseren Zweck dürfte er gerade der rechte Mann sein. Ich habe überhaupt über Herrn Squenz meine ganz eigne Meinung. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hier nur gleich betonen, daß ich keineswegs beanspruche, auf Grund meiner vielleicht etwas ungewohnten Auffassung zum Ehrenmitglied der deutschen Shakespearegesellschaft ernannt zu werden, aber ich tröste mich damit, daß schon hervorragendere Shakespeareinterpreten als ich dem Goetheschen Verse Ehre gemacht haben:

„Ihr Ausleger seid hübsch munter,
Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter.“

Um nun endlich zur Sache zu kommen: ich habe immer die Empfindung, als habe Shakespeare, der als Bühnenleiter sein eigener Oberregisseur war, für dieses Amt eine ganz besondere Vorliebe gehabt. Das hat er ja auch im Hamlet bewiesen, dem er die bekannten goldenen Schauspielerregeln in den Mund legte. Aber der geistvolle Prinz treibt doch natürlich nur Amateurregie, wie sie am Ende jeder feingebildete Mann gelegentlich führen kann; um das Technische kann und mag sich ein so hochstehender Geist nicht kümmern. Dafür ist uns Peter Squenz gegeben worden, und ich behaupte nochmals, der große Brite hat ihn mit einem gewissen freundlichen Wohlwollen behandelt.

Ohne Zweifel hat Shakespeare in den Rüpeln des Sommernachtstraums die Dilettantenkomödie geißeln wollen, die seiner Truppe ebensoviel Schaden zufügte, als sie ihn noch heutzutage in manchen kleineren Städten dem stehenden Theater anthut. Ja selbst in größeren Orten kann der arme Direktor getrost von vornherein einen dicken Minusstrich unter sein Einnahmekonto setzen, wenn die Stadt von einem Luther- oder Gustav Adolf-Festspielfieber befallen wird.

Nicht mit zarter Hand hat der Dichter also seine haarduschigen wilden Kollegen angepackt. Was für ein betrübter Geselle ist Schnock der Schreiner, der des Löwen Rolle gern ausgeschrieben haben möchte, denn er gesteht es selbst, er hat einen sehr schwachen Kopf zum Lernen! Und Flaut der Bälgenflicker, der seinen ganzen Part auf einmal hersagt, Stichworte und den ganzen Plunder! Etwas höher steht Klaus Zettel. Der Weber ist von jeher allen Regungen der Phantasie leicht zugänglich gewesen. Ihnen allen jedoch gebietet Squenz vermöge seiner relativ höheren Intelligenz.

Zunächst hat ihn Shakespeare als Zimmermann hingestellt, als den Mann der Ordnung, der Symmetrie, der Verantwortung. Gewiß galt der Zimmermann zu einer Zeit, wo selbst die „modernsten“ und „elegantesten“ Häuser meistenteils aus Fachwerk hergestellt wurden, noch mehr als bei uns, war er doch der eigentliche Erbauer der Heimstätte. Wir finden also zunächst die für den Regisseur unerläßlichen Charaktereigenschaften gegeben: Gewissenhaftigkeit, Maßhalten, ferner Überblick über ein Ganzes, Befähigung zur Konstruktion, d. h. Organisationstalent.

Gehen wir nun zum einzelnen über. Zuerst hat Peter Squenz die Wahl des Stückes getroffen und den Vorschlag bei Herrn Lysistratus, dem Aufseher der Lustbarkeiten am Hofe Seiner Hoheit des Herzogs Theseus, also bei dem Herrn Generalintendanten, unterbreitet. Diese Wahl ist ihm nun allerdings sehr „nebenbei“ geglückt.

Ja — den Erfolg eines Stückes vorherzusehen, war aber zu allen Zeiten schwer. Ein großer Rechtsgelehrter fragte mich einmal: „Wie kommt es, daß in diesen Dingen Theatersachleute, die doch ihr ganzes Leben lang sich in der Beurteilung von Stücken geübt haben, so wenig Urteil haben?“ Ich erwiderte: „Wie kommt es, daß Sie auch einmal einen Prozeß verlieren, den Sie für durchaus sicher halten? Wie kommt es, daß selbst ein bedeutender Arzt oft eine falsche Diagnose stellt?“ Ich hätte ihm ein noch schlagenderes Beispiel entgegenhalten können. Ich kannte einen Chemiker von Weltruf, der im Verlaufe seiner Studien auf eine merkwürdige Entdeckung kam, durch Zusatz gewisser Minerale das Raffinieren des Zuckers in ganz überraschender Weise zu vereinfachen. Die Sache war wissenschaftlich bewiesen, denn jedes Experiment gelang. Natürlich wurde eine so wertvolle Erfindung ausgebeutet, eine große Fabrik wurde erbaut. Aber nun kam etwas ganz Unerwartetes. Die Experimente, die im kleinen so trefflich gelangen, glückten im großen eben nicht, — wenigstens im Anfang nicht. Es trat das ein, was die Wissenschaft „den Widerstand der Masse“ nennt, un-

bekannte Faktoren treten auf, an denen alle Berechnungen scheitern können. Das Geheimnis der Theaterwirkung ist der Einfluß auf die Masse, jeder der tausend Köpfe im Zuschauerraume muß an dem einen Stücke etwas herausfinden, was gerade seinem Gaumen behagt. Darum ist das théatre intime keine dumme Idee; hätten wir statt sechs großer Bühnen sechzig théatres intimes, dann würden wir eine große Anzahl guter Stücke mehr besitzen und wären in der Lage, haargenau vorauszusagen, was unsern je 30 bis 40 Theaterbesuchern gefallen wird.

Es werden aber auch gar manche Stücke aufgeführt, von denen man schon nach den ersten Proben, ja schon nach der Leseprobe weiß, daß man sich beim Lesen getäuscht hat. Man stellt dann dem Autor vor, daß, wie Klaus Zettel der Weber sagt, in dieser Komödie Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen können — aber ein Dichter ist in solchen Beziehungen immer harthörig, und so geht denn das Verderben seinen Gang.

Unser Freund Squenz hat übrigens noch gar nicht die schlechteste Wahl getroffen, und ich erblicke wieder ein besonderes Wohlwollen des Regisseurkollegen darin, daß der sonstige Speisezettel der Hoffestlichkeiten ein recht magerer ist. So gut wie den Handwerkern hat Shakespeare den vornehmen und gelehrten Dilettanten ihr Fett gegeben. Da ist zunächst: das Werk eines Hofpoeten, das Treffen der Centauren. Der kluge Herzog weist diese Art der Poesie, die ihm gewiß manches Schmeichelhafte gesagt hätte, gleich kurz von der Hand mit der Bemerkung:

„Nein, nichts hievon! Das hab' ich meiner Braut
Zum Ruhm des Vetters Herkules erzählt."

Wie geistesverwandt dieser poëta laureatus, (vielleicht ein schriftstellernder Kammerherr), dem Herkules ist, den er besingen will, weil er ein Vetter Seiner Hoheit des regierenden Herzogs war, geht schon daraus hervor, daß das Heldenlied der Manneskraft von einem Kastraten vorgetragen werden soll. Dann folgt der „wohlbezechten Bachanalen Wut, wie sie den Sänger Thraciens zerreißen," also eine Schauerkomödie, ein Boulevardstück, welches von Theseus mit den Worten abgethan wird: „Das ist ein altes Stück." Ein Gelehrter hatte sich auch eingefunden und schrieb: „Der Musen Neunzahl trauernd um den Tod der jüngst im Bettelstand verstorbenen Gelahrtheit." Sehr richtig befindet der Herzog, daß dies Stück nicht zu einer Hochzeitsfeier paßt. Wahrscheinlich ist es ein Kunstbettelbrief.

Dagegen nimmt sich unseres Peter Squenz' Wahl wenigstens ehrlich und redlich aus. Wer weiß, ob vor einem weniger erlesenen Publikum das Stück nicht auch Erfolg gehabt hätte? Wie viele Regisseure verfallen in denselben Fehler, in den Peter Squenz hier verfällt: er kennt sein Publikum nicht. Jeder Ort, jedes Theater hat sein eignes Publikum, das der Regisseur studieren muß. Damit soll nicht gesagt sein, daß er diesem Publikum stets nachgeben und nicht versuchen soll, dessen Geschmack zu bilden, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Aber man muß, will man nicht dem Dichter schaden, in solchen Reformbestrebungen vorsichtig zu Werke gehen. Auf diesen Punkt brauche ich hier nicht weiter einzugehen, meine Leser wissen ohnehin genau, wie oft ein an und für sich tüchtiges Stück nicht den ganzen Erfolg fand, den es an einem anderen Theater wahrscheinlich errungen haben würde.

Nach der Wahl des Stückes liegt dem Regisseur die Verteilung der Rollen ob, wie wir aus unseres Freundes Verfahren nun ersehen.

Das Stück ist „nach Maßgabe des vorhandenen Personals" gut besetzt. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Schnock, der einen schwachen Kopf zum Lernen hat, wie er selbst sagt, hat den Part des Löwen erhalten, der nur zu brüllen braucht, Flaut, dessen Lippe noch kein Bart ziert, erhielt die Frauenrolle, Matz Schlucker, der Schneider, soll Thisbes Mutter spielen — das wird auch richtig sein, denn man stellt sich einen Schneider nicht mit einem Baßorgan vor — der temperamentvollste und beliebteste Schauspieler der Gesellschaft endlich, Herr Zettel, ist im Besitz der ersten Liebhaberrolle. Meister Squenz als Regisseurerzieher lehrt also, daß es beim Besetzen vor allem auf Berücksichtigung der Individualität ankommt. Freilich verfällt mancher Regisseur dabei in den Fehler, allzu gewagte Experimente zu machen.

So überlebt die Einrichtung der „Fächer" auch ist, so wird doch unzweifelhaft jede künstlerische Persönlichkeit, sei sie noch so großer Gestaltungskraft voll, immer einen gewissen Grundzug eines der sogenannten Fächer in sich tragen, wie wir etwa die Menschen kurzweg noch immer in Choleriker, Sanguiniker u. s. w. einzuteilen pflegen, obwohl wir doch genau wissen, daß die Temperamente fast nie ganz rein auftreten. Wie mancher gute Schauspieler ist durch zu vieles Herumwandern in allen möglichen Rollenkreisen nicht zur vollen Reife und Entwickelung gekommen, sondern hat den traurigen Ruf einer „Utilité" erworben. Wie oft genügen zwei, drei Mißerfolge, um einen sonst tüchtigen und beliebten Mimen zu diskreditieren!

Ist man also des Erfolges nicht ganz versichert, dann lasse man doch jeden Darsteller lieber in den Grenzen der Thätigkeit, für die ihn Figur, Stimme und Temperamentanlage vorzugsweise befähigen.

Die moderne Dramatik verleitet ganz besonders zu solchen Experimenten, da ja erfreulicherweise das Bestreben derselben dahin geht, statt der Bühnenschablone scharf individuell gezeichnete Figuren zu schaffen. Hier darf sich der Regisseur ganz besonders nicht verleiten lassen, über den etwaigen kleinen Zügen die eigentliche Anlage der Figur aus dem Gesicht zu verlieren. Das Nebensächliche vom Wesentlichen zu unterscheiden, ist auch hier wie überall die große Aufgabe.

Jetzt aber werden wir Herrn Oberregisseur Squenz noch mehr loben müssen als bisher. Wie benimmt er sich seinen Schauspielern gegenüber, welche natürlich mit ihren Rollen niemals zufrieden sind? Flaut behauptet, schon einen Bart zu kriegen, und mag keine Weiberrollen spielen. Der junge Mann wird sehr kategorisch abgewiesen: „Das ist alles eins!" Zettel will die Thisbe

auch spielen, was aber ganz entschieden abgelehnt wird: „Nein, nein, Ihr müßt den Pyramus spielen und Flaut die Thisbe."

Ja, du hast recht, wackerer Meister Squenz! Ohne Energie geht es nicht den Herrschaften gegenüber, von denen unser Kollege Molière wehklagend sagt: „Ah, que d'étranges animaux à conduire, que les comédiens." Aber diese Energie darf nicht in Eigensinn ausarten, auch hält das leichterregbare Völkchen der Komödianten sehr auf die Form, in welcher ihm eine Mitteilung gemacht wird. Freilich, wenn es selber Mitteilungen zu machen hat, scheint ihm die Form weniger wichtig. Wir wollen hierauf nicht näher eingehen, sondern nur feststellen, daß Squenz wieder einmal vorbildlich für jeden klugen Regisseur handelt, indem er, als Zettel den Löwen auch spielen will, nicht beim „quod noa" bleibt, sondern zunächst Vernunftgründe ins Feld führt: „Wenn Ihr es gar zu fürchterlich machtet, so würdet Ihr die Herzogin und die Damen erschrecken, und das brächt' uns alle an den Galgen." Als auch dies nicht verfängt, greift Squenz zu dem Mittel, das selbst klugen Künstlern gegenüber selten versagt: er gewinnt Zettel durch Überredungskunst. „Ihr könnt keine Rolle spielen, als den Pyramus. Denn Pyramus ist ein Mann mit einem süßen Gesicht, ein hübscher Mann, ein Mann, wie man ihn nur an Festtagen verlangen kann, ein charmanter, artiger Kavalier. Deshalben müßt Ihr platterdings den Pyramus spielen." Das wirkt, und Zettel lächelt versöhnt: „Gut! Ich nehm's auf mich." Wir erkennen also, unser Freund ist ein Mimagog, man könnte auch sagen Pädagoge, denn

„Schauspieler sind wie die Kleinen,
Wechseln in einer Stund'
Zehnmal mit Lachen und Weinen,
Neunmal davon ohne Grund."

Aber Mimagogie ist doch noch eine kompliziertere Kunst als Pädagogie. Der Thespiskarrenlenker muß sich immer vorstellen, er sei Direktor einer maison de santé für leicht erkrankte, ungefährliche, aber auch unheilbare Patienten. Dabei muß er aber auch an den alten Ausspruch glauben, daß die Leiter solcher Anstalten leicht selber einen kleinen Sparren anzunehmen pflegen.

Jetzt „bittet, ermahnt und ersucht" der Herr Oberregisseur Squenz, die Rollen perfekt zu lernen, setzt die Proben an, bittet nicht auszubleiben — in unserer Zeit hat er das nicht nötig, denn es steht im Hausgesetz darauf eine Strafe — und verpflichtet sich, „ein Verzeichnis von Artikeln aufzusetzen, die zu unserem Spiele nötig sind." Er macht sich also, ganz wie es noch heutzutage geschieht, an die technischen Vorbereitungen. Die Dekorationen und Kostüme werden ausgesucht oder neu bestellt, wenn es nötig, und, was seltener der Fall ist, möglich ist.

Leider ist Peter Squenz in derselben mißlichen Lage, in der auch in unserem fortgeschrittenen Jahrhundert sich mancher Regisseur oft befindet, wenn die Oper, das Schoßkind der Direktoren, die Bühne für ihre Proben nötig hat: er muß anderswo, oder wenn der Theatermeister und der Maler noch nicht fertig sind, mit markierten Dekorationen probieren. „Dieser grüne Fleck soll unser Theater, diese Weißdornhecke unsere Kammer zum Anziehen sein," aber er dringt wenigstens auf gewissenhaftes Probieren: „Wir wollen's in Aktion vorstellen, wie wir's vor dem Herzoge vorstellen wollen." Er ist also — wir müssen ihn wieder loben — ein Feind des „Markierens."

Markieren ist der vornehmere Ausdruck für „Andeuten," sprich: „nachlässig probieren", und erfreut sich in der ganzen Theaterwelt der allergrößten Beliebtheit. Fast scheint es, als gelte die Berechtigung „markieren" zu dürfen, als Gradmesser der errungenen künstlerischen Stellung. Anfänger dürfen nie markieren, Künstler werden es sich nicht nehmen lassen, ja ganz hervorragende Geister können es sich sogar gestatten, auch in der Vorstellung gelegentlich einige Scenen nicht zu spielen, sondern zu markieren, nur nennt man dies dann noch vornehmer: „fallen lassen." Es gibt Leute, die das für ganz besonders genial halten.

Man muß aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und das Markieren als etwas durchaus Unberechtigtes und Verdammenswertes hinstellen. Es gibt vielmehr eine Kunst des Markierens, die nur leider wenig bekannt ist und noch weniger geübt wird. Markieren heißt dann nämlich nicht seine Rolle leise und gedankenlos herunterplappern, sondern dieselbe so andeuten, daß man ganz klar über die Absicht des Darstellers ist, wenngleich die Tonstärke und die Empfindungsstärke geringer sind, als es am Abend notwendig wird.

Es ist ein unerfüllbares Verlangen, daß der Darsteller, welcher am Abend eine große anstrengende Rolle durchzuführen hat, am Vormittage desselben Tages mit aller Kraft der Lungen und des Geistes probieren soll. Da gebietet die Notwendigkeit zu markieren, aber dieses muß auch wirklich „markant" sein. Tempo, Pausen, Betonungen, Stellungen und Gänge können und müssen genau so genommen werden, wie in der Vorstellung. Ähnlich wird es bei Wiederholungsproben oft gespielter Stücke sein, oder wenn ein Künstler eine oft gegebene Rolle zum so und so vielmale auf der Probe gibt, welche vielleicht nur einer Nebenrolle zuliebe stattfindet. Jeder wirkliche Künstler wird aber hier dem Vernunftsgrunde des Regisseurs nachgeben: „Wie unangenehm würde es Ihnen sein, wenn Sie neu ins Ensemble träten und rings um Sie würde nur geschludert!"

Ein vernünftiges Markieren muß wirken, wie der Holzschnitt oder die Photographie nach einem Bilde. Die Farben fehlen, aber der Gegenstand bleibt deutlich erkennbar. Es ist Aufgabe des Regisseurs, die Grenze zwischen Markieren und „Schludern" festzustellen und energisch gegen das letztere Stellung zu nehmen.

Wird das Markieren an einer Bühne künstlerisch behandelt, so kann es unter Umständen von großem Nutzen sein. Beispielsweise kann eine nur — aber im angedeuteten Sinne — markierte Probe die Leichtigkeit in einem Konversationsstück befördern und dadurch die Natürlichkeit erhöhen. Aus dem Obengesagten erhellt, daß eine solche Probe nur stattfinden kann, nach-

dem die Hauptarbeit bereits gethan und die wesentlichen Momente des Stückes festgestellt sind.

In dieser künstlerischen Arbeit wird unsere wackere Truppe bekanntlich durch die gewaltsamen Extempores des unberufen mitspielenden Puck unangenehm gestört, wir haben nur wenig Gelegenheit, unseren Musterregisseur in seiner eigentlichen Thätigkeit zu belauschen, können aber nicht leugnen, daß er gewissenhaft und sachgemäß verfährt. Er korrigiert den Thisbedarsteller Flaut, der „Gisten" statt „Düsten" sagt, „Nickels Grab" statt „Ninns Grab." Er wird hierbei sogar etwas nervös und nennt den Künstler einen „Kerl." Da es sich dieser im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit ruhig gefallen läßt, so wollen wir dem geplagten Manne diese etwas unparlamentarische Äußerung hingehen lassen. In einem kleinen niedlichen Militärstückchen, dessen Namen mir entfallen ist, äußert ein Hauptmann sehr richtig: „Pardon, meine Gnädige, aber es gibt Augenblicke, in denen unbedingt geflucht werden muß!" Ach, wenn der Regisseur nur immer Hauptmann sein könnte, oft muß er sogar den Feldwebel spielen. Er hat es ja nur selten mit Künstlern zu thun, öfter mit mehr oder minder geschickten Handwerkern, mit Rekruten der Kunst, die gedrillt werden müssen, mit der schwerbeweglichen Masse der Statisten, deren jeder einzelne die schönsten und wirkungsvollst aufgebauten Scenen einfach „umwerfen," ein ganzes Stück dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben, die angestrengteste Arbeit aller mit einem Schlage vernichten kann. Da kann man nicht immer Lammsgeduld behalten, und das sehen — zu ihrem Ruhm sei es gesagt — auch die Schauspieler ein: selbst die Betroffenen nehmen gern ein heftiges, ja manchmal sogar ein nicht ganz salonfähiges Wort in Kauf, wenn sie nur fühlen, daß es nicht der Person, sondern der Sache wegen dem Zaum der Zähne entflohen ist.

Es gibt freilich auch Regisseure von eiserner Ruhe. Von einem solchen erzählte mir z. B. neulich Adolf L'Arronge. Ein bekannter Bühnenlenker hatte beschlossen, auch einmal als Regisseur zu imponieren, und hatte dazu Madame Sans-Gêne gewählt, da er hier von vornherein eines Erfolges sicher sein konnte.

An der ersten Scene hatte der Herr Direktor nichts auszusetzen, die zweite schien gleichfalls einwandsfrei probiert zu werden, auch bei der dritten ertönte kein Wort vom Regieplatze aus, bei der vierten aber hüllte sich der Bühnengewaltige in noch tieferes Schweigen. Plötzlich sprang er bei Beginn des sechsten Auftritts empor: „Was ist das für ein Lärm da hinter den Kulissen, das verbitte ich mir, wenn ich Regie führe!" — Demutsvoll trat der Inspizient hervor: „Bitte gehorsamst um Verzeihung, Herr Direktor, das ist die französische Revolution!"

Nun — etwas tiefer ist der biedere P. Squenz doch offenbar in seine Aufgabe eingedrungen.

Er ist auch kein Freund der anonymen Regie. Es gibt eine Art der Regie, welche ich anonyme oder Hoftheaterregie nenne. Der Regisseur sitzt sein schweigsam und je nach Vermögen würdevoll auf seinem Stuhle, verfolgt, womöglich mit dem Buche in der Hand, die Probe recht aufmerksam, und sowie der „Künstler" abgegangen ist, folgt er ihm auf den Zehen und macht ihn auf dies und jenes „aufmerksam."

Das ist für das persönliche Verhältnis des Regisseurs zu den Mitgliedern sehr ersprießlich, denn es ist für letztere in der That höchst unangenehm, mitten in der Scene durch eine notwendige Regiebemerkung gestört zu werden, namentlich, da es stets eine gewisse Kategorie lieber Kollegen gibt, welche dann über „dramaturgischen Unterricht" und „Schulmeistern" spötteln.

Der Sache selbst wird mit dieser Art der Regieführung natürlich schlecht gedient. Zunächst hat der Regisseur, selbst wenn er ein gutes Gedächtnis hat, die Hälfte seiner Bemerkungen am Schlusse des Aktes vergessen, der Darsteller, der sein ganzes Bild der Rolle davonträgt, hört nur mit halbem Ohre zu, der Mitspieler aber, auf den es doch auch ankommt, wird im günstigsten Falle auf der nächsten Probe überrascht, sein Gegenspiel stimmt nun vielleicht nicht mehr, auch er muß wieder mit geheimer Instruktion versehen werden; kurz, es wird an allen Ecken geflickt und gebessert, wo es das allein Richtige ist, das fehlerhafte Gewebe offen zu zerreißen.

Aber wie gesagt, bequemer ist es für alle Teile!

Sqenz ist, wie wir gesehen haben, der Mann der bleichen Furcht seinen Schauspielern gegenüber nicht. Er verfällt aber auch nicht in den entgegengesetzten Fehler, er chicaniert seine Leute nicht. Und wie mancher Regisseur läßt sich hierzu verführen!

Wie oft tadelt die Kritik: „Warum ist das oder jenes diesem oder jenem nicht gesagt, wie konnte man dies oder jenes übersehen!" Als ob es nicht gesehen, als ob es nicht zehn oder zwanzigmal gesagt worden wäre! Als ob nicht in der Erregung des Abends die Natur der Unzulänglichkeit immer wieder durchbräche. Hier kommen wir wieder auf unsere Mimagogie zurück. Der Probeleiter muß seine Leute kennen und wissen, wieviel er von jedem verlangen kann. Er muß aber auch immer das Ganze im Auge behalten und wissen, daß selbst etwas Unzulängliches, sicher und bestimmt vorgetragen, den allgemeinen Eindruck weniger schädigt, als das Richtige zaghaft und ängstlich vorgeführt. Wie der echte Regisseur sich nicht scheuen darf, die Götter der Scene manchmal an ihre Menschenähnlichkeit zu erinnern, so hat er andererseits die Pflicht, die dii minorum gentium nicht ganz aus ihrem Glauben an sich heraus zu reißen, sondern sie womöglich noch darin zu bekräftigen. Nirgends gilt Uriel Acostas Wort mehr als auf der Bühne: „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns!"

Als ich zur Bühne kam, erzählte mir der treffliche alte Schauspieler Josef Weilenbeck ein Geschichtchen, das stets als milde Mahnung vor mir auftaucht, wenn ich einmal den Bogen allzu straff spannen will.

Vor langer Zeit wirkte in Breslau ein vorzüglicher und eifriger Regisseur, Herr von Becquignolles, nachmaliger Intendant des Hoftheaters in Wiesbaden.

Becquignolles studierte einst den Richard III ein, bekanntlich eine der größten Regieaufgaben. Ein kleiner Schauspieler hatte die wenig umfangreiche, aber äußerst wichtige Rolle eines der Boten

inne, welche in rascher Folge Richard zu verkünden haben, daß sein Glücksstern anfängt zu erblassen. Die schwierige Meldung beginnt mit dem Verse:

„Mein Fürst, das Heer des großen Buckingham ....“

Nun ergab sich's, daß der unglückliche Darsteller dieses dritten Boten die Aussprache des „Buckingham“ auf keine Weise erfassen konnte. Er nannte den abtrünnigen Helfershelfer Richards Buhlinghäm, Buckinghäm, Böckinghäm, Behlinghäm, Böhkinghämm, nur das einfache „Böckinghäm“ konnte er durchaus nicht zuwege bringen. Statt nun die kleine Sünde hingehen zu lassen, verbiß sich Herr von Becquignolles darauf, die richtige Aussprache zu erzwingen. Notdürftig gelang es denn auch schließlich.

Als nun der Abend kam, an dem es Hauptgesetz für den Regisseur ist, entweder alles sich selbst zu überlassen oder zu ermuntern, anzufeuern, anzuerkennen, zu loben, bohrte er von neuem auf seinen unglücklichen Boten los, schwor, ihn nie wieder zu beschäftigen, ihm alle Rollen zu entziehen, wenn er der Regie mit einem Buhlinghäm oder Beckinghäm ewige Schande bereitete, es hieße Böckinghäm. Und mit grimmem Antlitz stellte er sich in die Kulisse gegenüber, als der verschüchterte Unglücksbote auftrat. Da aber dieser den zorndrohenden Blick des Gewaltigen auf sich lasten sah, verließen ihn vollends alle guten Geister, und das Auge starr auf den Herr Oberregisseur gerichtet, meldete er:

„Mein Fürst, das Heer des großen Becquignolles!“

Unter Peter Squenz Regie wäre so etwas undenkbar gewesen.

Bis jetzt haben wir dem wackeren Mann, an dessen Hand wir einen Teil des verantwortungsreichen Dornenpfades der Regie durchwanderten, eine gewisse Wertschätzung nicht versagen können, wenn wir die Umstände berücksichtigen, unter denen er waltet. Aber jetzt gelangen wir an den Punkt, wo er mehr als sterblich ist, und wo das „kleine Licht seiner Vernunft“ am trübsten flackert. Er weiß den Einwänden seiner Mimenschar, welche allerhand szenische Schwierigkeiten entdeckt hat, nicht zu begegnen, er acceptiert blindlings die thörichtesten Vorschläge, nimmt alle möglichen Rücksichten auf das Publikum, das „Totmachen nicht vertragen könne,“ kurz, statt zunächst, wie es die heiligste Pflicht der Regie ist, alles zu versuchen, um den Willen und die Vorschriften des Dichters zu erfüllen, richtet er das Stück „ein“ und damit zu Grunde. Wir sehen in der späteren Aufführung gar nicht mehr das eigentliche Werk, das vielleicht ein ganz wackeres Volksstück war, welches einen packenden und nicht unpoetischen, wenngleich gewiß schon mehrfach bearbeiteten Stoff behandelt, wir bekommen die Peter Squenzsche Bühnenbearbeitung vorgesetzt.

Mit einem Worte, dem ganz tüchtigen Handwerker fehlt das, was den künstlerischen Regisseur ausmacht: die Phantasie.

Und wenn er alle Hilfsmittel der modernen Technik hätte und „Prospekte nicht und nicht Maschinen“ zu schonen brauchte, er würde niemals das herausgebracht haben, was der Verkörperung des Dichtwerkes erst das wahre Leben einhaucht, das, was wir Stimmung nennen. Nicht einmal jene Pseudostimmung, die mit Lichteffekten, Musikbegleitung und anderen kleinen Künsten handwerksmäßig erzeugt werden kann, und welche das Wort jetzt ein wenig in Verruf gebracht hat — ganz zu geschweigen von der echten wahren Stimmung, die nur aus dem vollsten Verständnis und dem tiefsten Nachfühlen der Dichtung geboren wird.

Wenn Peter Squenz heute lebte, so würde er kein Verehrer der Meininger sein, sondern als das einzige Heil die sogenannte Shakespearebühne preisen, welche, wie mir einmal der größte aller lebenden Regisseure, der Herzog von Meiningen, sagte, sehr vortrefflich für Leute ist, welche nicht inscenieren können.

Inscenieren heißt aber nicht, sich alles das zu nutze zu machen, was die Kunst des Malers und Kostümiers vermag, sondern den richtigen Charakter der Dichtung treffen. Die Meininger, die namentlich zu Beginn ihrer Laufbahn so oft falsch verstanden wurden, haben am deutlichsten bewiesen, daß Stimmung in der Bettlerhütte, im Kerker und im wilden Walde so gut ausgedrückt werden kann und muß, wie in der Pracht des Palastes.

Der äußere Rahmen, Wort und Gebärde, Einzelleistung und Massenentfaltung, höchste Kunstleistungen und Komparserie zu einem großen unteilbaren Ganzen innig zu verschmelzen, das ist die große Aufgabe der modernen Inscenierungskunst.

In der Seele des Regisseurs muß sich das Bild der Dichtung klar und in leuchtenden Farben spiegeln, daß von da aus elektrische Funken auf die Bühne übersprühen, welche das Feuer des echten Künstlers erhöhen, die Stumpfheit der Mitläufer aufrütteln. Wie ein Feldherr muß der Regisseur seine Truppen für seinen großen Zweck begeistern können, daß sie vertrauensvoll nach seinem Plane marschieren. Aber — und hier tritt ein neues Erfordernis, ein schwer zu erfüllendes in Erscheinung — wie ein Feldherr muß er auch die Fähigkeit haben, seinen Plan nach den gegebenen Verhältnissen ändern, oft rasch ändern zu können. Nicht zum öden Schulmeister darf er werden, nicht den lächerlichen Ehrgeiz haben wollen, daß alles nach seiner Pfeife tanzt. Er muß Achtung haben vor den Starken, Nachsicht mit den Schwachen, er muß ein Freund seiner Künstler sein, denn nur aus Freudigkeit wird ein Kunstwerk geboren.

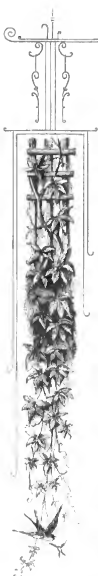
Und er muß diese Freudigkeit nicht verlieren, wenn er immer und immer wieder sieht, daß er sein Idealbild so wenig erreichen kann, wie irgend ein anderer Künstler.

Mag er noch so sehr mit dem „Widerstand der Masse“ rechnen, ganz überwinden wird er ihn nie, und doch darf er nicht ablassen vom Kampfe.

* * *

Ich glaube, ich habe Herrn Peter Squenz ganz aus dem Gesichte verloren!

Wir werden ihm schon einmal wieder begegnen, es gibt im Zeitalter der Regie gar viele Peter Squenze in und außer dem Bezirke der deutschen Bühne, und wollte Gott, sie meinten es wenigstens alle so ehrlich wie des großen Shakespeare wackerer Peter Squenz.



Begegnung.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Warme, mondbdurchträumte Sommernacht.
Über goldne Felder schreit' ich sacht.
Dämmernd ruht das weite, flache Land,
Eingesäumt von Strom und Waldesrand.
In den Dörfern hier und dort ein Licht.
Nicht ein Rauschen, das die Stille bricht,
Nicht ein Flüstern ... Nur ein leiser Schritt
Hinter mir, zieht langsam, schleppend mit.
„Stummer Pilger, sag', wer bist du? — Sprich!"
Keine Antwort. Es durchschauert mich.
Seit' an Seite wandeln wir zu zwei'n —
In den meinen senkt sein Blick sich ein.
Welch ein Blick! Tief — tief und rätselvoll,
Der ein bang Geheimnis hüten soll,
Das wie Funken unter Asche glüht ...
Um den Mund ein Lächeln, mild und müd',
Auf der Stirn ein Schatten. — Meine Hand
Faßt er plötzlich: „Komm — wir sind bekannt,
Wir sind Freunde!" — „Wir? Seit wann?" —
— „Du fragst?
Seit du in dem Arm der Mutter lagst,
Seit dein erster Blick das Licht geschaut,
Seit dein Mund gelallt den ersten Laut,
Keine Stunde ließ ich dich allein — — —
Du bist mir verfallen — du bist mein!"
— „Nimmer!" — „Färbt dir Angst die Wangen bleich?
Wohl — du kennst mich nicht und scheust mein Reich.
Sieh, ich bin der Löser aller Not,
Bin der Kettensprenger, bin der — Tod!"
— „Rätselkünder — wenn der Tod du bist,
Sag', o sage mir, was jenseits ist,
Jenseits jener tiefen, dunkeln Gruft,
Die uns trennt von Licht und Lebensluft.
Tod! Den Vorhang, der die Seele schreckt,
Zieh' empor — und zeige, was er deckt!
Laß mich schauen — schauen —"
— „Nur ein Schritt,
Und du siehst es alles! Komm! Komm mit!
Nur ein Schritt — und los von Raum und Zeit
Tauchst du in das Meer der Ewigkeit.
Was mit Sehnsucht deine Brust erfüllt,
Siehst du groß und klar und licht enthüllt.
Komm — — ich küsse dich — —"
„Mir graust es. Nein ..."
Die Gestalt zerfließt. Ich bin allein.



Trompeter Oeffnee der Equitationsanstalt. III. Artillerie-Regiment.
Nach einer Studienzeichnung von P. F. Messerschmitt.



Weißkopfgeier am Ruheplatz.

Geier- und Adlerjagden in den Balkanländern.

Von

Ernst Ritter von Dombrowski.

Mit neun Originalillustrationen von Carl Ritter von Dombrowski.

Im allgemeinen ist unser Aufenthaltsort wenig anziehend. In der winzigen, nur eine sitzende Stellung zulassenden Hütte, welche, von gewaltigen Steinblöcken gebildet, rückwärts an senkrechter Felswand lehnt, herrscht trotz der frühen Morgenstunde eine backofenähnliche Temperatur, und der Wind trägt von einem dreißig Schritte entfernt liegenden toten Pferde Düfte herüber, die lebhaft an die orientalischen Fleischbuden im Hochsommer erinnern. Die aufgehende Sonne flimmert und flirrt auf dem weißen Gestein der weiten Geröllhalden, die sich an die Felsmassen anschließen, nirgends winkt eine Spur von Grün, dafür aber blaut in weiter Ferne, das endlose, weiße Steingewirr plötzlich verschlingend, eine unabsehbare, mit dem Horizont verschwimmende Fläche, der Spiegel der Adria. Außer dem leichten Wind, der unhörbar über die öde Karstfläche hinzieht, regt sich nichts; nur ab und zu tönt von den Bergen — dort, wo in einer Senkung doch noch spärlicher Graswuchs Nahrung findet — in halb verlorenen Klängen eine Hirtenpfeife herüber, dann und wann hört man auch Steine poltern, die, vom Fuß der herumkletternden

roten zottigen Ziegen gelöst, weit in die Tiefe hinabsausen. Der Rücken schmerzt von der gezwungenen, gebückten Stellung, das Auge von dem Zittern der Luft über dem heißen Gestein, dazu die mephitischen Düfte, — wie gesagt, anziehend ist die Situation nicht!

Da aber gewahren wir nach langem Harren über einer links mündenden Schlucht einen gewaltigen Vogel, der mit regungslos ausgespannten Schwingen näher zieht, ein zweiter folgt ihm, ein dritter, ein vierter. Endlich sind es zwölf mächtige Gestalten, die geisterhaft durch die Lüfte schweben. Im selben Augenblick ertönt von rechts heiseres Gekrächz, und zwei große schwarze Gesellen mit unförmlichen Schnäbeln senken sich auf den Kadaver; es sind die Vögel Odins, ein Paar Kolkraben, die sich sofort an ihr Frühmahl begeben. Kaum haben sie indes ein paar Bissen losgezerrt und gierig hinabgewürgt, da flattern sie schon wieder, halb zornig, halb ängstlich krächzend, zur Seite; in den Lüften braust es, als fege die Windsbraut einher, zwanzig Schritte von dem Pferde läßt sich ein weißköpfiger Geier nieder, und ihm folgen die weiteren elf Genossen mit fast betäubendem Schwingensausen. Jetzt hocken die in der Luft beim Kreisen so herrlichen, in der Nähe aber ekelhaften Riesenvögel rings um das Aas und bald beginnt der erste mit urkomischen Bewegungen heranzuhüpfen; das weckt auch die übrigen aus ihrer Lethargie, und nach einigen Sekunden entwickelt sich ein heftiger Kampf um den besten Platz, den besten Bissen. Klatschend schlagen die schweren Schwingen aufeinander, wuchtige Schnabelhiebe werden ausgeteilt, und die Federn stieben umher, bis endlich doch etwas Ruhe eintritt; die schwächeren Kämpen haben sich gleich den Kolkraben resigniert in Geduld gefaßt, die anderen ziehen die lockenden Genüsse weiterem Streite vor, man hört nur das Klappen der Schnäbel, das Losreißen gewaltiger Fleischstücke, mit denen dann der glückliche Besitzer beiseite hüpft, um sie unter furchtbaren Anstrengungen zu verschlingen.


Ausflug am Morgen.

Das ist ein hochinteressantes, wenn auch nicht eben schönes Schauspiel, diese Geiermahlzeit! Eine Zeitlang verfolgen wir seine wechselnden Scenen, dann hebt sich langsam die Büchse, richtet sich auf den stärksten der Geier, der eben, aufrecht sitzend, die Brust gegen uns wendet, und plötzlich verhüllt Rauch das bewegte Bild. Wie er sich verzieht, ist die merkwürdige Gesellschaft gleich einem Spuk verschwunden, — nur einer der gewaltigen Vögel liegt regungslos da, die fast drei Meter breiten Schwingen weit ausgestreckt!

Der Weißkopfgeier ist ein echtes Felsenkind; wenn auch ganz vereinzelte Fälle konstatiert sind, wo er seinen Horst auf Bäumen erbaute, so bilden doch in höhlen-

reichen Wänden abfallende Felsengebirge seine eigentliche Heimat, und die auch in den Balkanländern mächtig vordringende Kultur drängt die reckenhaften Vögel immer weiter zurück. Man muß, wenn man ihr Leben und Treiben am Horste beobachten will, tief in abgelegene, weltvergessene Gebiete eindringen, in denen es dann auch, abgesehen von Jagd, an sonstigen Abenteuern mitunter nicht mangelt.

Eine solche wilde Fahrt unternahm ich im März 1894 von der serbischen Savestadt Schabac aus. Mit einem Tragpferd und einem türkischen Zigeuner als Treiber brachen wir, mein Bruder und ich, am 11. März auf und marschierten südwärts, jenem wenig bekannten, arg verrufenen Hochgebirgsdistrikt zu, der sich an der mittleren Drina hinzieht. Der erste Tag brachte uns über das Cergebirge bis Zavlaka, der zweite nach dem Bergwerkstädtchen Krupanj, der dritte gegen Mittag in das hochgelegene Hirtendorf Laze. Hier gedachten wir uns für einige Zeit niederzulassen, da eine Menge von Geiern in den jäh abstürzenden Felsen horsteten, welche die uralte, herrliche Burgruine Sokol krönt. Die Gebirgsscenerie war großartig, das Wetter klar und sommerlich warm, die Jagdaussichten konnten nicht besser sein, und so zogen wir munter und guter Dinge in Laze ein; nur Mejo, unser Zigeuner, ein Hasenfuß sondergleichen, murmelte etwas von Räubernest, und „Gavran“ (Rabe), unser schwarzes Tragpferd, dem die scharfen Touren der letzten Tage bereits zu bunt geworden, wackelte ebenso taktmäßig als betrübt mit dem Kopfe. Ob sich in den beiden eine Vorahnung regte? Wir trafen den Ortsvorsteher nicht zu Hause, ließen daher den Zigeuner im Dorfe zurück und begaben uns selbst noch auf eine kurze Rundtour zu den Horsten, um den Feldzugsplan für morgen festzustellen. Gegen Abend kehrten wir zurück, doch erhielt unsere durch die schönen Aussichten für die nächsten Tage sehr gehobene Stimmung nun einen argen Stoß. Etwa zehn Schritte vor dem Gehöft des Ortsvorstehers lagerte Mejo mit seinem Gavran und dem Gepäck, und die trübselige Miene unseres heldenmütigen Zigeuners verhieß nichts Gutes. Cnjargja Jajnic, der Ortsvorstand, war, so berichtete er zitternd, in unserer Abwesenheit nach Hause gekommen und hatte sich mit der Begründung, daß wir ja möglicherweise Räuber sein könnten, geweigert, uns auch nur eine Stunde lang in seinem Hause zu beherbergen; ebenso hatte er bereits allen übrigen Bewohnern des Ortes das Verbot erteilt, uns aufzunehmen, es sei uns nicht einmal gestattet, in der Nähe des Dorfes im Freien zu übernachten, wir müßten also noch jetzt in der Nacht weitermarschieren.

Durch diese Eröffnungen, die wir freilich für übertrieben hielten, nicht gerade angenehm berührt, gingen wir auf das Haus zu, aus welchem uns, von Mejos Jammer angelockt, der Hausherr auch schon mit sehr reservierter Miene entgegentrat. Auf meine Frage erhielt ich eine Bestätigung dessen, was wir von Mejo gehört. Trotz aller Einwendungen und trotz Vorweisung unserer Papiere versicherte uns der Biedermann, daß wir den Ort sogleich verlassen müßten, das Dorf habe bis vor kurzem wegen in der Nähe vorgekommener Räubereien lange Zeit hindurch vier Gendarmen erhalten müssen, und er wolle etwas Ähnliches nicht neuerdings heraufbeschwören. Wer bürge ihm dafür, daß wir nicht auch Räuber seien und Kleider, Waffen und Papiere gestohlen hätten?

Während dieser Auseinandersetzungen hatten sich noch etwa zwanzig, nichts weniger als vertrauenerweckend aussehende Gestalten um uns versammelt, lüsternen Blickes unsere Waffen betrachtend, und einen Augenblick stand ich der verzweifelten Situation, in die wir so plötzlich und unerwartet geraten waren, ziemlich ratlos gegenüber. Die sich uns bietende Alternative, wenn es eine solche überhaupt noch gab, war wenig erquicklich. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder wir mußten wirklich, todmüde von den dreitägigen Anstrengungen und in stockfinsterer Nacht, auf unbekannten Pfaden durch die Gebirgswildnis weitermarschieren; im günstigsten Falle wären wir hierbei wohl auf natürliche Weise verunglückt, ich hegte aber die bestimmte Überzeugung, daß uns die Leute nur aus dem Dorfe heraus haben wollten, um uns außerhalb dessen Bereich zu überfallen. Die zweite Möglichkeit war die, den braven Jajnic, welcher selbst dem Urtypus des Balkanhaiduken auf ein Haar glich, umzustimmen und ihn zu bewegen suchte, uns wenigstens für diese Nacht

bei sich zu behalten. Dieser Weg war entschieden der sicherere, denn auch der schlimmste Balkanräuber mordet keinen Fremden in seinem Hause. Ich appellierte an die altslawische Gastfreundschaft einerseits und an den Mut des Herrn Jajnic anderseits, indem ich ihn fragte, ob er denn wirklich obdachsuchende Fremde aus Angst vor die Thür setzen wolle. Dies schien zu wirken. Jajnic zog sich mit seinen Spießgesellen zu einer kurzen Beratung zurück und eröffnete mir dann, daß er bereit sei, uns für diese Nacht aufzunehmen. Für den Augenblick war damit das Schlimmste abgewendet, im übrigen jedoch boten sich trübe Aussichten; die Möglichkeit, längere Zeit hier zu bleiben und unseren Reisezweck weiter zu verfolgen, war endgültig abgeschnitten, und wenn mir auch vor der bevorstehenden Nacht nicht bange war, so hielt ich doch unseren Weitermarsch durchaus nicht für gefahrlos.

Die Finsternis war inzwischen vollständig hereingebrochen, und da das Innere der Hütte für die vielen Besucher, welche gekommen waren, um die Fremdlinge zu betrachten, nicht Raum genug bot, ließ Jajnic durch seine Söhne auf dem Hofe ein mächtiges Feuer anschüren, um das wir uns alle herumsetzten. Es mag ein ganz eigentümliches Bild gewesen sein, das hochauflodernde Feuer und die wilde Gesellschaft um dasselbe! Leider waren wir nicht recht in der Stimmung, es zu genießen, und hatten überdies vollauf damit zu thun, die zahllosen Fragen zu beantworten, mit welchen uns die nnn ganz gemütlich gewordenen Leute bestürmten, bis nach Ablauf von etwa zwei Stunden das Feuer niedergebrannt war und Jajnic zum Schlafengehen mahnte. In Anbetracht unserer großen Müdigkeit kam uns dies sehr gelegen, doch fiel es uns auf, daß sich im Innern der Hütte mindestens zwanzig Männer ihr Lager suchten, von denen jedenfalls mehr als die Hälfte nicht hierher gehörte. Qualvoll langsam flossen für uns die Stunden bis zum Morgen hin, ausgefüllt von beständigen Kämpfen mit dem Heer von Ungeziefer aller Art, das uns, im Verein mit der Sorge um unser Fortkommen, keinen Augenblick Ruhe finden ließ.



Geiermahlzeit.

Endlich dämmerte es! Wir erhoben uns und wollten von unserem Wirte Abschied nehmen, zugleich einen Führer erbittend. „Einen Führer brauchst du nicht," lautete die Antwort, „denn ich selbst werde dich mit ein paar von unseren Leuten nach der Mehana im Ljubanijathale begleiten, wo ich mit dem dortigen

Kmet beraten will, was wir mit Euch thun sollen." Auf meine Erwiderung, daß wir in jener Mehana nichts zu suchen hätten, zuckte der gute Mann die Achseln und sagte lakonisch, wir müßten ihm folgen. Hier, mitten im Orte, umgeben von einer zwanzigfachen vis major, wäre jeder energische Widerstand nutzlos gewesen, und da diesmal meine Ueberredungskünste fruchtlos blieben, mußten wir gute Miene zum bösen Spiele machen. Jajnic wollte uns auf dem nächsten Wege durch das Lazedefilee führen, während Mejo mit seinem Gavran einen viel weiteren, aber bequemeren Weg einschlagen und erst an einem bestimmten Halteplatze wieder zu uns stoßen sollte. Mir bangte bei dieser Disposition um mein Gepäck, und unter anderen Umständen hätte ich keinesfalls in die Trennung gewilligt. Ich war aber einesteils froh, den beständig leise vor Angst wimmernden Zigeuner für einige Zeit los zu sein, und überdies hoffte ich, in der Lazeschlucht vielleicht doch noch auf einen Geier zu Schuß zu kommen. Der gute Mejo brach in ein lautes Wehgeheul aus, als er erfuhr, daß er sich von uns trennen sollte, doch empfand er vor gefährlichen Gebirgspassagen noch mehr Scheu als vor einer ganzen Räuberbande, und so ergab er sich schließlich in sein Schicksal.



Kaiseradler am Horst.

Mit Jajnic und fünf anderen jungen, stämmigen Dorfbewohnern schritten wir denselben Weg zum Lazebach hinab, den wir gestern nachmittag auf unserem Ausfluge eingeschlagen hatten, und folgten dann dem Laufe des nach rechts abbiegenden Wildbaches. Anfangs ging die Sache leidlich, obwohl die zu passierenden Felspartien, welche durch unzählige Wasseräderchen bespült wurden, infolge des scharfen Morgenfrostes spiegelglatt waren. Links, jenseits dem Laze, hatte uns schon von Anfang an die furchtbare Felsenmauer des Sokol begleitet, während sich auf unserer Seite ein steiler, steiniger Hang niedersenkte, der erst in seinem untersten Teile, etwa 10—20 m über dem Wasserspiegel, gleichfalls in jähen Schroffen abfiel. Bei einer plötzlichen Wendung des Gewässers verwandelte sich jedoch der diesseitige Hang gleichfalls in eine hohe, senkrechte Felswand, und vor uns lag nun eine lange, kaum 15—20 Schritte breite, von mindestens 300 m hohen Felswänden eingeschlossene Klamm, in die sich aus der schwindelnden Höhe nur wenige Sonnenstrahlen verirrten, ein unheimliches Halbdunkel verbreitend. Es war ein grausig schöner Anblick; der in rasendem Tempo dahinschießende Wildbach, die gigantischen Felsenmassen, aus denen an vielen Stellen starke Wasseradern entsprangen, die sich, aus kolossaler Höhe als Staubbäche niederschießend, mit der Laze vereinigten, das donnerähnliche Tosen der Gewässer in der sonst unheimlichen Totenstille, das eigentümliche Halbdunkel und hoch über uns wie ein langes Band das schmale Stückchen blauer Himmel, — das alles einte sich zu einem Gesamtbild von überwältigendem Eindruck. Das war herrlich, und doch glaube ich, daß sich selbst die Phantasie eines Dante den Eingang zur Hölle nicht furchtbarer ausmalen konnte, als es diese Schlucht in Wirklichkeit ist. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! Dieser Spruch schien auch für uns in feurigen Lettern an den Felswänden zu stehen; es war ein Weg auf Leben und Tod.

Da mir gleich im ersten Moment der Verdacht auftauchte, die Leute hätten uns nur hierher gelockt, um uns an irgend einer für solches Vorhaben günstigen Stelle hinabzustürzen, so schritt ich stets voraus, während mein Bruder, das Gewehr bereit, stets letzter blieb. Mein Verdacht gewann an Nahrung, als die Leute wiederholt unter allerlei Vorwänden den Versuch machten, diese Marschordnung zu verändern und auch meinen Bruder nach vorn zu bekommen. Wir schlugen alle diese Vorschläge rundweg ab, und ebenso vergeblich blieb selbstverständlich das eigentümliche An-

gebot der braven Leute, uns die Gewehre zu tragen. Wie wir eigentlich mit heiler Haut durch dieses etwa 3 km lange Defilee gelangten, ist mir, wenn ich mir die ganze Situation ins Gedächtnis zurückrufe, noch heute ein Rätsel. Von einem Wege war natürlich keine Spur vorhanden. Ich kletterte und kroch anfangs auf einem schmalen Felsenbande vorwärts, welches sich etwa 30 m über dem Bache hinzog, plötzlich aber an der engsten Stelle des Defilees aufhörte. Vor uns lag kahler, nackter, senkrechter Fels, und es blieb uns daher nur der Versuch übrig, in dieser bedeutenden Höhe die reichlich zwei Meter breite Schlucht zu überspringen. Drüben bot ein breiterer Absatz ziemlich guten Aufsprung, und so zog ich dieses Wagnis schon deshalb vor, da uns entschlossenes, furchtloses Vorgehen jedenfalls am besten vor etwaigen freundschaftlichen Absichten unserer Begleiter sicherte. Nun ging es auf der linken Seite der Schlucht in ähnlicher Weise vorwärts, wie früher auf der rechten, bis auch hier das ziemlich wagerechte Felsenband endigte, und nichts anderes übrigblieb, als an der hier glücklicherweise nicht ganz glatten, sondern zackigen, schartigen und vielfach gespaltenen Wand bis zum Bache hinabzuklettern. Vorsichtshalber gebot ich, daß, während ich allein den Abstieg bewerkstelligte, alle anderen oben bleiben mußten. Auch jetzt versuchten die Leute Einwendungen, ich wies dieselben jedoch energisch zurück und rutschte — anders konnte man diese Art der Fortbewegung nicht nennen — an dem Felsen hinab, während mein Bruder oben die „Eskorte“ mit gespanntem Gewehr überwachte. Unten angelangt, übernahm ich die Wache, und auch mein Bruder kam glücklich hier an. Den befehlshaberischen Ton von heute früh fand Jajnic nicht wieder. Die Leute wußten sich in ihren Absichten durchschaut und mochten erkannt haben, daß bei unserer Vorsicht, unseren guten Waffen und unserer Gewandtheit im Gebirge, die sie Fremden jedenfalls nicht zugetraut hatten, ein Angriff auf uns schwerlich für sie günstig ausgefallen wäre.



Seeadler, im Feuer verendend.

Nachdem wir eine kurze Strecke dicht an der Laze hingeschritten, mußten wir dieselbe, von Felsblock zu Felsblock springend, passieren, und nun ging es wieder ähnlich


Schreiadler, auf den Uhu stoßend.

Gesichter seiner beiden Führer, als sie uns ganz vergnügt und mit heiler Haut unsere Cigarretten rauchen sahen. Offenbar hatten sie nicht vermutet, uns hier zu treffen . . . Aus dem leisen Geflüster mit unseren Begleitern, welches von Seite der neuen Ankömmlinge in unverkennbar vorwurfsvollem Tone geführt wurde, entnahm ich deutlich die von Jajnic achselzuckend und im Tone der Rechtfertigung gesprochenen Worte „Nedaj puski“ („sie gaben die Gewehre nicht aus der Hand“), und nun wußte ich, daß meine Besorgnis in der Schlucht nichts weniger als unbegründet gewesen war.

Nachdem wir auch Mejo und seinem armen Gavran, die beide schweißtriefend angelangt waren, eine kurze Rast gegönnt, brachen wir wieder auf, und da ich der Karte nach wußte, daß von unserem Halteplatze aus ein guter

wie früher am rechten Ufer vorwärts. Als ich eben an einer recht bedenklichen Stelle angelangt war, hörte ich plötzlich über mir ein Geräusch und gewahrte an der linksseitigen Wand in einer Höhe von etwa 150 m einen Geier, der aus seiner Horsthöhle heraushüpfte und am Rande derselben, neugierig auf uns herabäugend, stehen blieb; diese Neugier war begreiflich, denn wohl noch nie hatte vor uns ein Fremder jene Schlucht passiert. Jetzt sollten die Leute sehen, daß unsere Waffen nicht bloß, was ich ihnen schon gestern gezeigt, sehr schnell funktionieren, sondern daß wir sie auch zu führen verstanden. In dem zwischen den engen Felswänden mächtig erdröhnenden Knall meines Schusses überschlug sich der Geier und stürzte dann leblos herab, leider mit solcher Wucht, daß er, auf einem Steinblock links von mir aufprallend, fast in Stücke gerissen wurde und daher zum Präparieren untauglich war. Ich entnahm ihm bloß die herrlichen Flaumfedern, dann setzten wir unseren Marsch fort. Einige Minuten nach diesem Intermezzo öffnete sich plötzlich das Terrain, und während die Laze in schäumenden Kaskaden nach links weiterbrauste, klommen wir an einem mit hoch aufgetürmten Trümmergestein bedeckten Hang in das schmale Thal der Guacanica hinab, um jenseits den ebenso steilen Abfall der Proslop planina zu erklettern.

Oben, am Rande einer weitausgedehnten Weide, steht eine Hirtenhütte, und an diesem Punkte sollten wir unseren Mejo erwarten. Mit freudigem Erstaunen sahen wir ihn nach etwa einer Stunde mit obligater Jammermiene anrücken, und komisch wirkten die erstaunten


Uhu und Schreiadler.

Reitweg in kaum einer Stunde in das Ljubowijathal hinabführt, von wo aus eine Chaussee an die Drina läuft, so sagte ich den Leuten besten Dank für ihre bisherige Führung und versicherte sie zugleich, daß wir derselben jetzt absolut nicht mehr bedürften. Einen Überfall oder Hinterhalt hatten wir in dem ziemlich freien Terrain nicht mehr zu fürchten, Mann gegen Mann aber brauchten wir im Hinblick auf unsere überlegene Bewaffnung ein Rencontre trotz der Übermacht nicht zu scheuen. Als daher Jajnic den schüchternen Versuch machte, nochmals die alberne Geschichte von der in der Mehana notwendigen Rücksprache mit dem Kmet vorzubringen, erklärte ich ihm, die bisher beibehaltene Maske der Freundlichkeit und Nachgiebigkeit abwerfend, rund heraus, daß, wenn er mit seinen Leuten nicht sofort umkehren würde, ich zu anderen Mitteln greifen müsse, um mich von der lästigen Begleitung zu befreien. Ebenso versicherte ich ihm, daß ich jeden im Verlaufe des Weges etwa hinter mir auftauchenden Bewohner von Laze als Räuber betrachten und einfach über den Haufen schießen würde wie einen tollen Hund. Bei diesen Worten blitzte in den Augen der Leute ein Rest des alten südslawischen Feuers auf, ihre Gesichter verzerrten sich und die Hände zuckten; es waren aber keine Herzogowiner oder Montenegriner, bei welchen man ein solches Vorgehen wohl bitter bezahlen würde. Nach einigen Augenblicken der Unschlüssigkeit wandten sich die Helden von Sokol thatsächlich zur Umkehr, blickten noch einigemale scheu nach unseren schußfertigen Gewehren und verschwanden dann sehr rasch an einer Biegung des Weges. Wir konnten ein Lachen nicht unterdrücken und stiegen nun, etwas besserer Laune als bisher, den unglaublich steilen, für den armen Gavran kaum gangbaren Hang nach dem Thale hinab. Auf der Chaussee angelangt, befanden wir uns in voller Sicherheit, und war auch der eigentliche Zweck unserer Tour in dieses Gebiet, welcher in der Erwerbung seltener ornithologischer Objekte für unsere Sammlung bestand, verfehlt, so werde ich doch diese merkwürdigste meiner Geier- und Adlerjagden nie vergessen!



Mit reicher Beute heim.

Der fast noch gewaltigere Vetter der Weißkopfgeierart, der Kuttengeier, bewohnt im Gegensatze zu jenem nur große, geschlossene Urwälder, nie das kahle Hochgebirge, welches überhaupt, den Bart-, Weißkopf- und den kleinen Aasgeier abgerechnet, keineswegs die eigentliche, ursprüngliche Heimat der großen Raubvögel bildet. Bei uns in Mitteleuropa freilich horstet z. B. der Steinadler nur mehr in den unzugänglichsten Teilen der Alpen, überall dort dagegen, wo er noch volle Ruhe findet, zieht er den geschlossenen großen Wald vor, und das Gleiche gilt von den übrigen Adlerarten, die namentlich weitgedehnte Stromauen, wie sie sich an der unteren Save und Donau finden, in Menge bewohnen. Hier sind der See- und der Kaiseradler, der Fisch-, Schrei- und Zwergadler noch in großer Zahl heimisch, und manchen herrlichen Jagdtag verbrachte ich in jenen Gebieten, vor allem zur Horstzeit; außerhalb dieser gehört es selbst dort zu den Seltenheiten, daß dem Jäger ein Adler in günstige Schußweite gerät, während die überaus scheuen und vorsichtigen Vögel so treu am Horste festhalten, daß es mitunter geradezu schwierig ist, sie von demselben zu vertreiben. So bemühte ich mich bei einem in der Gegend von Berbir in Bosnien stehenden Horste am 7. April 1889 vergebens, den festsitzenden Seeadler zum Abstreichen zu bewegen; erst als mein Begleiter, Forstverwalter Demarsek, eine Kugel in den Horst sandte, polterte der mächtige

Vogel ab, um im nächsten Augenblicke meinen Schroten zu erliegen.

Noch hätten wir einer Jagdart auf Adler zu gedenken, die mit viel geringeren Fährlichkeiten verbunden ist, ebendeshalb aber auch manches Reizes entbehrt; es ist jene mit dem Uhu, dem Erbfeind aller Raubvögel, den diese mit beispielloser Wut verfolgen, wo sie ihn erblicken. Um Raben, Bussarde und Milane kümmert sich der Uhu nicht viel, er pfaucht sie höchstens an und bläht das Gefieder, sieht er dagegen einen Adler nahen, dann wirft er sich sofort auf den Rücken und streckt dem Angreifer die scharf bewehrten Fänge entgegen. Der Schuß aus wohlverwahrter Hütte ist dann verhältnismäßig nicht schwer, es fehlt aber dieser Jagd wie jener am Aase meist der Reiz der großartigen Wald- und Felsscenerieen, der oft furchtbaren Mühen, die das Erlegen eines Geiers oder Adlers am Horste erfordert. Dort handelt es sich bloß um einen sicheren Schuß und um die Beute selbst, hier um gewaltige Eindrücke, um unvergeßliche Naturgenüsse, bei welchen der Schuß bloß den Schlußpunkt hinter Strophen herrlicher, urwüchsiger Poesie bildet!



Herbst-Elegie.

Von

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Ach, wie so bald will der Lenz schon verglühen,
Kaum hat die Blume noch Zeit, zu verblühen!
Freude und Blumen, Blumen und Freud' —
Ach, wie so bald in die Winde zerstreut!

Ach! Und das Herz mit traurigem Schlagen
Kann bei dem Wechsel nur seufzen und klagen,
Träumende Lieder dem Lenze nur weihn,
Singen dem flüchtigen, glänzenden Schein.

Schein ist der Sommer, der uns umgiebt,
Schein, der in welkenden Blättern zerstiebt,
Und nur ein Glaube im tiefsten Gemüt
Ist eine Blume, die nimmer verblüht.



Schulz Engelhardt.

Eine Thüringer Geschichte

von

H. Denarius.

Ich hatte im Vorübergehen einen Vetter, den alten Schulzen Michel Engelhardt in Masserbach, aufgesucht, und weil es ein schöner, warmer Sommerabend war, saßen wir auf einem mächtigen Fichtenblock vor seiner Schneidemühle und rauchten in Ruhe unsere Pfeifen. Im Dorf war es still geworden; nur ab und zu hörte man eine Kuhglocke, das Bellen eines Hundes oder das Lachen einer Mädchenstimme. Ein Abend, wie dazu geschaffen, daß die Burschen vor den Hausthüren mit den Mädchen schäkern und die Alten, die die Welt schon kennen, nachdenkliche Geschichten erzählen. Michel Engelhardt also, der als gewesener Schulz, Oberholzhauer und Fuhrmann und als jetziger Schneidemühlenbesitzer die Welt kannte, holte Zunder und Feuerzeug aus der Tasche, schlug Feuer und sprach sich folgendermaßen aus:

„Was du vorthin gesagt hast, Vetterle, dadrin geb' ich dir net ganz Unrecht; da hoben bei uns auf 'n Wald sind ja die Leut' gleich oben naus und thun, als wollten sie die Welt einreißen, und Schmeißer und Liederjahne sind auch drunter. Aber auf der anderen Seit' — sie sind auch gleich wieder gut und folgen einem, wenn man's nur richtig mit ihnen macht. Und, was die Hauptsach' ist, wenn man sie einmal ein bißle hart anpackt, sie tragen's einen net nach, nie net. Wir wollen einmal den Lenzen-Fritz annehmen, den Schreiner, der da oben im letzten Häusle wohnt, gleich am Wald dran, du kennst ihn ja, er is jetzunder so weit ein ganz ordentlicher Mensch, aber was er früher für ein Unband und für ein Schlumperkittel gewesen ist, das weißt du net. Was hat mir der Dingerich für Molesten gemacht, bis ich ihn so weit gekriegt hab'! Da is freilich kein Wunder, wenn einem manchmal die Hand ausrutscht."

Der Alte schüttelte seine knorrige Faust, und sein breites, gutmütiges Gesicht mit den klugen grauen Augen nahm einen strengen Ausdruck an. Dann stemmte er die Faust auf den Schenkel und fuhr fort:

„Wo er's eigentlich her gehabt hat, weiß ich net; sein Vater war ein ehrenbraver Mann, er is freilich jung ums Leben gekommen, beim Holzmachen hat ihn eine Ficht' erschlagen, ich war ja selber mit derbei. Und seine Mutter, die Hanndorte, die acht' und ehr' ich noch heut', wo sie schon lang unter der Erd' liegt. Mit vier kleinen Kindern allein nach so einem Malheur, das is bei uns eine harte Sach' für eine Witfrau. Und sie hat die Kinder allein aufgezogen und von der Gemeind' keinen Silberpfennig genommen, und sie sind auch alle gut eingeschlagen bis auf das Fritzle, das hat ihr manchmal das

Herz schwer gemacht. Wie's mit ihr auf die letzt' ging — der Fritz hatte schon geheirat't und zwei Kinder — da bin ich einmal zu ihr gangen. Hat sie sich an meine Hand geklammert und geheult und gesagt: ‚Gevatter, ich bitt' dich auf 'n Sterbebett, paß auf mein'n Fritz auf, die Sach' wird net gut mit ihm, er behandelt seine Frau schlecht und faulenzt und treibt sich im Wald 'rum und trinkt zu viel Schnaps.' Natürlich hab' ich ihr das versprochen, und sie wurd' dadrauf ruhiger. Es ging nun auch ein Jahr ganz gut mit ihm, da kommt auf einmal die Anione, was seine Frau is, und heult und schreit, er hätt' nun schon vier Tag lang nichts gethan, im Wald und im Wirtshaus 'rumgelehnert, und nun hätt' er sie und die Kinder schlecht behandelt und hätt' die Flint' in der Hand und wollt' alles kaput machen. Also reis' ich gleich hin und mein Nachbar Traugott mit. Wie ich den Hügel auferehin geh', hör' ich ihn schon von weitem schänden und hausen. Er mußt' mich beizeiten gesehen haben, denn wie ich hinkomm', hatte er die untere Thür zugemacht und trat dahinter und guckte zur oberen Thür 'raus und hat richtig die Flint' in der Hand. Und wie sah er aus! Ein schöner Dingerich is er zu Lebstag net gewest mit seinem Zudelhaar und seinem Reisigsbart; nu hatt' er noch ein übernächtig Gesicht und schwarze Flecken drin, wahrscheinlich hatt' er bei einem Köhler geschlafen, und der Schnaps guckt' ihm aus den Augen 'raus. Also mein Fritzle schiebt die Flint' über der Thür 'raus, wie ich auf ihn zugeh', und fragt, ob ich etwa da 'nein wollt'. Ich sollt' machen, daß ich fortkäm', in seinem Haus hätt' kein Schulz was zu befehlen, ob ich wüßt', was Hausfriedensbruch wär', und ob er mir die Bein' entzwei schießen sollt'? ‚Um tausend Gottes willen,' schreit mein Nachbar Traugott, ‚geh weg, der macht uns alle malörisch!' Ich thu' aber langsam ein paar Schritt auf meinen Dingerich zu und guck ihm derbei steif in die Augen. Das vertrug er net, denn seine Augen fingen an zu zucken. Aha, denk' ich, Fritzle, du thust mir nichts, wer das Schießeisen in der Hand hat und will den Finger krumm machen, der zuckt net mit den Augen, das kennen wir alles. So sprech' ich: ‚Also schießen willst du, Jüngle, und die Thür machst du vor mir zu. Is gut. Guck, wie deine Mutter noch gelebt hat, bin ich gar vielmal durch die Thür da gangen. Kein Mensch hat sie zugemacht. Und da, wo du jetzunder trittst, hat die Haundorte manchmal getreten und hat mir nachgeguckt und geheult. Weißt noch über wen, Fritzle?' Während dem Reden war ich so sachte an ihn gekommen, und nun that ich zwei Griff', einen nach seiner Flint' und einen nach seiner Gurgel. Wie ich ihn fest hab', zerr' ich ihn über die Thür 'rüber. Da hing er nun, wie eine Blutwurscht auf der Stangel, und sagt' nichts, weil er kein bißle Luft kriegen konnt'. ‚Geh her, Nachbar,' sag ich zum Traugott, ‚nehm ihm das Flintle ab und trag's heim, ich brauch' dich nun net mehr, wir zwei machen unsere Sach' schon allein miteinander fertig.' Und wie nun der Traugott fort war, ließ ich mein Bürschle ein bißle locker, daß er Luft kriegt', soviel wie er braucht' und trug ihn 'nein in die Stub'. Und da hab' ich ihm nun das Gewissen locker gemacht und den Charakter zusammengepocht, so nach meiner Art und so, wie's für die Leut' bei uns paßt. Es hat länger gedauert wie ein Viertelstund', und er hat Mord sehr derzu gebrüllt, aber endlich hatt' ich ihn doch so weit. Da hat er Kötzen und Körb' voll geheult und hat mir hoch und heilig versprochen, er wollt' nun folgen und er säh's ein, daß er ein Nichtstauger wär', und er wollt' nun seine Familie gut behandeln und bei der Arbeit bleiben und net mehr Schnaps trinken wie drei Achtele die Woch'. Die Sach' war nun gut, und ich ging heim. Ein Jahr lang hilft's ganz gewiß, denk' ich so in meinen Gedanken, denn im Grund is er ja eigentlich net schlecht, bloß daß er ein Schlumperkittel is, und Respekt hat er zu Lebstag vor mir gehabt, und ich weiß auch, wo ich hin schlag'. Dadrin wirst du mir auch net Unrecht geben, Vetterle; was soll man mit so einem auch anderes anfangen? Läßt man die Sach' hinschlumpern, so verludert er ganz; und läßt man ihn nachher einsperren, wem liegt die Familie auf dem Hals? Der Gemeind'. Und die Gemeind' hat nichts, und wir alle haben auch nichts, wenn wir die Händ' net ordentlich rühr'n.

Also das Ding war gut. Was passiert mir am anderen Morgen? Ich schneidel

mir grad' ein bißle Reisig für meinen Schweinestall, kommt mein Nachbar Traugott und meint: ‚Weißt's schon, der Lenzen-Fritz hat sich ins Bett gelegt und will dich auf Schmerzensgelder verklagen, du hättst ihm das Schlüsselbein entzwei geschlagen. Er hat auch schon die Klag' aufgesetzt.' Na, da denk' ich doch, der Hirt tüt't. So eine Turbation von dem Dingerich! Ich ihm das Schlüsselbein entzwei geschlagen? So eine Lüg'! Ich werd' doch wissen, wo ich hinschlag'! Ich also reis' gleich 'nauf zu mein'm Fritzle, so wie ich war, mit 'n Reisigsast in der Hand. Wie ich hinkomm', liegt er richtig im Bett und auf 'n Tisch liegt ein Bogen Papier, ganz vollgeschrieben, und das Tintenglas steht noch daneben. ‚Hast aber schön geschriftet, Jung', sag' ich, denn alles was recht is, mit der Feder konnt' er gut fort, und er is überhaupt ein geschickter Mensch. So geh ich hin ans Bett und sag': ‚Du, ich hab' gehört, du willst mich wegen Schmerzensgeld verklagen. Geh' her, ich will dir's gleich auszahlen!' Und wies ihm meinen Reisigsast. Herr, da war er aber fix aus 'n Bett haußen und bat mich himmelhoch, ich sollt' ihm nichts thun, es fehlt' ihm garnichts, und er wollt' auch gleich an die Arbeit. Na ja, die Sach' war nun wieder gut, und ich denk', nun hast du Ruh.

Wer kommt an demselben Nachmittag? Mein Förster mit 'n Jägersbursch. Aha, denk' ich, das gibt wieder einmal eine Haussuchung, wenns nur net beim Lenzen-Fritz is. Richtig, mein Förster geht ans Fenster — in die Stub' zu mir ging er net gern — klopft seinen Ulmer Pfeifenkopf aus — Poch, Poch, Poch! — und spricht: ‚Sie müssen mal mit zum Lenz kommen, dieser Tage ist mir ein Rehbock aus dem Helmsthal gestohlen worden. Früher habe ich die Haussuchungen immer allein gethan, aber jetzt wissen ja die Leute, daß der Schulz dabei sein muß nach der gesetzlichen Bestimmung. Wenn ich nur wüßte, wer's den Leuten gesagt hat!' Finzt mit 'n Aug' und guckt mich garstig an. Wirst du von mir am allerletzten erfahren, denk' ich in mein'n Gedanken, zieh' meinen Rock an und mach' mit. Wie wir hinkommen, läßt die Antone ihren Milchtopf aus der Hand fallen, heult und schreit, nu hätt' sie der Mann richtig ins Unglück gebracht, sie hätt's ihm hundertmal gesagt, er sollt' das Laufen lassen, sie brauchten kein Wilpert, und er sollt' lieber sehen, daß sie sich ein Schweinle fett machen könnten. Ich zwinzelt' ihr mit 'n Augen zu, aber sie merkt's net gleich, denn in solchen Sachen hat die zehnte Frau keinen Verstand. Mein Förster lauschte net schlecht. ‚Wie's scheint, sind wir gerade richtig gekommen' spricht er, und es dauerte net lang, da fanden wir im Holzhaus, ganz hinten unter einem Haufen Reisig, einen Rehbockskopf, das Gehörn war schon 'runter. Der Fritz war net da, die Antone hatt' sich nun doch wieder ein bißle erallert*) und meinte, sie wüßt' net, wie der Kopf da 'nunter gekommen wär, wahrscheinlich hätt' ihn der Hund hingeschleppt, ihr Mann ließ' sich auf solche Sachen net ein. Der Förster lacht' bloß. ‚Na, endlich haben wir ihn einmal. Herr Schulz, nehmen Sie sofort das Protokoll auf, wenn er nach Hause kommt, und machen Sie die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.' Stopft sich seine Pfeif', brennt an, und da geht er hin mit sein'n Ulmerkopf.

Auf 'n Abend kommt die Antone gelaufen und is käseweiß im Gesicht und jammert, ich sollt' nur gleich 'nauf, der Fritz wollt' sich aufhängen, sie hätt' ihm schon den Strick weggethan, in die Büttelei wollt' er net gehn, und er hätt's überhaupt satt auf der Welt, auf ihn hackte alles 'nein. So sprech ich: ‚Das is ein gutes Zeichen, paß auf, er wird noch ein ganz ordentlicher Mensch. Läuft er 'rum oder sitzt er ruhig?' Er säß' hinten im Holzhaus auf 'n Hackklotz und hätt' seiner ledernen Gürtel in der Hand. ‚Is auch gut,' sag' ich, ‚wenn der Mensch ernstlich aus der Welt will, leid'ts ihn an keinen Ort, da setzt er sich auf kein'n Hackklotz. Das kennen wir alles. Geh du nur eine Weile zu und sag' ihm, er soll in die Stub' 'nein, ich komm' gleich, ich muß nur noch meine Schreiberei zusammensuchen für das Prottegoll.'

Wie ich 'nein komm', sitzt mein Fritzle auf der Ofenbank. Er sah aus wie ein zerkochter Stärkemehlkloß in ein leinen Läpple gewickelt. ‚Na, da bist du ja,' sag' ich, ‚seit zwei Tagen hab' ich wegen deiner nichts wie Gäng' und Weg' und Molesten.

*) Erholt.



Die Waisen.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Laß doch die Lauferei, wenn du zu dumm derzu bist, freß Schnippelsupp, da brauchst du kein Wilpert, verdien' lieber was und kauf dir ein Kühle. He, was soll ich nun mit dir mach'? Such' dir einen anderen, der dich aus der Schlamasse 'rauszerrt!' Und wie ich so mein Prottegoll zurecht mach', meint er: ‚Das is mein letztes. Lebendig kriegt mich keiner aus 'n Haus; in die Büttelei geh' ich net, und ich seh's ein, ich taug' doch zu nichts auf der Welt. Schreibt's nur gleich auf, Vetter, ich bekenn' alles, ich hab' den Rehbock hinten im Helmsthal' — ‚Jetzt hältst du einmal dein Maul,' sag' ich, ‚ich hab' den Datum noch net fertig. Du wärst mir grad' der Richtige, mit 'n Flintle 'naus in 'n Wald zu gehn. Mit 'n Gesetzbuch weißt du Bescheid, aber bloß wegen Hausfriedensbruch und Schmerzensgeldern, du Stoffelmeerrettich. — Masserbach, den achtzehnten September 1846. Erschienen Georg Friedrich Lenz, Schreiner, von Person bekannt, derselbige sagt aus — also wenn ich dich vorthin richtig verstanden hab', hast du den Rehbock hinten im Helmsthal gefunden? War wohl krepiert? Kommt ja öfter vor, allerdings weniger in der etzigen Jahreszeit.' Herr, da lauscht aber mein Fritzle, kriegt wieder Farb' im Gesicht, springt auf und thut einen Schnapper grad' wie am Tag zuvor, wo ich ihn über die Thür gezerrt hab'. ‚Vetter, Ihr habt recht,' meint er, ‚so können wir die Sach' einrichten!' Und da haben wir nun das Prottegoll miteinander fertig gemacht, der Rehbock wär' krepiert gewesen, ohne äußere Verletzungen oder Schußwunden, äzätterah pp, der Lenz hätt' den Kopf abgeschnitten wegen dem Gehörn, und das Fleisch hätt' er seinen Hund füttern wollen, und den Korps von dem Bock hätt' er liegen lassen, er wüßt' net, wo der hingekommen wär'. Nach vierzehn Tagen kam der Bescheid von der Staatsanwaltschaft: Fallwild wär' frei, und es müßt' von der Erhebung der Anklage Abstand genommen werden, äzätterah pp. Ruf ich meinen Förster an, wie er mit seiner Pfeif' bei mir vorbeigeht und weis' ihm den Brief. Herr, dem verging aber das Pappen!*) Klopft sich seine Pfeif' aus — Poch, Poch, Poch! — brummelt was vor sich hin, und fort war er mit sein'm Ulmerkopf."

Der alte Engelhardt schwieg eine ganze Weile und machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen. Dann fuhr er nachdenklich fort:

„Du wirst mir am End' auch in der Sach' net' Unrecht geben, Vetter. Guck, es is noch keiner im Dorf zu was kommen, der viel mit der Flint' in den Wald gangen is, und ich hab' auch immer gesagt, bleibt lieber daheim und schafft euch was, daß ihr ein Schweinle fett machen könnt oder meinetwegen auch ein Stück Rindfleisch einpökeln; und mancher verwogene Dingerich hat auf mich gehört, und vielleicht wär' ohne mich mehr passiert. Das Gesetz will's net — das heißt Anno 48, da durften wir ja eine Zeitlang, da bin ich natürlich auch mitgangen, ich hab' aber net viel kriegt, bloß zwei Hirsch', einen ungeraden Zwölfer und einen Spießer und ein paar Rehböcke. Nachher durften wir wieder net mehr. Ja, und wenn wir die Sach' von der Seit' betrachten: Wer hat denn in jener Zeit das Wilpert ernährt? Ich vergeß net, wie ich einmal auf meine Wies' hinten im Tannengrund gangen bin. So tret' ich da unter einer Ficht' und brenn' mir meine Pfeif' an, und wie ich so 'nunter guck', seh ich dreizehn Hirsch, keinen mehr und keinen weniger, auf meiner Wies'. Das thut einem doch Schaden, is net wahr? Und nachher heißt's, weist den Schaden nach. Ja, da geht nur hin und weist ihn nach. — Ja so, daß ich meine Red' net vergeß. Also ich geh' mit mein'n Brief vom Staatsanwalt 'nauf zum Lenzen-Fritz und setz' ihm die Sach' auseinander. Legt er die Säg' hin, schluckt ein paarmal, dreht die Augen hin und her und sagt nichts. Endlich meint er: ‚Vetter, das vergeß ich Euch net, solang' mir ein Aug' im Kopf steht!' — ‚Is gut,' sag' ich, ‚nu laß dir's aber zur Lehr dien' und folg, du weißt's nun, daß ich's gut mit dir mein'. Denk' an deine Mutter, wie sie sich's hat sauer werden lassen als Witfrau und hatte net einmal eine Kuh und hat doch von der Gemeind' nichts genommen und hat euch allein aufgezogen. Ja, ja, Alter, das Leben bei uns is eine harte Sach'. Es stolpert mancher an einen harten Stein und find't keinen, der ihm mit der Faust einen Stuffer in den Buckel gibt, daß er d'rüberweg tollert.'

*) Rauchen.

Na, alles, was recht is, der Lenzen-Fritz hat mir's net vergessen. Ich könnt' heut' noch von ihm verlang', was ich wollt', er thät's. Vor sechs Jahren brannt's doch in meiner Schneidemühl', du wirst ja dervon gehört haben; das Feuer war in den Sägespänen auskommen in der mittern Nacht. Es is noch gnädig abgangen, aber wenn der Lenzen-Fritz net gewesen wär, wär' das ganze Reff in die Höh' gangen. Er hat für sechs gearbeit't, die anderen liefen 'rum und schrieen und hatten den Kopf verloren, wie das so bei uns is, wenn's brennt, und ich konnt' nichts machen, weil mir ein Balken auf die Achsel gefallen war. Es is uns allen beiden heiß an die Jacken gangen, und ich mußt' den rechten Arm drei Wochen in der Binde tragen. Und weil ich doch in jener Zeit nichts thun konnt', so bin ich manchmal 'nauf zu ihm gemacht, und wir haben miteinander diskuriert, und er hat derzu immer fleißig an seiner Höfelbank geschreineriert. Wie ich zum erstenmal hinkomm', bedank' ich mich natürlich bei ihm, und er fängt wieder an zu schlucken, und das Wasser kommt ihm in die Augen, denn er heult gern ein bißle, der taube Fiefel. So sprech' ich: ‚Na so heul' nur net gleich, der Arm wird schon wieder gut, der Balbierer hat mir's heut' erst gesagt, und wenn er auch steif bleibt und du fängst wieder an zu ludern, kriegst du mit der linken Hand ein paar Horbel.' He, und da lacht der Dingerich nach derzu.

Ja, zwölf Jahr is her seit der Protegollsgeschicht', und er hat sich gut gehalten. Bloß einmal haben sie ihn eingesperrt, den Schafkopf, wieder wegen einem Rehbock, das heißt, den hatte er aber von seinem Fenster aus geschossen. Ich war zu der Zeit net mehr Schulz, es hätt' aber auch das schönste Prottegoll nichts geholfen, denn der Bock war noch ganz, wie sie ihn gefunden haben, und hatte die Kugel mittel auf 'n Blatt. Sonst aber, wie gesagt, is der Lenzen-Fritz ein sehr ordentlicher Mensch geblieben."

So erzählte der alte Schulz Engelhardt, klopfte seine Pfeife aus und stand auf, denn er wollte noch etwas an dem Werk in seiner Schneidemühle reparieren; und auch für mich war es Zeit, aufzubrechen, denn ich hatte noch einen ziemlich weiten Weg vor mir.





Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Es scheint mir nur noch eine Frage der Zeit zu sein, daß der „männliche" Roman ganz ausstirbt, der Erzähler — gleich dem Vogel Moa auf Neuseeland — in die Reihe der Vergangenheitswesen tritt und die Erzählerin das Feld allein behauptet. Heute ist freilich der männliche Roman in seinen besseren Erscheinungen dem weiblichen geistig und ästhetisch noch um einige Längen voraus. Aber auf der schöneren Geschlechtsseite mehren sich die bedeutenden Talente mit jedem Litteraturjahr. Und da schließlich Übung den Meister macht, so hat die männliche Seite gerechten Anlaß, den Umfang, in welchem die heutige Damenwelt das Romanschreiben übt, pflegt und kultiviert, mit einem gelinden Schauer zu empfinden. Wie es kommt, daß gerade die litterarische Gattung des Romans zu einer besonderen Domäne der schriftstellernden Frau geworden ist, das ist eine Frage, die wohl mehr ins Gebiet der allgemeinen Psychologie oder auch der sozialen Frauenfrage schlägt, als ins Gebiet der Aesthetik.

Vor Jahresfrist, in einer Sommerfrische Tirols, hatte ich eines Nachmittags das Glück, in einer Gesellschaft, die ihren Kaffee unter den weitschattenden Kastanien des gastlichen „Elefanten" einnahm, der einzige — Herr zu sein. Ein Glück übrigens, das ich in besonderem Grade zu schätzen weiß und mir zu verdienen suche. Daß das braune Getränk, dessen Duft keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Würzeland Arabien andeutete, nicht unter feierlichem Schweigen geschlürft wurde, ist selbstverständlich. War ich doch der einzige von Adams Geschlecht, — einem Geschlecht, dessen Zunge nur durch stärkere Getränke als angebräuntes Wasser, beredt wird. Von Anfang an drehte sich das Gespräch vorwiegend um die Genüsse, welche der Aufenthalt in dem Tiroler Nestchen darbot. Obwohl die Damen der kleinen Gesellschaft das abgelegene Gebirgsthal in ihrer Mehrzahl gerade deshalb aufgesucht hatten, weil dort nach Meyer sowohl als nach Bädeker auf ungestörte Ruhe und friedvolle Einsamkeit zu rechnen war, — so klagten doch alle, daß der Lobhymnus der verehrten Reiseführer ein — allzu berechtigter sei. Mit ziemlicher Einmütigkeit wurde festgestellt, daß ein Übermaß von Ruhe, ein Übermaß im Genußmangel erst recht geeignet sei, den modernen Menschen nervös zu machen, — wenn er eben an Unruhe gewöhnt sei. Und auf Verlangen mußte auch ich zugeben, daß die Dreizahl der Genüsse, die uns zu Gebote stand, Spazierengehen, Table d'hôte, Romanlesen, auf die Dauer mehr ein- als dreiförmig wirke. Zum Dank für dieses Zugeständnis verweilten die Damen — mit Rücksicht auf meine „kritischen Fähigkeiten", die man so wohlwollend war, nicht anzuzweifeln — in ihren Betrachtungen längere Zeit bei dem dritten der Genüsse, dem Romanlesen. Und da stellte es sich heraus, daß die sämtlichen Romane, mit denen sich die Damen für den Kuraufenthalt versehen hatten, von zwei winzigen Ausnahmen abgesehen, weiblichen Ursprungs waren. Beabsichtigt war diese einseitige Auswahl nicht. Wurde doch die Thatsache selbst erst mit meiner Hilfe festgelegt, als ich die

Aufklärung gab, daß ein unausgeschriebener Vorname auf dem Buchumschlag, ein einfaches A oder B oder C, fast immer eine Anna, Bertha, Clara, fast niemals einen August, Benno, Carl bedeute. Zum Glück wird diese Ursprungsverschleierung heute immer seltener, seitdem die Damen keinen Anlaß mehr haben, ihr litterarisch siegreiches Geschlecht zu verleugnen. Als die Thatsache, die überaus starke Anteilnahme der Weiblichkeit an der Romanschriftstellerei, für richtig befunden war, erhob sich natürlich auch in diesem Kreise die Frage nach dem Warum und Wieso? Jede der Damen fand nach einigem Besinnen eine eigne Antwort auf die Frage. Die einfachste Erklärung lautete, daß die Frau, die ja auch die eifrigste Romanleserin sei, vor dem Manne die Naturanlage zum Erzählen, zum „Romanerdichten“ voraus habe. Diese Anlage zeige sie schon als Kind, im Spiel mit ihren Puppen; das Verhältnis zwischen der Puppenmama und ihren Zöglingen, sowie der Püppchen untereinander werde stets zu einem Phantasieroman ausgearbeitet. Als junge Mutter sei die Frau fast durchweg die Märchenerzählerin für ihre Kinder, und ihr Hang wie ihr Talent, einen Gegenstand mit sprachlichen Mitteln breit auszuspinnen, werde durch jedes Kaffeekränzchen bezeugt. An das Kränzchen knüpfte auch die zweite Erklärung an, die der Frau ein besonderes Interesse für die Verwickelungen des Alltagslebens, für die Beziehungen der Geschlechter und dergleichen mehr zusprach; von solchen Beziehungen und Verwickelungen aber nähre sich der Durchschnittsroman. Das größere Interesse habe notwendigerweise eine stärkere, auch litterarische Beschäftigung mit solchen Lebenswerten zur Folge. Die Neigungen des Mannes dagegen richteten sich mehr auf das Ideale und Abstrakte Im Gegensatz hierzu behauptete die dritte Erklärerin, die Frau sei die eigentliche Trägerin aller Romantik, und der Roman müsse romantisch sein, oder er sei ein Unding. Nüchterner urteilte die Erklärerin Nr. 4. Sie meinte, daß unter den heutigen sozialen Verhältnissen die Frau einfach mehr Zeit und Muße habe, Geschichten bändeweis auszuspinnen, als der Mann, der in der Litteratur denn auch mehr, als die Frau, die „konzentrierten“ Dichtungsgattungen, das Drama und das Versepos, pflege. Ganz ins Prosaische verfiel Nr. 5., obwohl oder auch vielleicht weil sie selbst der Schriftstellerei ergeben war. Sie bemerkte, daß der Massenbedarf an Romanen, wie ihn die heutigen Zeitungen beanspruchen, eine billige, rasch herzustellende Ramschlitteraturware erfordere, und sowohl in den Geld- wie in den Geistesansprüchen sei die Frau bescheidener, als der Mann. Wiederum in Gegensatz hierzu stellte sich die sechste Erklärung, die radikalste, die freilich an die Nummern 1—3 anklang. Ihr zufolge war die Frau nicht nur auf dem Felde des Romans, sondern auf allen Gebieten der Poesie berufen, den Mann zu verdrängen. Des Mannes Domäne seien Wissenschaft und Politik, denn sein Hauptwerkzeug sei die Gründlichkeit; die Frau ziehe das Phantasieleben, das leichte Spiel der Vorstellungen und Gedanken, vor. Ihr gehöre daher naturgemäß die Kunst. Übrigens sei sie schon heute, sie allein es, die noch poetische Werke lese; der Mann beschäftige sich nur noch mit Sozialismus und Sport. Die beiden letzten Erklärungen 5 wie 6 erregten um so stürmischeren Widerspruch, als sie in sehr energischem Tone abgegeben wurden. Aber auch von den übrigen Aussprüchen erfreute sich keiner des allgemeinen Beifalls; lebhafteres Kopfnicken erregte nur Nr. 1. Für meine Person mußte ich bekennen, daß ich gleichfalls eine überzeugende Erklärung nicht zu geben vermöge; ein Körnchen Wahrheit berge sich wohl in jedem der Urteile, die ich gehört. Mithin bildeten die sechs zusammen schon ein ziemliches Korn Wahrheit.

Und Besseres zu der Frage wüßte ich auch heute noch nicht zu sagen. Inzwischen aber habe ich mich überzeugt, daß das Übergewicht der Frau im „Romanfach“ zahlenmäßig unbestreitbar ist. Sie herrscht im Roman, wie am Telephon. Nur die leitenden Stellen muß sie vorläufig noch dem Manne überlassen. Auch von den Erzählungen, die bis zu diesem Tag das Heilsjahr 96 auf den Büchermarkt „geworfen“, hat, wenn ich recht sehe, der „Engel auf Erden“ den größten Teil zu verantworten. Und daher nimmt es mich kein Wunder, daß die drei Romane, die mir in den letzten Tagen zu wohlwollender Betrachtung zugegangen sind, sämtlich der weiblichen Linie angehören. Alle drei bestätigen mir übrigens die Wahrnehmung, daß es kaum noch angeht, den Roman unserer Zeit als ein vorwiegend ästhetisches Erzeugnis, als ein reines Kunstgebilde anzusehen. Soziale, religiöse und moralische Tendenzen spielen derart in den Roman hinein, daß die Ethik mindestens denselben Anspruch hat, ihn zu den Ihrigen zu rechnen, wie die Ästhetik. Es wird mir daher immer fraglicher, ob die Kritik ein Recht besitzt, einen Roman, der künstlerisch schwach, ethisch aber vortrefflich ist, von vornherein mit einer schlechten Zensur heimzuschicken. Mehr als einmal ist es mir begegnet, daß eine ästhetisch ganz unzureichende Erzählung durch ihre Betrachtungen eine sehr starke, sittlich läuternde Wirkung hervorgerufen hat. Es ist aber doch eigentlich selbstverständlich, daß wir ein Buch von solcher Wirkung nicht einfach, — wie das in unseren Blättern tagtäglich geschieht, — von Kunst wegen zum Tode verurteilen dürfen. Wir müssen uns mehr und mehr daran gewöhnen, in dem Roman ein sehr kräftiges Erziehungsmittel für den Erwachsenen — vor allem zur Selbstprüfung — anzusehen, ein Erziehungsmittel, das freilich nicht immer zum Guten angewandt wird, nicht immer zur Propaganda für das Lebenswerte und Erstrebenswerte. Nur um so größere Rücksichtnahme aber verdient die pädagogische Seite des Romanes.

Von den drei Werken, die ich hier anzeigen will, ist in beiderlei Hinsicht, in ästhetischer wie in ethischer, der Roman „Kunst und Gunst“ von Gertrud Franke-Schievelbein (Berlin, Fontane & Co.) das wertvollste und gediegenste. Die Verfasserin gehört zu denen, die keinerlei freundlicher Nachsicht, um des Geschlechts willen, bedürfen. Es ist eine Künstlergeschichte, die sie erzählt, aber doch kein Berufs- und Atelierroman; der Held ist nirgends nur Künstler, er bleibt stets vorwiegend Mensch. Peter Castelli nennt

sich dieser Held, und wie der Name halb deutsch, halb italienisch klingt, so ist auch das Blut Mischblut und das Wesen des Helden aus dem Temperament des Südens und dem Gemüt des Nordens zusammengesetzt. Der Vater, ein italienischer Steinmetz, stirbt ein paar Tage vor Peters Geburt, und er hinterläßt dem neuen Weltbürger nichts als den Naturdrang, in Stein zu bilden. In einem Dorfe, in den dürftigsten Verhältnissen, wächst Peter auf, schon als Kind voll Eigenart, eine Persönlichkeit für sich. Gerade deshalb aber hat er schwer unter Spott und Schimpf zu leiden. Er findet jedoch auch liebevolle Beschützer, in Martha, dem fröhlichen, immer zu Neckereien und lustigen Streichen bereiten Töchterlein des Pfarrers, und später in dem Sonderling Dr. Knorr, der aber trotz seiner Seltsamkeiten das Herz auf dem rechten Fleck hat. Dieser Doktor sorgt dafür, daß Peter, als er in Gefahr steht, gegen alle Neigung sein bildnerisches Talent, statt dem Stein, dem Mehl, der Bäckerei widmen zu müssen, in die Stadt auf die Kunstschule kommt. Dort entfaltet sich die Begabung Peters bald zur vollen Blüte, besonders, seitdem er in ein inniges und vertrautes Verhältnis zu Normann, dem gefeierten Meister der Bildnerei, getreten ist. Diese Freundschaft ebnet ihm alle Pfade zu künstlerischem Ruhm wie zu gesellschaftlichen Ehren, aber unmittelbar auch zum Unheil, in den Sumpf. Normanns Tochter, die ebenso bestrickende wie leichtfertige Susanne, wird Peters Frau. Und er ist in ihren Händen wie Wachs; sie zieht ihn unwiderstehlich in ihre Niedrigkeit hinab; er verkommt als Künstler wie als Mensch, obwohl er äußerlich die glänzendste Laufbahn zu machen scheint. Je hohler seine Kunst wird, desto größer wird die Anerkennung der „Welt," und wie ein eitler Parvenu sonnt sich der einstige Dorfjunge in der Gunst der höfischen Kreise und des Fürsten selbst. Von dieser Seite kommt aber auch der Schlag, der ihn vernichtet. Er erfährt, daß sein Weib ihm untreu ist, und die Verworfene gesteht ihm ohne Scheu ihre Verirrung ein und verhöhnt den Empörten. Da erkennt der Unglückliche, was aus ihm geworden ist, aber auch seine Kraft ist gebrochen. Lange lebt er wie ein Einsiedler ein zweck- und thatenloses Leben. Da endlich treibt ihn die Sehnsucht in das heimatliche Dorf zurück. Und hier findet er in den Freunden seiner Kindheit die Retter seiner Mannheit. Im Umgang mit Dr. Knorr wird der künstlerische Schaffensdrang neu in ihm lebendig, und von neuem wendet sich dieser Drang den höchsten Zielen der Kunst zu. Martha aber, das Pfarrerstöchterlein, wird Peters Frau, und in ihrer Liebe wird er geistig und körperlich der gesunde Mensch von ehedem... Wie dergleichen Wandlungsgeschichten nur zu oft, leidet auch dieser Roman an dem Mangel, daß die Verschuldung in kräftigeren Linien, weit glaublicher gezeichnet ist, als die Umkehr und Läuterung. Da, wo die Verfasserin lediglich Wirklichkeitsschilderung gibt, — leider streift sie hier und da an den litterarischen Klatsch, — ist ihre Erzählung von lebendigster Wirkung; Sprache und Stil stehen durchaus auf künstlerischer Höhe. Im Psychologischen aber erreicht sie die Tiefen nicht, deren die Charakteristik fähig wäre; es liegt das wohl daran, daß die Erzählerin einen Mann zum Helden gewählt hat. Immerhin bietet aber auch die Zeichnung der Gestalten, besonders der Personen, die in zweiter Linie stehen: des Dr. Knorr, der Martha, der Susanne, so viel packende und lebenstreue Züge, daß man von dem Buche nur ungern und innerlich ergriffen scheidet.

Um ihrer Tendenz willen erwähne ich an zweiter Stelle die Erzählung „Moderne Wohlthätigkeit" von Amalie Prinzessin zu Schleswig-Holstein (Dresden, H. Minden). Ich bin in Etikettefragen nicht genug bewandert, um zu wissen, wie eng oder wie weit die Grenzen sind, welche die Allgemeinheit der Kritik fürstlicher Personen gezogen hat. Aber mein Empfinden sagt mir, daß jeder, der mit seinem Thun und Schaffen in die Öffentlichkeit hinaustritt, das Urteil der anderen nicht nur auf sich nehmen muß, sondern daß er es geradezu wünscht und verlangt. Prinzessin Amalie hat die Kritik der Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Stilistisch ist ihre Erzählung nicht ganz gleichmäßig. Während die Scenen aus dem Leben, so z. B. der Wohlthätigkeitsbazar, mit anziehender Frische und nicht ohne ergötzlichen Humor geschildert sind, entbehrt der Dialog vielfach der realistischen Beweglichkeit und Wirklichkeitsfärbung. Stilwidrig ist die wörtliche Anführung eines Testamentes, das im vorigen Jahrhundert abgefaßt sein soll, aber lauter neuzeitliche Sprachwendungen bringt. Entweder mußte nur der Inhalt des Dokuments wiedergegeben werden, oder aber das Schriftstück durch die Formeln und die Ausdrucksweise des vorigen Jahrhunderts das „Gepräge der Echtheit" erhalten. Die Gestalten der Erzählung sind, soweit sie eine wesentliche Rolle spielen, scharf und deutlich gezeichnet. In der Führung der Handlung, die eine vielverschlungene ist, zeigt die Verfasserin ein nicht geringes technisches Geschick. Etwas unerquicklich wirkt die Erbschaftsgeschichte, die denn doch einen allzu romantischen Beigeschmack hat. Freilich weiß die Verfasserin diesen Eindruck durch launige Wendungen zu mildern. Das Leben der Hofgesellschaft und des Mittelstandes scheint die Prinzessin mit offenen Augen anzuschauen; über Menschen und Zustände urteilt sie durchaus vorurteilslos und in bestem Sinne des Wortes freisinnig. Von dem Inhalt der Erzählung will ich nur das Wesentliche, den Kern hervorheben. Die Gräfin Bochau ist achtunddreißig Jahre alt geworden, trotz ihrer Schönheit und ihres Reichtums aber dem Standesamte ferngeblieben. Eine Leidenschaft, die sie früh hat zu Grabe tragen müssen, ohne jedoch die Erinnerung abschütteln zu können, hat sie allen Werbungen unzugänglich gemacht. Immer stärker aber wird in ihr der Drang, in irgend einer Weise das auszuüben, was ihr versagt ist, als Gattin und Mutter zu thun, nämlich anderen Liebe zu erweisen und hilfreich beizustehen. Als sie mit achtunddreißig Jahren in den Hofdienst tritt, versucht sie zunächst jenem Drange in den Formen gerecht zu werden, in denen die Gesellschaft ihre Wohlthätigkeit ausübt. Sie nimmt teil an dem Vereinswesen, das zu Gunsten der Heidenkinder in Afrika und zum Wohle der Christenleute in der Heimat, soweit diese Leute es verstehen, „Protektion" zu

suchen und zu finden, in reger Thätigkeit blüht. Nur zu bald aber erkennt die Gräfin, daß in diesen Vereinen, wenigstens in der Mehrzahl, die Hilfe weder in der rechten Liebesgesinnung dargeboten wird, noch auch den rechten Leuten zu gute kommt. Sie sieht ein, daß mehr als ein Verein — die einzelne in sich gefestigte und ihres Zieles bewußte, christliche Persönlichkeit zu leisten vermag. Und nach dieser Einsicht handelt sie fortan. Sie errichtet mehrere Stiftungen für Bedürftige und Unglückliche und widmet denselben ihre gesamten Mittel und ihre ganze Seele. „Rastlos bemüht, ihren Nebenmenschen all ihre Kräfte und ihr Herz zu weihen, fand sie ein spätes, aber sicheres Glück."

Nicht um zu empfehlen, sondern um zu warnen, weise ich auf den Roman „Im Gnadenwald" von Marie Conrad-Ramlo (Dresden, Karl Reißner) hin. Der Gnadenwald ist ein Stück Tiroler Erde; dort liegt das Heim, in dem die tugendliche Maid Genovefa durch eine Mustergruppe moderner Menschen von der Frömmigkeit weg zur Weltlichkeit hin erzogen wird. Die Verfasserin ist oder will modern sein vom Scheitel bis zur Zehe, modern in Gesinnung, Charakteristik, Sprache und Stil. Ihr Roman liest sich aber zum großen Teil wie eine Satire auf die Lächerlichkeiten der Modernen; daß die Satire unbewußt ist, macht sie nur um so lustiger. In sprachlicher Hinsicht ließe sich aus dem Roman eine Beispielsammlung zurechtschneiden, die alle stilistischen Sünden eines falsch gerichteten, überhitzten Realismus in sich vereinigen würde. Vielleicht will die Verfasserin mit diesem hopsenden, kurzatmigen Sprachstil die Nervosität unserer Modernen versinnbildlichen; aber da mußte sie ihn doch allein zur Charakteristik verwenden, im Dialog, und nicht da, wo sie selbst als Berichterstatterin erscheint. Nur an einzelnen Stellen offenbart sich das poetische Talent, das in früheren Erzählungen der Verfasserin gewinnend zu Tage trat.

So krankhaft im innersten Kern der Roman der Konrad-Ramlo erscheint, so gesundheitsstrotzend, so lebensstark nehmen sich die „Erinnerungen eines indischen Offiziers" von W. Jaeger (Kiel, H. Eckardt) aus, trotzdem sie nicht arm an mancherlei Tragik sind. Eine Biographie oder ein Memoirenwerk bilden diese „Erinnerungen" nicht. Der Verfasser war Jahre hindurch Kapitän in niederländischen Diensten; er hat den besten Teil seines Lebens auf den Fluten und an den Gestaden des Indischen Oceans zugebracht und die gewaltige Natur der Tropen in all' ihren Geheimnissen belauscht und all' die Gefahren durchgemacht, die von dieser Natur und von den Menschen, die sie beherbergt, drohen. Sein Buch bringt eine bunte Reihe von Scenen aus diesem Natur- und Menschenleben; bald atmen wir herbe Seeluft, bald den erstickenden Brodem des Mangrovewaldes, bald umfängt uns ein liebliches Idyll, bald erschauern wir vor einem Bilde aus den nie ruhenden, grausamen Kämpfen zwischen Europäern und Malaien. Daß die Naturschilderung in diesen Skizzen die Darstellung menschlicher Sitten und Erlebnisse überwuchert, das gibt dem Buche ein besonderes Gepräge der Echtheit. So überwuchert ja auch in den Tropen der Wald die Ansiedelung; der Mensch erscheint nur als eine dürftige Staffage auf dem ungeheuren Gemälde der Natur. Die ergreifendste Schilderung findet sich in der zweiten Erzählung des Buches, die sich auf der Insel Sibesie, der schönsten des Sundaarchipels, abspielt. Hier in einem prachtvollen Landhause verbringt der greise van Neuesse, einer der indischen Großgrundbesitzer aus der Sklavenzeit, den Rest seiner Lebenstage. Das Leben des halbblinden Edelmannes hat nur noch einen Schmuck und ein Interesse: das Zusammensein mit der kleinen Enkelin Renesse's, Sidonie. Dieses Kind steht auch dem Verfasser, W. Jaeger, sehr nahe, — es ist sein Töchterchen. Und reizvoll schildert er den Verkehr der drei verwandten Personen, ihre harmlosen Freuden. Aber das anmutige Idyll geht in Tragik aus. Nach einer längeren Abwesenheit von der Insel beabsichtigt Jaeger, dorthin zurückzukehren. „Die Südküste Sumatras entlang, doch in voller See, gleiten wir mit ununterbrochener Geschwindigkeit durch die regungslosen Fluten. Wir sind inmitten der spiegelnden Ebene, die uns von unten die ganze große flimmernde Sonnenblendung zurückwirft, die von oben hineinfällt. Tiefe Ruhe herrscht an Bord, kein Laut, keine Bewegung macht sich unter den großen Sonnenzelten bemerkbar, nur das ewig gleichmäßige im Takte Dröhnen der Maschine und der Schiffsschraube unterbrechen das Schweigen. Es ist drückend heiß; die unendliche Lichtfülle strahlt mit erstaunlicher Pracht durch den ungeheuren Raum und wirft eine Zitterung über die tapisblauen Fernen des schlafenden Oceans. Gegen Mittag taucht der Eingang zur Sundastraße aus dem Meere auf, zwei verschwommene Pünktchen: die Südspitzen von Java und Sumatra. Just zur berechneten Stunde erscheinen sie, noch in fernen Nebeln verloren, da wo sie erscheinen müssen an diesem Horizont, der während der letzten Tage nur die leere Unendlichkeit war. Doch scheinen Kommandant und Wachoffizier auf der Kommandobrücke sich nicht satt sehen zu können an diesen so bekannten Küsten, nicht zufrieden zu sein mit der sich so richtig erweisenden Kursberechnung, denn die Fernrohre kommen nicht mehr von den Augen fort. Da wird sogar noch die Karte geholt! — Ich will hinauf, um mich zu erkundigen, als meine Neugierde durch eine Gruppe über die Backbordreeling hinausspähender Matrosen abgeleitet wird. Sie scheinen etwas Fremdartiges zu sehen, was da draußen treiben muß. Es kommt näher heran, man kann es schon deutlich erkennen, es scheinen Menschen zu sein, — Schiffbrüchige? Ein stiller Schauer überläuft mich, als das Glas mir deutlich zwei halbnackte Leichen zeigt, einen Mann und eine Frau sich fest umschlungen haltend, mit dem Ausdruck unsäglicher Todesangst auf den verzerrten Zügen. Aber noch grauenhafter ist die Entdeckung einer Menge größerer und kleinerer, in der Ferne schwimmender dunkler Punkte, die beim Herannahen der eine nach dem anderen sich mit erschreckender Deutlichkeit zu Menschen- oder Tierleichen gestalten. Die aus den Hinüberschauenden laut werdenden Äußerungen schwellen zu einem allgemeinen Schrei des Entsetzens an,

als ein vorbeitreibender größerer Gegenstand allmählich als ein ganzer Menschenhaufen erkannt wird, als eine Masse von im letzten Todeskampfe aneinander geklammerten Männern, Frauen und Kindern, ein Knäuel von Leichen, ein Schreckensbild der Sintflut ... Tausend Schreckensbilder drängten sich blitzschnell durch meine Seele, aber mit aller Kraft suchte ich sie zu verscheuchen, suchte ich die sich mir immer deutlicher aufdrängende Überzeugung fernzuhalten, daß ein großes Unheil über meine Lieben hereingebrochen sein müsse. Ich wagte jedoch nicht darüber nachzudenken, was es sein könne, und starrte wie geistesabwesend in die Fluten. Ich sah nicht, wie große Bimssteinmassen auf die Leichenhaufen gefolgt waren, sah nicht, daß diese Massen immer häufiger eintraten, sich immer mehr ausdehnten, bis ganze Felder daraus wurden, die uns von allen Seiten einschlossen. Die Maschine arbeitete immer langsamer und stand dann auf einmal still. Ein Lotse, der nach langem Warten von der Küste herüberkam, berichtete, daß die Insel Krakatau sich plötzlich in einen Vulkan umgewandelt, und eine zweihundert Fuß hohe Flutwelle 35 000 Menschenleben vernichtet habe. Als der Kommandant auf seine Frage, ob zur Zeit des Ausbruchs auch Besuch auf der Insel Sibesie gewesen, die Antwort erhielt, daß die Besatzung von S. M. Kreuzer „Seemöve" dort umgekommen wäre, und daß man später das Schiff selbst mitten durchgebrochen in einer hundertfünfzig Fuß hohen Schlucht des Sumatragebirges gefunden hätte, da blickte ich den Frager halbverwirrt an und — lächelte, als ob uns etwas Spaßhaftes mitgeteilt worden wäre. Der Schlag, der mich traf, der mir alles raubte, was ich mein nannte auf dieser Welt, raubte auf eine Art, wie selbst die wahnsinnigste Phantasie es sich nicht schrecklicher, monströser und unnatürlicher ausmalen konnte, war so unerwartet, so unvorhergesehen, so zerschmetternd, daß er den Schmerz nicht gleich aufkommen ließ, er betäubte und verwirrte nur. Fast teilnamslos irrten meine Augen über die schauerlichen Einsamkeiten der von Feuer und Wasser verheerten Inselwelt, denn das Zusammenbringen dieser Asche- und Steinwüste mit dem paradiesischen Bilde meiner Erinnerung war ja einfach unmöglich. Die ganze Sundastraße war verschwunden, war, so weit das Auge reicht, von Bimssteinmassen besät, war ein festes Land geworden, denn die Auswurfstoffe deckten nicht allein die Oberfläche, sondern füllten stellenweise das Meer bis auf den Boden aus."

Die Prosaerzählung ist der bevorzugte und verzogene Liebling der Leserwelt; für einen großen Teil dieser Welt bildet sie die Litteratur überhaupt. Und sie wird nie aus dieser Vorzugsstellung verdrängt werden. Aber es mehren sich die Anzeichen, daß die Abneigung, Verse zu lesen, die eine Zeitlang fast epidemisch grassierte, im Schwinden begriffen ist. Einen untrüglichen Beweis hierfür sehe ich darin, daß die Zeitungen, selbst die politischen, weit häufiger als sonst, die Lyrik zur Ausschmückung ihres Unterhaltungsteiles heranziehen. Das heißt Aschenbrödel aus der Küche in den Gesellschaftssaal zurückführen. Täusche ich mich in dieser Annahme nicht, so kommt gerade jetzt ein Buch, das Werk Alfred Biefes „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker" (Berlin, W. Hertz), zur rechten Stunde. Dieses Buch, das nicht dem Künstler und Kunstgelehrten dienen soll, sondern dem deutschen Hause und der deutschen Familie, bildet eine Einführung in den Geist und das Wesen lyrischer Dichtung, wie sie reizvoller und anregender kaum zu denken ist. Im ersten Kapitel erörtert der Verfasser die Grundfragen: Wie soll ein lyrisches Gedicht genossen werden? Was ist und wie entsteht ein lyrisches Gedicht? Die Antwort auf die erste dieser Fragen wird schwerlich irgendwo Widerspruch erwecken. Man muß — sagt Biefe — das Gedicht mit innerer Sammlung anklingen lassen an die Saiten des Innern, auf daß diese mitklingen und nachzittern. Ist doch alles Verstehen auf dem Gebirte der Kunst ein Nachzeichnen, ein Miterleben, ein Sichhineinversetzen, Sichhineinfühlen. Man soll nicht in Hast, wie es uns die Tagesberichte zur leidigen Gewohnheit machen, eins nach dem anderen überfliegen oder verschlingen, sondern die Empfindungen müssen nachempfunden werden, müssen verschmelzen mit den unserigen, auf daß allmählich die Gedichte innerer Besitz werden, wir immer und immer wieder gern zu ihnen zurückkehren, daß immer mehr und mehr von unserem eignen Erleben zwischen den Zeilen mittönt und immer neue ungeahnte Schönheit wie ein liebliches, geheimnisvolles Wunder sich uns erschließt. Und wie wonnig ist dies, wenn zugleich der Blick traumverloren durch den Wald schweift, wo die Wipfel rauschen, nur hier und da eine Meise zirpt, ein Specht klopft oder in der Ferne eine Holztaube ihr „gurrgurr" erhebt, oder wenn die Möwen über die Wellen der See dahinflattern, um die Wette mit den huschenden, blinkenden Sonnenstrahlen. Aber nicht minder — denn der Kontrast ist eins der wichtigsten Momente im ästhetischen Genießen — wenn das Kaminfeuer lodert, die Lampe traulich brennt und von unten der Lärm der Straße, das Pfeifen der Lokomotiven, das Rasseln der Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen, kurzum das ganze ruhelose Getriebe einer Großstadt heraufschallt. Es ist so wonneselig, aus der Welt der gemeinen Wirklichkeit in die Welt der schöpferischen Phantasie sich zu erheben, vor dem inneren Auge aufzubauen, was der Dichter schaute und gestaltete, nachzuempfinden, was seine heiße Seele füllte ... In gleich feinsinniger und hinreißender Weise spricht Biefe über das Entstehen, den Schöpfungsprozeß des lyrischen Gedichtes. Aber seine Ästhetik und sein Kunstempfinden zeigen eine große Einseitigkeit. Er hat eine Vorliebe für das einfache, kurze Stimmungslied, wie es besonders Theodor Storm pflegte. Und diese Vorliebe ist nicht nur individuell berechtigt; es muß Biefe zugestanden werden, daß das Stimmungslied, das gerade in unserem Jahrhundert zur Blüte gekommen ist, in der Dichtung einen der ersten Plätze beanspruchen darf, daß es unter den poetischen Genüssen einen der köstlichsten und feinsten bietet. Aber wenn Biefe seine Vorliebe derart ins Maßlose steigert, daß er, — wie es in seinem Buche mit einigen Abschwächungen geschieht, — jeder anderen lyrischen Gattung im Grunde die Daseinsberechtigung abspricht, dann

verfährt er wie ein dilettierender Kunstfreund, nicht aber als weit- und überschauender Ästhetiker. Hätte Biese um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt, dann würde seine Einseitigkeit nur das fein zugespitzte, anakreontische Lied, das Lied der Hagedorn und Uz, anerkannt und gefeiert, gegen das Goethesche Lied aber heftig protestiert haben, — denn das letztere führte neue Empfindungswerte in die Welt, die dem Hagedornianer unfaßbar und deshalb unleidlich erscheinen mußten. So kurzsichtig oder vielmehr klein- und beschränktfühlig sich Biese damals erwiesen hätte, so kleinfühlig zeigt er sich heute, wenn er Stimmungslied und Lyrik als eins setzt. Ein Ästhetiker, der die beständigen Schwankungen und Wandlungen des Kunstgeschmackes überschaut und gleichwohl seinen eigenen oder den Geschmack seiner Zeit zum ausschließlichen Maß aller Kunsterscheinungen macht, spielt in gewissem Sinne eine komische Figur. So groß und so verständlich die Vorliebe für das Stimmungslied ist, — es kann und wird doch einmal wieder ein Geschlecht kommen, das der Gedankenlyrik, der Begeisterungslyrik oder der malerischen Schilderungslyrik den ersten Platz in seiner Schätzung anweist. Wer aber möchte sagen, daß das Empfinden dieses Geschlechts unberechtigt und unser Geschmack allein berechtigt sei? An der Einseitigkeit, mit der Biese empfindet, krankt denn auch das Urteil, das er über die einzelnen Lyriker des Jahrhunderts fällt. Besonders ungerecht ist es gegen Geibel, aber auch den jüngeren Dichtern der Gegenwart, soweit sie nicht auf Stormschen Pfaden wandeln, steht er verständnislos gegenüber. Es ist freilich sehr bequem, nur Künstler anzuerkennen, die sich ganz und gar auf den Bahnen eines verehrten Meisters bewegen. Aber als Kritiker und Historiker mußte sich Biese sagen, daß alles Große, aller Fortschritt nicht von denen ausgeht, die nachahmen und nacheifern, sondern von denen, die neue, eigene Wege suchen. Und in dem Neuen, wenn es auch vorläufig dem subjektiven Gefühl unbehaglich erscheint, die Werte aufsuchen, die auf eine Weiterentwickelung der Kunst deuten, — das allein heißt Kritik im großen Stile treiben. Unbesehen oder auf den ersten Eindruck hin ablehnen, das ist Art und Weise des Kunstphilisters. Ich selbst teile vielfach die Ab- und Zuneigungen Bieses, aber ich habe mich doch dazu erzogen, mein kritisches Urteil nicht ganz zum Sklaven meiner Neigungen zu machen. Und daher sehe ich dort, wo Biese einfach Unkunst und Unsinn sieht, zum Teil nur Unreife und Gärung, aber ich sehe auch in dem Unreifen die künftige Blüte und Frucht sich entwickeln. Alle Kunst ist zeitlich und räumlich, national und heimatlich bedingt. Und es ist eine alt und siech gewordene Ästhetik, die in die Entwicklung fortwährend mit der Forderung hineinfährt: Die Kunst muß so sein, denn so war sie bisher. Die Ästhetik hat der Kunstentwicklung zu folgen, nicht diese ihr, denn was von der Kunst gilt, gilt auch vom Kunstempfinden, vom Geschmack. Es gibt weder eine Normalkunst, noch einen Normalgeschmack, also auch keine Normaläſthetik ... Wie man sieht, ruft das Biesesche Buch nicht unerhebliche Bedenken hervor, aber in seinen Grenzen, in der Beschränkung, die ich angedeutet habe, ist und bleibt es doch eine der wertvollsten Erscheinungen, die unsere kritische Litteratur aufweist. Hoffentlich ist es ihm in der That beschieden, ein Haus- und Familienbuch zu werden, denn so gefestigt unser Volk in andrer Beziehung dasteht, — ästhetisch bedarf es noch gründlicher Erziehung.





Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Ein baltischer Künstler, freilich seit Jahren auf reichsdeutschem Boden eingebürgert, Karl Bernewitz, ist der Schöpfer der graziösen Statuette, die unser farbiges Titelbild wiedergibt. Das zierliche Bildwerk ist aber doch mehr als nur graziös; aus dem anmutigen Mädchenkopf mit den halbgeschlossenen Augen spricht Empfindung und Seele, und auf den Lippen scheint eine leise, zaghafte Frage zu ruhen. Der Künstler, der gegenwärtig im neununddreißigsten Lebensjahre steht, entstammt einer alten kurländischen Familie, die seiner Heimat seit dreihundert Jahren zahlreiche Geistliche und Rechtsgelehrte geschenkt hat, mit der Kunst aber so gut wie keine Berührungspunkte hatte. Trotzdem sprach sich das angeborene Talent des Knaben, der auf dem Lande aufwuchs, schon sehr früh und so kräftig aus, daß die Eltern bald darauf aufmerksam wurden. Als Karl Bernewitz dann nach Berlin kam, hatte er das Glück ein Schüler Reinhold Begas' zu werden, dessen Genie ihn unwiderstehlich anzog, und zu dem er bis heute bewundernd und mit hingebender Verehrung aufblickt; als Schüler des Meisters hat er an vielen von dessen Schöpfungen Anteil gehabt und erst jüngst eine der Quadrigen für das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal selbständig vollendet — ein Werk voll Kraft und vornehmen Schwunges; in diese jüngste Schaffensperiode fiel auch eine Statue des Bischofs Albert für den Hof des Domes zu Riga. Auf den Ausstellungen der letzten Jahre aber war Karl Bernewitz meist mit kleinen Werken vertreten, in denen, gleich wie in unserer Statuette, mehr seine reiche Begabung für das Anmutige und Graziöse zur Geltung kam: seine „Japanerin mit dem Fächer", sein „Knabe, der einen Hasen zum Tanze zwingt," die „schlummernde Psyche," sein „Tauben fütterndes Mädchen" haben den lebhaften Beifall der Kritik, wie des Publikums gefunden — zwei Faktoren, die sonst bekanntlich nicht immer in Übereinstimmung sind. Man darf dem Künstler eine reiche Zukunft voraussagen. —

Adolf Schreyer knüpft in seinen neueren Bildern gern an die Erinnerungen seiner Jugend an, in denen er als Zeltgenosse des Fürsten Emerich von Thurn und Taxis, der Oberst in österreichischen Diensten war, mit dem Gönner und Freunde die weiten Ebenen Ungarns und der Wallachei durchstreifte. Der am 9. Juli 1828 in Frankfurt a. M. geborene Künstler zählte damals wenig über zwanzig Jahre, das rechte Alter, um freudigen Herzens Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten, wie sie die bewegte Zeit und das Leben im Felde, bei der österreichischen Occupationsarmee in den Donaufürstentümern zumal, boten. Die Früchte jener Tage blieben denn auch nicht aus: neben einzelnen feurigen Gefechtsbildern entstand eine ganze Reihe lebendiger Schilderungen aus Hatbasien, in denen Pferd, Reiter und Fahrer stets die Hauptrolle spielten. Aber die großen Gaben des Künstlers reiften doch erst völlig aus, als er (1862) nach Paris übersiedelte, wo er fast drei Jahrzehnte unermüdlich thätig war, freilich auch jetzt ein allezeit wanderlustiger Maler, der immer aufs neue nach Algier ging, unter der heißen Sonne Nordafrikas, im Wüstensande und an den Berghängen der Kabylie Studien zu machen. Damals begründete er seinen Weltruf als Pferdemaler und entzückte mit seinen Beduinenbildern die Franzosen, bis er schließlich, von der Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden getrieben, sich jene herrliche Besitzung am Taunus erstand, in der er, ein unmittelbarer Nachbar der Kaiserin Friedrich, heute

noch lebt und schafft. Unser Bild „Vom Gewittersturm überrascht" — wiederum ein Gemälde aus den Ebenen Halbasiens — zeigt so recht intim die Eigenart des Meisters, der sich nie wie die Mehrzahl unserer jüngeren Künstler lediglich auf die Wiedergabe des Gesehenen ohne Rücksicht auf dessen stofflichen Inhalt beschränkt, der vielmehr in jedem seiner Werke einen Vorgang, eine möglichst reichbewegte, interessante Handlung erzählen will. —

Erfreulicherweise wächst in den Kreisen unseres kunstliebenden Publikums seit etwa einem Jahrzehnt sichtlich die Freude an der Landschaftsmalerei. Es ist zumal der deutsche Wald, dem diese Vorliebe gilt. Wer unsere neueren Ausstellungen aufmerksamen Auges durchwandert hat, weiß, wie sich in natürlicher Wechselwirkung auch die Zahl der Bilder gemehrt hat, deren Motive aus jenem unerschöpflichen Bronnen stammen — schlicht und einfach meist, ohne oder nur mit nebensächlicher Staffage, keine gekünstelten Kompositionen, die darauf berechnet sind, das Auge des Beschauers zu bestechen, vielmehr Bilder, die nur danach streben, einen Ausschnitt aus der schönen Natur mit dem ganzen Reiz unmittelbarer Anschauung wiederzugeben. Zu diesen Gemälden darf man mit Fug und Recht auch den „Herbstmorgen" des Düsseldorfers E. von Bernuth zählen. —

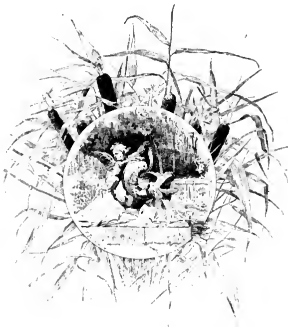
Ein farbiges Kunstblatt von Carl Böker stellt in charakteristischer Zeichnung einen frischen Bauernburschen beim Kartenspiel dar; ein zweites Blatt, Trompeter der Equitationsanstalt (bayerische Reitschule), von Messerschmitt-München mag als Beweis dafür dienen, wie sich auch mit einfachen Mitteln, hier nur durch ein leises Antönen in zwei Farben, kräftige koloristische Wirkungen erzielen lassen. —

Der Kunst des Auslandes, der unsere Hefte stets besondere Aufmerksamkeit widmen, verdanken wir diesmal zwei interessante Werke. Das eine, „Chloë," ist eine Schöpfung Sir E. J. Poynters, eines derjenigen brittischen Künstler, welchen die Aquarellmalerei ihre neue Blütezeit auf englischem Boden verdankt. Mit Vorliebe wählt Poynter seine Stoffe aus der Mythologie: „Perseus und Andromeda," „Atalantas Wettlauf," „die blumensammelnde Proserpina" gelten als seine vortrefflichsten Gemälde und charakterisieren zugleich sein Stoffgebiet; sichere Zeichnung und eine warme, in gewisser Beziehung an Tizian erinnernde Färbung zeichnen fast alle seine Bilder aus. Die „Chloë" ist übrigens Europa entführt worden; das Bild befindet sich in Australien, in dessen großen Städten sich seit einigen Jahrzehnten ein reges Kunstinteresse zu entfalten scheint, insofern es zutreffend ist, aus dem schnellen Wachsen der dortigen Sammlungen einen derartigen Schluß zu ziehen. Das Poyntersche Bild hat die Hobart-Gallery (Tasmanien) angekauft. — Die anmutige Gruppe „Einigkeit macht stark" ist das Werk eines jüngeren italienischen Bildhauers, Professors Dante Sodini, der aber in London ein reiches Schaffensfeld gefunden zu haben scheint. Nachdem er sich bereits durch vier Figuren an der Fassade des Doms zu Florenz einen Namen gemacht hatte, führte er sich in der englischen Hauptstadt durch ein Medaillonporträt der Königin Viktoria und eine Büste Gladstones auf das vorteilhafteste ein. Wir selbst schulden ihm besonderen Dank für die Liebenswürdigkeit, mit der er uns das Reproduktionsrecht seiner Gruppe überließ. —

Von den Meisterwerken der Dresdener Galerie bringen wir zunächst eine Handzeichnung „Der Raucher" von Adriaan Brouwer (geboren 1605 zu Oudenaerde, gestorben 1638 zu Harlem). Brouwer war der Maler der holländischen Schenken und Winkelkneipen, ein überaus genialer Künstler, der aber vorzeitig zu Grunde ging, weil er sich nicht nur seine Motive aus dem gleichsam von ihm neu entdeckten Stoffgebiet holte, vielmehr auch seine ganze Lebensweise ihnen allmählich anpaßte. Ein unverbesserlicher, übelberüchtigter Spieler, Schuldenmacher und Trinker, wirkte er doch durch die Kraft seiner Darstellung, durch den Zauber seiner Genialität unwiderstehlich auch auf vornehmere Künstler. Ein Mann, wie Rubens, verschmähte es nicht, sich mit Brouwer einzulassen, und für die Kunstgeschichte wurde er besonders interessant durch den Umstand, daß der gefeierte David Teniers der Jüngere während der ganzen ersten Epoche seines Schaffens sich an ihn, als Vorbild, anschloß. Es ist überzeugend nachgewiesen — zuletzt von Dr. Adolf Rosenberg in seiner ausgezeichneten Monographie Teniers' (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1896) — daß die in den Jahren 1634 bis 1638 entstandenen Teniersschen Wirtshausbilder durchaus das Echo Brouwerscher Kunst sind. Motive und Komposition, die Typen der Figuren, ihre verkniffenen Gesichter, das ganze Milieu, wie man heute sagen würde, die halbdunklen Räume, die vom Tabaksdunst erfüllte Atmosphäre — alle diese unentbehrlichen Bestandteile eines Brouwerschen Gemäldes kehren auf den Bildern des Schülers wieder. Ja, die Verwandtschaft zwischen beiden Meistern ist so groß, daß so manche Gemälde Brouwers in den Katalogen der Galerien als von Teniers stammend verzeichnet sind. In Deutschland ist München am reichsten an wirklich authentisch beglaubigten Bildern Brouwers („kartenspielende Bauern," „Rauchgesellschaft," „Baderstube"); in Frankfurt a. M. befindet sich die berühmte „Fußoperation;" der „Dorfbarbier" in der Galerie des Grafen Czernin zu Wien u. s. w. — Der Zeichnung des schroffen Realisten Brouwer stellen wir ein, auch in der Dresdener Sammlung befindliches Werk ganz entgegengesetzten Charakters gegenüber: die „Vestalin" von Angelika Kauffmann, der vielgefeierten Malerin des vorigen Jahrhunderts (geboren 1741 zu Chür, gestorben 1807 zu Rom). Goethe nannte ihre Schöpfungen „leichte, liebliche Spiele einer schönen Phantasie," und das Urteil ist gewiß treffend: sie spiegeln die liebenswürdige Persönlichkeit der Künstlerin wieder, und das hilft uns über die zopfige Süßlichkeit, die meist in ihnen liegt, leicht hinweg. Angelika Kauffmann zählte übrigens wirklich zu den vielgenanntesten Gestalten ihrer Zeit, und zwar nicht nur um ihrer anmutigen Kunst willen, sondern auch weil ihre Lebensschicksale manchen romantischen Zuges nicht entbehrten. Während ihres ersten römischen Aufenthalts, etwa 1763, lernte sie die Gemahlin des englischen Gesandten Wentworth kennen, die

sie veranlaßte, mit ihr nach London zu gehen. Hier wurde sie der Königin vorgestellt, welche die liebenswürdige Künstlerin mit großer Auszeichnung empfing und ihr zahlreiche Aufträge zuwandte, sie auch zum Mitglied der neu gegründeten Akademie ernannte. Aber gerade, als Angelika Kauffmann damals auf der Höhe ihrer Erfolge stand, fiel sie einem raffinierten Hochstapler zum Opfer: ein Kammerdiener, der sich für einen Grafen Horn ausgab, verleitete sie zu einer heimlichen Ehe. Der Betrug wurde zwar bald entdeckt und die Ehe gelöst, aber die Stellung der schwer geprüften Malerin am Hofe, und damit in England überhaupt, war doch völlig erschüttert; sie kehrte nach Italien zurück. Dort fand sie übrigens ein Jahrzehnt später ein reines, volles Glück in der Ehe mit dem trefflichen Kupferstecher Zucchi, und wußte ihr Haus in Rom zu einem der gesuchtesten und geachtetsten zu gestalten; sie verstand es mit Meisterschaft, alle bedeutenden Persönlichkeiten, die Rom besuchten — Fürsten, Künstler und Gelehrte — um sich zu versammeln; auch Goethe unterließ nicht ihre Bekanntschaft zu machen, als er während seiner zweiten italienischen Reise in der Tiberstadt weilte; sie malte sogar dessen Bildnis in ganzer Figur. —

Von den Studien, welche in das Heft eingefügt sind, sei hier zunächst der charakteristische, markige Bauernkopf Defreggers erwähnt; interessant sind auch das Bildnis einer alten Frau von Anton Mangold-München und eine Gewandstudie Ferdinand Brütts. Von den Fortschritten der photographischen Technik und ihrer Verwendung für den Buchdruck mögen eine italienische Studie W. von Gloedens „Die Waisen" und das allerliebste Bildchen einer Schwarzwälderin Zeugnis ablegen, das nach einer Aufnahme von A. Dilger-Sohn in Freiburg im Breisgau angefertigt ist. H. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.